

# Der Alte vom Berge.

**Philipp Galen.**

Berlin, 1873.

Verlag von Otto Janke.

ERSTER BAND.

ERSTES CAPITEL. EINE ÄRZTLICHE CONSULTATION.

Ein kühler regenreicher Frühlingstag begann in den Abend überzugehen. Noch drohte zwar fern am östlichen Himmel düsteres Gewölk, aber im Westen lichten sich bereits einzelne Stellen desselben und ließen den reinen blauen Aether sichtbar werden, der hoch über allen von der Erde aufsteigenden Wolken und Dünsten sich in unermeßlicher Ausdehnung über die irdische Schöpfung wölbt. Kaum aber hatten diese ersten hoffnungsreichen Anzeichen für die nächsten Stunden besseres Wetter verheißen, so brach auch schon an dem ausgezackten Rande der dunkelsten Wolke, sie zuerst mit einem purpurnen Bande umsäumend, die Sonne siegreich hervor und plötzlich fluthete ein breiter Strom goldensten Lichtes über die herrliche Landschaft, in deren Mitte wir den Schauplatz unserer Erzählung verlegt haben.

Noch tropfte es von den sich eben entfaltenden mattgrünen Blättern der Bäume, die hier und da in zierlichen Gruppen auf dem grünen Gefilde des hügelreichen Landes prangten, noch beugten sich die Halme und Gräser unter der Wucht der silbernen Perlen, die der reichliche Wolkenerguß des Nachmittags auf ihnen zurückgelassen hatte, aber schon breitete sich ringsum jener balsamische Duft aus, der einem humusreichen Boden nach jedem Frühlingsregen entsteigt und ein lautredendes Zeugniß giebt, daß die allgewaltige Schöpferkraft mit ihrer

Fruchtbarkeit und ihrem Segen auch diesmal wieder ihre Wunder verrichtet.

Und der schöne Landstrich, welchem dieser wonnig-süße Duft entströmte, rühmte sich mit Recht, einer der fruchtbarsten und gesegnetsten unseres großen Vaterlandes zu sein. Weithin dehnten sich die wellenförmig auf- und absteigenden und mit Weizen und Roggen bestandenen Felder aus, ein unabsehbares grünes Thal bildend, das rings von bewaldeten Bergen, die aus der Ferne blau und violett herüberschimmerten, eingeschlossen war. Dann und wann unterbrach ein auf höherer Hügelanschwellung gelegenes Buchengehölz, ein in feinen Blüthen weiß glänzender Hagedornbusch den monotonen Schmuck des Gefildes, oder auch saftreiche Wiesen, auf denen braune Rinder gras'ten und schlanke Füllen muthwillig umhersprangen, tauchten in größerer Ferne auf. Von Gebäuden dagegen sah man von der Stelle aus, auf die wir uns zuerst begeben, keine Spur, obwohl nicht allzu weit stolze Schlösser, reiche Wirthschaftsgebäude und idyllisch eingestreute Arbeiterwohnungen in Fülle vorhanden waren.

Zur Zeit, wo wir diese Gegend betreten, herrschte ringsum eine tiefe Stille. Kein Mensch war zu sehen, kein Vogel ließ in der Nähe seine süße Stimme erschallen. Nur aus dem im ersten Grün schimmernden Walde, der nordwärts in der Ferne sich einen steil aufsteigenden und kegelförmig gebildeten Berg hinaufwand, tönte von Zeit zu Zeit der neckende Ruf eines neugierigen Kukuks herüber, der sich nicht, wie seine kleineren Gefährten, von der

Nässe und der Kühle abhalten ließ, seinem Wohlbehagen den natürlichen Ausdruck zu geben. Als aber der leise sich erhebende Ostwind das düstere Gewölk am Himmel immer weiter trieb, die Sonne immer strahlender das frische Laub und die grünen Saaten vergoldete, da fing es allmähig an, sich in Busch und Wald zu regen und erst zaghaft flötende, dann muthig schmetternde und jauchzende Stimmen quollen von allen Seiten herüber, um vor dem nahenden Abend, wo sie sich zur Ruhe begaben, noch einmal dem Schöpfer laut zu danken, daß er auch sie mit seiner süßen Wärme, seinem goldenen Licht und seiner erquickenden Luft beglückt. Plötzlich wurde diese abendliche Stille unterbrochen und viel weniger anmuthige Töne als die bisherigen, ließen sich aus nächster Nähe vernehmen. Auf der breiten Straße, die das grüne Hügelthal von Norden nach Süden durchschnitt und, von beiden Seiten mit rasenbewachsenen Gräben eingefast, sich als ein ländlicher wohlerhaltener Sommerweg darstellte, hörte man zuerst das muntere Schnauben und dann den Hufschlag einiger Pferde, und bald, hinter einer wellenartigen Erhebung des Bodens auftauchend, wurden zwei Reiter sichtbar, die in geringer Entfernung hinter einander ritten und, überaus langsam sich fortbewegend, keine Eile zu haben schienen, um ihr eine Viertelstunde entferntes Obdach zu erreichen. Der vorderste Reiter, ein hochgewachsener Mann von kräftigem, stattlichem Körperbau, mit sonnverbrannten, ausdrucksvollen Zügen und einem so jäh blickenden dunklen Auge, daß es oft Blitze zu sprühen schien, ritt ein schönes braunes

Vollblutpferd und sah selbst in seinem noch von Wasser glitzernden Regenmantel und dem durchweichten grauen Filzhut wie ein vornehmer Herr aus, der stolz und zufrieden durch seine Besitzungen reitet und sich schon im Frühling über den reichen Segen des kommenden Herbstes freut. Wenigstens erschien das auf den ersten Anblick so, obwohl wir ihn bei näherer Betrachtung eben so wenig vornehm wie zufrieden finden werden, wenngleich wir ihm das Prädikat stolz nicht absprechen dürfen.

Der, einige Schritt hinter ihm reitende Mann war offenbar sein Diener, und auch er war durch seine äußere Erscheinung im Stande, uns den Glauben einzuflößen, daß er wenigstens eines erbangesessenen Barons oder Grafen Reitknecht sei, denn seine hellblaue Livrée mit den zahlreichen silbernen Tressen und Knöpfen saß ihm schmuck und straff auf den jugendlichen Gliedern und auch seine kräftige Fuchsstute zeigte sich ihrem Vorgänger an Gestalt und Schönheit ziemlich ebenbürtig.

Um jedoch den Leser über die Persönlichkeit des vordersten Reiters nicht lange in Zweifel zu lassen, wollen wir ihm sagen, daß derselbe weder ein Baron noch ein Graf, sondern nur der Administrator der freiherrlich Hartenstein'schen Güter und somit als oberster Gerichtshalter und Verwalter derselben der höchste Beamte seines Herrn war, mit einem Wort ein Mann, der durch ganz besondere Verhältnisse, die wir noch genauer kennen lernen werden, sich in hiesiger Gegend zu einer ziemlich bedeutenden Persönlichkeit aufgeschwungen hatte und in Folge seiner unläugbaren geistigen Begabung und

Schmiegsamkeit in alle ihm dargebotenen Lebenslagen, namentlich als Rentmeister des reichen Barons, der ihn fast unumschränkt schalten und walten ließ, der eigentliche Herr und Gebieter der schönen Herrschaft Schaumburg geworden war. Wer diesem stolzen Mann mit dem klugen festen Blick und der gemessenen Haltung eines vielvermögenden Herrn hier auf dem von ihm beherrschten Grund und Boden begegnete, zog demüthig die Kappe vom Kopf, denn Herr Amtrath Stephani, so lautete sein Titel und Name, war in der umliegenden Gegend ein hoch angesehener Mann, den seine Untergebenen wegen seiner durchgreifenden Strenge fürchteten, dem seine Freunde wegen seiner Klugheit und Gewandtheit, mit der er alle möglichen Geschäfte betrieb, nicht minder als um seiner vortrefflichen Tafel und seines wohlbestellten Weinkellers willen Achtung erwiesen und der mithin, als wohlhabender, wenn nicht reicher Mann, sich ohne Widerspruch in dem schönen Gedanken wiegen konnte, er sei allerdings eine bedeutende Person und der Herr Baron Clemens von Hartenstein, der nie Schloß Schaumburg betrat und seinem allerseits bewährten Administrator die ganze Sorge des freiherrlichen Herrscheramtes daselbst überließ, könne sich gratuliren, sein Wohl und Wehe in die Hände eines geschäftskundigen Beamten und eines so pflichttreuen ›Mannes von Fach‹ gelegt zu haben, ja, der schwermüthige und der Welt abgestorbene Herr könne es sich sogar zur Ehre schätzen, daß ein Mann, wie der Amtrath, in seinem Eifer nie müde werde, ihm sein Wohlwollen und seine Dienstbarkeit

zu bewahren und dadurch seine irdischen Besitzthümer zu vermehren, die in weniger ehrlichen Händen gewiß schon längst – den Weg alles Fleisches gegangen wären.

Schon lange bevor wir den Herrn Amts-rath zu Gesicht bekamen, ritt derselbe schweigend und überaus nachdenklich seines Weges, obwohl er sich, seinem ihm folgenden und ihn wahrscheinlich beobachtenden Diener gegenüber, das Ansehen gab, als sei er ganz und gar in Betrachtung der frisch grünenden Bäume und der üppig gedeihenden Felder versunken. Nein, dieses sein langes Schweigen war mit tiefernstem Nachdenken, sogar mit einiger Sorge verbunden, und wer ganz in seiner Nähe gewesen wäre, würde wahrgenommen haben, daß der mächtigen Brust des starken Mannes dann und wann ein Seufzer entschlüpfte und daß seine mitunter bebenden, wie in leisem Selbstgespräch begriffenen Lippen Worte und Namen murmelten, die mit der Fruchtbarkeit der Felder und dem Segen Gottes sehr wenig zu thun hatten.

So hatte er geraume Zeit in stillem Brüten seinen Weg fortgesetzt, als derselbe von einem anderen, nicht minder wohlerhaltenen rechtwinklich durchschnitten wurde. Zur Linken führte dieser zweite Weg eine starke Senkung hinab weiter durch fruchtreiche Felder und ansehnliche Wiesenstrecken, zur Rechten dagegen stieg er, anfangs allmählig, später immer steiler in leichten Schneckenwindungen den schon vorher erwähnten kegelförmigen Berg hinan, der erst hier in seiner ganzen Ausdehnung, Höhe und malerischen Schönheit in Betracht gezogen werden konnte. Denn früher hatte man wohl von der Rückseite

her den Berg und die schönen Parkbäume darauf wahrnehmen können, aber nicht das, was sich hinter denselben verbarg. Erst jetzt sah man es und ein in dieser Gegend unbekannter Reisender würde gewiß, wie der Amtrath es that, hier stillgehalten und dem neuen überraschenden Anblick, der sich ihm bot, einige Minuten geopfert haben. Denn plötzlich theilten sich auf der Spitze des ganz mit Wald bewachsenen Kegelberges die dichten hohen Bäume und in dem freien Zwischenraum wurde ein, wenn nicht sehr großes, doch wohlerhaltenes Gebäude sichtbar, dessen steingraues Gemäuer und eigenartige Architektur verrieth, daß es wahrscheinlich nicht in diesem Jahrhundert entstanden war.

Wie es vom Fuß des Berges aus gesehen schien, zählte es nur zwei nicht sehr umfangreiche Stockwerke, bestand aus einem breiteren Mittelbau und wurde von zwei zierlichen, mit ausgezackten Zinnen versehenen Thürmen flankirt, die, nicht gar hoch, doch einige Fuß über die gewaltigen Baumwipfel emporragten, die sich eben mit ihrem frischgrünen Maienlaub zu schmücken begannen. Weiter sah man freilich von diesem Bauwerk nichts, und noch weniger von den näheren Umgebungen desselben. Einen besonders freundlichen Anblick bot es aber gerade jetzt dadurch, daß die dem Untergang sich zuneigende Sonne ihre Strahlen auf seine Spiegelfenster fallen ließ, die nun wie flüssiges Gold und Purpur glitzerten und weithin in das liebliche Thal und die in blauem Duft verschwimmende Ferne leuchteten.



Wie gesagt, an diesem Kreuzwege hielt der Amtsrath seinen schönen Braunen an, drehte seinen Kopf nach dem Berge hin und blickte, in sinnende Betrachtung versunken, lange nach dem Gebäude empor, das für den stillen Beobachter, seiner gespannten Miene nach zu schließen, eine ganz besondere Bedeutung haben mußte.

Dies lange Hinstarren des vordersten Reiters und die Stille, die ihn umgab, wurde endlich durch das wiederholte laute Schnauben der Fuchsstute unterbrochen, die gern ihren Weg rascher fortgesetzt hätte, um bald in den nahen heimathlichen Stall zu gelangen. Auch schien es den Herrn aus seinen wachen Träumen geweckt zu haben, denn plötzlich wandte er sein Gesicht mit einer energischen Kopfbewegung dem hinter ihm haltenden Diener zu, als habe er die Absicht, ihm ein Frage vorzulegen.

Der aufmerksame Diener näherte sich ihm sogleich, zog ehrerbietig den silberbetreßten Hut und fragte: »Befehlen der Herr Amtsrath Etwas?«

»Nein!« klang fest und ernst die Stimme des Herrn dem Diener entgegen, »aber die Saaten stehen gut, Heinrich, hast Du es wohl bemerkt?«

»Sehr gut, Herr Amtsrath, ich habe es sehr wohl bemerkt. Der neue Inspector wird seine Freude darüber haben, wenn er kommt.«

»Ja wohl, das denke ich auch.« Und nach einer kurzen nachdenklichen Pause fuhr er mit einem leichten Seufzer fort: »Ach, wenn er nur erst hier wäre und mir wenigstens *die* Sorge vom Herzen nähme! Ich habe es satt,

den Oeconomen zu spielen und könnte meine kostbare Zeit besser auf andere Dinge verwenden. – Doch sieh da, Heinrich, kommt da oben den Berg herab – eben ist er bei der großen Eiche – nicht ein Mann auf einem Schimmel geritten? Sieh scharf hin, mein altes Auge läßt mich oft im Stich, wenn ich in die Ferne schaue, Deine Augen aber sind jünger und besser als die meinen.«

Der so zutraulich, was selten geschah, zum Reden ermunterte Diener blickte rasch nach dem Berge empor und schon nach einem Moment hatte sein scharfes Auge den beregten Gegenstand wahrgenommen Er nickte leise mit dem Kopf und sagte:

»Ja wohl, Herr Amtsrath, es ist ein Mann auf einem Schimmel und wenn mich die blendende Sonne nicht täuscht, so ist es der Herr Doctor Camp, der vielleicht seinen *Besuch oben* gemacht hat, wie er es jeden Samstag thut.«

Der Amtsrath nickte befriedigt und, ohne ein Wort weiter zu sprechen, ritt er auf dem berganführenden Wege dem dritten Reiter in langsamem Schritt entgegen, was natürlich nun auch der Diener that.

Die so zufällige Begegnung mit dem in der ganzen Gegend wohlbekanntem Arzt mußte dem Bewohner des Schlosses Schaumburg eine sehr angenehme sein, denn von Augenblick zu Augenblick sprach sich eine größere Befriedigung auf seinem sonst immer so ernstern Gesicht aus. Dasselbe verlor alsbald seinen strengen, gebieterischen Ausdruck und nahm eine leutseligere Miene an, die zuletzt in eine Freundlichkeit überging, wie sie nur

höchst selten Jemand bei ihm zu sehen bekam, die indessen bewies, daß Herr Amtsrath Stephani auch die unter manchen Verhältnissen bedeutsame Eigenschaft besaß, seine Miene zu beherrschen und ihr stets den Ausdruck zu geben, welcher der Person, mit der er verhandelte, und der Angelegenheit, die ihn beschäftigte, der entsprechendste war.

Beide Reiter näherten sich einander allmählig und daß der Mann auf dem Schimmel den ihm entgegenkommen den Herrn bald erkannt hatte, bewies er dadurch, daß er, ohne seinem ermüdeten Pferde einen rascheren Schritt aufzunöthigen, schon in einiger Ferne seine kleine Kappe abnahm und dieselbe wie zum Gruß einige Male in der Luft schwenkte. Weniger ungestüm und sichtlich gemessener in Darlegung seiner Freude, erwiderte der Amtsrath diesen Gruß mit ruhiger Grandezza, indem er höflich seinen Hut abnahm, ihn aber rasch wieder auf die heiße Stirn drückte, als habe er vorläufig hinlänglich seine Schuldigkeit gethan.

Endlich waren sie dicht bei einander und nun war es der Amtsrath, der seinem alten Bekannten zuerst die rechte Hand zum Gruße bot, dann sein gelenkiges Pferd geschickt wandte und nun neben dem neuen Gefährten seinen Weg heimwärts antrat.

Bevor wir jedoch auf das gleich beginnende Gespräch eingehen, das am späteren Abend sogar zu einer wichtigen ärztlichen Consultation führen sollte, dürfte es geeignet sein, einen prüfenden Blick auf den neuen Ankömmling zu werfen, da er es wohl verdient, daß wir ihm einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit schenken.

Wir haben schon gesagt, daß er einen Schimmel ritt. Dies war ein kleines und schon etwas steifes altes Thier, das nur schwer aus seinem ruhigen Schritt zu bringen war, aber so leichte und angenehme Bewegungen hatte, daß sein Besitzer es unter keiner Bedingung mit einem jüngeren vertauscht hätte, da er als vielgeplagter Landarzt, der in der nächsten Kreisstadt wohnte, eine gemächliche Bequemlichkeit, und, oft zu Pferde zu sein genöthigt, vor allen Dingen ein friedfertiges Thier unter sich zu haben liebte.

Auch in Bezug auf die Größe und das Alter stimmte der gute Schimmel zu seinem Herrn, denn wie der Doctor Camp ein sehr kleines Männchen in den Sechszigen war, so war auch sein ponyartiges Thier schon längst über die Mittellinie seiner Existenz hinaus, und so paßte Körperconstitution, Alter und Temperament Beider vortrefflich mit einander und Beide kannten sich lange und genau, so daß der leiseste Wink oder der schwächste Stimnton des Einen von dem Andern auf der Stelle erkannt und befolgt wurde.

Bekleidet war unser guter Doctor, so weit man es zu Pferde beurtheilen konnte, mit einer hellgrauen Regenkappe, eng anliegenden Stulpstiefeln und einem etwas

schäbigen Mantel mit langem Kragen, der durch Alter und Witterungseinflüsse bereits arg mitgenommen war und seine ursprüngliche blaue Farbe schon längst mit einer halb in's Braune, halb in's Graue spielenden vertauscht hatte.

Wenn aber die äußere Erscheinung des Doctor Camp nicht gerade sehr bedeutend erschien, selbst wenn er wie heute in seiner Landreisetracht hoch zu Pferde saß, so gewann er doch sichtlich in den Augen aufmerksamer Beobachter, wenn man sein im Ganzen gutmüthiges Gesicht etwas genauer studirte, das ebenfalls, wie sein langgedienter Mantel, schon die unauslöschbaren Spuren nahenden Alters in Form verschiedener Furchen und Runzeln zeigte, die erst recht dadurch sichtbar wurden, daß das kleine Männchen es sich jeden Morgen angelegen sein ließ, mit dem schärfsten seiner Messer jede Bartspur daraus zu entfernen.

Denn dieses Gesicht, so winzig die Züge, so nahe zusammengerückt die kleinen Augen, die auffallend rothe Nase und der etwas breitgezogene Mund waren, trug unläugbar das Gepräge einer nicht gewöhnlichen Geistesbegabung, und sein graugrünes Auge funkelte unter der intelligenten hohen Stirn und hinter den Gläsern einer mattblauen Brille so lebhaft und drang so tief und sicher in die Physiognomie der mit ihm Redenden ein, daß unter Umständen ein gewisser Muth dazu gehörte, seinen scharf forschenden Blick zu ertragen, der immer sagen zu wollen schien: »Was Du mir auch vorreden magst, ich sehe doch in Dein Herz hinein und lese Deine Gedanken

auf der Stirn, ob Du sie runzeln oder in freundlicher Glätte zeigen magst.«

Fügen wir noch hinzu, daß Doctor Camp ein überaus bescheidener, sich nie und nirgends hervordrängender Mann war, der ruhig alle Aeüßerlichkeiten des Lebens auf seine friedliche Seele wirken ließ, daß er aber vor allen Dingen ein besonner und redlich vorwärts schreitender und vorsichtiger Mann war, der nie etwas versprach, was er nicht bestimmt halten zu können glaubte, so denken wir ihn für's Erste genügend geschildert zu haben, zumal uns der Verlauf unserer Erzählung belehren wird, daß unser neuer Bekannter in der That ein Mann war, der die Achtung und das Vertrauen vollkommen verdiente, womit ihn Alt und Jung, Vornehm und Gering in dem ihm zugewiesenen Berufskreise beehrte.

»Grüß Sie Gott, lieber Doctor!« rief ihm der Amtsrath mit ausnehmender Freundlichkeit zu, als er in seine Nähe gelangt war und ihm mit fühlbarer Wärme die Hand schüttelte. »Sie kommen mir gerade gelegen und ich bitte Sie, mich nach Schaumburg zu begleiten, wo es zufällig heute Abend etwas Gutes zu tafeln giebt. Denn ich weiß, daß Sie kein Kostverächter sind und das Herrlichste nur dann wirklich herrlich finden, wenn es in Ihre greifbare Nähe gerückt wird, wie ich es heute Abend zum Beispiel mit meiner besten Sorte Hochheimer zu thun gedenke.«

Doctor Camp, der in der That, wie so viele Aerzte, gern etwas Gutes aß und trank und wohl wußte, daß in seinem bescheidenen Daheim nicht der Glanz und Ueberfluß der Tafel herrschte, wie in dem schönen amtsrätlichen Schloß, schmunzelte vergnüglich und nickte dann zustimmend.

»Ich gehe gern mit,« sagte er freundlich, »zumal ich heute schon Feierabend gemacht habe und bereits die Absicht hegte, noch ein Viertelstündchen bei Ihnen vorzusprechen.«

»O, lassen Sie es zwei Stunden sein, die werden uns bei angenehmer Plauderei schnell genug vergehen. Sie kommen überdies so selten. – Doch wie, lieber Doctor,« und hier schlug der Amtsrath einen fast herzlich vertraulichen Ton an, »Sie sind auf dem Schneckenberg gewesen, nicht wahr? Haben Sie noch meine Tochter oben getroffen?«

»Ja, ich bin oben gewesen – es war ja mein gewöhnlicher Besuchstag – und habe auch Ihre Tochter getroffen. Man hielt sie mit der gewöhnlichen Liebenswürdigkeit fest und erst um neun Uhr wollte der Herr Baron sie nach Hause fahren lassen.«

»Das hat er nicht nöthig!« nahm der Amtsrath mit raschem Auffahren seines stolzen Kopfes das Wort.

»Er braucht seinen Kutscher nicht zu bemühen, ich habe selbst Pferde und Wagen, und werde meine Tochter im eigenen Gefährt zu Thale befördern lassen.«

Der Arzt nickte ruhig, als lasse er dem herrischen Amtsrath gern seinen Willen und sagte dann bescheiden:

»Na, ich bin ja zufrieden, mich geht das nichts an. Ich habe nur den Auftrag erfüllen wollen, der mir in der freundlichsten Weise gegeben ward.«

»Ich danke Ihnen, doch nun genug davon. Sagen Sie mir lieber – was macht der Alte vom Berge, wie ihn die Leute hier unten nennen? Hat er wieder neue Schrullen zu Tage gefördert und konnten Sie heute aus ihm klug werden?«

»Hm! Nein, was die Schrullen, aber ja, was das Klugwerden betrifft,« erwiderte der Arzt bedächtig. »Ich werde aus allen Menschen klug, die nicht absichtlich eine Maske vor ihr Gesicht legen, und das thut, wie Sie wissen, der Baron nicht.«

»So. Gut. – Aber was macht er sonst, wie befindet er sich? Ich meine, was seinen – seinen Gemüthszustand anbelangt.«

»Nun,« sprach der Arzt noch langsamer und bedächtiger als vorher, »es geht ihm, wie es ihm immer geht, nicht besser, nicht schlimmer. Im Ganzen habe ich keine Veränderung an ihm bemerkt.«

Nach diesen mit einiger Bedeutung gesprochenen Worten, die den Amtrath nicht sehr befriedigt zu haben schienen, trat eine ziemlich lange Gesprächspause ein, die der Letztere damit hinbrachte, daß er geradeaus über die Ohren seines Pferdes hinstarrte, während der friedfertig neben ihm reitende Arzt seine lebhaften Augen mit Behagen über die grünen Saaten schweifen ließ, über die sich allmählig das Dunkel des Abends lagerte, nachdem



die Sonne schon längst hinter den fernen blauen Bergen hinabgesunken war.

Ohne einen anderen Gesprächsgegenstand zu suchen und ganz allein seinen innersten Gedanken hingegeben, setzte der Amtrath seinen Weg fort, nur war er von Zeit zu Zeit bemüht, den raschen Schritt seines feurigen Pferdes zu mäßigen, da der kleinere und schwächere Gefährte desselben nur mit einiger Mühe und unwilligem Kopfschütteln neben ihm hertrrottete.

So näherte man sich allmählig dem Ziele des Tages, dem schönen Schlosse von Schaumburg, und bald verrieth der Wechsel der landschaftlichen Umgebung, daß man den Park desselben dicht vor sich habe, der in dem abendlichen Dämmerlicht mit seinen massiven Baumgruppen schon lange sichtbar war. Das bebaute Feld nahm hier plötzlich ein Ende, anmuthige Baumgruppen tauchten auf lichtem Moosboden zur Rechten und Linken auf, und über eine kleine Brücke von zierlich gestrichenem Holz, unter der ein muthwilliger Forellenbach seine klaren Gewässer sprudeln ließ, gelangte man an eine gewaltige Weißdornhecke, die das freiherrliche Gehöft so wie den ganzen Park von Schaumburg umschloß. Undurchdringlich in seinem stacheligen Gefüge, sechs bis sieben Fuß hoch, formte diese uralte Hecke einen ungeheuren Kreis um den reichen Herrnsitz und nahm sich mit den zahllosen weißen Blüten, die sie schmückten, selbst im grauen Zwielicht, gar freundlich aus. Nur an einer Stelle, an der man unmittelbar vorüber kam, war diese Hecke durchbrochen; eine etwa zwei Fuß breite Lücke machte sich

bemerkbar, diese füllte jedoch eine eben so breite und etwa zehn Fuß hohe, in der Mitte künstlich gebrochene Marmorsäule aus, auf der in großen goldenen Buchstaben hellleuchtend einige Worte zu lesen waren.

Der Arzt, der auf der Seite der Hecke ritt, warf, als er dicht an der Säule vorüberkam, einen langen tiefdringenden Blick darauf und überflog mit seinem scharfen Auge die ihm nur zu bekannte Inschrift; der Amtsrath dagegen, als wisse oder ahne er gar nichts von ihrer Existenz, ließ seine etwas drohend blickenden Augen gleichgültig darüber hinschweifen, bis sie auf dem einzigen zum Hofe führenden Eingange, einer Art Portal mit einem neu aufgesetzten Frontispiz, haften blieben, der die drei Reiter jetzt aufnahm und in den großen Park führte, der seine schöne Wohnstätte so stolz und hehr umschloß.

Bevor wir jedoch selbst in den Park und dann in das Schloß eintreten, dürfte es gerathen sein, einen Blick auf Beides zu werfen, da sie ja zum Theil den bedeutsamen Schauplatz unserer Erzählung bilden. Fassen wir uns aber kurz und sagen wir, daß zuerst der Park wie jeder große herrschaftliche Park mit uralten, schöngruppirten Bäumen, mit üppigen Rasenflecken und in Bogenlinien angelegten Wegen aussah, nur war er gerade nicht übermäßig gepflegt und unterhalten und man merkte ihm wohl an, daß der eigentliche Herr, der ja, wie wir wissen, auf dem Schneckenberg wohnte, nicht seinen Aufenthalt in Schaumburg hatte, und daß der gegenwärtig hier waltende Stellvertreter nicht den Sinn dafür besaß oder die Mittel anzuwenden für rathsam hielt, um das

natürlich Schöne künstlich noch schöner, das Vortreffliche noch trefflicher erscheinen zu lassen.

Nur in der nächsten Umgebung des Schlosses, dessen hochaufragende graue Mauern schon aus weiter Ferne sichtbar wurden, war eine größere Sorgfalt bemerkbar, namentlich was die Pflege des Rasens, den Schmuck der mannigfachen Blumenbeete und die malerische Anordnung der Baumgruppen und Sträucher betraf, eine Sorgfalt, die noch klarer zu Tage trat, als man sich dem cirkelrunden, seeartigen Teiche näherte, in dessen Mitte sich, auf einer unbedeutenden Bodenerhebung gelegen, das stolze alte Schloß Schaumburg erhob.

Dieses selbst war zwar ein sehr umfangreiches, zwei Stockwerke hohes, aber kein ganz regelmäßig construirtes Bauwerk, obgleich der ursprünglich quadratische Grundriß gleich bei'm ersten Blick leicht zu erkennen war. Namentlich jetzt, im abendlichen Dämmerlicht, nahmen sich seine geraden Linien mit den mannigfachsten Verzierungen, Erkern und Balkonen und seine nur zum kleinsten Theil erhellten Fensterreihen gar stattlich aus, und die zierlichen Thürmchen, die im Renaissancestyl auf den etwas vorspringenden vier Ecken emporstrebten, hoben sich frei und leicht von dem tiefstahlblauen Himmel ab, der sich jetzt, nach den fortgewehten Regenwolken, eben so friedlich wie erhaben über dem großen eindrucksvollen Ganzen wölbte.

Was die Gärtnerkunst anbelangt, die hier gegenwärtig nur zum Theil ihre Schuldigkeit that, so trat sie am sichtbarsten jenseits des Eingangsthors und Teiches vor der

nach Süden gelegenen Hauptfront hervor, aber leider ohne die wohlverdiente Anerkennung zu finden, denn gerade diese Hauptfront, der schönste und wohleingerichtetste Theil des Schlosses, war seit manchem Jahre unbewohnt, was uns jetzt auch die dichten, tief herabgelassenen Vorhänge andeuteten, die selbst bei Tage keinem neugierigen Auge einen tieferen Einblick in das öde und doch so prachtvolle Innere gestatteten.

Fast ganz erleuchtet war dagegen die westwärts gelegene Seitenfront, denn im oberen eleganten Stockwerk derselben wohnte der Herr Amtsrath Stephani mit seiner Familie, die gegenwärtig nur aus einer erwachsenen Tochter bestand, während die weitläufige Zimmerreihe im Erdgeschoß die Gerichtsstube, das Archiv, die Arbeitsräume des Administrators, ferner die Wohnung des Gutsinspectors, der Oberwirthschafterin und endlich die des Privatsecretairs des Amtsraths enthielt.

Auch für die etwas reichliche Dienerschaft des Letzteren bot dieser Schloßflügel Raum genug; die Knechte und Mägde des Gutes aber, so wie die Kutscher, der Reitknecht und die beiden Gärtner nebst dem Förster wohnten außerhalb des Schlosses und nur einige hundert Schritte vom Teich entfernt in einem geräumigen Wirtschaftsgebäude, an das sich die Scheunen, Ställe und Remisen schlossen, die indessen sämmtlich so hinter Gebüsch und Bäumen versteckt lagen, daß man sie nicht sah, wenn man auf dem breiten Fahrweg, der durch den Park führte, herankam, ein Weg, auf dem auch unsere drei Reiter so eben ihren Einzug hielten.

Als dieselben über den festen Damm ritten, der den Teich durchschnitt, in welchem die Schwäne, Reiher und sonstigen Wasservögel, die ihn bei Tage bevölkerten, sich bereits zur Ruhe begeben hatten, und als der Amtrath mit seinem Gast jetzt große, mit dem freiherrlichen Wapen der Hartensteins geschmückte Schloßportal erreichte, an dessen granitnen Strebepfeilern zwei geharnischte, in Stein gehauene Ritter die ewige Wache hielten, wurde alsbald ein reges Leben im Schloßhofe laut. In demselben brannten vier reich broncirte Laternen auf ritterlichen Steingestalten, die mit ihrem etwas trüben Licht ein marmornes Wasserbecken erleuchteten, dessen Strahl aber schon seit mehreren Jahren, wie so vieles Andere im Schaumburger Schloß, versiecht zu sein schien. Der ganze Hof war mit granitnen Quadern gepflastert und die Hufschläge der drei anlangenden Pferde weckten einen lauten, fast gespenstisch klingenden Widerhall an den sie rings umgebenden Steinwänden. Drei oder vier Männer, zwei davon in eine ähnliche Livrée gekleidet, wie sie der Reitknecht Heinrich trug, sprangen dem ankommenden Herrn mit sichtlicher Hast entgegen, als beeilten sie sich über die Maaßen, ihm und seinem Gaste die Ehren des Hauses zu erweisen. Einer von ihnen half dem Amtrath, der Andere dem Arzt aus den Bügeln, und noch ehe die Herren ein Wort zu sprechen im Stande waren, wurden die drei Pferde schon wieder dem Damme zu nach den Ställen abgeführt.

Der Amtrath blieb einen Augenblick vor dem Eingang in seine Wohnung stehen und blickte sich suchend im

Kreise um. Da fiel sein Auge auf einen jungen Mann mit rothblondem, wohlgebürstetem Haar und Bart, dessen frisches Gesicht auf den ersten Anblick wohl einige Theilnahme erwecken konnte. Bei genauerem Hinblick aber fühlte man sich von demselben eben so leicht abgestoßen, wie anfangs angezogen, denn in dem wasserblauen Auge lag ein listig lauernder Blick und um den stets etwas zugekniffenen Mund prägte sich so deutlich, daß es fast Niemandem entging, der nicht an diesen Ausdruck gewöhnt war, ein intriguanter, fast dämonischer Zug aus, der indessen für den Amtsrath schon längst seine abstoßende Kraft eingebüßt zu haben schien.

Dieser junge, sehr modern und fast elegant gekleidete Mann war Herr Fuchs, der Privatsecretair des strengen Administrators von Schaumburg und demselben durch seine Alles schnell erfassende geistige Fähigkeit, wie durch sein allbereites energisches Eingreifen in die ihm aufgebürdeten Geschäfte unentbehrlich geworden. Auch schien er mit dem Gebieter auf überaus vertraulichem Fuß zu stehen, wenigstens lag in der Art seines Gebahrens stets Etwas, was einem aufmerksamen Beobachter den Glauben aufnöthigen konnte, der junge Mann fühle sich dem sonst so strengen Herrn gegenüber sicher und er könne sich schon erlauben, Jedermann, der dies einsame Schloß betrat, mit einer bedeutungsvollen und vielsagenden Miene entgegenzutreten.

Als der Amtsrath sich ihm näherte, verbeugte er sich überaus unterwürfig, trat lächelnd dicht an ihn heran und begrüßte ihn mit einigen gut gesprochenen höflichen

Worten, an die er bescheiden die Frage nach dem Befinden des Herrn knüpfte, mit der schließlichen Bemerkung, daß er bereit stehe, die etwaigen Befehle desselben augenblicklich auszurichten.

»Mein lieber Fuchs,« erwiderte der Amtrath mit gewinnender Freundlichkeit, wie sie selten Jemand im Schlosse außer dem Secretair zu sehen und zu hören bekam, »ich danke Ihnen. Mir geht es, wie es mir gehen kann, Sie wissen es ja. Ich habe mein Päckchen auch heute wieder getragen. Doch – Geschäfte habe ich heute keine mehr für Sie.« Und indem er noch einen Schritt näher an ihn herantrat, flüsterte er ihm die Worte zu: »Lassen Sie mich heute Abend mit dem Doctor allein, ich habe Wichtiges mit ihm zu reden. Speisen Sie also auf Ihrem Zimmer und lassen Sie sich nichts abgehen. Gute Nacht!«

Nach diesen Worten, die der Secretair sogleich befolgte, indem er sich nach tiefer Verbeugung aus dem Gesichtskreise der Umstehenden entfernte, trat der Amtrath rasch auf den Doctor Camp zu, faßte ihn vertraulich unter den Arm und führte ihn die hellerleuchtete Treppe in ein großes, modern und reich möblirtes Empfangszimmer hinauf.

»Da sehen Sie,« sagte er lächelnd und auf die darin brennenden Lampen deutend, »man hat uns schon erwartet und Alles zu unserm Empfange zugerüstet, wie es sich gebührt. So, hier lasse ich Sie einen Augenblick allein, ich will mich nur meiner nassen Kleider entledigen und dann gleich wieder bei Ihnen sein. Thun sie dasselbe und ohne allen Zwang, da wir heute ganz unter uns

sind. Dann treffen wir uns im Speisesaal, Sie wissen ja Bescheid.«

Doktor Camp nickte nach seiner Gewohnheit still vor sich hin und, ohne einen Diener abzuwarten, der ihm den nassen schweren Mantel abnahm, warf er denselben über den ersten besten Stuhl, trat vor einen Spiegel und strich sich mit der flachen Hand über seinen etwas kahlen Schädel, an dem nur zu beiden Seiten ein spärlicher graues, in natürliche Löckchen gestalteter Haarwuchs sichtbar war.

Ganz eigenthümlich und fast behaglich lächelte der kleine Mann, als er seine winzige Gestalt in dem einfachen grauen Röckchen und den hohen Stiefeln von dem blitzenden Spiegelglase zurückgeworfen sah. Es war, als ahne er schon, von welcher Art und Wichtigkeit die Unterredung sein werde, in Betreff derer der Amtsrath seinem Secretair so eben einige Worte zugerant hatte. Als er sich aber genügend beschaut, ging er, sich die kalten Hände reibend, einige Male in dem teppichbelegten Zimmer auf und ab, anstatt, wie sein Wirth es gewünscht, sogleich in den Speisesaal zu treten, worin er, da er nebenan lag, schon die Vorbereitungen zu dem gleich stattfindenden Mahle treffen hörte.

Auch der Amtsrath hatte mit Hülfe seines ihm immer zur Hand stehenden Leibdieners bald seine Toilette beendet. Nachdem ihm der nasse Hut und Regenmantel abgenommen, wusch er sich die Hände in einem kostbaren Porzellangefäß, welches mit allen erforderlichen Geräthschaften zu seiner Erquickung in dem glänzenden Ankleidezimmer bereit stand. Dann ordnete er sich mit



einer Bürste das starke graue, etwas widerspänstig aufwärts strebende Haar und den trotzigem Schnurr- und Backenbart, und als er auch damit zu Stande gekommen, sagte er zudem noch an der Thür aufmerksam wartenden Diener.

»Du kannst gehen, Jean; die Kleider und Stiefel wechsele ich nicht, sie sind trocken geblieben und belästigen mich nicht. Aber laß bald anrichten. Wir sind zwei Personen, also reicht ein kleiner Tisch aus. Wir trinken heute Hochheimer und dann Steinberger, aber laß ihn hübsch kalt sein.«

Als der Diener das Zimmer verlassen, stand auch der Amtrath noch eine Weile vor dem glänzenden Spiegel und beschaute sich nachdenklich geraume Zeit. Und in der That, es war eine imposante Gestalt, die das schön geschliffene Glas klar zurückwarf, und auch wir, die wir jetzt erst den Herrn vom Schlosse Schaumburg in seiner ganzen Größe aufrecht stehend vor uns sehen, müssen bekennen, daß er ein ansehnlicher Mann war und auf seine äußere Erscheinung etwas eitel zu sein wohl das Recht besaß. Straff und fest saß ihm der modische graue Reitrock auf dem kräftigen Leibe und seine feinen Hände, an denen er schneeweiße Manschetten eifrig hervorzupfte, schienen eher die eines nichtsthuenden vornehmen Herrn als die eines geplagten Oeconomen zu sein, den er doch heute zu spielen in der traurigen Lage gewesen war, wie er selbst gesagt.

Auch das bartreiche, volle und sonnenverbrannte Gesicht, nachdem er die Haare geglättet, sah viel bedeutender und energischer als vorher mit dem Hut aus; sein Wuchs ging weit über die Mittelgröße hinaus und seine breiten Schultern und kräftigen Arme bewiesen, einem wie starken Körper die starke Seele dieses Mannes zum Aufenthalt angewiesen war.

Und obgleich sein dichtes Haar und sein Bart ergraut waren, so schien er doch im Ganzen viel jünger zu sein, als er wirklich war, denn Niemand sah diesem straffen, muskulösen, im Leibe etwas stark entwickelten Mann an, daß er das sechszigste Lebensjahr schon vor einigen Monaten zurückgelegt hatte.

Als er sich lange genug im Spiegel beschaut und Stock, Taschentuch und Hände auch noch mit kölnischem Wasser getränkt hatte, zündete er sich eine feine Cigarre an, füllte ein Etui aus einem Kästchen damit und trat nun in das Zimmer ein, in welchem, bescheiden und geduldig, wie stets, Doctor Camp seinen Wirth erwartete und wie vorher nachdenklich auf- und abspazierte.

»Ah, mein lieber Freund,« lauteten die ersten Worte des schmuck und frisch eintretenden Wirths, »Sie sind noch immer im Vorzimmer? Warum denn das? Sie sind ja hier zu Hause und können es sich ganz nach Wunsch bequem machen.« Damit reichte er ihm die Hand und drückte sie ihm recht warm und zärtlich.

Doctor Camp lächelte und nickte. »Ich befinde mich auch hier ganz wohl und halte es für bequem genug,«

entgegnete er. »Ihre Zimmer sind alle so eingerichtet, daß man sich darin behaglich fühlen kann.«

»Nun ja, athmen und leben wenigstens läßt es sich schon darin. Ach du lieber Gott, das ist auch Alles, was man von der vielen Arbeit und Sorge hat! – Doch nun kommen Sie. Man wird ja wohl da drinnen fertig sein. So, geben Sie mir Ihren Arm.«

Mit diesen Worten führte der große Wirth seinen kleinen Gast in das anstoßende Gemach, das man mit vollem Recht einen Speisesaal nennen konnte, denn es war groß und elegant genug dazu. Vier große Lampen brannten bereits darin und erleuchteten den umfänglichen und hohen Raum doch nur zum Theil, wiewohl hinreichend, um die anscheinend einfache, in Wahrheit aber höchst luxuriöse Einrichtung betrachten zu können.

Die Decke desselben war gewiß schon vor vielen Jahren mit reicher Stuccatur geschmückt, die Vorhänge von gelbem Damast und die Wände mit pompejanischem Roth überzogen, von dem sich die vergoldeten feinen Leisten, die in mannigfachen Arabesken darüber hinliefen, äußerst vortheilhaft abhoben. In Mitte derselben in regelmäßigen Zwischenräumen, befanden sich ovale Medaillons in reichen Broncerahmen, deren kunstvoll gefertigte Frescogemälde ländliche Szenen darstellten. In den Ecken und an den Pfeilern zwischen den drei Fenstern waren vergoldete Consolen mit, der Antike nachgebildeten Figuren angebracht. Der getäfelte Fußboden war zum größten Theil mit einem grün, gelb und rothgewürfelten Teppich bedeckt. An dem einen Ende, etwas

an die Seite gerückt, stand ein großer ovaler Ausziehetisch, an dem man zu speisen pflegte, wenn mehr Gäste im Schlosse sich befanden; augenblicklich war er nur mit schneeweißem Damasttuche bekleidet und leer. Für den heutigen Abend war ein viel kleinerer runder Tisch, auf dem zwei Moderaturlampen brannten, in der Mitte des Saales gedeckt und um ihn, wie um jenen, standen feste, schwer bewegliche, aus Eichenholz künstlich geschnitzte und höchst bequeme Sessel mit ellenhohen Lehnen. Dem entsprechend waren auch die an der Langwand neben dem porzellanenen Kaminofen aufgestellten großen Büffets aus geschnitztem Eichenholz und auf denselben prangten kostbare Gefäße aller Art, Becher, Pokale und dergleichen von Silber und Crystall, die, von den davorstehenden Lampen erleuchtet, hell und anlockend blitzten. Der kleine Speisetisch, auf dem die beiden Couverts sich gegenüber lagen, war mit übermäßig vielem und schwerem Silbergeschirr, einem herrlichen Service und farbig funkelnden Gläsern fast überladen, im Großen und Ganzen einen Luxus darbietend, wie ihn nur ein sehr reicher Mann sich erlauben darf und wie er der im Allgemeinen bescheidenen Stellung eines Administrator seines freiherrlichen Gutes kaum zu entsprechen schien. Doctor Camp war keineswegs von dem ihn so plötzlich umgebenden Glanz geblendet. Vielleicht war er in diesem seltsamen Hause schon daran gewöhnt, vielleicht hatte er auch kein Auge oder keinen Sinn dafür. Gleichgültig und mit stoischer Ruhe ließ er seine Blicke nur

flüchtig darüber hinschweifen, dann wandte er das Gesicht seinem Wirthe zu, der sich vergnügt rings umblickte und das größte Wohlgefallen an seinen schönen Sachen zu empfinden schien.

»Na, es ist ja Alles in bester Ordnung,« sagte Dieser, nachdem er einen scharf prüfenden Blick über die kleine Tafel hatte gleiten lassen, auf der auch der bestellte Hochheimer in einem silbernen Eiskühler schon vorhanden war. »Aber Sie müssen vorlieb nehmen, lieber Doctor, ich hatte eigentlich heute, da meine Tochter nicht zu Hause ist, auf keinen Gast gerechnet. Indessen hat Sie und mich der Zufall begünstigt. Der Förster hat ein paar wilde Fasanen geschossen, und einer davon ist auch in meine Küche geflogen, während der andere für morgen Mittag nach dem Schneckenberg emporgewandert ist, wie es sich gebührt, da unser – gestrenger Herr dort oben residirt. Haha!«

Doctor Camp nickte behaglich und beistimmend, auch würde er gewiß ein Wort erwidert haben, wenn nicht in diesem Augenblick die Thür sich aufgethan und Jean, dem noch ein zweiter Diener behülflich war, mit einer Schüssel leckerer Forellen hereingetreten wäre, die wahrscheinlich auch der günstige Zufall in des Amtraths Küche hatte schwimmen lassen.

So setzten sich denn die beiden Herren zum Mahle nieder, das wir nicht weiter verfolgen wollen. Nur müssen wir erwähnen, daß der Wirth seinem Gaste, wie es sich ja gebührt, die besten Bissen vorlegte und das Glas immer voll schenkte, während er sich des Weines heute nur sehr

mäßig bediente. Doctor Camp aber schien gegen dieses die Zungen lösende Mittel hinreichend gestählt zu sein, wenigstens trank er zur Freude des Amtraths wacker darauf los, ohne daß der feurige Wein die geringste Wirkung auf seine Lebensgeister äußerte, denn er blieb trotz seiner immer röther und röther werdenden Nase so still, so vorsichtig und aufmerksam wie zuvor und kein Wort entschlüpfte ihm, was den heimlich lauernden Amtrath zu irgend einem rascheren Vorgehen mit seinem Plane hätte ermuthigen können.

Jean, das mußte man ihm lassen, zeigte sich vortrefflich geschult und bediente die beiden Herren von Anfang bis zu Ende mit dem lobenswerthesten Geschick. Indessen waren Beide von keiner besonderen Redseligkeit so lange sie speisten, nur dann und wann wurden einige kurze Bemerkungen über alltägliche Dinge gewechselt. Nur einmal, gleich nach Beginn der Tafel, sagte der Amtrath mit einigem Nachdruck:

»Es speist sich gut, Doctor, wenn man müde und hungrig ist, hundertfältig seine saure Pflicht gethan und zu guterletzt noch einen Gast hat, den man gern bei sich sieht, wie es mir heute mit Ihnen geht, lieber Camp. Nun, so wollen wir es uns denn auch wohl sein lassen und uns keinerlei Zwang auflegen, da wir ja einmal allein sind, was hier selten vorkommt.«

Doctor Camp nickte blos und sagte: »Ich danke Ihnen. Bei Ihnen schmeckt es Ihren Gästen immer gut, also auch mir, und Zwang lege ich mir nirgends auf, wo ich auch

sein mag. – Aber gießen Sie mir nicht so rasch den starken Wein ein. Er thut mir zwar nichts – aber ich habe noch einen weiten Weg bis nach Hause.«

»O, daran denken wir noch lange nicht und im Nothfall lasse ich Sie fahren, wenn Cornelia angekommen ist.«

In diesem Augenblick trug Jean das Dessert auf und warf dabei seinem Herrn einen forschenden Blick zu, dieser verstand ihn und sagte sogleich:

»Ja, Jean, jetzt bringe des Herrn Doctors Lieblingswein, meinen herrlichen Steinberger-Cabinet.«

»O, o, welcher Luxus!« schaltete der Doctor wie zu sich selbst redend ein.

»Still, lieber Freund, es ist heute ein Festtag für mich, da Sie da sind und ich Sie einmal für mich allein habe.«

Und als Jean gleich darauf die verlangte dunkelgrüne Flasche, vorsorglich in Eis gestellt, auf den Tisch gebracht, nickte er dem Diener zu, der mit fragendem Ausdruck in der Miene, als erwarte er noch einen weiteren Befehl, an seiner Seite stehen geblieben war, und sagte:

»Ja, Du kannst jetzt gehen, Jean, wir brauchen Dich nicht mehr. – Ah, habe ich auch meine Cigarren? Ja, da sind sie – so – nun laß uns allein und störe uns nicht mehr. Wenn aber meine Tochter kommt,« fügte er hinzu, als der Diener schon die Thür erreicht, »so laß sie herein, sie muß den Herrn Doctor auch an seinem Tische begrüßen.«

Jean hatte das Zimmer verlassen und die beiden Herren saßen allein. Doctor Camp knackte noch Haselnüsse und speiste sie mit Behagen, während der Amtsrath

schon seine Cigarre in Brand gesetzt hatte. Aber als er sie anzündete, lenkte er seinen Blick scharf auf den unbefangenen ihm gegenüberstehenden Doctor und prüfte den schwer entzifferbaren Ausdruck seines klugen Gesichts; da er jedoch keine Spur von Aufregung oder Argwohn an ihm wahrnahm, setzte er sich in seinem Lehnstuhl bequem zurecht und begann die Art und Weise zu überdenken, wie er den bevorstehenden Wortfeldzug eröffnen sollte.

Endlich schien er den passenden Eingang gefunden zu haben. Denn als der Doctor die letzte Nuß verspeist, alles Uebrige abgelehnt und schon mit begehrlchen Fingern die neben seinen Teller gelegte Cigarre ergriffen hatte, sagte der schlaue Amtsrath:

»Nun, lieber Doctor, so weit sind wir also. Hat es Ihnen geschmeckt?«

»Vortrefflich, wie immer, und ich denke Ihnen den Beweis davon durch die That geliefert zu haben.«

»Haha! Doch - -sind Sie fertig – brennt die Cigarre gut – ja? Nun, dann darf ich ja wohl von den Dingen zu reden anfangen, die mir so schwer das Herz belasten. Ja, darf ich?«

Der Doctor, den blauen Rauch seiner schönen Cigarre lüstern mit der Nase prüfend, nickte ruhig und erwiderte:

»Warum dürften Sie nicht? Sie wissen ja, ich bin immer mit guten Ohren versehen. Aber – Sie sehen mit einem Mal so ernst aus – Sie sind doch nicht etwa selbst der Patient, über den Sie mit mir eine ärztliche Consultation halten wollten?«



Der Amtrath bemühte sich, so natürlich wie möglich laut zu lachen; aber die guten Ohren des Arztes hörten sehr wohl die Kunst heraus. »Ach, ich!« versetzte der Er-  
stere, nachdem er sich ausgelacht, »wenn hätte ich Ihnen von irgend einer Krankheit gesprochen! Das sollen Sie erst noch erleben, denke ich. – Doch nun versuchen Sie einmal Ihren alten Lieblingstrank. Das ist der berühmte Siebenundfünfziger! Haha, der ist gut, nicht wahr?«

Doctor Camp ließ den kostbaren Wein tropfenweise über seine Zunge gleiten, schnalzte damit ein oder zwei Mal, lehnte sich in seinen großen Sessel, in dem er wie ein Zwerg auf dem Stuhl eines Riesen aussah, bequem zurück und sagte nickend:

»Ja, er ist bewundernswerth. Doch nun haben wir genug geschmeckt und jetzt wollen wir hören, meine Ohren und mein Herz sind weit offen. So sprechen Sie denn, was Sie zu sprechen haben.«

Der Amtrath that einen tiefen Athemzug, setzte sich auf seinem Sessel wie auf einem Pferde zurecht, mit dem man einen Wettritt unternehmen will, räusperte sich zweimal und sagte endlich mit etwas befangener Miene, da er die klugen Augen des Arztes eben so fest wie erwartungsvoll auf sich gerichtet sah.

»Mein lieber guter Doctor! Ich habe allerdings etwas sehr Wichtiges mit Ihnen zu reden, und da es nicht mich allein, sondern auch andere höher gestellte Personen betrifft, so muß ich um Ihre vollkommenste Discretion bitten, eine Bitte, die mir sicher nicht versagt werden wird, da mir Ihr ehrenwerther Charakter und Ihre

wissenschaftliche Berufsstellung in unsrer kleinen Welt ein fester Bürge dafür ist. Mit einem Wort, ich habe in der That eine Art ärztlicher Consultation mit Ihnen zu pflegen, das heißt: Ihre Ansicht der Sache, Ihr Ja oder Nein soll diesmal für mehrere Personen ein entscheidendes Gewicht haben, und wenn Sie mir schließlich für die weitere Ausführung meines Vorhabens einen guten Rath geben wollen, so werde ich Ihnen so dankbar sein, wie es nur in meinen Kräften steht.«

Der Amtrath schwieg mit einem tiefen Athemzug, denn das Eis war gebrochen, die schwere Einleitung mit einigen Umschweifen gelungen und der Eindruck davon auf den Arzt unverkennbar, da er sich von seinem Sitz aufmerksam lauschend vorgebeugt hatte und den Redenden mit sichtlicher Verwunderung ansah.

»Sie wollen etwas sagen?« fuhr der Amtrath etwas schlau fort, der gern eine Zwischenfrage seines Gegenübers vernommen hätte.

»Ich? Hm! Ja oder nein, wie Sie wollen,« sagte der Arzt ruhig. »Aber Sie drücken sich nicht ganz verständlich aus, mein lieber Herr Amtrath, Sie sprechen etwas zu allgemein. Gehen Sie doch lieber gleich auf das Besondere über. Mit einem Wort, sage auch ich, kommen Sie zum Zweck, geradeaus, auf einen Schlag, denn ich erkenne aus Ihrer Einleitung wahrhaftig nicht, in welcher Weise mein Charakter und meine ärztliche Stellung Ihnen für meine Jedermann bekannte Discretion in häklichen Dingen Bürge sein soll.«

Der Amtrath winkte beifällig, lächelte matt und sagte: »Ah, Sie kommen mir mit Vertrauen entgegen, das ist recht, und auch ich habe den Wunsch, den geraden Weg, der immer der kürzeste ist, zu verfolgen. Nun denn, obgleich es mir etwas schwer wird, Ihnen den Mann zu nennen, dessen Name doch einmal auch gesprochen werden muß, wir haben seiner heute schon mehrmals erwähnt. Ich meine, Sie verstehen mich jetzt – ich spreche von unserem Baron auf dem Schneckenberg. Nun, mein Lieber, Sie haben Clemens von Hartenstein heute nicht zum ersten Mal gesehen und gesprochen, sondern Sie kennen ihn schon lange und haben seinen seltsamen Zustand gründlicher als sonst Jemand beobachtet. Ich – ja, ich muß jetzt mit diesem Herrn endlich auf's Reine kommen, und wenn mir der schöne Plan mit meinem Sohn Kuno, den ich Ihnen schon einmal vertraulich angedeutet, nicht glücken sollte, wenn also – wie soll ich sagen? – die Differenz, die den Herrn und mich auseinanderhält, nicht mit Milde und auf die einfachste Weise zwischen uns ausgeglichen werden sollte, was ich noch immer hasse, dann muß ich zu ernstlicheren Mitteln greifen, und diese ernstlichen Mittel, mein lieber Doctor, sollen Sie mir als Arzt und Freund in die Hände geben. Ah!«

Doctor Camp saß unbeweglich in seinem Stuhl, und vor Erstaunen, das er jedoch möglichst zu verbergen trachtete, war ihm die frisch angebrannte Cigarre ausgegangen. Endlich faßte er sich und sagte so ruhig, wie es ihm in so schwierigem Falle nur möglich war:

»Fahren Sie fort – jetzt verstehe ich Sie erst halb – ich möchte und muß Sie aber bald ganz verstehen.«

»Das sollen Sie auch. Nun denn, sagen Sie mir offen und ehrlich: was halten Sie von dem Geisteszustande Ihres alten Patienten da oben? Glauben Sie, daß er noch einmal zur richtigen Beurtheilung seiner Verhältnisse gelangen wird, oder geben Sie ihn verloren, das heißt, glauben Sie, daß seine geistige Beschränktheit oder lieber seine geistige Störung wachsen und ein schlimmes Ende nehmen wird?«

Doctor Camp's gutmüthiges Gesicht überflog bei diesen scharf hervorgestoßenen und an sich schon herzlos klingenden Worten eine dunkle Röthe, so daß es mit der stets rothen Nase darin wie in Purpur zu glühen schien. Indessen schwand diese rasche Wallung bald wieder, er faßte sich schnell und mit leisem nachdrucksvollem Ton sprach er so klar und langsam, daß jedes seiner Worte wie ein schneidendes Messer in die aufgewühlte Seele des leidenschaftlichen Amtsraths fuhr.

»Hm, ja! Also das ist es, worüber Sie reden und was Sie wissen wollten! Nun, da kann ich redlich dienen. Das, was ich von dem Zustande des armen Barons halte, wissen Sie ja lange, und heute kann ich nur wiederholen, was ich Ihnen schon oft genug angedeutet. Ich halte also den Baron für einen guten, braven, aber allerdings schwachen, in manchen Dingen beschränkten und in gewissen Vorurtheilen befangenen Mann, einen Mann, der

durch mannigfaches Unglück mürbe und unmännlich geworden, der sogar in *gewissen* Dingen allerdings leichtfertig, nachlässig« – er betonte gerade diese Worte sehr stark – »und unzuverlässig erscheinen mag; der auch in *meinen* Augen geistig bedrückt erscheint, von unbestimmten Sorgen gequält und oft unruhig und unstät hin- und hergetrieben wird, aber für das, was Sie eben anzudeuten belieben, für geistes- oder, wie man richtiger sagt, für gemüthskrank halte ich ihn nicht, kann ihn also auch unter keinen Umständen verloren geben.«

»Was!« rief der Amtsrath mit unverholenen Erstaunen und in großer Erregung aus – »Sie halten ihn nicht für geisteskrank, obgleich Niemand seine verkehrten Schrülen und seine Unzurechnungsfähigkeit in gewissen Dingen so gut kennt wie Sie?«

Doctor Camp senkte still und demüthig, beinahe traurig das kahle Haupt. »Ach,« seufzte er, »es ist eine sehr schwierige Sache, selbst für einen wissenschaftlich gebildeten Arzt, einen Menschen, wenn auch nur in *gewissen* Dingen, für unzurechnungsfähig zu erklären, wenn ich auch zugeben muß, daß mir der Gemüthszustand des armen Barons oft die größte Sorge bereitet hat.«

»Ah, sehen Sie wohl,« fuhr der Amtsrath triumphirend auf, bog sich vor und goß dem Arzt ein zweites Glas von dem beliebten Steinberger ein, »Sie kommen mir schon etwas näher, Sie zweifeln selbst an der Richtigkeit dessen, was Sie mir so eben gesagt haben. Es wird also nur auf eine noch genauere Beobachtung Ihrerseits ankommen. Auch Sie – ich lese das trotz Ihres Widerspruchs auf

Ihrem ehrlichen Gesicht – auch Sie halten den guten Baron für geistig gestört, und es kommt also nur auf Sie an, diesen Zustand ärztlich, das heißt gerichtlich festzustellen und das ist es ja, wozu ich Sie im Fall der Noth auffordern möchte, ja, wozu ich Sie am Ende aller Enden kraft meiner amtlichen Stellung auf Schaumburg auffordern muß.«

Der alte Doctor berührte das vollgeschenkte Glas nicht, ja er sah es nicht einmal mehr an; vielmehr senkte er wieder wie müde den Kopf, schaute tiefsinnend vor sich nieder und seufzte nur. Plötzlich aber hob er den Kopf wieder in die Höhe und sein Gesicht nahm einen überaus ruhigen, fast sanften Ausdruck an. »Lieber Herr Amtrath,« sagte er, »seien wir, da wir doch einmal ernstlich mit einander reden, ganz ehrlich und sprechen wir offen, ohne allen Rückhalt über das Vorliegende. Ein halbes Vertrauen von Ihrer Seite ist gar keins, ich muß also Alles wissen, was Sie denken, was Sie vorhaben. Sagen Sie mir daher: welches ist der *milde* Weg, den Sie vorher andeuteten, um die Differenz auszugleichen, die zwischen Ihnen und dem Baron besteht, und welches also sind auch die Mittel, um die Unzurechnungsfähigkeitserklärung, die Sie von mir verlangen, unnöthig zu machen?«

Der Amtrath athmete wie neu belebt auf. Jetzt erst griff er selbst nach seinem Glase, that einen kräftigen Zug daraus und sagte: »Gut, ich will Ihnen meine innersten Gedanken und Hoffnungen enthüllen. Sie wissen, von meinen beiden Söhnen ist der jüngste Offizier. Er ist im

Kriege tapfer und brav gewesen und unser gnädiger König hat ihn nicht allein mit Orden und Ehrenzeichen geschmückt, sondern er hat ihn auch aus eigenem Antriebe in den Adelsstand erhoben, eine seltene Auszeichnung, die der wackere Kuno nicht irgend einer Protection, sondern ganz allein seinen persönlichen Verdiensten um den Staat verdankt. Diese Standeserhöhung hat mich, ich gestehe es freudig, hoch beglückt und mit Stolz erfüllt und ich habe gerade darin die Möglichkeit gefunden, meinen längst gehegten Plan zur Reife zu bringen. Denn jetzt, da er ein Adliger geworden, ist Kuno berechtigt, um die Hand der Tochter des Barons zu werben, und wenn das gelingt, dann ist jede Differenz zwischen dem Baron und mir wie vom Winde verweht, und wenn ich des Barons Angelegenheiten führe und seine Güter verwalte, wie es mir seit vielen Jahren von Gerichtswegen und durch seinen eigenen Willen übertragen, dann führe und verwalte ich, sobald mein Sohn des Barons Schwiegersohn ist, zugleich auch die meinigen, denn meines Sohnes Glück und Besitz ist in gewissem Maße auch mein Glück und Besitz – und ich stehe in diesem Fall natürlich von aller ferneren Bemühung ab, unser Verhältniß – in eine andere Lage zu bringen.«

Der Arzt hatte aufmerksam zugehört und mit seinem schnell fassenden Geist so ziemlich das Ganze begriffen. Indessen lächelte und nickte er nur und sagte dann:

»Gut. So weit sind wir. Wenn diese Werbung Ihres Herrn Sohnes um die Hand des gnädigen Fräuleins nun aber nicht glückt, was dann?«

»Dann, dann,« sprach der Amtsrath mit bedeutsamer Energie, »beschreite ich eben den Weg, den ich vorher angedeutet, das heißt, ich bemühe mich, auf irgend eine Weise die ärztliche Erklärung der Unzurechnungsfähigkeit des Barons zu erlangen und verfolge im Nothfall den gerichtlichen Weg, wie es mein verantwortungsvolles Amt mir wider meinen Wunsch vorschreibt.«

Der Arzt wiegte bedenklich den Kopf. »Das wird ein etwas schwieriges Unternehmen sein, so weit ich es übersehen kann,« sagte er. »Doch warum ist denn das eigentlich nöthig, mein lieber Amtsrath? Erklären Sie mir das doch ein wenig ausführlicher; ich sehe vielleicht nicht ganz klar, wie die Sachen liegen. Sie sind ja hier, so viel ich weiß, fast ganz unumschränkter Herr und Gebieter, Sie bewohnen das Schloß und administriren das große Gut ganz nach Ihrem Gefallen, haben nur dem Baron, der der mildeste Herr von der Welt ist, Rechenschaft abzulegen, beziehen einen herrlichen Gehalt, dann noch eine hübsche Dividende – also was für einen Vortheil hätten Sie denn davon, wenn der Baron für – für geistig gestört und unzurechnungsfähig erklärt würde, so daß man den alten Mann, denn dahin kann doch nur Ihr amtliches Bestreben gehen, unter Curatel stellen muß?«

»Natürlich,« brauste der Amtsrath auf, »dahin *muß* in diesem Fall mein Bestreben gehen, und ich wäre dann die Person, unter deren Curatel, unter Oberaufsicht der Gerichte, er gestellt würde, da ich der Einzige bin, der von den hiesigen Verhältnissen genaue Kenntniß besitzt. – Aber was für Vortheil mir daraus erwächst, fragen Sie?



Mir? Wer denkt denn an mich dabei? Lieber Mann, was stellen Sie sich denn eigentlich vor? Sie scheinen auf ganz falscher Fährte zu sein. Ich für meine Person komme ja hierbei gar nicht in Betracht. Bis jetzt nahm ich nur die Gelder ein, händigte dem Herrn aus, so viel er verlangte, und führte über Einnahmen und Ausgaben meine Bücher. Aber der Herr verlangt seit Jahren immer mehr und mehr und jetzt endlich so viel, daß ich bei'm besten Willen nicht mehr aus und ein weiß. Wenn nun das Gut dadurch zu Grunde ginge und der Herr Baron durch eigene Schuld und trotz meiner Gegenbemühungen Bankerott machte, was dann? Nun, wenn Sie es nicht errathen, dann will ich es Ihnen sagen. Dann würde alle Welt den Stein auf mich und schrie, ich sei ein schlechter, ein abscheulicher, ein gewissenloser Verwalter gewesen. Nein, das soll, das darf alle Welt nicht von mir, dem alten Stephani sagen, dessen Haar mit Ehren grau geworden ist und dessen Sohn soeben der Landesfürst, weil er einer tadellosen Familie angehört, geadelt hat. Aber zu diesem Bankerott, Doctor, lieber Doctor, ich sage nicht *wird*, kann es endlich kommen.«

»Wie? Steht es denn so mit dem Baron?« fragte der Arzt mit sichtlich erschrockener Miene. »Davon habe ich ja bisher keine Ahnung gehabt.«

»Aha! Sie sind also ein unwissender, blinder, tauber Mann. Nun ja, so steht es, und kann es denn anders sein, wo eine so bodenlose Verschwendung eingerissen ist und

alle Tage tiefer einreißt? Der Herr Baron, Ihr guter, braver Mann – nun ja, das ist er, das muß ihm der Neid lassen – hat gar keinen Begriff von dem Werth des Geldes, er ist darin – eben unzurechnungsfähig – Sie nennen es leichtfertig, nachlässig – o, lächeln Sie nicht – aber da er den Werth des kostbaren Gutes nicht kennt, keine Ahnung davon hat, was tausend oder zehntausend Thaler bedeuten, wenn sie fehlen, so verausgabt er mehr, als er von Gottes- und Rechtswegen darf, und dadurch verliert am Ende nicht allein er, sondern, was die Hauptsache ist, sein Kind, und gerade das Vermögen, das Erbtheil dieses Kindes, in wessen Hände es auch einst fallen mag, muß unter allen Umständen sicher gestellt werden. Darüber zu wachen, dafür zu sorgen, ist *meine* Pflicht und Schuldigkeit, mein geehrter, herzenswarmer Herr!«

Der Doctor wiegte den Kopf hin und her und griff mechanisch nach seiner weggelegten Cigarre, ohne sie jedoch in Brand zu setzen. »Aber ist denn das möglich?« sagte er wie zu sich selber. »Giebt er denn wirklich so viel aus?«

Der Amtrath, der wohl sah, welchen tiefen Eindruck das eben Gesagte auf den biedereren Arzt machte, schöpfte frischen Athem, aber er wurde, je weiter er sprach, von Augenblick zu Augenblick lebhafter, ja heftiger, bis er zuletzt nicht weiter konnte und in eine Art schweigender Verbissenheit verfiel.

»Oho!« rief er, »da kommen Sie mir eben recht. Sie sollten nur einmal in meine Bücher sehen, dann würden Sie über den guten Mann da oben staunen. Früher

schon, als das Kind, die Angela, noch ganz klein war, hat er schon an einer Art Manie, Geld auszugeben, gelitten und eine Menge Leidenschaften, Liebhabereien nennen es die schmiegsamen Leute, zu Tage gefördert. Da machte er erst die großen jahrelangen Reisen, die ungeheuer viel Geld verschlangen; dann kam er zurück, baute das alte gute Haus auf dem Berge luxuriös aus, schaffte eine fabelhafte Menge kostbarer unbrauchbarer Bücher, Gemälde, Kunstwerke aller Art an und ließ auf allen Auktionen den unsinnigsten Trödel für schweres Geld erhandeln. Indessen, das ging noch, das ließ sich ertragen und ich drückte ein Auge zu. Seitdem aber seine Tochter mit ihm aus der theuren Pension in sein Haus auf dem Berge zurückgekehrt ist und die Affenliebe zu ihr immer größere Verhältnisse annahm, seitdem kennt seine Geldverschleuderei keine Grenzen mehr. Ich begreife gar nicht, wie man in ein Kind so vernarrt sein kann, obgleich ich recht gut weiß, wie lieb man seine Kinder haben kann, denn ich habe doch auch eine schöne, eine recht schöne Tochter. Aber eben diese seine kindische Narrheit, anders kann ich sie nicht nennen, gränzt an's Fabelhafte. Nichts auf der Welt Schönes, Kostbares, Herrliches giebt es, was er diesem kleinen weißen Schäfchen nicht anhängen möchte. Da sind zum Beispiel die alten Wagen und Pferde nicht mehr gut genug und es werden neue kostbare Equipagen aller Gattung angeschafft. Natürlich mußten alle die Kutscher und Stallknechte, die Diener und was zu seinem Haushalt gehört, auch neue moderne Livréen haben. Dann waren das schöne Haus, der Park,

der Garten noch nicht glänzend genug eingerichtet und ich mußte Künstler aller Art aus der Residenz kommen lassen, die daraus für die kleine Prinzeß ein Paradies schaffen sollten, und es ist bei alledem doch nichts Gescheidtes geworden, so viel ich weiß. Nun denken Sie an den Putz, die Geschmeide, womit er das Kind beschenkte, und glauben Sie, Doctor, daß das Alles kein Geld kostete?«

Der Doctor blickte starr vor sich hin und dann sah er den Amtrath fest und zweifelnd an. »Natürlich kostet das Alles Geld, wenn es so ist, wie Sie sagen,« versetzte er, »aber das Geld ist dazu ja auch da, lieber Amtrath. Der Baron ist ja, das werden Sie nicht bestreiten, ein reicher, ein sehr reicher Mann, das Gut Schaumburg trägt bedeutende Summen ein, und somit kann er seine große Liebe zu dem Kinde doch wohl durch viele Geschenke und sonstige Ausgaben sehr wohl bethätigen. Uebrigens, ganz aufrichtig gesprochen, merkt man oben auf dem Berge von diesem Luxus gar nichts. Die Baroneß mag viele schöne Kleider und kostbaren Schmuck haben, allein sie trägt sich stets so einfach, daß ich mich oft gewundert habe, wenn ich sie sah. Und dann, das Leben auf dem Berge, lieber Amtrath, ist durchaus nicht, wahrhaftig nicht so luxuriös, wie Sie denken. Sie, nehmen Sie mir das nicht übel, treiben einen viel größeren Luxus, und sind doch nur der Administrator des Barons. Sehen Sie sich nur hier um, eine solche Tafel, und es sitzen doch nur zwei Personen daran, mit solchem Silbergeschirr, solchen Weinen sieht man dort niemals. Und nun gar der Baron

selber! Einen einfacheren, genügsameren, anspruchsloseren Mann kann es gar nicht geben. Er geht ja nie aus, hütet stets wie eine Schnecke das Haus, hat nur einen oder zwei Wagen mit je zwei Pferden für sich – allerdings hat Fräulein Angela auch ihr kleines Gespann – aber das Alles ist ja so einfach, ich möchte sagen, so bürgerlich, daß es mich Wunder nimmt, daß Sie einem so reichen Manne seine Freude an hübschen Dingen verargen.«

»O, o, ich verarge sie ihm ja nicht im Geringsten,« rief der Amtsrath, der bei Erwähnung seines eigenen Luxus eine grimmige Miene angenommen hatte, »aber, mein Lieber, ich sehe schon, wie es mit Ihnen steht. Sie verstehen mich eben nicht und haben keine Einsicht in die Art und Weise, wie der Baron wirthschaftet. Da will ich Ihnen nur das Eine sagen. Da sitzt er oben einsam und verlassen auf dem Berge mitten in seinem kostbaren Haushalt, und hier, das herrliche schöne Schloß steht öde und leer. Wozu diese kostbaren zwei Wirthschaften? Warum läßt er nicht seinen Berg sein, was er früher war, ein Aufenthalt während der Jagd oder ein Vergnügungsort, den man höchstens auf Stunden besucht, und zieht zu mir, wo er Verkehr, Umgang, Welt und Leben hat, herab, um mit eigenen Augen zu sehen, wie wir für ihn arbeiten und uns abmühen, ihm das schwere Geld zu verdienen?«

Der Arzt sah den heftig Redenden groß an und schüttelte fast unwillig den alten kahlen Kopf. »Mein lieber Amtsrath,« sagte er warm, »Sie hätten den Aufenthalt des Barons auf dem Berge nicht so schonungslos angreifen sollen, da Sie ja wissen, daß er eine so große Neigung

für das Stilleben und eine nie zu bezwingende Antipathie gegen Schaumburg hat.«

»Haha! Da habe ich Sie!« rief der Amtsrath triumphierend, und goß sich hastig ein Glas Wein in den Mund. »Das ist es ja eben! Diese Neigung zum Stilleben und diese unbezwingliche Antipathie gegen Schaumburg, das ist ja ein Hauptsymptom seiner Krankheit, und krank ist er, geisteskrank, Sie mögen sagen, was Sie wollen.«

Der Arzt hob bedeutungsvoll den rechten Zeigefinger in die Höhe und sagte nachdrücklich und bestimmt:

»Nein, das ist er nicht, mein Freund, ich sage Ihnen das und Sie – Sie wissen sehr wohl, daß der Baron, Ihr Herr, triftige Gründe hat, das Schloß hier und somit das ganze Gut Schaumburg zu vermeiden, ja, daß er es längst verkauft und es vorgezogen hätte, in die weite Welt zu gehen, wenn er nicht durch alte Familientraditionen und Erbpflichten unablöslich an dasselbe gebunden wäre.«

Der Amtsrath wurde plötzlich nachdenklich und ruhig. Der Ernst und die Würde, mit welcher Doctor Camp so eben gesprochen hatte, mußten ihm imponirt haben, auch der letzte Abschnitt der Rede desselben, dessen Wahrheit ihm einleuchtete, trug nicht weniger dazu bei, ihn vorsichtig und friedfertig zu stimmen. So schien er mit einem Male geneigt, das unerquicklich gewordene und resultatlos gebliebene Gespräch für heute über diesen Punkt abzubrechen, und so sagte er mit einer viel sanfteren Miene und fast einschmeichelnder Freundlichkeit:

»Lassen Sie es für heute genug sein, Doctor. Ich bin überzeugt, in Zukunft, vielleicht sehr bald, verständigen wir uns leichter. Da, trinken Sie lieber Ihr Glas aus. So. Hm! Schmeckt Ihnen der Wein?«

»Nun natürlich!« warf der gute Doctor kurz und wohlwollend hin, obgleich er mit seinen Gedanken ganz wo anders war.

»Nun, dann werde ich Ihnen ein Dutzend Flaschen davon schicken, ich habe noch Vorrath genug davon und Sie wissen, ich theile meinen Freunden gern von meinem Ueberfluß mit. Nur das Eine thun Sie mir zu Liebe: – wenn Sie wieder zum Baron gehen, so untersuchen und beobachten Sie ihn genau. Denken Sie an Alles, was ich Ihnen heute im vollsten Vertrauen gesagt und ich bin überzeugt, fest überzeugt, Sie werden einst – vielleicht zu spät – an ihm finden, was ich – schon lange an ihm gefunden habe. Finden Sie das aber, dann – heraus mit dem bewußten Attest und Sie sollen es wahrhaftig nicht umsonst verfaßt haben. Denken Sie nur immer an das arme, unschuldige Kind, die blasse Angela – der und der allein müssen wir ihr Vermögen zu erhalten suchen. – Warum lächeln Sie?«

»Weil Sie schon wieder auf das Attest zurückgreifen, während Sie doch erst den bewußten Weg der Milde – mit dem geadelten Sohn – beschreiten wollen.«

»Haha, ja, das ist auch wahr. Na, darauf wollen wir anstoßen. So. Gott gebe das Beste! Amen! – Ich habe mich

aufgeregt,« fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er aufgestanden und einige Schritte im Zimmer hin- und hergegangen war, »und das wollte und sollte ich nicht. Aber ach, Doctor, was man für Sorgen hat! Alle Tage werden sie größer und stärker und mir sitzen sie schon lange so schwer auf den Schultern, daß sie mich fast zu Boden drücken. Da sehen Sie, da bin ich vom Mittag an im vollsten Regen auf den Feldern umhergeritten, habe die nichtsnutzigen Arbeiter beaufsichtigen müssen, wie ein junger Verwalter, und das ist doch wahrhaftig keine Arbeit für einen Mann, wie ich einer bin. Wo nur der neue Inspector bleibt, dessen Ankunft schon so lange gemeldet ist! Aber wenn der erst da ist, dann will ich wieder zu leben anfangen und arbeiten – in der Stube, in den Büchern arbeiten, daß es eine Lust ist, ja!

»Wo kommt denn der neue Inspector her?« fragte der Arzt, der sich im Stillen freute, daß das Gespräch endlich eine angenehmere Richtung angenommen. Ich habe ja darüber noch gar nichts gehört. Und daß ich es gleich sage, was ich in dieser Beziehung auf dem Herzen habe: wissen Sie, worüber ich mich eigentlich recht wundere?«

»Nun, worüber wundern Sie sich denn?« fragte der Amtsrath kleinlaut, der schon zu merken schien, was für eine neue Gelegenheit zur Aufregung ihm geboten werden solle.

»Daß Ihr ältester Sohn, der doch meines Wissens Oeconom ist, fleißig studirt hat und in seiner bisherigen Inspectorstelle auf der großen königlichen Domäne allgemeine Anerkennung und Beifall fand, daß der nicht bei



Ihnen die hier freigewordene Stelle annimmt, was doch gewiß eben so für Sie wie für ihn angenehm und auch nicht ohne Vortheil wäre, da ich ja weiß, daß der bisherige Inspector einen sehr anständigen Gehalt bezog. Für einen jungen Mann ist eine so reich dotirte Stelle immer höchst ersprießlich, bis er sich zu irgend einem Ankauf auf seine eigene Rechnung entschließt.

Schon während der Arzt diese Worte in seiner langsam bedächtigen Weise sprach, war der Amtsrath wieder vom Stuhl aufgesprungen und mit den Zeichen innerster Erregung heftig auf und nieder gegangen. Kaum aber war das letzte Wort verklungen, so ließ er seinem leicht erweckbaren Zorn freien Lauf und, sich dicht vor den Gast stellend und mit beiden Armen lebhaft gestikulirend, sagte er in ärgerlichem Tone und mit hochrothem Gesicht:

»Na ja, wußte ich doch, daß das kommen würde. O Doctor, niemals, niemals haben Sie ein wahreres Wort gesprochen. Die Inspectorstelle auf Schaumburg und dem Schneckenberg, unter meiner Oberaufsicht, unter meiner Administration der großen Güter, wäre für jeden studirten Oeconomen eine vortreffliche Unterkunft gewesen, und wie glücklich ich mich geschätzt hätte, wenn mein Sohn meinem Wunsche gefolgt und hierher gekommen wäre, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Aber was soll man thun, wenn der liebe Gott Einem ein Kind gegeben hat, in dem der Eigensinn, der Dünkel und der Unverstand größer sind, als der Verstand und die allgemeine menschliche Klugheit? Weiß es Gott, ich habe es an väterlichen Ermahnungen, an dringlichen Vorstellungen, ja an Bitten

nicht fehlen lassen. Ich habe ihm alle Vortheile auseinandergesetzt, die ihm unter meiner Fürsorge wie vom Himmel in den Schooß fallen würden, aber was hat er mir auf alles Dies entschieden geantwortet? Ich *will* nicht, ich *mag* nicht, ich *kann* nicht! Nun, da mag er denn zum Teufel fahren, wohin er will!«

Der Arzt lächelte heimlich über den Zorn des eben von ihm fortgehenden Vaters; bald aber wurde er wieder ernst und sagte: »Aber warum will, mag und kann er denn nicht?«

»Weil, weil die moderne Narrheit des Großbürgerthums in ihn gefahren ist, weil er, wie man so sagt die große Welt da draußen kennen lernen will, als ob unser Land nicht auch dazu gehörte! Aber die erfahrungsarme Jugend träumt sich die sogenannte große Welt da draußen ganz anders, viel besser, viel schöner, als unsre kleine. Das ist einmal so, obgleich es eine Dummheit ist und die Menschen an anderen Orten eben so essen, trinken und arbeiten, eben so viel Sorge und Mühe haben wie wir. Nun, da hat es denn viel häkliche Schreibung zwischen uns gegeben und endlich hat er mich durch seinen hartnäckigen Widerstand besiegt, ich habe mich beschwatzen lassen, und mein Rudolf, mein ältester Sohn, denken Sie sich, Doctor, wird also in die neue Welt, nach Amerika gehen, um vielleicht, haha! eine Inspectorstelle bei irgend einem indianischen Häuptling anzunehmen. Haha, es ist fast zum Tollwerden! Aber, Doctor, der Junge war ein Trotzkopf von Kindesbeinen an, in ähnlicher Art, wie es auch die Cornelia ist, und was er sich einmal in

den Sinn gesetzt, das mußte geschehen. So war es früher im Kleinen, so ist es jetzt im Großen. So fahre er denn hin mit Gott! O, mein Kuno hätte mir das nicht gethan. Wäre der ein Oeconom gewesen, der hätte die schöne Stelle hier mit tausend Freuden angenommen, denn der sieht wohl ein, was für ein Leben er bei mir gehabt hätte. Der war immer folgsamer, vernünftiger, wenn er auch keinen so guten Kopf zum Lernen hatte. Aber das Fleißigsein, das Wissen, mein Lieber, thut es heutzutage auch nicht. Ich kenne viele Leute, die gar nichts gelernt haben, die nichts wissen und die doch zu einer angesehenen Stellung, zu Rang und Ehren im Leben gekommen sind.«

Der Arzt seufzte. »Ach ja,« sagte er leise, »und Ihr Sohn Kuno ist ja nun auch für seine vernünftigere Folgsamkeit – ein geadelter Ritter geworden.«

Der Amtrath fühlte nicht den harmlosen Spott in den Worten seines Gastes. Ganz von seinen Gedanken eingenommen, lief er noch immer hin und her, nur brannte er sich dabei, wie um seinen Schmerz zu betäuben, eine neue Cigarre an. Der Wohlgeruch des narkotischen Krautes mochte ihn sanfter stimmen. Plötzlich blieb er vor dem sitzenden Gaste stehen und sagte:

»Na, wer weiß, wofür es gut ist! So habe ich mich schon oft getröstet und zuletzt immer eine gute Seite heraus gefunden. Vielleicht geht es dem Rudolf in Amerika schlecht und er stößt sich bald die hochgewachsenen spitzen Hörner ab. Das wäre auch ein Gewinn. Dann

kommt er als ein für immer und ewig gereinigter, bekehrter Heide zurück und wird – ein guter Christ. Na, dann soll ihm verziehen werden. Genug davon!«

»Sie wollten mir aber sagen,« fuhr der Arzt nach einiger Zeit zu reden, fort, woher Sie den neuen Inspector bekommen haben.«

»Ja so! Nun, das verdanke ich wenigstens meinem Rudolf, dem Oeconomen, und so hat er mich doch nicht ganz im Stich gelassen. Als die leidige Reise nach Amerika zwischen uns entschieden war, klagte ich ihm eines Tages meine Noth, daß ich nach dem bevorstehenden Ausscheiden meines alten Inspectors keinen anderen bewährten hätte. Da antwortete er mir umgehend, er wisse einen vortrefflichen. Er habe einen Freund, wenigstens einen Bekannten, der mit ihm in Eldena und Halle studirt und der jetzt eine Inspectorstelle auf einem großen Gute in Thüringen innehat, wo es ihm nicht besonders gefalle. Diesen jungen Mann könne er mir warm empfehlen und derselbe würde gewiß nach Schaumburg kommen, wenn ich ihm die Stelle antrüge, da er, der Rudolf nämlich, ihn bereits von den hiesigen Verhältnissen in Kenntniß gesetzt habe. Nun, da ließ ich ihn denn durch meinen Sohn noch einmal sondiren, und als er sich willig zeigte, schrieb ich selbst an ihn und er nahm die Stelle zum 15. Mai dieses Jahres an. Der ist nun allerdings schon verstrichen, aber er hat sich noch einige Tage Urlaub ausgebeten, um eine kurze Reise in Familienangelegenheiten zu unternehmen, und ich habe ihm den Urlaub bewilligt, ohne zu ahnen, wie bitter ich die Abwesenheit

eines geschulten Oeconomen, auch nur auf ein paar Wochen, empfinden würde. So wird er denn hoffentlich in diesen Tagen anlangen und ich werde bald von meiner Sisyphusarbeit erlöst sein.«

»Dann seien Sie doch zufrieden,« sagte der Arzt nickend und erhob sich, indem er ebenfalls seine Cigarre anzündete und sich dann den Rock zuknöpfte.

»Ja, das bin ich auch und um so mehr, da mir mein Sohn schreibt, Herr von Rodenberg – er ist nämlich ein adliger Herr, wahrscheinlich aus einer armen Familie – sei ein liebenswürdiger Mann, von feiner geselliger Bildung und großer geschäftlicher Gewandtheit. Nun, das ist um so besser, es wird sich ja wohl mit ihm leben lassen und an mir soll es gewiß nicht liegen, wenn es ihm bei uns nicht gefällt. – Aber wie denn, wollen Sie fort?«

»Am Augenblick. Meine Stunde hat längst geschlagen und mein alter Schimmel braucht Dreiviertelstunden, bis wir zu Hause sind.«

»So sehen Sie aber meine Tochter nicht mehr! Der Tausend, es ist halb zehn Uhr und sie ist noch auf dem Berg!«

»Wahrscheinlich schon am Fuße desselben. Doch nun haben Sie Dank, mein lieber Amtrath, und leben Sie wohl!«

Der Doctor streckte bieder seine Hand hin und der Amtrath ergriff sie, schüttelte sie mächtig und hielt sie lange fest.

»Das Danken ist an mir für den freundlichen Besuch,« sagte er verbindlich. »Aber, Doctor – vergessen Sie nicht, was wir gesprochen. Verschwiegenheit über Alles, und

dann halten Sie den Baron fest im Auge. Ich sage Ihnen, der Mann schnappt noch einmal ganz über und dem muß ein weiser Mann zuvorkommen. Nun, Sie sind Arzt und ich bin Jurist, und diesen beiden Facultäten ist ja Alles möglich, nicht wahr?«

»Nein,« erwiderte der Arzt wunderbar ernst, »nicht Alles, nur das Menschenmögliche!«

Der Amtrath lachte laut auf. »Ach Sie Schlaukopf,« rief er vergnügt, »nun verstehe ich Sie, das Menschenmögliche meinte ich ja und wir sind doch Beide Menschen, nicht wahr?«

Bei diesen Worten waren sie schon aus dem Speiseaal getreten und Jean, der im Vorzimmer wartend saß, erhielt den Befehl, das Pferd des Herrn Doctor Camp sogleich zu bestellen. Fünf Minuten später standen die beiden Männer neben dem alten Schimmel auf dem matterleuchteten Hof vor der Thür. Dunkelblau und wolkenlos spannte sich der Himmel über ihnen aus und Millionen goldene Sterne flimmerten daran.

»Sie haben schönes Wetter zum Nachtritt,« sagte der Amtrath, nachdem er seinem Gaste noch einmal vertraulich die Hand geschüttelt hatte und dieser etwas mühsam in den Sattel gestiegen war. »Jetzt werden wir bald den ganzen Frühling mit seiner Wärme haben.«

»Gott gebe es, ja! Gute Nacht, Herr Amtrath, und grüßen Sie Ihre schöne Tochter von mir.«

Er brauchte seinem Schimmel nicht die Sporen zu geben, wie er denn auch keine trug, denn derselbe setzte sich langsam von selbst in Bewegung, sobald er seinen

wohlbekanntem Reiter auf sich fühlte. Und langsam und eifrig denkend, trat der gute alte Landarzt seinen nur von den Sternen erleuchteten Weg an, um die neue Sorge, die heute auf sein Herz gefallen war und die nun, um mit Horaz zu reden, hinter ihm im Sattel saß, mit sich in seine stille Wohnung zu nehmen, denn Doctor Camp war seit zehn Jahren Wittwer und kinderlos und nur eine alte Schwester führte ihm seinen kleinen bescheidenen Haushalt .

ZWEITES CAPITEL. DIE SCHÖNE CORNELIA UND IHR  
STILLER VEREHRER.

Als der Amtrath, nachdem er dem abreitenden Arzte eine Weile sinnend nachgeblickt, vom Hofe in sein Wohnzimmer zurückkehrte, schlug die kostbare Uhr darin die zehnte Stunde an und die Tochter des Hauses war noch immer nicht angelangt. Die Arme vor der Brust gekreuzt, ging der Hausherr mit tief gesenktem Kopfe in dem prachtvoll eingerichteten Zimmer langsam hin und her und schwere Gedanken und Sorgen brüteten darin, als er sich im Stillen das eben geführte Gespräch in allen Einzelheiten wiederholte. Glücklicherweise für ihn aber sollte seine ihn heute unwirscher denn je stimmende Einsamkeit nicht mehr lange dauern, denn nach wenigen Minuten schon hörte er einen Wagen rasch durch den steinernen Thorweg des Schlosses auf die Quadern des Hofes rollen, und der konnte ihm ja nur seine Tochter bringen, die er heute sehnlischer denn je vom Schneckenberge zurückerwartete. Nach einigen Minuten, während

er horchend und mit lebhaft pochendem Herzen an der Thür stand, hörte er im Vorzimmer seidene Frauenkleider tauschen und gleich darauf öffnete eine hastige Hand die Thür und Cornelia, seine schöne Tochter, trat herein.

Ja, sie war schön, diese Tochter, als sie nun in vollem Lampen- und Kerzenglanz des hellerleuchteten Zimmers vor ihm stand, aber von einer ganz eigenthümlichen Schönheit. Sie war groß, kräftig und üppig gebaut und ihr Gesicht verrieth auf den ersten Anblick eine sprechende Aehnlichkeit mit dem stolz und energisch blickenden Vater. Auch Cornelia hatte denselben energischen Gesichtsausdruck, der nur durch ihr Geschlecht und ihr weicheres Gemüth etwas gemildert wurde. Und in welcher sie verschönernden Kleidung stand sie da vor dem mit sichtlicher Freude sie betrachtenden Vater! Denn sie trat zu ihm herein, wie sie von ihrem Besuch auf dem Baronensitz kommend eben aus dem Wagen gestiegen war. Ein lang hinschleppendes grauseidenes Kleid mit feinen schwarzen Streifen und reichem Besatz fiel in schweren Falten um sie her und darüber war ein kurzes Jäckchen von schwarzem Sammet geworfen, das auf der vollen Brust mit seidenen Schnüren zugenestelt war und ihre schönen Formen vortheilhaft hervortreten ließ. Leicht schwebte der kleine schwarze Sammethut mit rothen Blumen auf dem dunklen dichten Rabenhaar, das zwei schön geringelte Locken lang über die Schultern und die Brust herniederfallen ließ. Der ausdrucksvolle Kopf mit dem kühnen Gesicht, auf dem sich frühzeitige



Selbstständigkeit und ein fester Wille ausprägten, wurde etwas stolz und hoch emporgetragen und die dunklen tiefblickenden Augen blitzten dem Vater mit einem erwartungsvollen und doch freundlich begrüßenden Blick entgegen.

In dem ganzen Verhalten, wie es sich gleich im ersten Augenblick ihres Zusammentreffens zwischen Vater und Tochter aussprach, gab sich ein eigenthümliches und vor der Hand noch schwer zu entzifferndes Verhältniß kund. Beide verband ohne Widerspruch ein natürliches, tief wurzelndes Liebesband, aber diese Liebe war auf beiden Seiten von ganz besonderer und sehr verschiedener Art. Liebe, zärtliche, väterliche Liebe im wahren Sinne des Worts, das heißt ein tiefinneres warmes Gefühl für seine schöne Tochter, konnte dieser nur nach äußerem Glanz und Prunk trachtende Vater nicht empfinden, vielmehr war seine innere Regung für sie mehr Stolz als Liebe, Stolz auf die Schönheit und Anmuth seiner Tochter, Stolz auf die allgemein bewunderte Repräsentantin seines glänzenden und weithin als überaus gastlich gepriesenen Hauses. Wohl wußte der Amtsrath, daß diese Tochter – sein eigenes Blut – einen starken und schwer bezwinglichen Charakter habe und daß man mit demselben schonend und nachsichtig umgehen müsse, wenn man ihren Beifall und ihre Ueberzeugung in kritischen Fällen auf seiner Seite haben wolle. Schwächliche weibliche Regungen, thränenreiche Gemüthsstimmungen und zagendes Zurückweichen vor einer ernsten Aufgabe waren in diesem scharf ausgeprägten, metallfesten Wesen

nicht besonders zu spüren; Alles, was sie that, ergriff, unternahm, wollte sie auch consequent und siegreich zu Ende führen. Nachgiebige Unterordnung, allein auf das Gefühl basirt, oder gar mit Gewalt erheischt, gab es bei ihr nicht; mehr als ihr Herz noch, und das war in mancher Beziehung freilich weich und hingebend genug, war ihr Verstand entwickelt, und so mußte man zumeist diesen ihren Verstand überzeugen, wenn man ihren Beifall und ihre Gunst erringen wollte.

Eben so war auch die Liebe dieser Tochter zu ihrem Vater eine ganz besondere Liebe. O ja, sie liebte ihren Vater, sie sorgte, dachte und wirkte für ihn, aber immer nur bis zu einer gewissen Gränze. Jedes persönliche Opfer, das er ihr auferlegen mochte, wenn es seinem Glück, seinem irdischen Vortheil, seiner Gemüthsruhe galt, brachte sie willig und gehorsam, wenn auch nicht freudig, denn zu diesem Gehorsam, dieser Opferwilligkeit war sie von dem strengen, herrischen Vater erzogen worden; allein in ihrem tiefsten Innern war sogleich der Widerspruch rege, wenn etwas von ihr verlangt wurde, was ihren persönlichen Neigungen und Wünschen widerstritt. In den meisten Dingen mit ihrem ewig in sich arbeitenden, schaffenden, erraffenden Vater einig, gab es doch Personen und Verhältnisse, über die Beide ganz verschieden dachten und fühlten, und gerade in dem Hauptpunkt für den Amtrath, in seinem Verhältniß und seinem Vorgehen gegen den Baron, gingen ihre Ansichten und Bestrebungen möglichst weit auseinander. Cornelia war zum Beispiel der Tochter des Barons, der lieblichen Angela, mit Leib

und Seele ergeben, sie durchschaute die Verhältnisse dort oben auf dem Berge viel klarer, inniger und mit viel richtigerem weiblichen Scharfblick, als der harte, nur den irdischen Genuß im Auge habende Vater, und daher beurtheilte sie auch den schwachen kränklichen Baron viel milder und war von jeher dem strengen, gewaltsamen Verfahren gegen denselben abhold gewesen. Nichtsdestoweniger fügte sie sich auch darin der Ansicht des Vaters, wenigstens scheinbar, nie ließ sie es darüber zu einem offenen Bruch kommen, wenn der Amtrath eine Meinung über den Baron aussprach, die sie nicht billigen konnte; nur suchte sie zu vermitteln, so oft es ging, zu besänftigen, wo es nöthig, und somit, wenigstens innerlich, die Partei der Bewohner des Schneckenberges zu nehmen, gegen die, wie sie wohl wußte, der Vater ein unüberwindliches Mißtrauen, wenn nicht gar eine tief in seinem ungemessenen Ehrgeiz wurzelnde Abneigung hegte.

So war Cornelia Stephani wohl ein eitles, dem Putz ergebenes und auch sonst mit manchen weiblichen Schwächen begabtes, aber im Ganzen doch ein edles und wackeres Mädchen, und wenn sie bisweilen in Irrthümer, in unerfüllbare Wünsche und Neigungen verfiel, so war weniger ihr weibliches sündhaftes Herz, als die fehlerhafte Erziehung daran schuld, die ihr unter den Händen eines so ehrgeizigen, rastlos seinen Vortheil erjagenden Vaters zu Theil geworden war. Daß sie das selbst fühlte, glauben wir dreist zugestehen zu dürfen, und eben weil sie es fühlte, war sie in sich selbst nicht glücklich, wie es doch sonst wohl ihre Verhältnisse hätten mit sich bringen

können, vielmehr sagte ihr ihr weiblicher Instinkt, daß über ihr, wie über ihrem väterlichen Hause und über diesem Vater, ein Schwert, dem Schwert des Damokles vergleichbar, schwebe, und so lebte auch sie in beständiger Sorge, die weit von der ihres Vaters abwich, aber auch sie wie ihn in fortwährender innerer Aufregung erhielt, was ihrem Wesen stets und überall eine gewisse innere Hast aufzwang, die sich sogar oft in ihren Bewegungen, ihrem Sprechen und Benehmen selbst gegen Fremde kundthat.

Als Cornelia ihrem Vater so in ihrer glänzenden Schönheit, Frische und Jugendfülle, denn sie zählte noch nicht ganz zwanzig Jahre, gegenübergetreten war, blieben Beide dicht vor einander stehen und blickten sich forschend in's Gesicht, als wollte Jedes von ihnen in den Mienen des Anderen irgend eine interessante Neuigkeit oder gar ein wichtiges Ereigniß lesen. Der Gesichtsausdruck des Vaters war dabei der gemessenste, sogar an ein leises Mißtrauen streifend, denn seine Tochter kam ja von dem bewußten Berge her und mußte also, oder konnte wenigstens Neues und vielleicht Gutes – Gutes in seinem Sinne bringen. In dieser ihn ganz erfüllenden Spannung vergaß er das tadelnde Wort, welches er bereits über ihr spätes Erscheinen auf den Lippen hatte, und wenn dasselbe ganz ungesprochen blieb oder wenigstens sehr milde lautete, so war nur das strahlende Lächeln daran schuld, mit dem seine schöne Tochter ihm freundlich zunickte.

»Guten Abend, lieber Vater,« sagte sie herzlich. »Ich komme etwas spät von meinem Besuch zurück, aber ich bringe Dir auch dafür die freundlichsten Grüße mit.«

»So, entgegnete der Amtsrath etwas betroffen, »nun, ich danke. Aber freilich, Du kommst etwas spät und hast mir die Sorgen des Tages den ganzen Nachmittag und Abend allein überlassen. Der Schneckenberg und seine Bewohner scheinen Dir unzerreißbare Fesseln angelegt zu haben, wie?«

»Nun ja!« lautete die mit abgewendetem Gesicht gegebene Antwort, denn Cornelia legte so eben mit anmuthiger Hast den Hut und die sammtene Umhüllung ab und stand nun in ihrem ganzen herrlichen Wuchs vor dem sie im Stillen bewundernden Vater. Dann rasch auch die Handschuhe abstreifend, ging sie auf ihn zu, umfaßte ihn mit dem rechten Arm und drückte einen leisen Kuß auf seine bärtige Wange. »Nun ja, und sei Du nur nicht böse, daß ich Dich so lange allein ließ. Aber Du weißt, ich bin gern bei den guten Leuten da oben, die mich mit tausend Bitten festhielten, und es bringt, denke ich, mir nicht allein Vergnügen, wenn ich mich von ihnen fesseln lasse, sondern Dir auch Vortheil, wenn ich die Gelegenheit benutze, ihnen Gutes und Günstiges über Deinen Fleiß und Deine Mühen hier unten zu erzählen.«

»Hm, ja!« sagte der Vater und ließ sich in einen bequemen Sessel fallen, der nahe beim Kaminofen stand, in welchem leise knisternd einige Stücke Holz brannten. »Aber so setze Dich doch auch und erzähle mir etwas von Dem, was Du heute Nachmittag und Abend erlebt hast. Du weißt, ich interessire mich für Alles, was da oben geschieht.« Und als nun Cornelia sich ihm gegenüber auf

einen Sessel niederließ, wobei er jede ihrer graciösen Bewegungen mit sinnendem Auge verfolgte, fuhr er fort: »So sprich denn zuerst von der Person, die Dir, wie ich weiß, so tief in's Herz gewachsen ist. Wie empfing Dich Angela und was macht das Kind?«

»O lieber Vater, Angela empfing mich mit ausgezeichnete Herzlichkeit, freute sich sehr über meinen seltenen Besuch und war überhaupt liebreizend wie immer. In Wahrheit, sie ist und bleibt ein Engel und ich habe nie einen Menschen gesehen, der seinen Namen mit größerem Rechte führte. Ach, auf dem Heimwege dachte ich wieder recht ernstlich darüber nach, wie das einst mit ihr werden soll. Der Vater ist so kränklich und schwächlich und wo soll der Mann herkommen, der einmal seine Stelle vertritt und der überhaupt dieses herrlichen Mädchens vollkommen würdig wäre?«

Der Amstrath schmunzelte. Seine Tochter hatte, mit oder ohne eine besondere Absicht, das Gespräch gleich auf den einzigen Punkt gelenkt, der ihm gegenwärtig das angenehmste Interesse erregte. »Wenn ich nicht irre, liebe Cornelia,« sagte er lauernd und mit lächelnder Miene, »dann glaube ich doch zu wissen, woher dieser Mann einst kommen soll. Kuno hat mir heute Nachmittag geschrieben, er werde bald den uns zgedachten Besuch ausführen.«

Cornelia blickte verlegen auf den moosgrünen Teppich, auf dem ihre kleinen Füße in zierlichen Stiefelchen standen, deren Spitzen sie lebhaft an einander stieß, als

müsse sie ihrer inneren Bewegung irgend eine Aeußerung gestatten. Plötzlich faßte sie sich ein Herz, erhob hastig das rosig angehauchte Gesicht und sagte energisch: »Meinst Du wirklich und im Ernst, daß nach Deinem alten Plane Kuno der Mann wäre, der diese schöne Blume zu pflücken vermöchte?«

»Ja, Cornelia, das meine ich.«

»Ich glaube es nicht, Vater, aufrichtig, nein! Ja, wenn es Rudolf wäre, der *könnte* ein Mann, ein Beschützer für Angela sein oder werden, denn der hat den Edelmuth, die Wärme und das Gemüth dazu. Aber Kuno? Nein, das will mir nicht in den Kopf. Kuno ist zwar ein prächtiger Junge geworden, wie Du so oft sagst, er hat sich männlich und stattlich entwickelt. Jetzt hat er auch Ehre und Ruhm erworben und ist sogar geadelt worden, was ihn allerdings in gewisser Beziehung dem Baron gleichstellt und ihn fähig macht, um die Hand der Erbin von Schaumburg zu werden, allein ein Mann für Angela muß meiner Meinung nach von anderer Beschaffenheit sein.«

»Von welcher?« fragte der Amtsrath herb.

»Von zarterer, weicherer und, wenn Du erlaubst, auch von einer mehr gediegenen Beschaffenheit. Kuno ist Offizier, hat als solcher rasch und leicht gelebt und außerdem – besitzt er vielleicht – ich sage vielleicht – den Grad allgemeiner Bildung nicht,« den ein Mann besitzen muß, an dessen Seite sich jenes zarte, empfindungsreiche und mit so vielen Kenntnissen geschmückte Geschöpf glücklich fühlen kann.«

Der Amtrath stand auf und ging wieder, das Kinn in die rechte Hand gelegt und sich unwillig den Bart zausend, hin und her. »Oho,« sagte er endlich, »da kommst Du wieder auf Deine alten Sprünge. Deine blinde Vorliebe für Rudolf, der so edelmüthig ist, mich hier im Stich zu lassen und sich lieber in Amerika umherzutreiben, verleitet Dich, Kuno, Deinen Antipoden, noch nach früheren Jahren zu beurtheilen. Aber Kuno ist ein Mann geworden, ein gestählter, ritterlicher Mann, und ich – ich kann Deine Gründe für seine geringere Vollkommenheit nicht unterschreiben. Doch – lassen wir heute das Gespräch darüber fallen, es ist schon spät und ich – ich habe mich heute schon genug gezankt. Ich möchte einmal ruhig schlafen, was mir jetzt selten begegnet. Gieb mir also einen wirksamen Schlaftrunk und erzähle mir lieber einige neue Narrheiten von dem guten Baron, denn ich zweifle keinen Augenblick, daß er wieder etliche davon zu Tage gefördert hat.«

Cornelia lächelte und indem sie überaus anmuthig mit dem Kopfe nickte, sagte sie:

»Ja, Du hast Recht; ich habe auch über so manche seiner Eigenheiten wieder heimlich lachen müssen. Aber ein guter alter Mann ist und bleibt er doch und ich bedauere ihn wegen seiner Schwächen von ganzem Herzen. Du hättest nur sehen sollen, mit welcher Aengstlichkeit er wieder Angela auf Schritt und Tritt bewachte, ob sie sich auch nicht stoße oder einen Fehltritt thue, und sie ist



doch wahrhaftig kein Kind mehr. Wie ein treues Hündchen rief er stets hinter ihr her, das seinen vielgeliebten Herrn aus den Augen zu verlieren fürchtet. Selbst als Doctor Camp kam, verließ er uns keinen Augenblick und fragte ihn zehnmal, ob er auch ganz fest überzeugt sei, daß Angela's Aussehen sich nicht verändert und ob der heute erhöhte Glanz ihrer Augen nichts Schlimmes zu bedeuten habe. An sich selbst dachte der gute Mann gar nicht, nur um die Gesundheit seiner Tochter war er besorgt. Und als es nun so stark zu regnen anfang, wurde er fast krank vor Unruhe und Sorge. Der alte *Treu* mußte dreimal zum Gärtner laufen und fragen, ob es im neuen Treibhause auch nicht durchregne und ob auch die eben angelegten Cementcisternen dicht und fest genug wären, daß ihm das Wasser nicht den Grund des Hauses unterwühle. Genug, seine Sorgen und Aengste waren endlos und man sah ihm seine innere Unruhe über alle diese Dinge an. Als es nun gegen Abend zu regnen aufhörte, lebte er förmlich wieder auf. Da mußte denn der alte *Treu* den neuen kleinen Ponywagen anspannen lassen und er wurde uns, die wir am Fenster standen – Angela durfte ja nicht in die Nässe gehen – von dem kleinen Groom vorgefahren, den er für Angela angeschafft und allerliebste costümiert hat. Nun, das ist allerdings ein reizendes Fuhrwerk und ich selbst habe mich kindisch über diese neue Acquisition gefreut. Die schottischen Pferdchen sind Prachtexemplare, sie laufen wie die Hirsche und pariren wie die Hunde. Der Groom fährt so sicher wie ein fürstlicher Kutscher und ist vortrefflich geschult.

Als *das* Schauspiel zu Ende, gab uns Angela eine Extravorstellung mit ihren zahmen Canarienvögeln und da jubelte der Baron wie ein Kind, das zum ersten Mal den Weihnachtsbaum im hellen Lichterglanz sieht. Er war voll Bewunderung für die Klugheit und Zahmheit der Vögel und für die reizende Geschicklichkeit, mit der Angela dies Alles in's Werk setzte. Und in der That ist es auch zum Erstaunen und sich habe nie so etwas gesehen. Als es nun aber dunkel wurde und die Zeit meines Aufbruchs herankam, wurde der Baron wieder ängstlich und fragte mich, ob ich mich auch nicht fürchte, in der Nacht den steilen Schneckenberg hinunterzufahren. Als nun unser Wagen kam und mich holte, ließ er sich nicht abhalten, mit vor die Thür zu gehen und wiederholt bat er den Kutscher, ja recht vorsichtig zu fahren und namentlich an der scharfen Ecke die Bremsen fest einzusetzen. Nachdem er noch selbst nach den Laternen gesehen, ob sie auch hell genug brannten, entließ er mich mit tausend Segenswünschen, als obich eine Reise über das Weltmeer anträte, und so war er also die Sorge selbst von Anfang bis zu Ende.«

Das Gesicht des Amtsraths hatte sich während dieser launig vorgetragenen Erzählung wunderbar aufgehellt. Jetzt, als seine Tochter schwieg, lachte er laut und rief:

»Ja, so ist er, Cornelia, Du hast ihn vortrefflich gezeichnet. Aber das Alles, mein Kind, ist eben ein Symptom seiner geistigen Krankheit, wenigstens ein kleines. Wollte Gott, er zeigte nicht auch viel größere und gewichtigere.

Und eben diese Krankheit ist es, vor deren unabsehbaren Folgen ich *ihn*, die Angela und schließlich auch uns sicherstellen muß. – Hast Du sonst noch etwas Neues?«

»Nein, Vater, aber Du scheinst etwas zu haben?«

»Nichts als daß ein Brief vom neuen Inspector gekommen ist, worin er anzeigt, daß er in zwei oder drei Tagen eintreffen und sich erlauben werde, morgen sein Pferd voranzusenden. Er hat also ein eigenes Pferd, dieser adlige Herr! Nun, das ist recht gut, aber es wäre nicht nöthig gewesen, denn wir haben faullenzende Pferde genug. Jetzt kann er um so fleißiger auf den großen Feldern umherjagen, mir soll es recht sein.«

Cornelia nickte mit niedergeschlagenen Augen:

Endlich sagte sie langsam und nachdenklich: »Rudolf hat mir Wunderdinge von diesem Inspector geschrieben. Er soll ein überaus gebildeter und zuverlässiger Mann sein.«

»Um so besser. Dann werden wir doch auch einige Unterhaltung von ihm haben. Die können wir in unserer Einsamkeit gebrauchen. Aber die Hauptsache für mich ist, daß ich durch ihn eine ungeheure Last los werde, denn mich plagt das große Gut und die Aufsicht darüber schrecklich. Eigentlich, das sehe ich jetzt erst recht ein, verstehe ich von der Landwirthschaft doch sehr wenig, so lange ich auch das Alles vor Augen gehabt habe, und ich muß mich selbst in Kleinigkeiten auf die dickköpfigen Leute verlassen. Ich hätte gewünscht, der alte Inspector wäre geblieben. Er war ein Krauskopf, aber verstand seine Arbeit und ich durfte ihm vertrauen, brauchte mich

um nichts zu bekümmern und konnte mich allein meinen wichtigeren Amtsgeschäften hingeben. Ob das nun mit dem neuen Menschen eben so wird, müssen wir erst abwarten. Nun, hoffentlich ist der Herr von Ro – Rodenberg ein fester und durchgreifender Mann, der sich Respect zu verschaffen weiß. Einen solchen können wir hier gerade gebrauchen, wo der eigentliche Herr sich um gar nichts bekümmert.«

»Ein fester und durchgreifender Mann ist Herr von Rodenberg!« sagte Cornelia mit Bedeutung.

Der Vater sah sie groß an. »Woher weißt Du das? Kennst Du ihn etwa schon?«

»Nein, aber Rudolf hat es mir geschrieben und dem kann ich darin trauen. Sein Urtheil ist in solchen Dingen stets richtig gewesen.«

»Ach so, Rudolf ist, wie er es immer war, auch diesmal Dein Orakel. Gut. – Weißt Du sonst nichts Neues?«

»Nein. Aber sage mir, bist Du den ganzen Abend allein gewesen?«

Der Amtrath runzelte etwas die Stirn. »Nein,« erwiderte er, »Doctor Camp war hier, er hat mit mir gespeist und läßt Dich grüßen.«

»Ah ja, er wollte ja zu Dir gehen und das hielt mich oben um so länger fest, da ich Dich in guter Gesellschaft wußte. Habt Ihr Euch gut amüsirt?«

»So so! Wir haben viel über den Baron gesprochen. Der gute Doctor will nicht glauben, daß der Baron an einer sich allmählig entwickelnden Geistesstörung leidet. Was meinst Du dazu?«

Cornelia blickte nachdenklich vor sich hin. »Ich verstehe davon nichts,« sagte sie endlich, »und muß das Urtheil darüber gelehrteren Leuten überlassen. Für krank, wenigstens für kränklich und abgespannt halte ich ihn auch und man muß allerdings ein wachsames Auge auf ihn haben.«

»Na ja, da sind wir doch endlich einmal über einen Punkt einig, das freut mich und ich danke Dir für Deinen Bericht. – Doch nun, Cornelia, wollen wir schlafen gehen. Ich habe heute genug gearbeitet. Gute Nacht, mein Kind!«

Cornelia erhob sich, umarmte den Vater noch einmal, dann nahm sie ihre Sachen und verließ das hell erleuchtete Wohnzimmer, um sich in ihre nicht weit davon entfernt liegenden Gemächer zu begeben.

---

Noch lange nicht ging der Amtsrath in dieser Nacht zur Ruhe. Er hatte sie sich gewünscht, allerdings nach langer harter Geistesarbeit, wenn man das bittere, sich selbst marternde Grübeln über unheimliche Dinge auch so nennen kann, aber ein unruhiger Geist wie der seine, kann sich diese Ruhe wohl wünschen, aber sie nicht so leicht herbeirufen. Von tausend verschiedenen Entwürfen, Plänen, Unternehmungen hin und her geschüttelt, im Innersten aufgereggt und erbittert von dem bedeutungsvollen Widerspruch befreundeter Menschen, die, wenn sie ihm dankbar und völlig ergeben gewesen wären, ihm wohl

hätten beistimmen können, war er über Vieles mit sich selbst in Zweifel gerathen, und wohin er auch blicken mochte, nirgends sah er einen sicheren, glücklichen Ausgang aus diesem ihn schon seit Jahren umgebenden Labyrinth.

Endlich jedoch blieben seine hin und her flatternden Gedanken auf einem Punkt haften und das war glücklicherweise für ihn ein angenehmer Punkt. Sein Lieblingssohn Kuno kam und der sollte mit seinen Orden und seinem neuen Adel ihm die erste Handhabe zum Umschwung seines gegenwärtigen qualvollen Zustandes bieten. Bei diesem Gedanken blieb er stehen, an ihm klammerte er sich mit einer Art verzweifelter Verbissenheit fest und zuletzt zweifelte er nicht mehr, daß ihm dieser sein mildester Plan gelingen und alle übrigen gefährlicheren unnöthig machen werde.

So schlummerte er endlich mit der festen Zuversicht ein, seinen geliebten Sohn noch einmal als Herrn des schönen Schaumburg zu sehen, aber schon mit Tagesanbruch war er wieder munter und beobachtete vom Fenster aus, das nach dem Schloßteich und dem jenseits liegenden Park hinausging, den anbrechenden Morgen, der sich aus leichter Nebelhülle allmählig zu einem schönen entwickelte und seinen goldenen Sonnenschein über das alte Schloß und seine herrlichen Umgebungen auszubreiten begann.

Um sieben Uhr nahm er wie gewöhnlich sein Frühstück mit Cornelia in deren reizendem, auch am Teich

gelegenen Eckzimmer ein, wo in der Regel die frisch angekommenen Zeitungen durchflogen und die Tagesereignisse besprochen wurden. Hierbei erzählte er heute, wie er den Tag vollbringen wolle und namentlich, was er am Morgen zu inspizieren habe, nachdem er im Bureau mit Herrn Fuchs die nothwendigsten Arbeiten hinter sich gebracht.

»Noch einen Tag vielleicht,« sagte er, als er sich vom Tisch erhob, »dann kehrt die Ruhe, die Freude und die Behaglichkeit wieder bei uns ein, Cornelia. Gott sei Dank, das macht mich schon jetzt leicht und froh. Guten Morgen, Kind; jetzt gehe ich in's Bureau und dann reite ich. Vor Mittag um ein Uhr sehen wir uns nicht wieder und Nachmittag wollen wir einmal eine kleine Spazierfahrt machen, wenn nichts Neues und Unerwartetes dazwischenkommt.«

Langsam gemessen und mit seinen gewöhnlichen straffen Schritten, die schon von ferne den lauschenden Ohren aller Hausbewohner seine Ankunft verriethen, stieg der Amtsrath die steinerne Treppe in das Erdgeschoß hinab und trat in das erste Geschäftszimmer ein, in welchem er seinen getreuen Secretair schon bei ämsigster Arbeit fand. Er nickte ihm freundlich zu und sprach erst einige Worte mit ihm über das Wetter, bevor er sich nach den neuesten vorliegenden Geschäften erkundigte.

Der Secretair, ein stets unterwürfig sich gebender, die wärmste Hingebung heuchelnder Mensch, war, wie wir schon angedeutet, ein junger Mann von großer geistiger Fähigkeit und einer nie nachlassenden gewaltigen

Arbeitskraft, wodurch er seinem Herrn und Meister viel eigene Arbeit und die Kosten zweier untergeordneter Schreiber ersparte, was ihm natürlich mit klingendem Dank herzlich gern gelohnt wurde. Der jetzt sechsundzwanzig Jahre zählende Secretair war als ganz junger Mensch bei einem Sachwalter in der Residenz in die Schule gegangen und hatte sich, von großem Lerneifer und maaßlosem Ehrgeiz gestachelt, bald eine große Sachkenntniß und ein eigenes Urtheil, damit aber auch eine Fülle feiner juristischer Kniffe angeeignet, die ein solches Subject für gewisse Fälle gerade recht brauchbar, aber auch eben so gefährlich machen mußten. Dann nach Schaumburg empfohlen, hatte er in kurzer Zeit seinem neuen Principal alle ihm anhaftenden Schwächen abgelauscht, durch demüthige Kriecherei und zeitgemäße Schmeichelei, wie durch unerhörten Fleiß sein ganzes Vertrauen erworben und war so der entschiedene Liebling und das eigentliche Factotum des ganzen complicirten Geschäfts des Amtraths geworden, so daß in den meisten Fällen der Herr selbst keine Hand anzulegen und höchstens nur seinen Namen unter die ausgezeichnet bearbeiteten und in's Reine gebrachten Schriftstücke zu setzen nöthig hatte.

Oft brauchte der Amtrath nur ein Wort zu sprechen und Herr Fuchs hatte auf der Stelle Alles begriffen, was sein Herr von ihm forderte. Bei schwierigen Angelegenheiten allerdings legte derselbe seine An- und Absicht umfassender dar, und stets ging der schlaue Secretair darauf wie auf ein unfehlbares Orakel ein. In wenigen



Stunden war dann die saure Arbeit vollbracht und der Amtrath mußte sich stets selbst bekennen, daß sie nach seinem Wunsch ausgefallen war.

So hatte sich ein ganz eigenthümlich vertrauliches Verhältniß zwischen den beiden sonst so ungleichen Männern ausgebildet, dessen Nutznießung der Amtrath für sich allein in Anspruch zu nehmen glaubte, ohne Ahnung, daß Herr Fuchs sich einen viel größeren Nutzen daraus zusammenzuleimen verstand, oder wenigstens für die Zukunft den Antheil des Löwen für sich zu nehmen beabsichtigte. Sicher war nur, daß der Amtrath nie einen Tag ohne den Günstling zubringen konnte, wenn derselbe ein angenehmer für ihn sein sollte, und so kam es, daß letzterer sogar, nachdem er in der ersten Zeit seines Aufenthalts im Schaumburger Schloß allein oder mit einigen bevorzugten Dienern gespeist, endlich mit der Ehre bedacht wurde, an des Herrn Tafel Platz zu nehmen, nicht ohne lauten Widerspruch der schönen Cornelia, die eine eben so große Antipathie gegen den immer geschniegelten rothhaarigen Mann hegte, wie ihr Vater Zuneigung und unbegrenztes Vertrauen. Allein dieser Widerspruch hatte nichts gefruchtet, Herr Fuchs speiste jetzt Mittags und Abends am Herrentisch, sobald keine Gäste zugegen waren; in diesem Fall jedoch blieb er für sich allein und ließ sich wie der zweite vornehme Herr des Schlosses Speise und Trank auf das Zimmer bringen, da der hochmüthig gewordene Günstling es unter seiner Würde hielt, mit irgend einem anderen Schloßbewohner die Freuden und Genüsse des Mahles zu theilen.

Allmählig hatte der schlaue Secretair sich so eine fast unantastbare Stellung im Schlosse errungen und Niemand, selbst Cornelia nicht ausgenommen, wagte mehr, dagegen einen lauten Einspruch zu erheben. Das fühlte und wußte Herr Fuchs auch und um so dreister und zuversichtlicher ging er auf dem beschrifteten Pfade fort, bereits seit längerer Zeit im Stillen an einem erhabenen Plane arbeitend, dessen Vorhandensein bis jetzt kein Mensch für denkbar oder möglich gehalten oder auch nur geahnt hätte. Denn der im Ganzen nicht häßliche, heißblütige Mensch hatte schon seit längerer Zeit sein lüsterne Auge auf die schöne Tochter seines Herrn geworfen und er war kühn genug, in dem Gedanken zu schwelgen, daß es seiner Ausdauer, seinem Fleiße, seiner Ergebenheit und Treue gegen den Amtsrath gelingen würde, die köstliche Blume, die auch in Schaumburg blühte, zu gewinnen, deren herrlicher Duft ihm alle Tage mehr und mehr die hitzigen Sinne berauschte. Und wenn das auch nicht rasch und im Fluge geschah, wenn der Kampf um die so hoch über ihm wachsende Palme auch lange dauerte und schwierig war – Herr Fuchs war ein ausdauernder, geduldiger und eben so wagehalsiger Kämpfer, und es war ein Etwas in ihm, was ihm zuraunte: es werde, es müsse eine Zeit kommen, in der der reiche vornehme Herr Amtsrath auf Schaumburg ihm seine einzige schöne Tochter als Dank für seine Aufopferung und Treue in die Arme legen würde.

Darum erst recht scheute er keine Arbeit, keine Mühe; er war oft fleißig bis in die Nacht und ein zufriedenes

Lächeln seines vertrauensseligen Herrn galt ihm stets für einen Beweis, daß das weit vor ihm liegende Ziel schon wieder um einen Schritt näher gerückt sei.

Auch der Tochter des Herrn selbst zeigte er sich stets als ein gehorsamer, dienstfertiger Slav, so wenig und selten sie auch seine Dienste in Anspruch zu nehmen geneigt war. Immer glatt wie ein Aal, immer bereit, ihr irgend eine Gefälligkeit zu erweisen, wo sie auch nicht verlangt ward, suchte er jede Gelegenheit aus, in ihre Nähe zu kommen, und so schien ihm mit der endlich gegebenen Erlaubniß, an des Amtraths Tafel zu speisen, sein geträumtes, in Zukunft erblühendes Glück um ein Bedeutendes leichter erreichbar geworden zu sein.

So viel für jetzt über Herrn Secretair Fuchs.

Nachdem der Amtrath an dem bezeichneten Morgen eine Viertelstunde mit ihm über die gerade vorliegenden Geschäfte gesprochen und seine Meinung in Bezug einiger ihm vorgelegter Fragen kund gethan, begab er sich in sein stilles, an das große Arbeitszimmer stoßendes Privatbureau. Hier sah es, wie überall in seiner Behausung, äußerst wohnlich und behaglich aus. Neben dem schönen mit grünem Tuch überzogenen Arbeitstisch von Nußbaumholz stand der colossale eiserne Geldschrank des Barons. Die Mitte einer Wand nahmen ein bequemes Sofa, ein runder Tisch davor und darum her einige Sessel ein, die alle mit demselben officiell gewordenen grünen Tuche überspannt waren. Tabellen, Pläne und sonstige zum hiesigen Geschäftsbetrieb gehörende Dinge hingen an den mit grauer Oelfarbe gestrichenen Wänden, und

nur über dem Sopha war ein einziges Oelbild zu sehen, die Themis darstellend, mit der Waage der Gerechtigkeit in der Hand – ein Schmuck, auf den der Amtsrath, vielleicht weil er sich schon daran gewöhnt, nicht mehr blickte, worauf er aber schon manchen klagenden Bauer oder Tagelöhner mit Würde und Nachdruck aufmerksam gemacht hatte.

Nachdem er sich nun zuerst mit seinen Kassenbüchern zu schaffen gemacht, die vom Secretair ein- und ausgetragenen Posten durchgesehen und richtig befunden hatte, beschäftigte er sich eine geraume Zeit mit einigen Actenstücken, deren Inhalt als dringlich bezeichnet war. Nachdem er auch hierin verschiedene Anordnungen getroffen und seine Bemerkungen für Herrn Fuchs mit Bleistift daneben geschrieben, legte er für heute die geschäftlichen Angelegenheiten bei Seite und gab sich seinen Privatunterhaltungen hin. Er schrieb einige kurze Briefe und zuletzt einen längeren an seinen geliebten Sohn Kuno, den er seinen Besuch auf Schaumburg zu beeilen bat, da seine Anwesenheit in der bewußten Angelegenheit durchaus nothwendig geworden sei und nicht mehr länger hinausgeschoben werden dürfe.

Als auch dieser Brief versiegelt und in den für den Briefboten bestimmten Kasten geworfen war, schellte er und befahl dem eintretenden Jean, daß sein Pferd vorgeführt werde und Heinrich ihn wieder begleiten solle, denn der vornehme Herr Amtsrath pflegte fast nie ohne einen dienstbaren Geist hinter sich einen seiner Inspectionritte abzuhalten.

In wenigen Minuten waren seine vorausgesehenen Befehle befolgt und der gestrenge Herr, schon seit dem frühen Morgen gestiefelt und bespornt, trat, von Herrn Fuchs begleitet, der noch soeben seine letzten Anweisungen erhalten, auf den Hof hinaus und erwartete sein Pferd. Als es gebracht ward, bestieg er es sogleich und ritt, mit vielen Bücklingen des Secretairs, der es sich nicht nehmen ließ, ihm den Bügel zu halten, bedacht, über den Teichdamm in den sonnenbeschienenen Park hinein. Ohne nur einen Blick auf die herrlich grünenden Baumgruppen zu werfen und allein seinen ewig gährenden Gedanken nachjagend, trabte er rasch zum Parkthor hinaus, an der gebrochenen Säule in der Weißdornlücke vorbei und gewann so bald das freie Feld, das er nun bis zu dem Wege verfolgte, der dem Schneckenberg zuführte und auf welchem herabkommend Doctor Camp am vorigen Abend zu ihm gestoßen war.

Hier aber, sobald der Weg sich zu heben begann, mäßigte er den schnellen Lauf seines feurigen Braunen, nicht etwa um denselben zu schonen – denn der Herr Amtsrath schonte weder Mensch noch Thier – sondern weil seine innere Spannung, je näher er dem Berge kam, wieder zunahm und ihn zu einem besonneneren Vorschreiten veranlaßte.

Der Herr Amtsrath vermied es nämlich so viel wie möglich, mit den Bewohnern des Schneckenbergs in persönliche Berührung zu gerathen und hier auf diesem Wege war doch eine zufällige Begegnung immerhin denkbar. Dagegen nahm er stets gern jede Kunde von oben

entgegen und so oft ihm irgend ein Arbeiter auf dem Wege nahe kam, hielt er sein Pferd an und fragte ihn, wie es oben stehe und gehe und ob vielleicht irgend etwas Neues vorgefallen sei. Seine Neugierde wurde indessen heute auf keine Weise befriedigt, Niemand wußte ihm irgend eine Neuigkeit zu melden, bis zuletzt ein Junge mit einem Reisigbündel auf dem Rücken des Weges kam, der ihm auf Befragen die Nachricht mittheilte, daß der Herr Baron mit dem gnädigen Fräulein im Walde des Berges oben umherspaziere.

Diese zur rechten Zeit gekommene Mittheilung machte den Amtrath vorsichtig und wie er sich von jetzt an, mit seinem betreßten Diener hinter sich, langsam vorwärts bewegte, sah es gerade so aus, als ob er eine Vedette im Kriegszustande wäre, so gemessen hielt er sein Pferd im Zügel, so aufmerksam lugte er ringsum, so scharf musterte er jedes Gebüsch aus der Ferne, ob sich nicht etwa hinter ihm der Herr Baron verborgen habe und nun plötzlich wie aus dem Hinterhalt auf ihn einstürme.

Indessen war von dem Baron und seiner Tochter heute wie gewöhnlich nichts zu sehen und auch keine weitere Kunde drang von ihm in die Ebene herab. Denn nur selten sandte der Herr auf dem Schneckenberge einen Boten in's Thal oder gar zu den Bewohnern von Schaumburg, und nur in höchst wichtigen Fällen trat er mit dem Schlosse in nähere Berührung, da er auch seinerseits keine Neigung verspürte, mit dem Amtrath mehr zu verkehren, als durchaus nothwendig war.

Nachdem so der stille Reiter sich überzeugt, daß er hier oben vergebens etwas zu erspüren vermöge, wandte er sein Pferd in einen seitlichen Weg des schönen Bergparks und fand bald einen zweiten, der ihn wieder in die Ebene hinabbrachte, wo er seinen Braunen in Galopp setzte und nun über die wogenden Felder und die üppigen Wiesen zu den Arbeitern flog, denen er heute einen Besuch zgedacht hatte.

Wir begleiten ihn nicht auf diesem Wege, sondern kehren nach dem Schlosse zurück, wo in seiner Abwesenheit einige kleine Szenen ereigneten, die unserer Beiwohnung würdiger sind.

Kaum nämlich hatte sich der Hausherr vom Schlosse entfernt, als seine schöne Tochter aus demselben hervortrat und, mit Strohhut und Sonnenschirm ausgestattet, einen Spaziergang durch den frisch grünenden Park antrat.

Sie hatte ihren Weg noch nicht weit fortgesetzt und konnte eben mit ihren guten Augen das Parkthor erreichen, als sie einen Mann in einer blauen Blouse auf einem kräftigen wohlgezäumten Rappen friedfertig durch dasselbe in den Park reiten sah.

Wie es kam und warum es geschah, wußte sie nicht oder sie gestand es sich wenigstens nicht ein, aber als sie dieses Pferdes ansichtig wurde, schlug ihr Herz in rascheren und stärkeren Schlägen als vorher und wie von einem bestimmten Gedanken geleitet, änderte sie ihren Weg und ging dem Reiter entgegen, der ihr fremd und,

wie nachher sein Dialect ergab, auch nicht aus der nächsten Umgebung von Schaumburg war.

Als sie dicht vor ihm angelangt, blieb sie stehen und da der Fremde sogleich das Pferd aufhielt, fragte sie ihn, wohin er wolle.

»Ich bin doch hier recht,« erwiderte der Mann, höflich seine Mütze abnehmend, »wenn ich auf dem Gute Schaumburg zu sein denke? Guten Morgen, mein Fräulein!«

»Guten Morgen. Ja wohl, Sie sind hier an dem gewünschten Ort. Was bringen Sie?«

»Ich bringe einen Brief von dem Herrn Inspector von Rodenberg an den Herrn Amtsrath Stephani – hier ist er – und sodann auch dies Pferd, welches der Herr Inspector voraussendet, wie er bereits geschrieben hat.«

Cornelia, die sich in ihrer ersten Annahme also nicht geirrt, erröthete unwillkürlich und sagte dann freundlich:

»Geben Sie mir den Brief, ich bin die Tochter des Hauses und werde ihn meinem Vater einhändigen, wenn er nach Hause kommt. So. Und was das Pferd betrifft, so sind dort die Stallungen. Ich werde Sie selbst dahin führen. Kommen Sie.«

Der Fremde, kein ganz ungebildeter Mann, wie es schien, stieg sogleich vom Pferde und führte es am Zügel neben der Dame her, wobei er einige Worte über das gute Wetter sprach und erzählte, daß er das Pferd weit her auf der Eisenbahn gebracht und heute noch in seine Heimath zurückzukehren gedenke.



Bald darauf war man an den Stallungen angekommen und da gerade ein Knecht vor der Thür stand, erklärte ihm die Tochter des Hauses, daß dies das erwartete Pferd des neuen Herrn Inspectors sei und daß er das Thier gut warten und pflegen solle, bis der Herr darüber näher bestimme.

Dabei trat sie an das kräftige, hochgewachsene Thier heran, klopfte ihm den schlanken Hals und sagte, als ob sie, bevor sie noch den Mann gesehen, dem es gehörte, schon eine gewisse Sympathie für dasselbe empfinde:

»Du scheinst ein gutes, muthiges Thier zu sein, mein Schwarzer. Nun, Arbeit wirst du genug hier finden und laufen wirst du nach Herzenslust können. Dafür sollst du aber auch gutes Futter und die beste Pflege haben. Nicht wahr, Hans Ihr sorgt gut für das Thier?«

»Zu Befehl, gnädiges Fräulein, es soll ihm wahrhaftig nichts abgehen.«

So eben sollte der Rappe in den Stall geführt werden und der Mann, der ihn gebracht, machte ein freundliches Gesicht, daß sein Pflegling es allem Anschein nach hier gut haben werde, als ein neuer Beschauer desselben herankam, der schon eine Weile in der Ferne gestanden und dann in größerer Nähe die ganze kleine vorgehende Scene mit den Augen verschlungen und mit seinen raschfassenden Ohren jedes gesprochene Wort erlauscht hatte.

Es war Herr Fuchs, der irgend eine wichtige Besorgung in den Ställen oder Scheunen haben mußte, denn sonst pflegte er um diese Zeit im Bureau bei seinen Schreibe-  
reien zu sitzen.

»Aha,« sagte er, als er dicht herangetreten, »das ist also des neuen Inspector's Gaul? Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein!«

Weiter sagte er nichts oder konnte er nichts sagen, denn seiner sonst lebhaft genug sprudelnden Redseligkeit schien diesmal ein seltsamer Zügel angelegt. Auch er wurde in Bezug auf das angekommene Pferd von einem gewissen Instinkt geleitet und sein Herz schwoll vor Neid und Eifersucht, daß er es nicht war, dessen Ankunft mit einer so großen Spannung und Freude entgegengesehen wurde, ja, daß selbst die Tochter vom Hause, die sich doch sonst um den Inspector so wenig bekümmert hatte, das Pferd desselben so zärtlich willkommen hieß und sich persönlich für seine gute Pflege bemühte.

»Guten Morgen!« lautete der kühle Gegengruß Cornelia's, und wie um den Secretair erst recht zu ärgern, streichelte sie noch einmal den Hals und Kopf des Pferdes und sah ihm so lange nach, bis der Stallknecht es in seinen Ständer geführt hatte. Gleich darauf wandte sie sich an den Mann, der es gebracht und sagte:

»Mein lieber Freund, den Brief werde ich, wie gesagt, meinem Vater einhändigen, und das Pferd soll wohl aufgehoben sein. Jetzt kommen Sie mit mir in's Schloß, damit man Ihnen ein Frühstück vorsetze. Sie werden von der Reise Appetit mitgebracht haben.«

»Ich danke für Alles, mein gnädiges Fräulein,« entgegnete der Mann mit entschiedenem Wesen. »Ich habe keinen Augenblick Zeit, denn in einer Stunde geht der Bahnzug wieder ab, mit dem ich zurückfahre. Für meinen

Unterhalt unterwegs hat der Herr Inspector reichlich gesorgt. Guten Morgen!«

Und raschen Schrittes entfernte er sich auf demselben Wege, den er mit der Dame gekommen war, und diese, in stilles Nachdenken verfallend, schien ihren beabsichtigten Spaziergang vergessen zu haben und schlug unwillkürlich den Weg nach dem Schlosse ein, ohne scheinbar zu bemerken, daß der dienstfertige Secretair an ihrer Seite schritt und sie mit einigen galanten Redensarten zu unterhalten suchte.

»Wann kommt denn der Herr Inspector an?« fragte er endlich, als er merkte, daß seine sonstigen Fragen keine rechte Antwort fanden.

»Ich weiß es nicht, aber es wird wohl in diesem Briefe stehen.«

»Hm, ja, der Herr hat etwas lange auf sich warten lassen.«

»Er wird nicht früher haben kommen können.«

»Wohl möglich. Aber ich bin recht neugierig auf den so viel beschäftigten Mann.«

»Ich auch!«

»Er muß einige Mittel besitzen, denn der große Rappe hat gewiß seine vierhundert Thaler gekostet. Es scheint ein Mecklenburger zu sein.«

»Herr von Rodenberg?« fragte Cornelia mit seitwärts funkelnden Augen, während sie ihren Sonnenschirm zwischen sich und den Secretair hielt.

»Nein, ich meine das Pferd, gnädiges Fräulein, verzeihen Sie.«

»Ach, da kommt Auguste, die wollte ich eben sprechen! – Auguste!« rief sie das eben vom Schlosse her kommende Mädchen an, welchem die Besorgung der Zimmer der Hausdienerschaft anvertraut war, »Du kommst mir wie gerufen. Sag', ist das Zimmer des Herrn Inspectors den wir jeden Augenblick erwarten können, in Ordnung gebracht?«

»Ja wohl, Fräulein, es ist schon seit acht Tagen in den gehörigen Stand gesetzt.«

»So komm' und laß es mich sehen. Mein Vater wünscht, daß Herr von Rodenberg an nichts Mangel leide.«

»Mein gnädiges Fräulein,« wandte sich hier Herr Fuchs mit sauersüßer Miene an die mit einem Mal so vorsorgliche Tochter des Hauses, »wenn Sie des Herrn Inspector's Wohnung in Augenschein nehmen wollen, so will ich Sie selbst dahin führen; sie liegt ja unmittelbar neben der meinigen.«

»O, ich will Sie nicht bemühen, Sie haben ja Wichtigeres zu thun.«

»Für den Augenblick nicht und es macht mir Vergnügen, Ihnen einige Minuten von meiner Zeit zu widmen.«

Cornelia sah, daß Herr Fuchs sich auch heute so wenig wie sonst abweisen ließ und so fügte sie sich schweigend in die ihr aufgedrungene Begleitung. Als man das Schloß und den Schloßhof erreicht, trat er in die Thür ein, von welcher der Amtsrath abgeritten war, verfolgte, an den Geschäftsräumen vorüberschreitend, den Corridor, der mit seinem rothen Fliesboden und der gewölbten

Decke einem alterthümlichen Klosterkreuzgange ähnlich sah, und erreichte bald eine Thür, auf deren metallenen Drücker der galante Führer sogleich seine Hand legte.

»Dies hier ist mein Zimmer,« sagte er freundlich lächelnd und that so, als ob das gnädige Fräulein bei ihrer Zimmerbesichtigung auch dies besuchen müsse.

»Ich weiß es,« lautete Cornelia's ruhige Antwort, »aber ich wollte nur des Herrn Inspector's Zimmer besichtigen.«

»Das ist dies,« sagte der Secretair mit standhaft verbissenem Grimm, indem er langsam weiter schritt und die nächste Thür öffnete, durch die Cornelia, der Secretair und das Stubenmädchen sofort eintraten.

Das Zimmer, welches der neue Inspector bewohnen sollte und in dem auch der frühere gewohnt, war ein großes Gemach mit zwei in dicke Mauern eingefügten Fenstern und daneben lag ein einfenstriges, sehr schmales Schlascabinet. Beide gingen nach dem trüben Hof hinaus und boten nicht die geringste angenehme Aussicht dar, als wollte man ihrem Bewohner den Aufenthalt im Freien viel wünschenswerther machen, als zwischen diesen halb kahlen, dicken und etwas dumpfig riechenden Wänden. Die Einrichtung war zwar nicht dürftig, doch nur höchst mäßig bequem, nur das Schlafcabinet zeigte ein gutes, weißüberzogenes Bett und die allernothwendigsten Gebrauchsutensilien.

Cornelia blickte sich etwas lange und nachdenklich in beiden Räumen um, dann in das große Zimmer zurückkehrend und beide Fenster weit öffnend, sagte sie:

»Ich will wünschen, daß Herr von Rodenberg nicht etwas Besseres gewohnt ist.« Und sich dann zur Magd wendend, fügte sie hinzu: »Komm gleich zu mir hinaus, Auguste; ich werde Dir einige Möbel bezeichnen, die auf der Stelle heruntergeschafft werden sollen. Herr von Rodenberg soll nicht glauben, daß hier Mangel an einiger Bequemlichkeit und noch mehr an gutem Willen ist, ihm seine Stellung erträglich zu machen. Ich bin überzeugt, mein Vater wird damit einverstanden sein.«

Herr Fuchs, als er dies so ehrlich aussprechen hörte, ward blutroth und barst beinahe vor heimlicher Eifersucht. Jetzt hätte er noch viel mehr als vorher darum gegeben, wenn er in des so sorglich bedachten Inspectors Lage gewesen wäre. Indessen bewahrte er seine äußere demüthige Haltung, blieb höflich und aufmerksam wie zuvor und grüßte die abgehende Dame mit tiefer Verbeugung, als sie, sich wenig oder gar nicht um ihn kümmernd, mit Auguste das Zimmer verließ und rasch die Treppe hinausstieg, um das in des Inspectors Wohnung Fehlende sogleich nach eigener Auswahl ergänzen zu lassen. –

Gegen ein Uhr kam der Amtrath von seinem Ritt zurück und kaum hatte er sein Zimmer betreten, so erschien seine Tochter, berichtete, was geschehen und was sie gethan und reichte dem Vater den von dem Boten überbrachten Brief hin.

Der Amtrath warf sich mit ernster Miene in einen Stuhl und öffnete etwas hastig den Brief, den er, da er

sehr kurz war, rasch überflog. Dann, ihn in die Brusttasche steckend, sagte er:

»Ich bin mit Deinen Anordnungen natürlich zufrieden, Cornelia. Er schreibt, daß er morgen früh mit dem Elfuhrzug auf dem Bahnhof eintreffen und also kurz vor Tisch hier sein werde. Siehe da, er meldet seine Ankunft wie ein wahrhaft vornehmer Herr fast auf die Minute an. Na ja, da haben wir es. Aber gut, da kann er gleich unsre Suppe probiren, denn er kommt ja zu Tisch. Haha!«

»Ich finde es sehr natürlich und sogar artig, daß er die *Stunde* seiner Ankunft angiebt,« versetzte Cornelia mit lebhaft funkelnden Augen. »Da bist Du ja ganz sicher und kannst Deine Einrichtungen danach treffen.«

»Ja freilich, von dem Punkt aus betrachtet, hast Du Recht. Aber daß er sogar seine Ankunft auf dem Bahnhof so genau angiebt, sieht gerade so aus, als ob er von mir im Triumph abgeholt sein wollte.«

»Im Triumph? Ich verstehe Dich nicht recht. Es scheint mir diese genaue Angabe nur die bescheidene Bitte zu enthalten, daß Du ihm zu dieser Zeit einen Wagen senden sollst, da er doch gewiß Koffer und sonstiges Gepäck mit sich bringt und nicht weiß, ob er auf der kleinen Eisenbahnstation ein Fuhrwerk dafür findet.«

»Nun, für seine Koffer und sonstiges Gepäck dürfte wohl der erste beste Leiterwagen ausreichen.«

»Ein Leiterwagen? Ich bitte Dich. Soll denn Dein neuer Inspector, der Dir eine so große Last abnimmt, etwa zu

Fuß neben seinen Sachen herlaufen, die ihm ein Leiterwagen in sein neues Domicil, nach Schloß Schaumburg bringt?«

Der Amtrath lachte und wiegte etwas kritisch den Kopf, indem er sanft mit dem aufgehobenen Zeigefinger drohte. »Ei nein, Cornelia, das soll er nicht,« sagte er, »wahrhaftig nicht, das würde ihm einen bitteren Vorgeschmack von unseren guten Verhältnissen geben. Ein Wagen für ihn, und ein Leiterwagen außerdem sollen zur rechten Zeit an der Bahn sein, aber – ich bitte Dich ernstlich – verzieh' ihn mir nicht gleich vom ersten Augenblick an, wenn ich Dir auch gern gestatte, ja es sogar wünsche, gegen den adligen Herrn die liebenswürdige Tochter vom Hause zu spielen«

»Scherze darüber nicht, Vater!« bat Cornelia mit hochrothen Wangen. »Ich habe ja hier nicht den Herrn von Rodenberg, sondern nur den Freund und Studiengenossen Rudolf's im Auge.«

»Ah, pfeift der Wind daher?« rief der Amtrath etwas gedehnt. »Nun gut, ich verstehe Dich, und der Freund Rudolf's, *Deines* besten Freundes, soll sich hier wohl und anständig aufgenommen finden, das verspreche ich Dir und nun wirst Du ja wohl mit mir zufrieden sein. O,« – und er stand auf und rieb sich erfreut die – »endlich kommt der lange Erwartete und ich werde die schwere Last nur noch vierundzwanzig Stunden auf meinen Schultern zu tragen haben. Doch jetzt zu Tische, zu Tische, mein Kind! Ich bin hungrig wie ein Pferd, das zwölf Stunden mit verbundenen Augen in der Tretmühle gearbeitet hat.« –



DRITTES CAPITEL. DER NEUE INSPECTOR.

Der Tag der Ankunft des so lange und sehnlich Erwarteten war also endlich gekommen, sogar der Augenblick seines Eintreffens stand nahe bevor, denn die beiden Wagen, die ihn und sein Gepäck abholen sollten, waren schon vor einer Stunde nach der etwa eine halbe Meile entfernten Eisenbahnstation abgefahren.

Von den an seinem Erscheinen zumeist Beteiligten befanden sich die drei Hauptpersonen, der Amtrath, seine Tochter und der Secretair, in einer leicht erklärlichen und stündlich zunehmenden Spannung, obwohl die beiden Männer sich das nicht selbst, noch weniger Einer dem Andern, eingestehen mochten.

Der Secretair vergrub sich, um seine seltsame innere Unruhe, seinen Neid und seine neu aufgestachelte Eifersucht zu verdecken, wie die ämsigste Biene mitten in ihren Bau, das heißt, er arbeitete, so viel er zu leisten vermochte und so weit sein zerstreut umherflatternder und bereits die verschleierte Zukunft durchirrender Geist an einer wirklich besonnenen Arbeit Theil nehmen konnte.

Der Amtrath dagegen war, um seine bald zweifelnde, bald hoffende Hast und Unruhe zu bewältigen, wieder mit seinem Diener davon geritten, hatte aber diesmal den Weg in der Richtung nach der Eisenbahn und zwar einen solchen gewählt, von dem aus er, ohne den rückkehrenden Wagen zu begegnen, sich von der wirklichen Ankunft des neuen Inspector's aus sicherer Ferne

überzeugen konnte. Er wollte nicht gern auf dem Schlosse gegenwärtig sein, wenn er eintraf; wie ein vornehmer Herr liebte er den lästigen Empfang nicht, und so wollte er erst dann als oberster Herr und Gebieter erscheinen, wenn der junge Mann, von dem Secretair und vielleicht von seiner Tochter begrüßt, sein Unterkommen in seiner jetzt leidlich ausgestatteten Wohnung gefunden hatte. Saß man sich dann bei Tisch gegenüber, so floß das Gespräch bei schmackhaften Gerichten und heute absichtlich gut ausgewähltem Wein viel bequemer und leichter, es waren ja zuverlässige Helfershelfer zugegen, und daß er in dieser Beziehung wenigstens an Cornelia einen wirksamen Beistand haben würde, das konnte er nach dem bereits Vorhergegangenen sicher voraussetzen.

Was diese Letztere betrifft, so war sie von den Dreien vielleicht die am meisten Aufgeregte und Erwartungsvolle, und sie verbarg sich das selbst nicht im Mindesten. Nur blieb sie in ihrem schön geschmückten Zimmer allein, that hastig bald Dies, bald Jenes, sah oft aus den Fenstern und richtete ihre sprühenden Blicke wiederholt nach der Uhr, die ihr heute merkwürdig langsam zu gehen schien. Am liebsten wäre sie, was sie sich ehrlich bekannte, selbst mit nach der Eisenbahnstation gefahren, wenn das irgend zulässig gewesen wäre, denn sie brannte vor Begierde, endlich den Mann zu sehen, den ihr verständiger und gewissenhafter Bruder, dem sie nach hundertfältiger Erfahrung in allen Dingen vertrauen konnte, ihr als ein Muster von Ehrenhaftigkeit, Arbeitskraft und männlich durchgreifendem Charakter geschildert hatte,

einen Mann, der, wie Rudolph Stephani geschrieben, in Schaumburg endlich Noth thue, um die dortigen verfahrenen und verkommenen Verhältnisse – und das war der Hauptgrund, warum der Bruder, wie Cornelia wußte, das Weite gesucht – mit stählerner Hand und eiserner Willenskraft in das rechte Geleise zurückzubringen.

So hielt sie denn schon jetzt ganz im Stillen große Stücke auf den ihr noch Unbekannten, hatte sich aber vorgenommen, ihn, bevor sie sich ihm näherte oder einen gewissen Antheil an ihm verrieth, mit ihren scharfen Augen genau und ernstlich zu prüfen, jeden seiner Schritte, jede seiner Handlungen, so weit es ihr möglich war, zu beobachten, dann aber, wenn sie ihn als ehrlich und zuverlässig erkannt, mit einem Wort, wenn er den Schilderungen des wackeren Bruders entsprach, ganz offen für ihn Partei zu nehmen und namentlich den gehässigen Einwirkungen entgegen zu arbeiten, die in vollem Maaße auszuüben der auf die Gunst seines Herrn leidenschaftlich eifersüchtige Herr Fuchs sicher nicht unterlassen würde.

Alles kam nur nach ihrer Meinung darauf an, auf wessen Seite der Ankömmling sich hauptsächlich neigen würde, und sie traute ihm Einsicht und Menschenkenntniß genug zu, um von Anfang an die Spreu von dem Weizen zu unterscheiden, und vor allen Dingen die erforderliche Berufstüchtigkeit zu besitzen, um ihren in dienstlichen Angelegenheiten so häklichen Vater durch seine

Thätigkeit und durch die Art und Weise seiner Einwirkung in Bezug auf die zahlreichen Knechte des Gutes zufrieden zu stellen.

---

Nie war der Amtrath mit stolzerer Grandezza über den Teichdamm in den Hof seines schönen Schlosses eingeritten, nie war er würdevoller vom Pferde gestiegen und hatte seine Befehle an die umherstehenden Diener mit lauterer Stimme und sicherer Gemessenheit ertheilt, als heute, da er voraussetzte, der neue Inspector, den er bereits innerhalb der Schloßmauern wußte, würde seine Ankunft bemerken und, von natürlicher Neugierde getrieben, an irgend ein Fenster eilen, um sich mit dem ersten Blick auf die äußere Erscheinung und das bedeutungsvolle Gehaben seines Herrn eine vortheilhafte Meinung über denselben zu bilden. Er hatte sich vorgenommen, was er überhaupt außerordentlich liebte, dem neuen Untergebenen gleich vom ersten Augenblick an zu imponiren, ihm die Vollgültigkeit seines Wesens gleich durch die ersten Worte an den Tag zu legen, und doch – wie sehr hatte sich der gute Amtrath in dieser Beziehung in dem unbekanntem Herrn von Rodenberg, der hier nur als ein einfacher Oeconomie-Inspector auftrat, getäuscht! Denn zu seiner höchsten Ueberraschung war gerade dieser Mann dazu angethan, ihm selbst zu imponiren, und er sollte gleich am ersten Tage, und später noch viel mehr,

den Beweis in die Hand bekommen, daß dieser Inspector nicht zu den Leuten gehörte, die sich durch eine herrische Miene, durch eine absichtlich zur Schau getragene großherrliche Haltung und einige drastische, wie der Blitz wirkende Worte, einschüchtern lassen, wenn damit nicht etwas ganz Anderes verbunden ist – ein tief durchdringender, klarer Geist, ein reines, für alles Gute wohlwollend schlagendes Herz und ein natürliches, ungekünsteltes Benehmen, welche drei Eigenschaften erst in ihrer Vereinigung den Charakter und das Wesen des Herrn offenbaren, vor dem ein Untergebener von Geist und Bildung wahrhaft Achtung haben kann.

Als der Amtsrath, sich wiederholt laut räuspernd und sonst auf jede mögliche Weise, wie zum Beispiel durch einen weithin hörbaren wuchtigen Schritt, seine Anwesenheit im Schlosse schon aus der Ferne kundgab und dann in hochaufgerichteter Haltung, stolzen Blickes und den Hut auf dem Kopf behaltend, in sein glänzendes Zimmer trat, fand er darin seine Tochter vor, die, mit sichtbar erregtem Gesicht auf einem Sessel saß, und ihr gegenüber einen Mann, über dessen ganze persönliche Erscheinung, als er sich, den kleinen grauen Hut in der Hand, sogleich erhob, er in das größte Erstaunen versetzt wurde und seine längst vorbereitete Anrede und sogar seine amtsrätliche Würde vergaß. So wirkte der erste flüchtige Anblick des neuen Inspectors auf ihn, den Cornelia, die sich auch bei seinem Eintreten erhob, in merklicher Hast mit den Worten vorstellte:

»Herr von Rodenberg ist so eben gekommen, hier ist er. Und dies, Herr von Rodenberg, ist mein Vater, mit dem ich Sie jetzt allein lasse!« worauf sie sich mit einer leichten Verbeugung gegen den Inspector sofort entfernte.

Beide Männer standen dicht vor einander und schauten sich eine Weile schweigend und erwartungsvoll an. Endlich faßte sich der Amtrath zuerst, verbeugte sich höflicher, als er sich je vor einem Inspector verbeugt, und sagte mit halb erkünstelter Herablassung, die jedoch unwillkürlich und bald in eine natürlichere Freundlichkeit übergieng:

»Ich freue mich sehr, einen Mann vor mir zu sehen, den mir mein Sohn so warm empfohlen hat und der gekommen ist, mich von einer ungewohnten Last zu befreien, die schon lange drückend auf meinen Schultern ruht.« Dabei reichte er ihm die behandschuhte Hand und schüttelte die ihm entgegenkommende Rechte des Herrn, die auch noch mit einem feinen rehledernen Handschuh bekleidet war, freundlichst und lange, als wolle er gleich beim ersten Anlauf sich den Beifall desselben gewinnen.

»Ich bin auch erfreut,« nahm nun der Inspector mit einer festen, vollklingenden, doch weichen Stimme das Wort, »endlich auf dem schönen Schaumburg zu sein, nach dem ich mich lange geseht. Verzeihen Sie nur, daß ich mich etwas lange erwarten ließ. Unaufschiebbar Familienverhältnisse fesselten mich länger als ich vermuthete, bei meinen Verwandten, die ich ein Jahr lang nicht gesehen, und das hielt mich allein von meiner nächsten Pflichterfüllung ab.«

»Ich kann es mir denken,« erwiderte der Amtsrath zerstreut, denn er überflog vorausgesetzt, so lange der Inspector sprach, das ruhig bleibende Gesicht desselben, als könne er nicht rasch genug das ganze Wesen des jungen, erst etwa siebenundzwanzig Jahre zählenden Mannes durchdringen, mit dem er von jetzt an in ein so nahes Verhältniß treten sollte.

Felix von Rodenberg war ein hochgewachsener, kräftiger Mann mit angenehmen, obgleich etwas stolzen Bewegungen, der unläugbar etwas Militairisches an sich trug. Dafür sprach das kurzgeschnittene hellbraune Haar, die ganze feste Haltung, der Schnitt des wohlgepflegten Schnurr- und Backenbartes und, der kühne, tiefdringende und forschende Blick seiner dunkelblauen, bisweilen wie in Flammen aufglühenden Augen, zumal sie von etwas starken und dunklen Brauen beschattet waren, die das sonst milde Antlitz meist ernst und sinnend erscheinen ließen. Die Farbe desselben war eigentlich etwas bleich, obgleich sich keine Spur von Kränklichkeit darin aussprach, und die einzelnen Theile vollkommen harmonisch gebildet, im Schnitt edel und von jenem bedeutsamen Ausdruck, den man im gewöhnlichen Leben ›vornehm‹ nennt, obgleich man es nicht unbedingt für regelmäßig schön erklären konnte. Was aber an diesem Mann zumeist auffiel und wahrscheinlich dem Amtsrath zuerst imponirt hatte, war die sichere, unzerstörbare Ruhe, mit der er sich bewegte, mit der er sprach und alle seine Geberden ausführte. Nein, das war kein schwankendes Rohr, kein nach Beifall und Gunst haschender

Mensch, wie der schlaue Secretair, der seine Miene und seine Worte nach jedem Winde der Laune seines Herrn einzurichten verstand, das war ein fester, klarer, strenger Mann, der zu wissen schien, was er wollte, der immer gerade und unbewegt auf sein Ziel losging und sich durch nichts in seinen Handlungen beirren und beeinflussen ließ, mochte man ihm nun mit Schmeicheleien und bestechender Freundlichkeit oder mit befehlshaberischer Miene nahen.

Ob der Amtrath gleich in der ersten Viertelstunde diese Beobachtungen anstellte, wissen wir nicht, doch sollte er noch an diesem Tage Gelegenheit genug haben, zu bemerken, daß alles Das in und an dem neuen Inspector vorhanden war, was wir so eben wenigstens anzudeuten versuchten.

»Nehmen wir Platz,« setzte der Amtrath das Gespräch fort und legte Hut und Handschuhe bei Seite, was sogleich auch der Inspector that, wobei der Erstere mit flüchtigem Blick sehr feine weiße Hände an ihm wahrnahm, auf deren wohlgepflegten Fingern kein Ring haftete, wie der Amtrath sogar mehrere und an jedem Zeigefinger einen gewaltigen Siegelring trug. »Ja, nehmen wir Platz und unterhalten wir uns ein Weilchen, bis uns die Speiseglocke in das Eßzimmer ruft.«

»Darf ich mich nicht erst umkleiden, wenn es zu Tische geht?« fragte der Inspector. »Ich bin, wie Sie sehen, in meinem Reisekleide, das zugleich mein Arbeitskleid ist.«



Der Amtrath ließ einen raschen Blick über den eleganten Anzug des Inspector's laufen, der aus einem dunkelgrauen Reitrock, eben solcher Weste und Beinkleidern bestand, über die glänzend lackirte Stulpstiefel mit Sporen gezogen waren.

»O nicht doch, mein lieber Her von Rodenberg,« erwiderte der Amtrath schnell, »Sie sind ja hier zu Hause, auch sind wir unter uns und pflegen sämmtlich in unserem Berufskleide zu speisen. Ich genire mich auch nicht, wie Sie sehen, und setze mich zu Tisch, wie ich eben von einem Inspectionsritt zurückkomme. Auf dem Lande, wissen Sie ja, nimmt man es damit nicht so genau und man hat auch keine Zeit, viel an seine Toilette zu denken. – Wir haben hier nämlich etwas viel zu thun, Herr von Rodenberg!« setzte er heiter lächelnd hinzu.

»Um so besser, darum bin ich hierher gekommen. Ich verstehe zu arbeiten und hoffe Ihnen bald den Beweis davon liefern zu können.«

»Gut, gut, um so besser, sage auch ich. Da Sie bereits, wie mir mein Sohn geschrieben, auf einem großen Gute Jahre lang gewirkt haben, so werden Sie sich auch auf dem unsrigen bald orientiren, obgleich ich bekennen will, daß unsere Geschäfte wegen des hier nicht wohnenden und einigermaßen seltsamen Besitzers etwas complirter Natur sind.«

»Das denke ich mir wohl, aber es wird mein Bestreben sein, mich möglichst bald und vollständig zu orientiren; den besten Willen habe ich dazu und an Neigung, hier bald ›zu Hause‹ zu sein, fehlt es mir auch nicht.«

»Nun, dann verstehen wir uns gleich im ersten Augenblick. Doch was ist das? Schon die Eßglocke? Ja, das ist die Herren-Eßglocke, Herr – Herr Inspector!«

Der Schall einer großen, durch das ganze Schloß tönenden Glocke ließ sich in diesem Augenblick von den Souterrains des Hofes her, wo die Küchen lagen, vernehmen und auf der Stelle erhob sich der Amtrath, deutete mit der Hand auf die Thür des Speisesaals und schritt dem ihm unmittelbar Folgenden mit gravitätischen Schritten voran.

In dem Saale angekommen, wo heute die Tafel mit ganz besonderem Glanz ausgestattet war, fand man schon Cornelia vor, bei der sich der Inspector mit einigen Worten wegen seiner Kleidung entschuldigte. Kaum aber war dem Letzteren sein Platz, dem Amtrath und seiner Tochter gegenüber angewiesen, so erschien mit leise herangleitenden Schritten, den Oberkörper grüßend weit vorgebeugt, Herr Fuchs mit einer holdselig lächelnden Miene, die ohne Zweifel sein Glück verrathen sollte, des neuen Inspector's, der von heute an sein Haus- und Tischcolleague geworden, ansichtig zu werden.

»Das ist mein Secretair, Herr Fuchs,« sagte der Amtrath, auf den wie ein Aal Nahenden deutend, »und das, mein *lieber* Fuchs, ist unser neuer Inspector, Herr von Rodenberg. Bitte, meine Herren, nehmen wir Platz.« –

Betrachten wir nun die Stimmung der vier Tischgenossen erst im Allgemeinen, bevor wir auf das gleich nach der Suppe beginnende Gespräch näher eingehen.

Von allen Vieren war der Amtrath offenbar der Angeregteste und Redseligste. Seine Freude über die so eben gewonnene und gewiß kräftige Hülfe war groß, denn der neue Ankömmling hatte ihm vom ersten Augenblick an Vertrauen eingeflößt, ja durch die gefällige äußere Erscheinung und den geselligen Tact, den derselbe sogleich entwickelte, war eine Art stiller Bewunderung in ihm wachgerufen, die noch mehr zunahm, als der hastig Wein trinkende Hausherr im weiteren Verlauf des Gesprächs sich zu überzeugen glaubte, daß die männliche Ruhe und der Gleichmuth des Inspectors sich unveränderlich gleich blieben und durchaus natürliche Eigenschaften seines gediegenen Wesens zu sein schienen.

Cornelia, allerdings innerlich auch erregter als gewöhnlich und, nach des Vaters Wunsch wie aus eigenem Antrieb, zum geheimen Verdruß des eigersüchtigen Secretairs die liebenswürdigste Wirthin zeigend, beherrschte ihre Empfindungen und Gedanken dabei doch meisterhaft. Da sie sich nur sehr wenig in das Gespräch mischte, das ihr Vater und Herr von Rodenberg fast allein führten, so blieb ihr nur um so mehr Zeit, den Letzteren zu beobachten, und seine Art und Weise zu sprechen, zu hören und auf die vielfach gestellten Fragen die kürzeste und bestimmteste Antwort zu geben, nahm sie so ganz und gar in Anspruch, daß sie fast vergessen zu haben schien, daß noch eine vierte Person gegenwärtig sei, die heute allerdings eine nur klägliche, weil durchaus passive Rolle spielte, da sie von dem neuen Ankömmling ganz wider Erwarten vollkommen in den Schatten gestellt wurde, so

daß selbst der sonst so freundliche Amtsrath fast kein Wort an den Günstling richtete und seine Anwesenheit für den Augenblick kaum beachtete.

Ja, Herr Fuchs sprach heute fast gar nicht, was ihm auch nicht besonders schwer gemacht wurde, da Niemand irgend eine Frage an ihn richtete. Anfangs darüber erbittert, fand er sich doch allmählig in seine verlassene Lage und mochte sich vielleicht einbilden, daß die jetzige, dem Fremden günstige Stunde nicht ewig dauern und daß auch für ihn einmal wieder die Zeit des Glanzes und der Freude erscheinen werde. In solcherlei Grübeleien versunken, schien er kaum zu sehen und zu hören, was um ihn her vorging, und doch gab es Niemanden am Tisch, der aufmerksamer auf jedes fallende Wort lauschte, jede aufgefangene Miene gleichsam auf der Goldwage wog und dabei sich das Ansehen gab, als sei die ganze gegenwärtige Welt für ihn nicht vorhanden und seine Hoffnung auf eine ganz andere und erhabenere gestellt. So saß er da wie eine essende und trinkende Maschine, die es sich allerdings wie immer gut schmecken ließ, und nur bisweilen flog sein lüsternes wasserblaues Auge wie ein matter Blitz nach der schönen Tochter seines Herrn hinüber und dann wieder nach dem Inspector zurück, den er schon jetzt, gleich in der ersten Stunde seines Erscheinens, mit einem Haß bedachte, wie ihn nur ein hämischer, auf seine Stellung eifersüchtiger und durch unverdiente Gunst verwöhnter Mensch hegen kann, der im Stillen den schrecklichen Zeitpunkt gekommen sieht, wo ihm die kostbare Gunst seines Gönners durch einen

verdienstlosen Eindringling entzogen und damit auch die lustigen Phantasiegebilde seines ehrgeizigen Herzens in eitel Dampf und Rauch aufgelöst werden können.

Herr von Rodenberg blieb von allen Vieren der bei Weitem Ruhigste, sowohl was seine geheimen Empfindungen – mochten dieselben sein, welche sie wollten – wie seine äußere Haltung und sein Benehmen betraf. Gleichmäßig höflich gegen Jedermann, ohne gerade besonders gefällig und zuvorkommend zu sein, wendete er stets nur Dem seine Aufmerksamkeit und seine Blicke zu, der mit ihm sprach. Im ersten Augenblick, als er in den Speisesaal trat, war er allerdings über den Luxus, der an dieser beamtlichen Tafel herrschte und namentlich über das prunkvoll ausgestellte und ganz nutzlose Silbergeschirr erstaunt, wie er sich denn auch zu wundern schien, daß vier Menschen, von denen zwei nur von untergeordneter Stellung, von zwei Dienern in voller Livrée bedient wurden, von denen freilich der Eine, unser Heinrich, etwas stark nach dem Pferdestall roch. Allein bald schien er sich in den Glanz und die Sitte des seltsamen Hauses gefunden zu haben, in das er so eben als Neuling getreten, bis er diese Außendinge fast gar nicht mehr beachtete und sich nur mit ruhiger, sich immer gleich bleibender Beachtsamkeit der Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen hingab. Wohl schien er sich bei manchen derselben etwas länger zu bedenken und umsichtig die kürzeste Erwiderung auszuwählen, immer aber fand er bald das Wort, das er suchte und Niemand merkte ihm bei

dieser Säumniß die geringste Verlegenheit an, die vielleicht, wenn ein geistreicherer und in Menschenkenntniß bewanderterer Beobachter, wie zum Beispiel der Doctor Camp es war, gegenwärtig gewesen, doch bisweilen zu Tage getreten wäre.

Nachdem der Amtsrath sich bemüht hatte, seinem neuen Inspector eine gedrängte Uebersicht über die von ihm erwartete Thätigkeit auf Schaumburg, den Charakter, der dienstbaren Geister und den Umfang und die Ertragfähigkeit der beiden Güter zu geben, wobei er sich zur besseren Erklärung der letzteren einer vom Secretair herbeigeholten Karte bediente, sagte er plötzlich:

»Doch genug davon für jetzt. Lassen wir das Geschäftliche bis nach Tisch. Ich fühle mich gedrungen, Sie noch heute in unsere verwickelten Verhältnisse etwas genauer einzuweißen. Für's Erste lassen Sie mich lieber einen kleinen Einblick in Ihre eigenen Angelegenheiten thun, die ich zu *meiner* leichteren Orientirung doch auch ein Wenig kennen muß. – Wo und wie haben Sie meinen Sohn Rudolf kennen gelernt?«

»In Eldena, wo wir zusammen studirten, sahen wir uns zuerst und schlossen uns schon hier kameradschaftlich einander an. Dann trennten wir uns, indem Ihr Herr Sohn in Pommern blieb, ich aber zu meiner weiteren Ausbildung auf ein Gut in der Rheinprovinz ging. Nach einigen Jahren trafen wir uns in Halle wieder und von hier aus schreibt sich unsere nähere Bekanntschaft her, die, als wir nach einem Jahre abermals getrennt wurden, von

jetzt an durch einen ununterbrochenen Briefwechsel fortgesetzt ward. In unserer militairischen Laufbahn sind wir leider nicht zusammengetroffen, da wir, aus verschiedenen Provinzen gebürtig, zu verschiedenen Regimentern einberufen wurden.«

»Ah, Sie sind also auch Soldat gewesen?«

»Zu dienen, ich bin Landwehroffizier.«

»Aha, das ist mir neu. Da kennen Sie vielleicht auch meinen Sohn, den Premierlieutenant Kuno von Stephani?«

»Nein, ich habe nicht die Ehre!«

»Das thut mir leid, Sie würden einen prächtigen Kameraden in ihm kennen gelernt haben. Aber Sie werden ihn hier kennen lernen, er besucht uns nächstens. Hm! – Doch, da Sie mit meinem Rudolf so nahe bekannt gewesen sind, was ich nur zum Theil wußte,« fuhr er nach kurzer Zögerung und einiger Ueberlegung fort, »so hat er Sie wohl auch von den hiesigen eigenthümlichen Verhältnissen unterrichtet, als er Ihnen die Annahme der Stelle in Schaumburg empfahl, wie? Ich meine natürlich nicht die Verhältnisse in meinem Hause, in meiner Familie, sondern die, in denen wir – das heißt ich – zu dem Besitzer von Schaumburg und dem Schneckenberg stehe und in denen sich der Letztere – persönlich befinden.«

Hier machte der Inspector eine jener oben erwähnten kleinen Pausen, als besinne er sich auf irgend etwas Besonderes. Aber nachdem er kurz mit sich zu Rathe gegangen, sagte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Bestimmtheit:

»So viel ich weiß, nur ganz oberflächlich, wenigstens erinnere ich mich nicht, daß er mir darüber etwas von irgend einer Bedeutung geschrieben hätte.«

Der Amtsrath nickte befriedigt. »So. Nun, dann werde ich es selbst sein, der Ihnen darüber den richtigen Aufschluß giebt, da Sie wenigstens die allgemeinen Grundzüge dieses Verhältnisses kennen lernen müssen. Ich will das nicht jetzt gleich thun,« setzte er rasch hinzu, da er sowohl des Inspector's sprechendes Auge wie das seiner Tochter erwartungsvoll auf sich gerichtet sah, »sondern nachher, vielleicht unterwegs, wenn wir uns die Güter aus der Nähe betrachten. – Sagen Sie mir lieber – und das liegt mir schwer auf dem Herzen: hat mein Sohn Rudolf Ihnen nicht die Gründe angegeben, warum er nicht selbst die Stelle hier annahm, da ich sie ihm doch wiederholt anbot, bevor ich von Ihrer Existenz eine Ahnung hatte?«

»Einen Grund wenigstens,« entgegnete der Inspector wieder nach einigem Besinnen, »hat er mir angegeben, und der schien mir ein sehr stichhaltiger zu sein. Er wollte nach Amerika auswandern, da ihm so Mancherlei, wie er mir schrieb, in der Heimath nicht mehr gefiel.«

»Aha!« rief der Amtsrath in einiger Verlegenheit und schoß einen raschen Blick nach seiner Tochter hin,« die still und nachdenklich die Augen auf ihren Teller niedergeschlagen hielt. »Also er hat Ihnen sein Herz darüber eröffnet! Das konnte ich mir denken, denn ehrlich ist er, das muß ihm der Neid lassen. – Nun,« fuhr er nach einem langgezogenen Seufzer fort, indem er sich



ganz ungenirt die Zähne stocherte, »mag er gehen, ich kann ihn nicht halten, er ist mündig! Wer sich in der Heimath nicht glücklich fühlt, thut wohl, sie zu verlassen und an einem andern Orte sein Glück zu versuchen. Haha! hatte ich doch selbst früher einmal eine ähnliche Idee, als ich noch nicht meine heutige Erfahrung besaß und mich noch nicht so fest in meine jetzige schwierige Stellung eingenistet hatte. Mag auch er diese Erfahrung auf Kosten seiner persönlichen Bequemlichkeit sammeln, ich wasche meine Hände. Hm! Er war immer ein etwas rechthaberischer, obwohl ganz tüchtiger Junge. Ja!«

Es erfolgte eine längere Pause, die von allen vier Personen mit dem Genuß des letzten leckeren Gerichts ausgefüllt wurde. Den Amtrath aber mußte das letzte Gespräch oder der reichlich getrunkene Wein einigermaßen aufgereggt haben, denn sein volles Gesicht zeigte eine tiefere Röthe als gewöhnlich, während seiner Tochter rosige Wange eine etwas bleichere Färbung angenommen hatte, welche Veränderung jedoch der Inspector nicht zu bemerken schien. Gleich nach diesem Gericht wurde das Dessert, aus verschiedenen Süßigkeiten und Früchten bestehend, aufgetragen. Kaum stand es auf dem Tisch, so erhob sich der Serretair, wie er es um diese Zeit alle Tage zu thun pflegte, verbeugte sich ehrerbietig gegen den Amtrath und dessen Tochter, machte auch dem Inspector eine etwas kühle Verbeugung und entfernte sich, nachdem er sein: »Ich wünsche eine gesegnete Mahlzeit!« mit etwas pikirtem Ausdruck gesprochen.

Als die Thür hinter ihm zugefallen, deutete der Amtrath mit dem Finger darauf hin und sagte dann mit bedeutungsvollem Gesicht zum Inspector:

»Dieser mein Secretair ist ein vortrefflicher Mensch, Herr von Rodenberg. Ein Arbeiter, wie es keinen zweiten giebt. Ohne ihn würde ich mich in vier Wochen zu Tode quälen müssen. Auch hängt er mir ungewöhnlich treu an und ist die bescheidenste Seele von der Welt. Stellen Sie sich möglichst gut mit ihm – ich bitte darum. Ich liebe es, wenn Haus- und Tischgenossen mit einander in der größten Eintracht leben; auch wird er Ihnen manchen wünschenswerthen Fingerzeig über Dies und Jenes geben können, denn er kennt Schaumburg aus- und inwendig, und um Leute und Vieh hat er sich in Ihrer Abwesenheit wahrhaft verdient gemacht. Dabei ist er fleißig wie eine Biene. Er sitzt oft die halbe Nacht auf, um mir ein lästig Stück Arbeit abzunehmen. Darum bleibt er auch nur so lange bei Tisch sitzen, bis er gesättigt ist, alles Uebrige ist für ihn nicht vorhanden.«

Der Inspector verneigte sich, als wolle er das eben Gehörte beherzigen. »Wenn Sie es gestatten,« sagte er, »werde ich in Bezug auf das Letztere von morgen an eben so handeln wie er. Ich werde ja, wie Sie selbst sagen, auch an einem anderen Orte nöthiger sein, als an einer Tafel, an der ich nur – als Arbeiter Theil zu nehmen habe.«

»O, o, ich lege Ihnen darin kein Hinderniß in den Weg und will Sie Ihrer Pflicht keinen Augenblick entziehen. Nur heute machen Sie eine Ausnahme davon, heute sind Sie mehr Gast als Arbeiter bei mir. Nachher, sobald wir

den Kaffee getrunken – Jean, lasse ihn bald serviren! – wollen wir uns die Wirthschaftsgebäude, die Maschinen und den Geschäftsgang in der Nähe besehen. Das Schloß selbst können Sie ein andermal besichtigen und meine Tochter wird dabei Ihr Führer sein. Und dann, wenn wir die Scheunen und Ställe in Augenschein genommen, denke ich, reiten wir über die Felder, damit Sie einen Einblick in das Ganze erhalten – das heißt, wenn Sie von der Reise nicht zu sehr ermüdet sind. Denn Sie müssen wissen, das Geschäftliche geht bei mir immer voran, alles Uebrige kommt erst in zweiter und dritter Reihe.«

»Sie haben nur zu befehlen, Herr Amtsrath,« erwiderte der Inspector mit höflicher Verneigung. »Ich bin durchaus nicht ermüdet von der Reise, ermüde überhaupt selten, denn Gott sei Dank bin ich gesund und kräftig!« Und hierbei hob er seinen elastischen Körper straff in die Höhe und seine großen stolz blickenden Augen schleuderten einen Feuerstrahl gegen seinen redseligen Herrn hin.

»Das ist mir lieb,« sagte dieser, »ein gesunder Körper und – Geist, weiß es Gott! ist der beste – ja, der beste Reichthum auf Erden. – Aber wie steht es mit Ihrem Pferde? Es hat auch eine Reise gemacht. Sie können ein anderes von mir nehmen, wenn es müde ist. Gott sei Dank, daran ist hier kein Mangel!«

»O nein, mein guter Rappe ist heute nur auf der Eisenbahn gefahren und eine halbe Meile im Schritt gegangen. Er wird froh sein, einmal tüchtig laufen zukönnen, Ruhe hat er lange genug gehabt.«

Gleich darauf wurde der Kaffee in drei Tassen gebracht und alsbald erhob sich der Amtsrath vom Tisch, dem Inspector eine Verbeugung machend und nach seiner Cigarrentasche greifend, aus der er ihm freundlich eine darbot.

»Meine Tochter erlaubt uns in ihrer Gegenwart zu rauchen,« sagte er lächelnd, »nicht wahr, Cornelia? Sie ist darin nicht so zimperlich wie die sonstige moderne Damenwelt.«

Der Inspector wandte sich zum ersten Mal, seitdem er am Tisch gesessen, direct an die Tochter des Hauses und indem er ihr eine höfliche Verbeugung machte, sagte er mit einem so wohlwollenden Lächeln, daß sein bisher stets ernstes Gesicht einen ganz neuen Glanz erhielt, der aber bald wieder dem vorigen Ausdruck wich:

»Ihr Herr Vater hat für Sie das Wort genommen, mein Fräulein, darf ich ihm auch darin Glauben schenken? Ja, auch ich bin diesem unausweichlichen Laster ergeben!« und dabei hob er die empfangene Cigarre bedeutsam in die Höhe.

Cornelia ging auf das nächste Büffet zu, ergriff ein silbernes Streichholzbüchchen und strich eine kleine Wachskerze an.

»Das soll meine Antwort sein,« sagte sie freundlich. »Bedienen Sie sich gefälligst des Feuers, Herr von Rodenberg. Und damit die Herren so viel Dampf wie möglich machen können, will ich sie lieber allein lassen. Adieu, meine Herren, ich wünsche einen recht vergnügten Ritt. Das Wetter ist prachtvoll dazu.«

Damit verließ sie höflich grüßend das Zimmer und die beiden Männer waren sich, ihrem Kaffee und ihrem Dampf allein überlassen.

»Nun,« sagte der Amtrath, aus seiner kleinen vergoldeten Tasse behaglich schlüpfend, »wir wollen auch nicht lange im Hause bleiben. Das Wetter ist in der That einladend zu einem hübschen Ritt. – Ihre Wohnung gefällt Ihnen doch, Herr Inspector?«

»Ich habe sie noch gar nicht gesehen,« lautete die Antwort, »denn ich bin unmittelbar aus dem Wagen in jenes Zimmer geführt worden.«

»Ah!« rief der Amtrath mit einiger Verwunderung, »das ist etwas stark! Da hat man Sie ja gleich auf die gesellige Folter gespannt. Da wollen wir denn zuerst Ihre Zimmer aufsuchen und dann nach den Wirthschaftsgebäuden gehen, und während wir sie besichtigen, die Pferde satteln lassen. Sind Sie bereit?«

»Ich stehe jeden Augenblick zu Befehl!«

Die beiden Männer tranken rasch ihre Tassen leer und der Amtrath führte den neuen Hausbewohner die Treppe hinab, durchschritt mit ihm den alterthümlichen Corridor und trat bald in die schon beschriebene Wohnung ein.

Obwohl durch Cornelia's Fürsorge das Wohnzimmer mit einigen brauchbaren Möbeln, einem anständigen Sopha und mit besseren Fenstervorhängen versehen war, so daß es, zur Verwunderung des Amtraths, einen ganz leidlichen Anblick darbot, so sah es doch im Ganzen

ziemlich trübe und öde darin aus, da seit ewigen Zeiten kein Sonnenstrahl in dasselbe gefallen war und die dicken Mauern am Fenster dicke Schatten hineinwarfen.

»Nun,« begann der Amtsrath wieder das Gespräch, »dies ist Ihr Wohn- und das Ihr Schlafzimmer. Wenn es Ihnen nicht genehm ist, nach dem Hofe hinaus zu wohnen, so könnte man wohl auch mit der Zeit ein anderes ausfindig machen, wie? Uebrigens wohnt mein Secretair hier dicht neben Ihnen und Sie haben also Unterhaltung, wenn Sie danach verlangen.«

Der Inspector, den letzteren Trost ganz außer Acht lassend, ging nur auf die als möglich dargestellte Wohnungsveränderung ein. »Es bedarf dessen nicht,« sagte er etwas kühl, »mir ist Alles genehm und ich glaube, dies Zimmer um so mehr, weil ich wohl nur selten darin sein werde, bis auf die Nacht, da ich den Tag über draußen Arbeit zu finden hoffe. Uebrigens mache ich in Nichts Ansprüche, Herr Amtsrath, und glaube das bei dieser Gelegenheit von vornherein bemerken zu müssen.«

Der Amtsrath nickte befriedigt. »Ihre Koffer,« sagte er, auf zwei große und ganz neue Koffer deutend, die in dem ersten Zimmer standen, »hat man schon hier untergebracht, sehe ich. Heute Abend werden Sie Zeit haben, sich nach Belieben einzurichten. Diese Schelle ruft Ihr Stubenmädchen, welchem Ihre Bedienung zunächst zugewiesen, und hier an der Thür, sehen Sie, hängen die Pläne von Schaumburg und vom Schneckenberg, und dort jene Bücher enthalten das Inifoentarium der Ihnen

übergebenen lebenden und leblosen Gegenstände auf dem Gute! Richtig ist AllegrDer Inspector warf einen flüchtigen Blick darauf, verbeugte sich und folgte dann dem Amtsrath, der schon wieder auf den Corridor getreten war, da es ihm in dem kühlen, düsteren Inspectorzimmer wohl wenig behagen mochte. –«

»Wenn es Ihnen recht ist, begeben wir uns jetzt an die erste oberflächliche Besichtigung!« sagte er, als er den jungen Mann an seiner Seite sah, und bald hatten sie das Schloß verlassen und schritten langsam über den schmucken Teichdamm, wo es heute lustiger und lebhafter als neulich Abend herging, da die munteren Wasservögel im blinkenden Sonnenschein auf dem klaren Gewässer es sich wohl sein ließen. In wenigen Minuten waren die stattlichen und sehr gut erhaltenen Wirthschaftsgebäude erreicht, und nun, nachdem der Befehl zum Satteln der Pferde gegeben, wurden die großen Räume mit ihrem reichen Inhalt oberflächlich betrachtet, wobei der Amtsrath mit froher Miene bemerkte, daß der Inspector auf den ersten Blick das Gute und Zweckmäßige herausfand und sich auch äußerst zufriedengestellt darüber aussprach.

»Die Leute werde ich morgen früh bei Zeiten um mich versammeln,« sagte er unter Anderm, »und mich ihnen, wenn Sie noch nicht anwesend sein sollten, selbst vorstellen, falls Sie es gestatten.«

»Thun Sie darin ganz nach Ihrem Belieben, Sie besitzen kraft Ihrer Stellung die Machtvollkommenheit dazu. Um dergleichen Einzelheiten bekümmere ich mich

nicht, das ist Ihr Bereich. Der meinige liegt wo anders. In kritischen Fällen fragen Sie gefälligst, ich werde stets auf Ihrer Seite stehen. – Doch nun wollen wir nach den Ställen gehen.«

Auch diese wurden leichthin in Augenschein genommen und für äußerst zweckmäßig und wohlbestellt befunden. Ueber die anwesenden zahlreichen Pferde freute sich der neue Inspector sichtlich, denn diese ließen nichts zu wünschen übrig. Sogar den Remisen und den darin verwahrten Wagen wurde ein kurzer Besuch gemacht, bis man mit Allem fertig war und nun wieder auf den Hof hinaustrat, auf den eben der Rappe und des Amtraths schöner Brauner herausgeführt wurden.

»Du brauchst mich heute nicht zu begleiten!« wandte sich der Amtrath an den bespornten Heinrich, und gleich darauf war er in den Sattel gestiegen, von dem aus er des Inspectors Pferd musterte und es mit einigen Worten lobend besprach.

Herr von Rodenberg, ohne viel darauf zu achten, trat dicht an seinen Rappen und klopfte ihm den stolzen Hals. Das schöne Thier, als es seinen alten Herrn wieder sah und seine Stimme hörte, wieherte freudig auf, dann ließ es sich ruhig besteigen und mit einer kurzen geschickten Wendung galoppirte der Inspector an seines Herrn Seite, der langsam vorausgeritten war.

Als die beiden Reiter in den großen Parkweg gelangt waren und eben das Thor erreichten, begegnete ihnen



Cornelia, die sich zu einem einsamen Spaziergang angeschickt zu haben schien. Der Inspector nahm höflich seinen Hut ab; der Amtsrath nickte freundlich und rief der Tochter einen Gruß zu, hinzufügend: »Vor Abend kommen wir nicht wieder; halte gut Haus, Cornelia!«

Cornelia blieb eine Weile stehen und sah den beiden Männern gedankenvoll nach, bis sie an der gebrochenen Säule vorüber waren, auf der die Augen des Inspectors auffallend lange hafteten. Ihr Gesicht war dabei fast von einem schmerzlichen Zug beschattet und doch wogte es unwillkürlich freudig in ihr auf.

Der Inspector saß so stolz, sicher und fest im Sattel, wie er auf dem glatten Erdboden ging und stand, und ihr Vater, der doch gewiß ein stattlicher Mann war, sah neben ihm wie ein geputzter und etwas aufgeblähter Landmann aus. Ob sie sich das gestand, wissen wir nicht, daß sich aber in die neue wohlthuende Empfindung, die sie so eben durchflogen, mancher trübe Gedanke mischte, dürfen wir nicht verhehlen, zumal es ihr Gesicht deutlich genug aussprach, als sie endlich die beiden Reiter jenseit der kleinen Brücke verschwinden sah.

#### VIERTES CAPITEL. DER INSPECTOR WIRD IN DIE VERHÄLTNISSE AUF SCHAUMBURG EINGEWEIFT.

Bei dem heutigen Ritt schien es dem Amtsrath nicht darauf anzukommen, das Geschäft so schnell und oberflächlich zu beenden, wie es eben innerhalb des Gehöfts geschehen, vielmehr war es ihm hier um eine viel gründlichere Belehrung des neuen Inspectors zu thun, und so

ließ er sein Pferd im ruhigsten Schritt gehen, deutete vielfach auf die umliegenden Ländereien hin und knüpfte seine Meinungen darüber und manche andere Plauderei daran, bis er endlich auf den Punkt gelangte, der ihm die Hauptsache war und die Verhältnisse betraf, in denen er selbst zu dem Baron von Hartenstein stand, woran sich denn ganz natürlich die Erzählung des vergangenen und gegenwärtigen Zustandes der Güter und der dazu gehörigen Personen anschloß.

Sehen wir von der Betrachtung der schönen Ländereien ab, die Herr von Rodenberg jetzt in voller Frühlingspracht vor sich liegen sah, und wenden wir uns lieber der für uns wichtigeren Erzählung des Amtraths zu, nachdem wir nur Einiges zur Einleitung derselben angedeutet haben.

Der Inspector konnte nicht anders, er mußte das Land, die Bestellung und Fruchtbarkeit desselben vortrefflich finden und er sprach sich wiederholt offen und freudig darüber aus.

»O ja,« nahm der Amtrath nach einer solchen Aeußerung wohlgefällig das Wort, als ob er selbst der Schöpfer und Erhalter dieser Schönheit wäre, »man kann stolz auf diese Besizung sein. Wenn sie mir gehörte, würde ich mich einen Crösus träumen und Gott jede Stunde meines Lebens für die herrliche Gabe danken. Aber ach!« fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, »wie die Sachen jetzt liegen, wird von den Reichthümern des Crösus nicht viel übrig bleiben und – und – warum halten Sie Ihr Pferd an?«

Man war an die Stelle des Weges gekommen, von wo man zuerst jenseits einer wellenförmigen Erhebung des Bodens des schön bewaldeten Schneckenberges und des darauf liegenden, im Sonnenschein blitzenden Schlosses ansichtig wurde. Unwillkürlich hielt hier der Inspector seinen Rappen an und blickte mit unverholener Neugierde und Spannung darauf hin.

»Das ist der Schneckenberg,« fragte er, »nicht wahr? Wenigstens ist es ein sehr schöner, wohlbewaldeter Kegelberg, wie er auf der Karte verzeichnet steht, die Sie mir heute Mittag zu zeigen die Güte hatten. Ach, welche herrliche Aussicht muß man von dort oben haben, denn das ganze reiche Land muß, von der bedeutenden Höhe aus gesehen, selbst wie eine übersichtliche Karte vor den Augen des Beschauers liegen.«

»Ja wohl, das ist der vielbesprochene Schneckenberg!« nahm der Amtrath das Wort, indem er sein Pferd langsam vorwärts gehen ließ, ohne weiter einen Blick nach der grünen Höhe zu werfen. »Dort oben residirt unser eigentlich regierender Herr. Die Aussicht ist in der That sehr schön und umfassend, man sieht den großen Fluß, die Städte und Flecken, die Dörfer und Berge, die ihn von allen Seiten umschließen, aber unbequem ist das Wohnen dort oben in mancher Beziehung doch, namentlich im Winter und bei schlechtem Wetter, da man von allem Verkehr von der Welt abgeschnitten ist und wie ein Einsiedler sich in einer Wüstenei fühlen muß, oder wie eine Schnecke, die unablässig an ihr Haus gebunden ist. Ich ziehe den Aufenthalt in der Ebene bei Weitem vor,

und wenn ich der Baron von Hartenstein wäre, so würde ich viel lieber das schöne, wohlausgestattete Schloß Schaumburg, als diese ungemüthliche, nur an Bäumen und Blumen reiche Höhe bewohnen, die außerdem keinen Ertrag liefert, als das Holz, welches die Winde des Herrn alle Jahr umblasen oder die Axt des Holzfällers muthwillig zerstört.«

»Sie mögen wohl einigen Grund für diese Ihre Ansicht haben,« nahm der Inspector lebhafter als vorher das Wort, »aber den Aufenthalt dort oben auf dem Berge denke ich mir doch ganz eigenthümlich schön und reizvoll. Ueberhaupt scheint mir der Schneckenberg, nach jener Karte zu urtheilen, vielmehr im Mittelpunkt des großen Gutes zu liegen, als das Schloß Schaumburg, da sich das bebaute Land weit in der Runde um den Berg erstreckt.«

»Ja freilich,« erwiderte der Amtsrath, »in dem letzten Punkte haben Sie Recht. Der Schneckenberg liegt sogar vollkommen im Mittelpunkt der ganzen Besizung und man kann von dort oben die beiden zusammengehörigen Güter mit einem Blick übersehen. Auch haben Sie von Schaumburg aus weiter zu reiten, wenn Sie Ihre Arbeiter und das Land besichtigen wollen,« als Sie es vom Berge aus hätten, aber die Wirthschaftsgebäude liegen und das ganze Gutspersonal wohnt doch einmal auf Schaumburg und so müssen Sie sich schon in die Unbequemlichkeit fügen, die mir gerade erwünscht ist, da ich selbst auf dem Schlosse wohne, dort vom Gutsherrn nicht gestört und beeinflußt bin und so um so unbeschränkter mein Amt verrichten kann.«

»O, an meine Bequemlichkeit denke ich dabei nicht, Herr Amtrath, es war nur eine zufällige Bemerkung, die mir entschlüpfte und die ich zu entschuldigen bitte, da mir ja eben – die gegenwärtigen Verhältnisse auf Schaumburg und dem Schneckenberg – noch nicht ganz zugänglich sind.«

»Na ja, sehen Sie wohl, das ist es gerade. Wenn sie Ihnen zugänglich oder bekannt wären, dann würden Sie eben so zufrieden sein, wie ich, auf Schaumburg zu wohnen, und da wir gerade davon sprechen, so halte ich den Augenblick für geeignet, Ihnen die frühere und jetzige Geschichte der beiden Güter vorzutragen, und daraus wird sich dann von selbst das Verhältniß ergeben, in dem ich zu meinem Gutsherrn, dem Baron von Hartenstein, stehe. – Ach,« fuhr der Amtrath nach einer kurzen Pause, in der er mit sich selbst zu Rathe zu gehen schien, fort, während der Inspector sein großes Auge voll sichtlicher Spannung auf ihn geheftet hielt, »eigentlich habe ich Ihnen damit eine recht traurige Geschichte zu erzählen, die mich, so oft ich sie auch schon bedacht und besprochen, stets trübe stimmt, wenn ich davon reden soll, zumal ich selbst, wie Sie bald erkennen werden, schwer unter dem Druck der Gegenwart zu leiden habe. Indessen will ich um so weniger anstehen, sie Ihnen zu erzählen, da ich Sie nicht allein gleich von vornherein einen richtigen Blick in die verworrene Sachlage thun lassen will, sondern auch weil ich nicht wünsche, daß Andere, Unberufene und weniger Eingeweihte Sie davon unterrichten, was jedenfalls von irgend Jemandem, mit dem Sie hier

im Laufe der Zeit in Berührung gerathen werden, geschehen dürfte. Sie wissen ja, die Menschen sind schwatzhaft, oft zu böswillig, oft zu leichtfertig nachsichtig, wenn Sie die Dinge Fremder beurtheilen, und so treffen sie meist nicht das Richtige; und da Sie jetzt ein Mitglied unserer kleinen Colonie geworden sind und thätig in die Verhältnisse eingreifen sollen, so müssen Sie auch gleich von Anfang an von einem Kundigen in dieselben eingeweiht werden. Und für einen solchen Kundigen halte ich mich, ich darf es wohl sagen, ja ich bin der Kundigste von Allen, die jemals mit Ihnen darüber reden könnten, und so will ich denn getrost mit der traurigen Erzählung beginnen, die zuerst etwas weit in die Vergangenheit zurückgreifen wird; allein ich werde mich so kurz wie möglich fassen, um dann um so länger bei der düsteren – recht düsteren Gegenwart verweilen zu können.«

Der Amstrath setzte sich, so bequem wie es ging, in seinem Sattel zurecht, um mit aller Behaglichkeit erzählen zu können, warf den Rest seiner Cigarre, die, bis jetzt ausgedauert, fort, räusperte sich und begann seine Erzählung, auf die er sich schon lange im Stillen vorbereitet hatte, daß ihm sehr viel daran lag, daß der neue Inspector gleich von Anfang an – den *richtigen* Einblick in die Sachlage gewinne.

»Was mich zuerst selbst betrifft,« sagte er, »so befinde ich mich schon lange Jahre im Dienst dieser Familie, der ich alle meine Manneskräfte und jede andere mir so reichlich gebotene Aussicht zu einer höheren juristischen Stellung im Staatsdienst zum Opfer gebracht

habe. Ob ich Dank dafür erndte, darf mich nicht kümmern, ich erfülle meine Pflicht, so lange und weit meine Kräfte reichen, und damit habe ich in wenigen Worten meine Lebensaufgabe bezeichnet. Auch mein Vater und mein Großvater versahen denselben oder einen ähnlichen Dienst bei den Vorfahren des Herrn Barons und ich bin also gewissermaßen als eine Art Erbstück in der Familie zu betrachten, die mich übernommen hat, wie auch ich sie übernahm, in dem vertrauensvollen Glauben, daß für sie und mich gleicher Segen daraus entspringen würde.

»Alle Bedingungen zum glücklichen Leben waren übrigens dieser Familie von Gott gegeben, so weit dieselben aus äußeren Verhältnissen hervorgehen, allein das Schicksal wollte dies Glück nicht – und jetzt ist, durch Gottes Fügung, das Unheil, und wie es scheint, unausrottbar darin eingezogen.

»Das ganze große Gut, aus Schaumburg und dem Schneckenberg bestehend, ist eine Art Fideicommiß, das immer nur der älteste Sohn ererben kann. Ich sage mit Absicht: eine *Art* Fideicommiß, weil durch testamentarische Verfügung des Stammherrn ganz besondere Bestimmungen festgesetzt sind, die auf ewige Zeiten, wie man so sagt, festgehalten und befolgt werden müssen. Dahin gehört zum Beispiel, daß, wenn kein Sohn, wohl aber eine Tochter vorhanden ist, auch diese, nicht aber der nächste männliche Erbe, in den Besitz des Gutes tritt, falls sie einen ebenbürtigen, das heißt adligen Mann geehelicht hat. Ist auch keine Tochter vorhanden oder

bleibt diese nach ihrem eigenen Ausspruch, den sie vor Gericht ablegen muß, unvermählt, so fällt das Gut mit allem Besitz und allen Rechten und Pflichten an die männliche Nachkommenschaft der nächsten etwa vorhandenen Seitenlinie.

»Beide Güter, Schaumburg und der Schneckenberg, bildeten früher nur ein ungetheiltes Gut und in Bezug auf die Verwaltung und Bewirthschaftung ist dies auch jetzt noch der Fall, zumal der augenblickliche Besitzer, Baron Clemens von Hartenstein, durch – nun ja, durch Schicksalsfügung der einzige Erbe desselben geworden ist. Der Schneckenberg war ehemals nur ein kleines Lustschloß, zum Vergnügen des Gutsherrn, meist zum Aufenthalt während der ergiebigen Jagd bestimmt. Gegenwärtig freilich ist es mit vielen Kosten und auch in recht hübschem Geschmack ansehnlich ausgebaut und vergrößert worden. Einer der früheren Gutsherren nun, ich glaube, es war der Urgroßvater des jetzigen Herrn, hatte aber zwei Söhne, die er beide gleich zärtlich liebte, und um den Jüngeren gegen den Aelteren nicht allzu sehr in den Schatten zu stellen, gab er ihm mit Einwilligung des Letzteren den Schneckenberg, unter der Bedingung – denn weiter konnte er gesetzlich nicht gehen –, daß nach seinem Tode derselbe wieder an den Besitzer von Schaumburg zurückfalle und daß seine etwaigen Kinder keinerlei Anspruch auf den eigenen Besitz des Berges erheben dürften.

»Mit dieser Art Belehnung auf Lebenszeit war eigentlich kein bedeutendes Geschenk verliehen, wenigstens



kam es bei dem Erben des reichen und umfänglichen Schaumburg in sehr geringen Betracht, da der Berg keine einträglichen Ländereien hat und nur aus allerdings schönem Wald und einem kleinen, leidlich bestellten Weinberg besteht.

»Dadurch allein nur ist die immer vorübergehende Trennung der beiden Güter entstanden und seit dieser ersten Belehnung ist es Tradition in dem freiherrlichen Hause gewesen, daß immer der zweite Sohn, wenn ein solcher vorhanden, nach dem Tode des Vaters, oder auch schon früher, den Schneckenberg für die Zeit seines Lebens erhielt, was allerdings in der Praxis manche Unbequemlichkeit zur Folge gehabt hat, zum Beispiel, wenn ein Inhaber des Schneckenbergs starb und Kinder hinterließ und dann der Haupteerbe denselben für sich in Anspruch nehmen konnte. Indessen glich sich diese kleine Familienfehde stets auf gütliche Weise aus, da die etwa ausbrechenden oder drohenden Streitigkeiten jedesmal durch das uralte und allgemein bekannte und geachtete Hausgesetz, das sich darüber sehr klar ausspricht, niedergeschlagen wurden.

»Als nun der Vater des jetzigen Barons starb, trat jene oben erwähnte Theilung beider Güter von Neuem in's Leben, denn auch er hatte zwei Söhne. Dietrich, der Aelteste, erbte als Nachfolger im Besitz Gut und Schloß Schaumburg; Clemens, der Jüngere, erhielt den Schneckenberg, den er auch noch bis zu diesem Tage bewohnt.

»Auf den Charakter, das Wesen und das Schicksal dieser beiden Brüder nun muß ich mich etwas näher einlassen, denn zwischen ihnen spielte sich das ganze Trauerspiel ab, dessen Zuschauer wir noch jetzt sind und dessen Ende, wenigstens so weit meine Augen reichen, nicht abzusehen ist.

»Dietrich war ein etwas strenger, ja finsterer, im Umgang nicht gerade angenehmer Mann, und man sagt, daß er vom ersten Augenblick scheel auf seinen Bruder gesehen und ihm den kleinen Besitz in seiner unmittelbaren Nähe nicht gegönnt habe. In seinen jüngeren Jahre war er Offizier und leidenschaftlicher Jäger, lebte aber sparsam, fast geizig und hing an seinem elterlichen Hause, das er so oft wie möglich besuchte, wozu freilich sehr viel beitrug, daß ein starker Magnet ihn schon zu Lebzeiten der Eltern dahin zog. Wie gesagt, mit seinem jüngeren Bruder lebte er nicht in der besten Harmonie, was auch seine Gründe hatte, und diese Uneinigkeit sollte bald in helle Flammen ausbrechen, bis sie – durch des Schicksals unergründlichen Willen auf ganz unerwartete Weise gelöscht wurde.

»Doch, lassen Sie mich eingehender von Clemens von Hartenstein sprechen, der mich noch jetzt, ach! sehr lebhaft beschäftigt und mich aller Aussicht nach noch viel länger ernstlich beschäftigen wird. Ich *muß* ihn sogar ausführlicher schildern, denn von ihm, so sagt man, ging das ganze Unheil aus, das so tief, wie nie zuvor, in das Glück und die Eintracht der Familie einschneit.

»Er war, schon als Knabe, von zarter Körperconstitution, schwächlich, reizbar und von außerordentlich weicher Gemüthsbeschaffenheit. Durch die kleinsten Anlässe schon wurde er zu Thränen gerührt, Widerspruch versetzte ihn in ein nervöses Zittern, in eine fast kindisch zu nennende Seelenverzweiflung, und deshalb wurde er von der ihm ziemlich gleichgestimmten Mutter verzärtelt und verzogen, während der männliche Vater seinen ältesten Sohn und Erben sichtbar begünstigte. Clemens hatte unläugbar viel mehr Geist und Gemüth, Dietrich dagegen war mehr Mann von Charakter und starker Willenskraft, die ihn zu gewagten Unternehmungen drängte, in manchem Punkte an's Leidenschaftliche gränzte und dann die Schranken des Herkommens und der Sitte leicht übersprang, während Clemens dieselbe stets mit der größten Gewissenhaftigkeit inne hielt und sich dadurch das Wohlwollen aller Derer zuzog, die sein älterer Bruder durch seine Heftigkeit, seine herrische Willkür und seinen unbezähmbaren Jähzorn sich entfremdet hatte.

»Der alte Baron hätte es sehr gern gesehen, wenn auch sein Sohn Clemens Soldat geworden wäre, denn er hielt die militairische Erziehung für die beste Schule, um einen schwachen, verzärtelten Knaben zu einem brauchbaren Manne zu machen und namentlich seinem jüngeren Sohn die jugendlichen Träumereien aus dem Kopf zu bringen, wie er dessen Hang nach Poesie und Kunst nicht ganz mit Unrecht nannte. Allein dafür hatte der in der That hübsche Junge keinen Sinn, auch taugte sein schwächlich bleibender Körper wohl nicht zu den Anstrengungen,

denen ein Soldat mehr als jeder Andere unterworfen ist. Dagegen hatte er von Jugend an Lust und Trieb zum Lernen, er unterrichtete sich gern von allen möglichen, ihn umgebenden Dingen, die sein Bruder nie kennen gelernt hat, und saß fleißig und ämsig bei den Büchern, nach deren Ansammlung er schon in seiner Kindheit das größte Verlangen trug.

»Da nun auch die Mutter auf des Lieblingssohnes Seite trat, so änderte der Baron mit der Zeit seinen Sinn und nahm für Clemens einen gelehrten Erzieher an, der ihn nach einigen Jahren nach Bonn begleitete, wo der strebsame Jüngling seine Studien machte, ohne sich jedoch einem besonderen Fachstudium zu widmen, was auch dem reichen Baron ganz recht war, da er weder wollte, daß sein Sohn ein juristischer Federfuchser, wie er sagte, noch ein kopfhängerischer Theologe, noch sonst etwas werden sollte, denn das unabhängige feudalistische Element war etwas stark in dem alten strengen Herrn vertreten.

»Nur in den großen Ferien traf der kleine Student auf Schaumburg mit seinem Erzieher und Diener, dem alten *Treu* ein, der noch bis zum heutigen Tage in seinen Diensten steht, und allmählig fand man hier, daß er sich ganz leidlich geistig und körperlich entwickelt hatte, obwohl er noch immer schwächlich, äußerst reizbar und nervös und, wie der Vater sagte, auch seinen alten Träumereien ergeben geblieben war. Er kam immer sehr gern hierher, denn auch ihn zog, wie seinen Bruder, der starke Magnet, den ich schon vorher erwähnt, nach der Heimath hin.

»Und so muß ich denn,« fuhr der Amtrath nach einem abermaligen tiefen Seufzer fort, ohne auf die dauernde Schweigsamkeit des aufmerksam zuhörenden Inspectors zu achten, »von diesem Magnet sprechen und ihm einen Namen geben, einen Namen, der noch bis in die heutigen Tage hinüberspielt und somit in der Familie des jetzigen Barons so zu sagen das Bürgerrecht erworben hat.

»Die alte Baronin hatte eine verwittwete ferne Verwandte in ihrer Heimath, die früh starb und zwei Kinder hinterließ, die nun als elternlose Waisen ganz verlassen in der Welt standen. Es waren zwei bildhübsche Mädchen, von denen ich freilich das ältere nicht kennen gelernt habe, da es von einem fremden kinderlosen Herrn adoptirt und erzogen wurde, auch meines Wissens niemals Schaumburg betreten hat. Ich habe daher auch keine Kunde, wo und unter welchen Verhältnissen sie gegenwärtig lebt oder ob sie nicht schon gestorben ist. Die jüngere Schwester dagegen wurde von unserer Baronin an Kindes Statt angenommen und kam nach Schaumburg, als sie etwa zehn Jahre alt war. Sie hieß Angelika, wurde aber der Abkürzung wegen Angela genannt. Sie war schon als Kind sehr schön und dabei von weichem, lenksamem Gemüth und wie Clemens den Büchern und ähnlichen Liebhabereien ergeben.

»Nun, von dieser jungen Dame ist nicht ganz ohne ihre Schuld sehr viel Unheil für des Barons Familie ausgegangen, und wenn die Baronin das vorausgesehen hätte, so würde sie sie gewiß nicht in ihr Haus genommen und ihren Söhnen stets als ein Muster von Tugend, Schönheit

und Liebenswürdigkeit gepriesen haben. Denn, es war merkwürdig, beide Söhne warfen ihre Augen auf dieses junge Mädchen, und als es größer ward, sprach sich ihre Verehrung in lauter Bewunderung aus. Angela zog sichtbar den jüngeren Clemens vor, das zeigte sich bald sehr deutlich, wenn derselbe während der Ferien kam, und auch die Mutter, die ja Clemens am zärtlichsten ergeben war, begünstigte diese Neigung, wogegen der Baron sie schon im Stillen zur Braut und künftigen Gemahlin des Dietrich bestimmt hatte. Sie soll übrigens einiges Vermögen gehabt haben und aus einer alten adligen Familie stammen. Nun, sie erhielt hier eine gute Erziehung und ward von Allen als die einstige Gebieterin, wenn nicht von Schaumburg, doch wenigstens vom Schneckenberg betrachtet.

»Wie man sagt, stellte sich zwischen Angela und Clemens bald ein wahrhaft inniges Verhältniß ein und sie sollen sich sogar eines Tages heimlich auf dem Schneckenberg verlobt haben, und zwar damals, als Clemens noch in Bonn studirte, Beide also noch sehr jung waren.

»Indessen, wie das so geht, aus dieser heimlichen Brautschaft sollte, wie aus so vielen anderen, keine ernstliche Verbindung hervorgehen. Dietrich, der als junger Offizier eines Tages unerwartet nach Schaumburg kam, sah und erkannte das Verhältniß Beider auf den ersten Blick und in seinem stolzen Herzen loderte die glühende Flamme der Eifersucht auf. Von diesem Augenblick an war an ein brüderliches Verhältniß zwischen Dietrich

und Clemens nicht mehr zu denken und Beide schlugen fortan ganz verschiedene Wege ein, um zu ihrem Glück zu gelangen. Dietrich verfolgte Clemens mit einem grimigen Haß, der bis an sein Lebensende anhielt und in der Folge nur zu reichliche Nahrung erhielt, und Clemens mag eben auch nicht in Zärtlichkeit für ihn geschwärmt haben, nur zeigten sich seine Empfindungen nicht so deutlich wie die des leidenschaftlichen Bruders, er trug ja von jeher seine ihn erfüllenden Gedanken und Gefühle im Stillen mit sich herum und Niemand war eigentlich vorhanden, der in dieses von Hause aus schweigsame Herz einen tieferen Blick geworfen hätte.

»Indessen sollte das stille Glück der beiden Liebenden nicht lange dauern. Clemens reiste hoffnungs- und vertrauensvoll, wie er nun einmal war, nach Bonn zurück und ging gleich darauf nach Heidelberg; Dietrich blieb, und als er endlich ging, kam er bald wieder und hielt sich längere Zeit in Schaumburg bei dem bereits kränkelnden Vater auf. Auch war er allein anwesend, als plötzlich die Baronin schwer erkrankte und starb, ohne ihren Lieblingssohn noch einmal gesehen zu haben. Er war zwar an ihr Sterbebett berufen worden, kam aber erst an ihrem Begräbnißtage hier an und hielt sich nur wenige Stunden auf, was der Baron veranlaßt haben mag, da er Clemens und Angela nicht lange beisammen sehen mochte.

»Von dieser Zeit datirt ein völliger Umschwung in allen Verhältnissen. Der alte störrische Baron nahm sich vor, jetzt, wo seine Gemahlin keinen seiner Pläne mehr

durchkreuzte, die Verbindung Angela's mit Dietrich unter allen Umständen in's Reine zu bringen, und er wirkte so lange mit seiner bedeutsamen Ueberredungskraft auf die junge weichgestimmte Waise ein, bis diese ihm nach langen Kämpfen zu glauben begann, daß Clemens ein viel zu schwaches und unzuverlässiges Rohr sei, um ihm ihr Leben und ihr Glück in die Hände zu legen, und daß Dietrich, der Erbe, ein viel würdigerer Gegenstand für ein strebsames und vom Glück nicht übermäßig begünstigtes Mädchen sei.

»So kam es denn, daß plötzlich die Nachricht unter allen Schloßbewohnern sich verbreitete, der alte Baron habe auf seinem Sterbebette – und bald darauf starb er auch – die Angela mit Dietrich verlobt und die Verbindung Beider werde schon im nächsten Jahre stattfinden.

»Das war wirklich der Fall, und kaum war das Trauerjahr vorüber, so quittirte Dietrich seinen Dienst und zog mit seiner jungen Gemahlin als Erbherr in Schaumburg ein, während dem in doppelter Trauer abwesenden Clemens der Schneckenberg als Eigenthum Zeit seines Lebens überwiesen war.

»Aus dieser von allen Seiten übereilten Verbindung nun ist das ganze folgende Unglück der Familie hervorgegangen. Man kann sich leicht vorstellen, was der sanfte und im Ganzen so friedfertige Clemens unter diesen vielen, rasch nach einander auf ihn einstürmenden Schlägen litt und wie sein reizbares Nervensystem nur noch mehr dadurch erschüttert wurde. Anfangs schien er denselben fast zu erliegen, er blieb lange krank und Niemand sah



und sprach mit ihm, der eine Kunde von ihm in die Welt getragen hätte, denn sein treuer Diener war sein einziger Pfleger und Beschützer, er ließ Niemanden zu ihm und er selbst sprach kein Wort über den Zustand seines Herrn, wenn er einmal zufällig mit Jemandem in Berührung kam.

»Plötzlich hieß es, Baron Clemens sei auf Reisen gegangen, um sich in einem milderen Klima die verlorene Gesundheit wieder zu verschaffen, aber man weiß nicht, wo er sich aufhielt, noch woher er das Geld nahm, das er auf dieser langen Reise gebrauchte, denn sein kleines Erbtheil reichte dazu doch wohl kaum aus. Doch muthmaßt man, daß ihm seine Mutter früher größere Summen zugewiesen und das seinem Vater verhehlt habe, was in Bezug auf den Gang der Ereignisse auch von gar keiner Bedeutung ist. Erst nach einigen Jahren kam er ganz still in einer Nacht zurück, doch nicht an seiner Gesundheit gebessert, vielmehr, wie man sich erzählte, noch viel kränker, geistig gedrückter und abgespannter, als er fortgegangen war. In der nächstfolgenden Zeit lebte er wie ein vergrämter, mit sich selbst zerfallener Mensch auf dem Schneckenberg ein wahres Einsiedlerleben, irrte Nachts tiefsinnig in den dunklen Wäldern umher und bei Tage saß er unter seinen Büchern, von denen er sich allmählig eine große Sammlung zugelegt hatte.

»Die Krankheit, die lange in ihm keimte und die er wahrscheinlich schon von Jugend an in sich getragen, war so endlich zum Ausbruch gekommen, und selbst seine nächste Umgebung zweifelte nicht länger an einer

Geistesstörung, die allmählig seine leiblichen Kräfte untergrub. Er war wie gebrochen und sein ganzes Nervensystem zuckte bei jedem fremden Ton und Niemand wagte ihn laut anzureden, da er bei jedem hastigen Wort heftig zusammenschrak. Nach und nach ging dieser Zustand in eine Art stiller Verzweiflung über und er bekümmerte sich um nichts mehr, was um ihn her in der Welt geschah, wie er denn auch sichtbar die richtige Beurtheilung aller ihn umgebenden Verhältnisse verlor. Nun, wenn das keine Geisteskrankheit ist, obwohl Andere noch jetzt eine Beschönigung derselben und einen wohlklingenderen Namen dafür haben, so weiß ich es nicht!

»Mit den Bewohnern auf Schaumburg trat er natürlich nicht in die geringste Berührung. Seinen Bruder und dessen Gemahlin sah er, so viel ich weiß, nie. Wenn er in seinem kleinen Jagdwagen, dem einzigen, den er damals besaß und vor den nur ein Pferd gespannt war, spazieren fuhr, vermied er es sorgfältig, an Schaumburg vorüberzukommen, fuhr er aber einmal vorüber, so mußte das Pferd laufen, was es konnte, als fürchte der arme Kranke hier irgend wo in eine neue Gefahr zu gerathen.

»Aber ach! auf unserm guten Schaumburg standen die Verhältnisse gerade auch nicht sehr günstig. Hier hatte sich Manches verändert, und wo einst so viel Licht gewesen, war jetzt trüber Schatten hereingesunken.

»Die jungen Gatten, Dietrich und Angela, lebten in einer kinderlosen und gewiß nicht sehr glücklichen Ehe und manches Zerwürfniß fand statt, wozu wohl meist der leidenschaftliche Baron den Anstoß gegeben haben

mag. Seine Gemahlin hatte längst eingesehen, daß sie sich in ihrer Wahl bitter getäuscht und daß die glücklichen Voraussagungen des alten Barons keine richtigen gewesen waren. Sie hatte einen Edelstein zu wählen geglaubt, und bei näherer Besichtigung fand sie, daß sie nach einem ganz werthlosen gewöhnlichen Stein gegriffen. Das oder Aehnliches soll sie einst in einem heftigen Zwiesgespräch ihrem Mann gesagt haben, als er ihr die bittersten Vorwürfe über ihr kaltes und liebeloses Betragen machte und dabei ungewöhnlich heftig wurde. So viel nur steht fest, daß sie in tiefen Kummer verfiel, den sie Niemanden, und am wenigsten ihrem Gemahl verhehlte, der natürlich darüber nur in neue Wuth gerieth. Ihre wahre und einzige Liebe, das sah sie leider zu spät ein, war der arme verlorene Clemens gewesen, und als sie von seinem unglücklichen Zustande hörte, klagte sie sich selbst laut als die Ursache seines Leidens an.

»Da sollte nach einigen Jahren etwas ganz Unerwartetes und geradezu Seltsames geschehen. Eines Tages gelangte die Kunde nach Schaumburg: Baron Clemens sei in der vergangenen Nacht abermals mit seinem Diener Treu auf Reisen gegangen. Das war nun allerdings nichts Neues, aber was sich daran knüpfte, war meiner Ansicht nach geradezu abenteuerlich und es bestätigte nur meine Annahme, daß der Herr vom Schneckenberg nicht mehr bei Verstande, wenigstens in vielen Dingen nicht mehr zurechnungsfähig sei. Genug, er blieb etwa ein Jahr fort und als er wieder kam – kam er nicht mit Wilhelm Treu allein, sondern brachte sich – eine Gemahlin mit, die nun

mit ihm das traurige Einsiedlerleben auf dem Berge theilte.

»Wie das zugegangen, weiß eigentlich kein Mensch, ich erkläre es mir aber doch halb und halb und darin stimmt auch der Hausarzt der Familie, der Doctor Camp mit mir überein, obwohl wir sonst in vielen Dingen und namentlich im Urtheil über den Geisteszustand des Barons weit auseinander gehen.

»Doctor Camp meinte nämlich und das meine ich auch, der Baron habe sich in seiner traurigen einsamen Lage endlich überaus unglücklich und verlassen gefühlt und in einer drangvollen Stunde den Entschluß gefaßt, sich zu verheirathen, um seiner ewigen Qual möglicherweise dadurch ein Ende zu machen. Wo er die Dame gefunden, wie er sich an sie und sie sich an ihn angeschlossen, ob auf irgend einer Seite Berechnung oder Neigung obgewaltet, das wird wohl für immer ein ungelöstes Geheimniß bleiben. Genug, er kam mit ihr auf dem Berge an und man sagt allgemein, sie sei ein ungemein sanftes und engelgutes Weib gewesen, das die größte Sorgfalt für den kranken Baron an den Tag gelegt habe und weder Tag noch Nacht von seiner Seite gewichen sei. Leider lebte sie nicht lange mit ihm, denn sie starb im ersten Wochenbett, nachdem sie dem Baron ein kleines zartes und überaus schwaches Mägdlein geboren.

»Von der Geburt dieses Kindes an, obgleich sie mit dem Tode seiner Mutter zusammenfiel, schreibt sich eigentlich zum Theil die geistige Wiedergeburt des Barons her, freilich nur bis zu einem gewissen Grade, denn daß er noch

immer nicht klar und bei völligem Verstande war, werden Sie sogleich aus dem Folgenden entnehmen.

»Kaum war nämlich seine Gemahlin oben auf dem Berge beerdigt, so trat ein ganz neuer Paroxysmus bei dem abermals Einsamen ein. Er gab sich nämlich dem Wahne hin, daß dies Kind, dem er den Namen Angela gegeben, nicht seiner verstorbenen Gemahlin Kind, sondern das seiner ersten Liebe sei und daß sie es ihm geschenkt, um ihn noch einmal auf Erden glücklich zu machen. So schien also auch sein Gedächtniß sehr geschwächt zu sein und viele andere verkehrte Handlungen, die sich an die Pflege und Erziehung des Kindes knüpften, bewiesen, daß sein Geist noch immer zerrüttet und er nicht bei vollem Bewußtsein seiner Lage und seiner Verhältnisse sei.

»Doch darüber werde ich Ihnen nachher noch mehr mitzutheilen haben, wenn ich zu dem jetzigen Leben des Barons übergegangen bin; vor der Hand lassen Sie mich nur eine kurze Pause machen, denn was ich Ihnen jetzt zu berichten habe, ist ein schwieriges und wohl zu überlegendes Unternehmen. – Aber was sagen Sie zu diesen beiden feindlichen Brüdern und ihrem Schicksal, wie?«

Der Inspector fuhr mit einem lauten Seufzer wie aus tiefen Träumen auf. Aber er faßte sich bald und indem er den Hals seines leise schnaubenden Rappen liebevoll streichelte und dann den Amtsrath ruhig und fest ansah, sagte er:

»Ich habe Ihrer Erzählung Schritt vor Schritt die wärmste Theilnahme geschenkt und sie ergreift mich eben so, als hätte ich die Thatsachen selbst mit erlebt, wie Sie.

Lassen Sie mich aber jetzt noch nicht weiter darüber reden, denn ich bin auf das Ende der Geschichte neugierig geworden und Sie sagen ja selbst, daß Sie mir noch etwas Wichtiges mitzutheilen haben.«

»Ja, etwas sehr Wichtiges und dabei Trauriges,« nahm der Amtsrath rasch das Wort, als fühle er sich jetzt zu dem Bevorstehenden gestählt, »und sogar Etwas, was abermals die ganze Sachlage veränderte und endlich den Zustand herbeiführte, der uns auf Schaumburg Lebende noch gegenwärtig in Sorge und Noth versetzt.

»Indessen, was ich Ihnen darüber sagen kann, macht durchaus keinen Anspruch darauf, etwas Vollständiges und Gewisses zu sein, denn so viel auch Jahre lang darüber hin und hergesprochen und sogar gefabelt sein mag – so ist doch bis jetzt wenigstens der wahre Sachverhalt noch lange nicht genügend aufgeklärt und wird es wahrscheinlich auch niemals werden.«

Bei diesen Worten richtete sich der Inspector hoch in den Bügeln auf, als wolle auch er sich auf etwas Bedeutendes gefaßt machen, und indem er sich dann nach dem Amtsrath hinwandte, sagte er:

»Fahren Sie fort, Ihre Erzählung interessirt mich ganz über die Maaßen und ich bin ungemein begierig, die Aufklärung Ihrer ungewissen Andeutungen zu erhalten.«

»Nun ja,« nahm der Amtsrath das Wort, »sie ist auch interessant genug und hier haben Sie die Aufklärung. – Die beiden Brüder sahen sich also aus eigenem Antriebe nicht, ja sie mieden sich, wo es ging, denn sie haßten sich

ohne Zweifel Beide mit einem unvertilgbaren Haß; Dietrich, weil er dem Clemens nicht verzeihen konnte, daß er Angela's Liebe besaß, was er ja von ihr selbst wußte, und Clemens, weil er Jenem wahrscheinlich eben so wenig vergeben konnte, daß er ihm die Braut abwendig gemacht, die sich ihm mit feierlichem Schwur auf ewig zu eigen gegeben.

»So lebten sie denn abgesondert, ein Jeder auf seinem Besitzthum; begegneten sich wohl dann und wann, sprachen sich aber nicht, denn wenn Einer den Andern einmal aus irgend einem Grunde angesprochen hätte, so wäre jedenfalls von dieser oder jener Seite her nur Bitterkeit und Groll zu Tage getreten.

»Dietrich war immer noch ein eifriger Jäger und auf sein Geheiß mußte ihn sogar Angela zuweilen auf seinen Jagdgängen begleiten, da er sie nicht gern lange allein ließ, vielleicht in der geheimen Furcht, sie möge während seiner Abwesenheit mit Clemens in irgendeine Berührung gerathen, denn mißtrauisch war der Baron, das kann ich nicht läugnen und habe ich selbst oft haarsträubende Beweise davon in Händen gehabt. So zog er eines Tages im Winter auch aus und mit ihm seine Gemahlin, und war eben an jene Stelle in der Weißdornhecke gelangt, wo die gebrochene Marmorsäule steht, auf die Sie vorher, als wir vorüberritten, Ihre Blicke hefteten, wie ich wohl bemerkt habe. Nun, diese Lücke war damals noch nicht vorhanden, aber der Gärtner hatte den Baron dahin geführt, weil in der Nacht vorher von irgend einem Strauchdieb ein Einbruch durch die Umzäunung

des Parkes erfolgt war. Die obere Hälfte der Hecke war an der Stelle mit einem scharfen Instrument abgeschnitten, so daß ein Mann allenfalls über die stehen gebliebenen Stümpfe des stachlichten Gebüsches fortsteigen konnte. Indessen war dieser Einbruch nur bei dem Versuch stehen geblieben; die Hunde hatten so laut gelärmt, daß der Hühner- oder Baumdieb verscheucht worden war. Dahin führte nun der Gärtner den gnädigen Herrn, wahrscheinlich um sich selbst von aller Schuld rein zu waschen, da er wohl wußte, daß der Baron in solchen Dingen keinen Spaß verstand.

»Zu derselben Zeit nun führte das Unheil den Baron Clemens vom Schneckenberg herbei, der, ebenfalls die Jagdflinte über der Schulter, auf seinem kleinen Jagdwagen vorüberfuhr, um einen Freund zu besuchen, der ihn dringend eingeladen hatte, mit ihm auf die Hasenjagd zu gehen. Solches geschah allerdings nur sehr selten, denn Baron Clemens pflegte ja wenigen Verkehr mit seinen alten Bekannten, diesmal aber war es doch geschehen, als ob der Himmel selber das Unheil herbeiführen wollte, was sogleich erfolgte.

»Als Baron Clemens in die Nähe der neugebrochenen Lücke gelangt war, sah er mit einem Mal seinen Bruder jenseit der Hecke dicht an der Lücke stehen und hörte ihn mit einigen seiner Leute zanken, eben denen, die ihn von dem Einbruch benachrichtigt hatten. Auch er war, wie gesagt, zur Jagd gerüstet und hielt die Büchse in der Hand, und seine Gemahlin stand, freilich anfangs nicht so, daß



Clemens sie sehen konnte, hinter ihm, einige Schritte davon seitwärts entfernt, und wartete, in ihren kurzen Pelz gehüllt, geduldig das Ende des unangenehmen Auftritts ab.

»Als Baron Clemens seines Bruders ansichtig wurde, schien ihn mit einem Mal das Bewußtsein aller bestehenden Verhältnisse zu verlassen und er ließ seinen Kutscher auf der Stelle halten, stieg, die Flinte über der Schulter, aus dem Wagen und näherte sich der Hecke!

»Baron Dietrich war erstaunt, wenn nicht erschrocken, seinen geisteskranken Bruder so dicht vor sich zu sehen und er mochte denken, derselbe näherte sich Angela's wegen, da er ja den Verdacht nicht loswerden konnte, die Beiden ständen immer noch in näherer Beziehung zu einander, was indessen, so viel Jeder weiß, nicht der Fall war.

»Was willst Du hier?« fragte Dietrich barsch, als er seinen Bruder dicht vor sich stehen sah. »Suchst Du mich?«

»Nein, ich suche Dich nicht,« erwiderte Clemens sanft, »aber da ich Dich zufällig finde, will ich Dich einmal nach langer trauriger Zeit begrüßen.«

»Baron Dietrich lachte laut auf und gebot seiner Gemahlin in heftigem Ton, noch mehr bei Seite zu treten.

»Ob sie ihn nicht verstand, oder nicht verstehen wollte, wer weiß es! Genug, sie that gerade das Gegentheil von dem, was von ihr gefordert wurde, und trat vielleicht unwillkürlich noch einige Schritte näher heran, so daß Clemens sie nun wahrnehmen konnte und seine sonst so

sanften Augen mit brennender Spannung auf sie gerichtet hielt.

»Doch, mein lieber Herr von Rodenberg, das, was jetzt geschah, kann ich, der ich nicht Augenzeuge war, nicht näher angeben, eben so wenig, wie das sich augenblicklich entspinnde Gespräch der beiden Brüder,« fuhr der Amtrath nach einer kurzen Pause und trüb vor sich niederschauend fort, »nur habe ich vernommen, und Zeugen, die es weiter erzählen konnten, waren ja genug vorhanden, daß sich ein Wortwechsel zwischen ihnen entspann, der von Seiten Dietrich's immer heftiger wurde, obgleich Clemens sich alle Mühe gab, wie man sagt, ihn zu besänftigen und zur Beruhigung des Bruders hinzufügte, daß ihm leider seine Gemahlin gestorben sei, ihn aber dafür mit einem Töchterchen beschenkt habe.

»Das wußte sein Bruder natürlich schon lange, denn das Ereigniß war schon ein halbes Jahr alt, und so nahm er diese Mittheilung nur als eine Art Vorwand oder Ausrede auf, um mit ihm auf irgend eine Weise anzubinden. Baron Clemens aber schien, von dem Anblick Angela's wie bezaubert, die Beurtheilung der Gegenwart, wie die Berechnung der Zeit verloren zu haben. Wie seine Empfindungen überhaupt an diesem Tage beschaffen waren, wußte ja kein Mensch, nur das weiß man, daß er, von der Heftigkeit des Bruders mehr und mehr gereizt, zuletzt auch etwas heftig wurde, als Baron Dietrich obige Mittheilung mit einem laut schallenden und ihn verspotenden Hohngelächter beantwortete.

»Was nun geschah – ist eben ein Räthsel. Dietrich er-eiferte sich immer mehr, sein alter Jähzorn kam wie eine dunkle Blutwelle über ihn und er soll in herrischem Ton dem Bruder geboten haben, die Hecke und den Ort, wo er stand, zu verlassen.

»Als Clemens ihn darauf verwundert ansah und seine Flinte von der Schulter nahm, um sie auf die Erde zu set-zen, gleichsam um damit anzudeuten, daß er noch fester Posto fassen wolle und daß der Bruder kein Recht ha-be, ihn von der Landstraße zu vertreiben, schickte sich Dietrich an, die halbdurchbrochene Hecke zu überklet-tern und näher an den Bruder heranzukommen.

»Plötzlich krachte ein Schuß und Baron Dietrich stürz-te, mitten in's Herz getroffen, in seinem Blute zusam-men.« –

»Aus wessen Gewehr fiel der Schuß?« fragte der In-spector mit bleicher Lippe und fast starrem Auge, als der Amtrath hier schwieg und wieder wie vorher trüb vor sich nieder sah.

»Das weiß ich nicht,« erwiderte der Amtrath achsel-zuckend und mit seltsam matter Betonung, als sei er noch in sich selbst darüber zweifelhaft, und dabei senkte er noch immer wie beschämt die Augen vor den flammen-den Blicken des sichtbar erregten Herrn von Rodenberg nieder.

»Nur so viel weiß ich,« fuhr er endlich fort, während der Inspector bald seine alte Ruhe wiedergewann, »daß man sofort einen reitenden Boten nach Doctor Camp

sandte, um wo möglich dem erschossenen Baron beizustehen. Der Doctor kam auch, jedoch fand er den Baron schon todt. Baron Clemens aber ließ, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, die Flinte zu Boden fallen und sank ohnmächtig selbst darauf nieder. Wenige Minuten darauf fuhr man ihn halbtodt nach dem Berge zurück, wo er, wie man später durch Doctor Camp erfuhr, in wilden Phantasieen sich als – den Mörder seines Bruders anklagte.«

Nach diesen Worten trat ein längeres Schweigen auf beiden Seiten ein, als ob Jeder der Männer Ernstes und Schweres zu bedenken hätte. Auch schien der Amtsrath noch tief von seiner eigenen Erzählung ergriffen zu sein, wenigstens sprach der Ausdruck seiner Miene dafür. Der Inspector verhielt sich im Ganzen wie vorher, sein Gesicht war ruhig und ernst, nur machte sich um seinen Mund ein trauriger Zug bemerklich und er ritt langsam neben seinem Führer her, ohne, wie er es vorher gethan, den grünen Feldern, die so friedlich und still um ihn her lagen, einen freundlichen Blick zu schenken. Nach längerer Pause aber sammelte er sich und das männlich edle Antlitz nach dem Amtsrath wendend, fragte er mit etwas beklommener Stimme:

»Ist hiermit Ihre Geschichte von den feindlichen Brüdern zu Ende?«

»Ja, insofern sie wenigstens den verstorbenen Baron betrifft. Von dem lebenden dagegen habe ich noch Manches zu berichten, doch will ich mich möglichst kurz fassen, da die längere Beschäftigung mit so unangenehmen

Dingen trübe stimmt und weil ich nicht wünsche, daß Sie gleich vom ersten Tage an einen zu starken Widerwillen gegen unsere Verhältnisse fassen.

»Nach dem Tode seines Bruders, dessen Begräbniß er nicht beiwohnen konnte, lag unser jetziger Gutsherr lange krank und Doctor Camp zweifelte sogar bisweilen an seinem Aufkommen. Allein er erholte sich wieder, wiewohl nur sehr langsam, und erst nach Monaten gelang es mir, Zutritt bei ihm zu gewinnen, um in Betreff des ihm zugefallenen Gutes wenigstens das Nothwendigste mit ihm zu besprechen. Das war allerdings für mich eine schwierige Aufgabe, denn der arme Kranke konnte sich in den neuen Umschwung aller seiner Verhältnisse anfangs gar nicht finden und so sagte er zu Allem, was ich ihm vorschlug, Ja! und überließ mir allein die Sorge und Arbeit für das Ganze.

»So war denn nach dem bestehenden Hausgesetz der jüngere Sohn Erbe beider Güter geworden, aber er äußerte eine so starke Abneigung, den Schneckenberg zu verlassen und nach Schaumburg überzusiedeln, daß ich sehr bald von meinem Vorschlage dazu abstand und ihn ruhig seinem Einsiedlerleben überließ. Im Ganzen setzte er dasselbe nach wie vor fort, nur wurde er sich seltener Weise gar bald des ihm zugefallenen Reichthums bewußt, und wie er wohl nie einen klaren Einblick in geordnete und umfangreiche Geldverhältnisse gehabt, so überschätzte er, wie es mir wenigstens vorkam, gleich von Anfang an seine Einnahmen, und wie er vorher höchst eingeschränkt und sparsam gelebt, gab er sich

nach und nach einer willkürlichen Verfügung über seine Mittel hin, die bald zu einer mir bedenklich erscheinenden Verschwendung stieg.

»Auch daß er jetzt ein Kind besaß, änderte Manches in seiner bisher so einfachen Lebensweise und brachte ihn mit weit mehr Menschen in Berührung als vorher. So wurden Wärterinnen, Pflegerinnen, Gesellschafterinnen der Reihe nach im Laufe der Jahre angenommen – der alte Treu machte dabei stets die Mittelsperson – Wagen und Pferde angeschafft und natürlich auch die dazu gehörige Dienerschaft. Und Alles dies ganz neu und vollständig, da er von dem in Schaumburg Vorhandenen nichts wissen und haben wollte. Bald schien ihm auch bei diesem größeren Haushalt sein kleines Schloßchen viel zu eng, was auch wohl der Fall sein mochte, und es begann eine wahre Bauwuth auf dem Berge einzureißen.

»Alles dies geschah, wie er mir bisweilen sagte, seinem Kinde zu Liebe, und diese Liebe war in der That eine sehr große, ja sie überstieg zuletzt alle Schranken, so daß ich fürchtete, dem Kinde zu Liebe würde er, wenn es ihm in den Sinn käme, keinen Augenblick anstehen, sich selbst und das ganze Schaumburg zu ruiniren, zumal er ja gar keine Einsicht in die Mittel besaß, über die er verfügen konnte. Diese Art Affenliebe – so kann man sie mit Recht nennen, da sie sich über alle von der Vernunft gebotenen Grenzen wegsetzte – entsprang, wie ich schon vorher angedeutet, zumeist dem Wahn, daß sein Kind eine Hinterlassenschaft seiner Jugendliebe sei und insofern war sie wieder ein sprechendes Symptom der alten Krankheit,

die bis heute noch fortbesteht und nur von Zeit zu Zeit eine andere Gestaltung und einen anderen Ausdruck annimmt.

»So vergingen die ersten neun oder zehn Jahre, zwar in Frieden, aber in großer Sorge für mich, da ich keine wohlthätige Veränderung in der mehr und mehr um sich greifenden Verschwendungssucht des Barons wahrzunehmen und nur mit Mühe und Noth die Gelder herbeizuschaffen vermochte, die er fort und fort gebrauchte, ohne daß ich je erfahren habe, wo er sie eigentlich gelassen. Denn der Putz, der Schmuck, der Glanz, womit er das Kind umgab und auch jetzt noch zu umgeben fortfährt, konnte allein die Summen nicht verschlingen, die ich ihm Jahr aus, Jahr ein zahlen mußte. Als das Kind zehn Jahre alt war – jetzt ist es neunzehn alt – kam er auf den Einfall, es in ein vornehmes Pensionat zu bringen, aber er konnte sich nicht entschließen, es allein dahin zu senden, das heißt, sich von ihm zu trennen. So zog er denn auch als alter Pensionair, er war nämlich schon damals dreiundvierzig Jahre alt, mit in das Institut der großen Residenz und dort lebte er mit dem Kinde und dessen Gefährten selbst wie ein altes großes Kind, nur daß er auch in diesem Verhältniß sehr viel Geld gebrauchte und mich oft auf das Aeüßerste mit seinen Forderungen bedrängte.

»Seit zwei Jahren erst, als Angela siebzehn Jahre alt geworden war – er war also sieben Jahre fortgewesen, ohne seinen Besitz nur einmal besucht zu haben – ist er nach einer längeren Reise nach dem Süden auf den

Schneckenberg zurückgekehrt und da lebt er wieder wie ehemals, das heißt einsiedlerisch und außer allem Verkehr mit der Welt. Nur eine ältere Dame ist als Gesellschafterin seiner Tochter mit auf den Berg gezogen und außer anderen verschiedenen Dienern auch der alte Wilhelm Treu, den ich herzlich bedaure, denn der jetzt auch alt und grau gewordene Mensch hat alle traurigen Phasen des Gemüths- und Seelenleidens seines Herrn mit durchgemacht und ist somit wahrhaftig nicht auf Rosen gebettet gewesen.

»Nach wie vor giebt er viel Geld aus und kümmert sich mit keinem Gedanken um den so sauren Erwerb desselben. Für ihn scheint es gar keinen Werth zu haben und vielleicht denkt er, es wachse mir aus der Hand, wie die Blätter an den Bäumen wachsen.

»Auf Schaumburg ist er nie wieder gewesen, er scheint es ebenso zu hassen wie zu fürchten, denn hier haben ja seine Geliebte und sein Bruder gelebt, mit denen Beiden er große Fehden bestanden, aus welchen eigentlich Keiner mit Sieg und Ehren hervorgegangen. Ich spreche ihn nur sehr selten und vermeide ihn, wie er mich vermeidet, da, offen gestanden, keine großen Sympathieen zwischen uns obwalten. Er hat mir zwar nie ein hartes Wort gesagt, im Gegentheil, er ist stets freundlich, aufmerksam und mild gegen mich gewesen, so daß er mir sogar zu meinen und meiner Tochter Geburtstagen glückwünschende Briefe und Blumen oder Früchte schickt. Das



Geschäftliche, wenn einmal die Nothwendigkeit zu einer persönlichen Besprechung drängt, wird immer in einer halben Stunde zwischen uns abgemacht, damit hält er sich nicht gern lange auf, wie er es denn auch nicht versteht. Oft auch schreibt er mir, was er will, aber immer nur kurz und man muß die Hälfte seiner Wünsche mehr errathen, als daß er sie klar auseinandersetzt. Ueberhaupt widern ihn, wie es mir scheint, geschäftliche Dinge an und er giebt sich am liebsten nur mit seiner Tochter und deren Unterhaltung, dann mit seinen Büchern, seinen Gemälden und sonstigen Sammlungen ab, wovon Sie auf dem Berge die Hülle und Fülle sehen können.

»Mir also ist allein die ganze Verwaltung der Güter mit ihren Sorgen und Mühen übertragen und er behält für sich bloß die glänzenden Einnahmen. Das ist einmal so, er ist ja der reiche Freiherr und ich bin nichts als ein armeliges Arbeitsthier. ›Schaffen Sie Geld,‹ heißt es immer, ›ich brauche mehr!‹ Wo er es läßt, das begreife ich nicht, wie ich ihn in seinen Handlungen und Launen eigentlich nie begriffen habe. So bin ich wahrhaftig in einer traurigen Lage. Wenn er es wie bisher noch eine Weile fortreibt, wird das Ende vom Liede sein, daß das Gut zu Grunde geht und dann heißt es: ich, der Verwalter, der Administrator, trage davon die Schuld, ich habe nicht verständig und umsichtig gewirthschaftet. Nein,« fuhr der Amtsrath mit steigender Lebhaftigkeit und bitterer Aufwallung fort, »gegen eine solche Eventualität muß ich mich bei Zeiten zu schützen suchen, denn so, wie es jetzt

ist, kann es nicht lange mehr bleiben. Das verlangt meine Ehre, mein Ruf, meine persönliche Stellung in und zu der Welt. Sobald er mich noch mehr treibt und drängt, und immer größere Summen fordert, setze ich mich auf die Hinterbeine, wie man sagt, und verlange vom Gericht eine ernstliche Einmischung und Untersuchung der Sachlage. Entweder wird mir dann die Administration genommen, nun, dann bin ich aller Sorgen und Qualen ledig und kann als mein eigener Herr für meine Zukunft arbeiten, oder – der Baron wird als unzurechnungsfähig und geisteskrank unter gerichtliche Curatel gestellt und bekommt nur so viel Geld, als ihm vom Gericht zuerkannt wird.

»So stehen die Sachen heute, mein lieber Herr Inspector,« fuhr der Amtrath ruhiger und freundlicher fort, nachdem er eine Weile geschwiegen, da der junge Mann kein Wort geäußert, was er wahrscheinlich erwartet hatte, »und der Wirrwarr um mich her und meine Noth werden Ihnen einleuchten. Daß ich mich übrigens über meinen Gutsherrn auf diese Weise in Klagen ergehe, muß Sie nicht Wunder nehmen. Ich bin ein zu schwer belasteter Mann, als daß ich die vorliegenden Verhältnisse mit Stillschweigen übergehen könnte, und meine Zukunft ist, wie ich voraussehe, keine glänzende, da ich noch bittere Vorwürfe von allen Seiten zu ertragen haben werde – und das wird der einzige Dank für meine tausendfachen Mühen und Sorgen sein. Ja, wenn Sie erst näher mit den hiesigen Verhältnissen vertraut sein werden, so wird Sie Manches in Staunen versetzen, was ich jetzt noch nicht

einmal angedeutet habe; aber damit Sie auf Alles, was da kommt, vorbereitet sind, so sage ich es Ihnen im Voraus. Besuchen und kennen lernen müssen Sie den Baron ja, und zwar bald, denn Sie sind ja *sein* Beamter, nicht der meinige, wenn ich auch über alle auf dem Gute Angestellten die Oberaufsicht und die alleinige Einwirkung habe. In den nächsten Tagen, sobald Sie sich hier orientirt, vielleicht am nächsten Sonntag, wollen wir einmal nach dem Schneckenberg fahren und da werde ich Sie vorstellen, damit der Herr auch Sie von Angesicht kennen lernt.«

»Ja, das ist auch mein Wunsch,« erwiderte der Inspector, »denn Sie können sich wohl denken, daß ich, nachdem ich *Ihre* Erzählung gehört, sehr begierig bin, den armen bedauernswerthen Mann mit eigenen Augen zu sehen.«

»Na, machen Sie sich nur keine falsche Vorstellung von ihm,« rief der Amtsrath, bedeutsam lächelnd, »Sie werden einen sehr harmlosen Menschen in ihm finden, der anscheinend ganz vernünftig und in seinem Gott vergnügt ist, wie man sagt, denn seine Schrullen und Eigenthümlichkeiten treten bei Weitem nicht auf den ersten Blick zu Tage. Bewahre, er wird auf Sie sogar den Eindruck eines stillen, gemüthlichen und nur resignirten Mannes machen, bis plötzlich einmal eine seiner lächerlichen Marotten hervorbricht und Ihnen die Ueberzeugung beibringen wird, daß Sie es doch mit einem Mann zu thun haben, der – nicht recht bei Verstande ist.«

Der Inspector schaute bei diesen Worten nur nach seinem Rappen, nicht nach dem Amtrath hin, aber sein nachdenkliches Gesicht sah wunderbar entschlossen aus. Plötzlich fuhr er wie aus tiefen Gedanken in die Höhe, blickte den Amtrath an und sagte:

»Ich danke Ihnen für alle diese Ihre Mittheilungen, die für mich sehr nützlich sein werden, wie ich hoffe, aber ich habe noch eine andere Frage an Sie zu richten. – Wo ist denn die Gemahlin des verstorbenen Barons geblieben? Davon haben Sie mir noch gar nichts gesagt und auf das Schicksal dieser Dame darf man wohl, nach Allem, was Sie mir von ihr erzählt, gespannt und neugierig sein.«

»Ja so,« rief der Amtrath, »da haben Sie auch Recht, das hatte ich ganz vergessen. Nun, sehr viel habe ich eigentlich nicht über sie zu berichten, doch was ich weiß, ist Folgendes. Die arme Frau hielt sich nach dem so plötzlichen Tode ihres Mannes nicht lange mehr in Schaumburg auf, was ich ihr unter den obwaltenden Umständen auch nicht verdenken konnte. Es war, als brenne hier der Boden unter ihren Sohlen. Sie ordnete in wenigen Wochen mit mir ihre Verhältnisse, erhielt das durch das Hausgesetz ihr ein für alle Mal ausgesetzte Wittwengeld, ein ganz hübsches Capital, in Anweisungen auf ein bestimmtes Bankierhaus ausgezahlt, schickte die ihr zugehörigen Sachen fort und verließ das schöne Schaumburg, ohne jemals wieder einen Fuß dahin zu setzen. Den Baron Clemens hat sie nie wiedergesehen, aber ich bin der festen Ueberzeugung, daß sie vor ihrem Abgange von

hier an ihn geschrieben hat, denn sie beschäftigte sich mehrere Tage lang mit der Abfassung eines langen und gewiß sehr wichtigen Schreibens. Mir hat sie dasselbe nicht eingehändigt, auch keinem der Diener, das weiß ich bestimmt, aber sie kann ja den Brief an den Baron, wenn es ein solcher war, von der ersten besten Poststation abgesandt haben.

»Von Schaumburg ging sie mit rothgeweinten Augen und halb gebrochenem Herzen, wie mir ihre Kammerfrau erzählte, die sie indessen schon hier verließ, zuerst zu ihrer Schwester, die, ich weiß nicht wo, verheirathet war. Nach einiger Zeit gelangte durch irgend Jemanden die Nachricht hier an, daß unsere ehemalige Baronin sterbenskrank sei und wahrscheinlich sehr bald das Zeitliche segnen werde, eine Nachricht, die den Baron, als er sie vernahm, furchtbar erschüttert haben soll. So ist sie also wohl ihrem Gram erlegen und die arme Seele, die wenig Freuden auf Erden gehabt, hat endlich Ruhe gefunden. Das ist Alles, was ich Ihnen von ihr sagen kann.«

Der Amtrath seufzte laut bei diesen Worten und wie ein leises Echo antwortete ihm ein etwas stillerer Seufzer aus des Inspectors Brust.

»Aber sehen Sie da,« fuhr der Amtrath mit einem Mal in ganz heiterer Stimmung fort, als habe sein Kummer über die Abgeschiedene doch nicht gar tiefe Wurzeln geschlagen, »jetzt sind wir an den äußersten Gränzen von Schaumburg angelangt. Hier ist der erste Gränzhügel – sehen Sie? Und an dieser Wiesenkoppel entlang, wo unsere Füllen weiden – hei, was die Thierchen lustig sind!

biegt sich die Gränzlinie nach Westen um. So, hier können wir einmal unsere Pferde traben lassen, das ist ein prächtiger Boden dazu.«

Der Inspector ließ sich das nicht zweimal sagen; auch er mochte sich wohl nach einer rascheren Bewegung sehen, nachdem man so lange im Schritt geritten. Ein leiser Schenkeldruck genügte und der Rappe flog dahin und der edle Braune an seiner Seite, der einen viel schwereren Reiter trug, mußte sich gewaltig zusammennehmen, um seinem neuen Bekannten nicht nachzustehen.

Nach einer kleinen Viertelstunde gelangte man wieder, einen weiten Bogen um den ziemlich gleichmäßig geformten Schneckenberg beschreibend, auf den alten Weg zurück und der neue Inspector hatte allerdings nur flüchtig, aber doch für das erste Mal genügend, einen richtigen Einblick in den Umfang und die Fruchtbarkeit des schönen Gutes gewonnen.

Als die beiden Männer auf dem wiedererreichten Landwege ihre Pferde verschnaujen ließen, sagte der Amtsrath, sich die heiße Stirn mit einem Tuche trocknend: »Der Tausend! Ihr Rappe hält einen tüchtigen Trab. Das hätte ich nicht gedacht und mein englischer Brauner hat sich wacker anstrengen müssen. Nun, daß Sie so gut beritten sind, ist vortrefflich, Sie haben oft weite Wege zu machen, wie Sie sehen.«

»Das thut mir nichts. Ich reite gern, stehe früh auf und gehe spät zu Bett, um noch für mich zu lesen und weiter zu studiren. Das lange Schlafen ist nur eine schlimme

Angewohnheit und noch bin ich so kräftig, daß mir die schwerste Arbeit die angenehmste Ruhe zu sein scheint.«

Der Amtsrath nickte befriedigt. »O ja,« sagte er, »Sie sind noch sehr kräftig und frisch, das merke ich wohl. Aber wenn man erst mein Alter erreicht hat – ich bin schon über Sechzig hinaus – dann modificirt man etwas Ihre Ansicht von der Ruhe und Arbeit. Haha! – Aber sehen Sie, Sie sind an einem schönen Tage hierhergekommen – Gott segne ihn! Da haben Sie das ganze Gut von dieser kleinen Erderhöhung vor sich und der Schneckenberg, der gegen Abend immer am schönsten ist, enthüllt sich hier in seiner ganzen Pracht. Ist das nicht wirklich schön?«

Die beiden Männer hielten die Pferde an und schauten nach dem bewaldeten Kegelberge empor. Die schönen Bäume desselben waren im Strahl der tiefer sinkenden Sonne wie mit flüssigem Golde übergossen und ihr junges Laub schimmerte im ersten frischen Smaragdgrün. Lustig wirbelten die Lerchen in den Lüften und sangen ihr ewig schönes, liebreizendes Abendlied. Blau und völlig wolkenlos wölbte sich der Himmel in seiner ganzen Ausdehnung über das fruchtbare Land, und die klare durchsichtige Luft war mit jenem unbeschreibbaren Dufte erfüllt, der den keimenden Saaten und den üppig wogenden Feldern entströmt, wenn die gütige Sonne ihre wohlthuende Wärme segnend über sie ausgießt.

»Ja, es ist sehr schön,« erwiderte der Inspector, »und ich freue mich schon im Voraus auf die Genüsse, die

mir der Aufenthalt in dieser herrlichen Gegend gewähren wird, denn ich liebe die Natur und Alles, was sie den menschlichen Sinnen darbietet. – Doch, was ist das für ein Ton?« fragte er, als erst ein und dann mehrere silberhelle Glöckchen ihre Stimmen vom Berge hernieder erschallen ließen, die dann wie klagende Laute in den fernen Lüften verschwammen.

Der Amtrath lächelte. »Das ist wieder eine der vielen Marotten, die der Baron da oben in die Welt gesetzt hat,« sagte er kopfschüttelnd. »Er hat sich neben seiner Bibliothek, mit dem Schlosse zusammenhängend, eine kleine Kapelle gebaut, und da er, menschenscheu wie er einmal ist, auch seinen Gottesdienst allein verrichten wollte, so betet er nun da oben für sich allein. Wahrscheinlich hat er einmal wieder so einen weinerlichen Anfall von Wehmuth oder – Reue, mag es sein, was es will, und da läßt er die Glocken läutenzum Zeichen, daß man den gnädigen Herrn nicht in seiner Andacht stören soll.«

Der Inspector antwortete nichts darauf, sondern setzte sein Pferd wieder in Bewegung, bis man endlich über die kleine Brücke dicht vor dem Schloßpark und gleich darauf an die gebrochene Säule in der Heckenlücke kam. Hier lenkte er seinen Rappen dicht an die Säule, während der Amtrath, ohne darauf zu achten, ruhig weiter ritt, und als der Rappe hielt, las er die in goldenen Buchstaben prangenden Worte:

»Hier starb durch einen unglücklichen Zufall am 18. Februar 18.. Herr Dietrich, Freiherr von Hartenstein, Erb- und Gerichtsherr von Schaumburg.«



Zwei- oder dreimal überlas der Inspector die einfachen Worte, dann wandte er sich ab, gab seinem Pferde die Sporen und flog im Galopp, daß der Staub hoch hinter ihm aufwirbelte, an des Amtsraths Seite zurück. Als er sein Pferd parirt, fragte er nur:

»Wer hat dem verstorbenen Baron jene Säule gesetzt?«

»Ich!« gab der Gefragte zur Antwort, »obwohl der jetzige Herr mir den Wunsch, ihm ein solches Denkmal zu errichten, zuerst zu erkennen gab. Auch hat er mir die Worte dazu dictirt und so hat einer der feindlichen Brüder dem andern wenigstens ein unvergängliches Epitaphium gesetzt. Doch – da sind wir wieder daheim, Gottlob! hier ist mir immer am wohlsten, und am allermeisten, wenn ich einmal, wie heute, wieder eine Last von meinem Herzen abgeschüttelt habe, – Herr Inspector,« wandte er sich, dicht vor dem Teichdamm angelangt, zu seinem neuen Untergebenen, wobei er eine gewaltige Amtsmiene annahm, »jetzt haben Sie den Bereich Ihres Wirkungskreises kennen gelernt. Ich übergebe Ihnen hiermit denselben und möge Ihre Arbeit darin eine gesegnete sein! Guten Abend, Kinder! Guten Abend, lieber Fuchs! Nun, ist Alles in Ordnung?«

»Alles in bester Ordnung, Herr Amtsrath!« erwiderte mit tiefer Verbeugung der diensteifrige Secretair und hielt wieder seinem Herrn den Bügel, während der Inspector, ohne einer Hülfe zu bedürfen, mit leichtem Sprunge den Boden erreichte und dann, seinen Hut lüftend, von dem Amtsrath bis zum späteren Abend Abschied nahm.

FÜNFTES CAPITEL. DER SECRETAIR SETZT FORT, WAS  
SEIN HERR BEGONNEN HAT.

Wie am Mittag, so waren auch am Abend dieselben vier Personen um den Speisetisch versammelt gewesen und das gemeinsame Mahl war mit demselben Prunk und derselben Fülle in Scene gesetzt worden, wie sie nun einmal im Hause des so schwer belasteten und mit Sorgen aller Art überhäuften Amtsraths üblich waren und von ihm selbst als unumgänglich nothwendige Erquickung nach der täglichen Pflichterfüllung betrachtet zu werden schienen. Der Secretair hatte sich, wie immer, nachdem er sich völlig gesättigt, zuerst verabschiedet, und bald nach ihm erhob sich der Inspector, um, wie er sagte, noch bei Zeiten die Leute des Gutshofes benachrichtigen zu können, daß sie sich am nächsten Morgen in aller Frühe im Wirthschaftshofe um ihn versammeln möchten.

»Sie verzeihen also meinen zeitigen Aufbruch,« setzte er nach diesen Worten hinzu, »zumal ich nun endlich, wenn dies Geschäft vollbracht, auch an meine Wohnungseinrichtung denken und damit den für mich so ereignißreichen ersten Tag meines hiesigen Aufenthalts beschließen will.«

Mit einer höflichen Verbeugung entfernte er sich und ward, eine ganz neue Erscheinung bei dem Amtsrath, von diesem mit ganz besonderer Freundlichkeit bis an die Thür begleitet. Erst nachdem der neue Hausbewohner das Zimmer verlassen hatte, fiel den Zurückbleibenden auf, daß sein Gesichtsausdruck am Abend noch viel

ernster als am Mittag und daß er in Bezug auf das allgemeine Gespräch noch viel stiller und anscheinend auch viel weniger daran theilnehmend gewesen war.

Als Vater und Tochter nun allein waren, setzten sie sich einander gegenüber an den Tisch und es war auffallend, welche Stille sich mit einem Mal um sie her verbreitet hatte, nachdem kurz vorher der Amtrath, Cornelia und auch der Secretair eine mehr als gewöhnliche Munterkeit im Plaudern bewiesen hatten. Weniger jedoch fiel diese Stille dem Amtrath, als seiner Tochter auf, denn Ersterer mochte sich, wenn auch Cornelia nicht die volle Einsicht davon hatte, gestehen, daß es kein Wunder sei, wenn der Inspector sich heute Abend still und schweigsam verhalte, da er so Vieles aus dem competentesten Munde erfahren, was ihm sein neues Verhältniß in einem ganz besonderen Lichte erscheinen lassen müsse.

Jetzt aber saßen sich Vater und Tochter ebenfalls schweigsam gegenüber, obgleich ihre Gedanken gewiß sehr lebhaft mit einem und demselben Gegenstande beschäftigt waren. Diesen Gedanken gab auch der Amtrath zuerst Ausdruck, daß er sich mit einem zuversichtlichen Lächeln an die Tochter wandte und sagte:

»Nun, Cornelia, was denkst Du so eifrig? Denn daß Du denkst, sehe ich. Laß mich also fragen, was Dich jetzt wie mich zumeist beschäftigt. Du denkst an unsern neuen Hausbewohner, ja, und an ihn denke ich auch. Sage mir aufrichtig, wie gefällt er Dir?«

Cornelia hob das auch bei tiefem Sinnen schöne Gesicht empor, warf die eine tief herabgefallene dunkle

Haarlocke über die Schulter zurück und indem sie matt zu lächeln versuchte, sagte sie:

»Willst Du wissen, wie mir sein Aeußeres gefällt, Vater, oder soll ich gleich mit der Beurtheilung seines Wesens und Benehmens beginnen?«

»Zuerst das Eine, dann das Andere. Also seine äußere Erscheinung?«

»Nun, da kann doch wohl kein Zweifel obwalten,« fuhr Cornelia lebhafter als vorher fort; »in dieser Beziehung hat er den besten Eindruck auf mich gemacht. Er ist gerade kein besonders schöner, aber gewiß ein interessanter und dabei fein gebildeter Mann, wie Rudolf es mir wiederholt geschrieben hat. Nein, schön ist er eigentlich nicht, nur seine blauen Augen sind es in hohem Grade, und wenn er lächelt und dies blaue Auge dabei so freundlich leuchtet, dann ist er – für mich – hinreißend schön.«

Der Amtrath lächelte, wie er es selten so freundlich und vergnügt that. »Nun, nun,« rief er wohlgelaunt, den rechten Zeigefrnger erhebend und mit der Linken eine Cigarre an das nächste Licht haltend, »verliebe Dich nur nicht in ihn!«

Cornelia wurde roth wie eine Purpurrose. »Rufe nicht den Sturm herbei,« erwiderte sie lächelnd, »das Verlieben könnte hier wohl kommen, denn eben dieses sein Aeußeres gefällt mir über die Maßen, wenn ich denn doch ganz aufrichtig sein soll. – Man möchte ihn eigentlich nicht,« fuhr sie langsamer und bedächtiger fort, »für einen Mann halten, der sich von Jugend zum Landleben

bestimmt und auch viel mit Landleuten verkehrt hat. Dazu hat er viel zu feine gesellschaftliche Manieren. Sieh nur zum Beispiel seine weißen, wohlgepflegten Hände an – hat unser voriger Inspector solche Hände gehabt?«

»Ah, bah! Du gehst auf Einzelheiten ein, das sind Zufälligkeiten, Kind. Er ist ja ein Herr von Adel, hat studirt und in der Jugend gewiß eine gute Erziehung genossen.«

»Ja, ganz gewiß – aber laß uns bei der Sache bleiben – das betraf nur das Erste, sein Aeußeres. Was sein Wesen und sein Benehmen betrifft, so hat mir das weit weniger gefallen – wenn ich nämlich wieder aufrichtig sein soll.«

»Nun, da bin ich doch neugierig!« rief der Amtsrath und blies den Rauch seiner Cigarre in starken Wolken vor sich hin. »Was hast Du denn an seinem Wesen und Benehmen auszusetzen?«

»Etwas, dem ich noch keinen Namen geben kann, Vater. Es liegt etwas Geheimnißvolles auf seinem Gesicht, in seiner Schweigsamkeit, seiner Zurückhaltung, was ich noch nicht ergründen kann. Zugeknöpfter und in sich verhaltener habe ich noch nie einen Mann gesehen, selbst den feinsten Diplomaten nicht, die doch auch schon mit mir in Berührung gekommen sind. Mir war bisweilen, als er so aufmerksam und still zuhörend uns gegenüber saß, zu Muthe, als ob er das Bewußtsein in sich trüge, eine schwere Aufgabe, wie über Leben und Tod entscheidend, auf seinen Schultern zu tragen –«

Hier unterbrach die leise und gewissermaßen ängstlich Redende ein lautes Gelächter des Vaters. »Still doch,

still!« rief er, mit beiden Händen lebhaft gegen sie hinwinkend, »ich habe genug davon. Das sind ja nichts als pure Faseleien, Cornelia, die ich an Dir gar nicht gewohnt bin. Dein Urtheil ist ganz allein durch seinen Ernst und seine Schweigsamkeit hervorgerufen, also gewiß falsch. Ernst und schweigsam ist er allerdings, auch etwas zugeknöpft, meinetwegen auch geheimnißvoll, aber eine Last zu tragen, die über Leben und Tod entscheidet, die – die hat nur Deine Mädchenphantasie an ihm wahrgenommen Nein, Kind, nein, Du irrst Dich darin. Bedenke doch, daß er hier in ganz neue und ihm fremde Verhältnisse tritt und daß Alles, was er sieht und hört, ihn still und nachdenklich stimmen muß. Ich würde es sogar gar nicht gern sehen, wenn er redseliger und heiterer wäre, das würde ihn mir, nach Dem, was ich ihm über des Barons Vergangenheit mitgetheilt, nur leichtfertig erscheinen lassen. Aber im Ganzen bin ich Deiner Meinung über den Mann. Er erschien mir gleich im ersten Augenblick wie eine Art Prachtkerl, mit dem man hier Staat machen kann. Allerdings könnte seine Miene etwas weniger feierlich und zurückhaltend sein. Aber wenn er so tüchtig in der Arbeit ist, wie er anständig und männlich aussieht, wie er zu Pferde sitzt und reitet, dann – dann will ich mit ihm zufrieden sein. Du hättest nur sehen sollen, wie er auf seinem schönen Rappen – es ist wirklich ein gutes Pferd – stolz wie ein Ritter neben mir her trabte. Ich konnte kein Auge von ihm verwenden und er sah immer starr und steif in das Blaue hinein. Daß er gerade heute Abend so ernst gestimmt war, erkläre ich mir sehr

einfach. Ich habe ihm die traurige Geschichte der feindlichen Brüder erzählt und die hat sichtlich Eindruck auf ihn gemacht. Das ist nur zu natürlich. Laß ihn nur länger unter uns sein und er wird ganz anders werden. Er wird uns genauer und von der besten Seite kennen lernen – das hoffe ich von Dir – Du wirst ihm, mit einem Wort gesagt, gefallen, wie Du schon so vielen Männern gefallen hast, und – und wir werden einen wackeren Helfer und Berather an ihm gefunden haben.

»Ich will es wünschen, Vater,« sagte Cornelia sehr ernst, »aber daß ich ihm gefallen werde, wie Du es wenigstens verstehst, glaube ich nicht. Er ist kein Mann, der leicht für Frauen schwärmt, das sieht eine Frau auf den ersten Blick, und in dieser Beziehung muß man sogar vorsichtig mit ihm sein, wenn man nicht von vornherein seine Gunst verscherzen will.«

»Nun ja, so meine ich es auch nicht. Du sollst Dich ihm nicht etwa an den Hals werfen Gott bewahre, wer denkt denn daran? Aber, Kind, wenn es unser Interesse gilt, und das gilt es hier, dann kannst Du schon ein Uebriges thun, Deinen kindischen Stolz bezwingen und Dich von der liebenswürdigsten Seite zeigen.«

Cornelia hob ihren stolzen Kopf hoch in die Höhe und ihre schön geschwungenen dunklen Brauen zogen sich dichter zusammen. »Glaubst Du,« sagte sie bedachtsam, »daß ich im Stande wäre, gegen diesen Mann unliebenswürdig zu sein? O, dann irrst Du Dich. Im Gegentheil, ich werde *sehr* liebenswürdig gegen ihn sein, so viel ich es vermag und es sich mit meiner Würde verträgt. – Und so

wollen wir denn für's Erste von diesem Herrn genug gesprochen haben,« fügte sie hinzu und erhob sich schnell, als besorge sie noch irgend einen Widerspruch. »Ich will noch an Rudolf schreiben, der bereits in London weilt, und ihm melden, daß der von ihm empfohlene Inspector angekommen ist und wie er auf uns gewirkt hat. Gute Nacht, Vater!«

Sie reichte ihm etwas kühl die Hand, ohne ihn wie sonst zu umarmen. Er sah sie mit einem seltsam forschenden Blick an, dann schüttelte er ihre Hand, sagte: »Gute Nacht!« und verließ gleich nach ihr den Speisesaal, um sich auf sein Zimmer zu begeben, wo ihn, wie er wußte, noch Herr Fuchs erwartete, dem er schon seit dem Mittag eine kleine Lection zu geben beschlossen hatte, da es ihm aufgefallen war, daß derselbe sich nicht besonders zuvorkommend gegen den neuen Inspector gezeigt. Seiner Meinung nach aber sollte sich auch Fuchs gegen denselben von der liebenswürdigsten Seite zeigen, das wollte, das verlangte der Amtrath, und dieser Wille und dieses Verlangen sollte noch heute Abend dem Secretair bekannt gemacht werden, da es eben in dem Interesse des ›sorgenvollen‹ Mannes lag, den Inspector von allen Seiten warm zu betten und ihn dadurch an seine Person, sein Haus und seine Unternehmungen um so fester zu ketten.



Am nächsten Morgen in aller Frühe war der Inspector einer der Ersten auf dem bestimmten Platz und bald nach ihm erschienen sämmtliche Knechte und Mägde, die seinen Befehlen untergeben waren. Als die Versammlung vollständig, stellte sich Herr von Rodenberg als den neuen Inspector vor und gab den Leuten mit kurzen Worten zu verstehen, daß er nicht zu viel von ihnen verlangen würde, daß er aber Alles, was geschähe, ordentlich angefaßt und redlich ausgeführt zu sehen wünsche. Niemand solle über seine Kräfte arbeiten, aber Jeder müsse seine Schuldigkeit thun. Auch werde er ein wachsames Auge auf Alles und Jedes haben und nichts werde ihm weder im Gange des Geschäfts, noch in den persönlichen Verhältnissen der Einzelnen verborgen bleiben. Darum erbitte er sich von vornherein strengen Gehorsam, anhaltenden Fleiß und ein einträchtiges kräftiges Zusammenwirken.

Seine kurze Rede machte einen sichtlichen Eindruck auf die im Ganzen verständigen und arbeitsamen Leute, denn so ruhig und klar, so wenig herrisch und befehlshaberisch hatten sie hier noch nie einen Inspector reden gehört. Bei jedem seiner Worte merkten Alle, daß er ein entschiedener Mann und gewiß auch ein tüchtiger Landwirth sei und daß er es vor allen Dingen verstehe, sich den nothwendigen Respect zu verschaffen.

Den eben gesprochenen Worten folgte dann auch gleich die That. Den ganzen Morgen beschäftigte er sich mit den Arbeiten bei den verschiedenen Maschinen in

den Scheunen, um den Mechanismus derselben mit eigenen Augen zu prüfen, und als er dann die Ställe einer genaueren Besichtigung unterworfen und die noch zum Theil gefüllten Scheunen unter Führung des Altknechtes durchwandert hatte, ritt er auf die Felder, bald hierhin, bald dorthin, und überall überzeugte er sich von den Kräften und Leistungen der Einzelnen.

So gewannen Alle sehr bald die Einsicht, daß der neue Inspector ein Mann sei, wie er hier Noth thue, und die Art und Weise, wie er mit ihnen verkehrte, sie unterwies und belehrte, erweckte ihr ganzes Vertrauen, zumal er immer gleich ruhig und ernst, und doch dabei freundlich blieb und nur das Nothwendigste sprach.

Bei Tische verweilte er an diesem Tage nur kurze Zeit und entschuldigte bei dem Amtrath seine Hast mit der Fülle der Arbeiten und der Dringlichkeit der Arbeit selbst, zumal es ihm darum zu thun sei, so bald wie möglich einen vollen Einblick in den Gang der Geschäfte und das Leistungsvermögen des ganzen Gutes zu gewinnen.

Als er das Speisezimmer verlassen hatte, schmunzelte der Amtrath vergnüglich vor sich hin, denn der neue Inspector behagte ihm von Augenblick zu Augenblick mehr.

»Sehen Sie,« sagte er zum Secretair, der diesmal länger als sein Zimmernachbar bei Tisch verweilte, »der versteht auch zu arbeiten, Fuchs, und wir werden uns bald bekennen dürfen, daß wir eine gute Acquisition an ihm gemacht. Sind Sie schon bei ihm gewesen und haben Sie sich ihm freundnachbarlich vorgestellt und auf gute Kameradschaft angetragen?«

»Noch nicht, Herr Amtsrath,« erwiderte der Secretair mit halber Verbeugung und seine wasserblauen Augen forschend auf die schweigend dasitzende Cornelia richtend. »Er war ja den ganzen Vormittag nicht zu Hause; wenn er aber heute Abend vom Tisch aussieht, werde ich Ihre Befehle getreu und pünktlich ausführen.«

»Ja, thun Sie das, ich wünsche es. Und nun gieß' mir ein Glas Wein ein, Cornelia. Da der Inspector so wenig trinkt – der Mann ist verteufelt mäßig im Essen und Trinken – muß ich wohl ein Glas mehr zu mir nehmen, damit das Gleichgewicht wieder hergestellt werde. Haha! Ah, das schmeckt!«

---

Der Secretair hatte also den Willen und das Verlangen des Amtsraths erfahren und er war ein zu gelehriger Schüler des umsichtigen Meisters, um nicht die Richtigkeit der Meinung desselben einzusehen, daß es nämlich schon von der allgemeinen Lebensklugheit gerathen sei, sich mit dem neuen Ankömmling in jeder Beziehung und von Anfang an auf den besten Fuß zu stellen, damit die verwickelten Verhältnisse, in denen er sich bewegte und die er in ihrem ganzen Umfange so genau wie der Amtsrath kannte, nicht in irgend einer Weise durch den Zutritt einer neuen Persönlichkeit in ihrer Entwicklung aufgehalten und dadurch eine unerquickliche Stockung in den vorbereiteten Handlungen herbeigeführt würde. Indessen, wenn auch Herr Fuchs diesmal wie immer dem

Wunsche seines Herrn nachzukommen gesonnen war, so wollte er denselben doch nur auf *seine* Weise ausführen, oder vielmehr, er konnte nur, wie er einmal war, auf seine Weise damit zu Stande kommen, und das war in der That eine ganz eigenthümliche, und von seinem Herrn gewiß nicht erwartete, fuchsige Weise.

Bevor er sich aber zu dem ihm herzlich schwer werdenden Gange entschloß, hatte der leidenschaftliche Mann noch einen starken inneren Kampf mit sich selber zu bestehen. Es wurmte ihn in der That, daß gerade er, der auf den Inspector von Anfang an einen nicht recht erklärlichen Haß und eine nur zu wohlbegründete Eifersucht geworfen, daß gerade er Derjenige sein sollte, der es sich angelegen sein ließ, denselben für seinen Herrn zu gewinnen und so einem Mann, der schon in doppelter Beziehung sein Nebenbuhler war, zur bequemen Leiterstufe, zu einer wo möglich noch höheren Gunst zu dienen. Um hierin nun nicht ganz seinem persönlichen Vortheil entgegenzuhandeln, beschloß er bei sich, in seiner bevorstehenden Handlungsweise gegen den Inspector nach seinem eigenen Ermessen zu handeln und sein eigenes Interesse erst voranzustellen, bevor er an das eines Anderen dachte. Wie groß aber die Neigung zu und die Achtung des Secretairs für seinen Herrn wirklich war und wie er dem unbedingt in ihn gesetzten Vertrauen entsprach, das wird dem Leser sehr bald aus dem Besuch klar werden, der an diesem Abend in der That abgestattet wurde, ein Besuch, der ihm nach seiner Meinung die Gunst des

Neuangekommenen eintragen sollte, ohne dadurch seinem persönlichen Vortheil bei dem Amtrath Abbruch zu thun.

So that denn Herr Fuchs seiner ursprünglichen Abneigung gegen den neuen Hausbewohner Gewalt an und er gewann es sogar über sich, seine Eifersucht eine Weile bei Seite zu legen, weniger des Amtraths, als seines eigenen Vortheils wegen, da er es als umsichtiger Mann allerdings für gerathen hielt, sich, so viel es ging, bei dem Nachbar liebes Kind zu machen. Nur vergriff er sich leider hierin etwas stark in den Mitteln, die er gebrauchte, und das war ihm, der wohl schlau und klug, aber doch noch lange kein geprüfter Menschenkenner war, wohl zu verzeihen, da er nicht die geringste Ahnung von dem wahren Charakter und dem biederem Wesen des ihm in allen Dingen weit überlegenen Inspectors hatte.

Nach Art gewöhnlicher und nur halb gebildeter Menschen glaubte er nämlich den kürzesten Zugang zu dem Herzen desselben in kriechender Unterwürfigkeit und offenbarer fader Schmeichelei zu finden, namentlich aber ihn durch interessante und pikante Ausplaudereien – denn geschwätzig war Herr Fuchs unter Umständen über die Maaßen – gleichviel, auf wessen Kosten sie geschahen, zu gewinnen, in dem sehr irrigen Glauben, es müsse demselben unendlich viel daran gelegen sein, gleich von vorn herein über die hier handelnden Personen, ihre Stärken und Schwächen, ihr Dichten und Trachten, ihr Handeln und Wandeln in's Klare zu kommen.

Es war nach dem Abendtisch des zweiten Tages seines Aufenthalts auf Schaumburg, als der Inspector ruhig arbeitend in seinem Zimmer saß. Das Stubenmädchen hatte ihm so eben seine hellbrennende Lampe gebracht und er saß mitten in der Stube an einem großen Tisch und studirte die Pläne des Gutes, welches jetzt seiner Fürsorge anvertraut war. Er hatte die einzelnen Blätter so dicht wie möglich an einandergelegt, um sich so die Uebersicht über das Ganze zu erleichtern, und nun ging er mit sich selbst zu Rathe, wo er im Herbst mit seinen neuen Anordnungen und Einrichtungen beginnen wolle und was für Kräfte und wieviel Zeit er wohl gebrauche, um mit der ihm zugewiesenen, nicht ganz leichten Arbeit zu Stande zu kommen. –

Uebrigens sah es in dem großen Zimmer des Abends, wenn Licht darin brannte, viel gemüthlicher als bei Tage aus. Von dem öden dunklen Hofe gewahrte man nichts mehr, er war durch dichte Vorhänge dem Auge verschlossen, und die dicken Wände, in denen die Fenster haften, warfen nicht mehr so trübe Schatten herein. Auch an innerer Einrichtung hatte das Zimmer bedeutend gewonnen, nachdem der Abends immer fleißige Bewohner seine Bücher aufgestellt, und verschiedene mitgebrachte Gebrauchsgegenstände, die seinen Sinn und Geschmack für gemüthliche Eleganz verriethen, nahmen sich an den ihnen zugewiesenen Orten gar zierlich aus. Vor Allem aber verliehen einige kleine Aquarellen, von des Inspectors eigener Hand gemalt, in schmale goldene Rahmen gefaßt und an den kahlen Wänden aufgehängt, dem

großen Gemach etwas Wohnliches, was ihm bis dahin ganz und gar gefehlt hatte.

Kaum aber hatte der Inspector, der von der Tagesarbeit nicht gerade ermüdet, wiewohl etwas abgespannt war, sein Studium begonnen, so klopfte eine bescheidene Hand leise und vorsichtig an die Thür.

Auf seinen Hereinruf öffnete sie sich langsam und zu seiner nicht geringen Verwunderung sah er den Serretair erscheinen, der, wie ein Aal sich windend, mit den demüthigsten Verbeugungen näher kam und, ein wohlwollendes Lächeln auf seinen verschmitzten Zügen tragend, ihm einen guten Abend bot.

Dem Inspector war dieser unerwartete Besuch nicht gerade angenehm, aber er fand sich darin. Von dem Grundsatz ausgehend, es nicht gleich von Anfang an mit irgend einem Hausgenossen zu verderben, er stehe so hoch oder niedrig, wie er wolle, erhob er sich von seinem Stuhl, nahm eine freundliche Miene an und erwiderte den Gruß mit seiner klangreichen Stimme, die von dem bescheidenen Geflüster des Secretairs in sehr merklicher Weise abstach.

»Verzeihen Sie, daß ich Ihnen zuerst einen Besuch mache,« begann der Secretair, »aber da wir so nahe Nachbarn und Bewohner und Arbeiter desselben Hauses sind, so dachte oder glaubte ich, es würde Ihnen nicht unangenehm sein, wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie einige Augenblicke in Ihrer Arbeit zu stören, denn Sie arbeiten, wie ich sehe.«

»Ah, Sie machen mir einen Besuch,« erwiderte der Inspector lächelnd, »und ich dachte schon, Sie brächten mir einen Auftrag von dem Herrn Amtsrath.«

Und da er gerade rauchte und seine Cigarre nicht weglegen wollte, so bot er sogleich aus seinem Etui auch dem Ankömmling eine an.

Durch diese sehr alltägliche Höflichkeit wurde der schmiegsame Secretair alsbald gewonnen und glaubte in seinem sanguinischen Herzen, gar rasch und leicht in der Freundschaft des gehaßten Mannes emporzusteigen. So nahm er denn die Cigarre dankend an, steckte sie an der Lampe in Brand und trat dann auffallend dicht an den einen Schritt zurückweichenden Inspector heran.

Der Secretair Fuchs theilte nämlich mit vielen anderen Menschen die unleidliche Gewohnheit, immer ganz nahe an Den, mit dem er sprach, heranzutreten und wenn derselbe Stand hielt, sich noch näher zu wagen, bis er in die Gefahr kam, seine Nasenspitze gegen die seines Gegenübers zustoßen. Der Inspector, wohl erfahren im Umgang mit Menschen jeder Gattung und Bildung, erkannte diese üble Angewohnheit auf der Stelle, und um einer so großen Vertraulichkeit, die er nicht liebte, auszuweichen, trat er ruhig und fast unbemerkt weiter und weiter zurück, bis er merkte, daß Herr Fuchs sich dadurch nicht abhalten ließ, sein Avanciren von Neuem zu beginnen und abermals in die unmittelbare Nähe seiner Person zu gelangen.



Um einer solchen aufdringlichen Vertraulichkeit bald ganz überhoben zu sein, bot der Inspector seinem Besuche einen Stuhl an der einen Seite des Tisches an, den derselbe sogleich einnahm, in der Hoffnung, der Inspector werde sich unmittelbar neben ihn setzen. Das geschah nun aber nicht, sondern derselbe setzte sich auf den Stuhl, den er vorher auf der anderen Tischseite eingenommen, rückte die Lampe etwas zurück und sah nun den ämsig Rauchenden bedächtig und erwartungsvoll an, da er die Fortsetzung des Gesprächs zunächst dem höflichen Nachbar überlassen wollte.

Darin hatte er sich auch nicht getäuscht, Herr Fuchs hatte seinen Feldzugsplan fertig und alsobald begab er sich daran, das Vertrauen, welches er bereits gewonnen glaubte, weiter zu verfolgen und somit zum Zweck seines Besuches zu gelangen.

»Ja,« fing er wieder an, indem er in seiner avancirenden Gewohnheit sich nicht enthalten konnte, seine Brust fest an den Tisch zu pressen und mit vorübergebeugtem Kopf und schmeichlerischem Lächeln darüber fort zu sprechen, »ja, wir sind nun Arbeiter und Beamte in demselben Hause geworden, in das mich schon lange ein guter Stern geführt, und da ich mir denken kann, daß Sie mit den hiesigen Verhältnissen unbekannt sind und doch Verlangen tragen, sobald wie möglich sich in demselben zu orientiren, so stelle ich mich mit Freuden Ihnen darin zur Disposition und bin bereit, Ihnen über Alles Auskunft zu ertheilen, was Sie vielleicht zu wissen wünschen möchten.«

»Sie sind sehr gütig,« versetzte der Inspector mit seiner gewöhnlichen Ruhe, »aber ich habe in der That keinen besonderen Wunsch, irgend eine Auskunft über Dinge zu erhalten, die mir jeder weitere Tag durch eigene Anschauung und Erfahrung zur Erkenntniß bringen wird.«

»O, über Dinge!« rief der Secretair, mit der linken Hand lebhaft durch sein rothblondes Haar fahrend, als wolle er ihm eine ganz andere Richtung geben. »Es giebt außer den Dingen ja auch Persönlichkeiten hier und die lernt man nicht so leicht kennen, als eben die Dinge, da sie sich oft von einer ganz anderen Seite zu zeigen lieben, als sie bei Licht betrachtet aussehen.« Und er nickte vergnügt mit seinem verschmitzten Gesicht, als habe er jetzt etwas gesagt, was dem Inspector außerordentlich angenehm und verständlich sein müsse.

Dieser nahm eine etwas verwunderte Miene an und blickte sinnend über seine Karte hin; plötzlich aber erhob er sein Gesicht wieder, lächelte und sagte: »Ah, nun verstehe ich Sie erst. Sie wollen mir gewissermaßen als Dolmetscher der Gefühle und Empfindungen dienen, von denen die auf Schaumburg wohnenden Personen erfüllt sind?«

Der Secretair nickte befriedigt. »Ja, so halb und halb will ich das und ich bin jederzeit bereit, Ihnen zu dienen und Ihnen jede Gefälligkeit zu erweisen, die Sie von mir, dem hier bereits Eingeweihten, zu erwarten vollkommen berechtigt sind. Ich kenne hier Alles und Jedes sehr genau, denn ich kann mich wohl rühmen, das Vertrauen und die Gunst des Herrn Amtsraths zu besitzen, und Sie

dürften so leicht Niemanden finden, der Ihnen mit wenigen Strichen die Personen kenntlicher zu zeichnen vermöchte, als ich, denn ich bilde mir, müssen Sie wissen, darin etwas auf meine Menschenkenntniß und Erfahrung ein.«

»Wie alt sind Sie denn eigentlich?« fragte der Inspector ohne jeden Anflug von Ironie in seiner unwandelbar ruhigen Miene.

»Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt, in Prenzlau geboren und in Berlin erzogen und daselbst in die juristischen Kenntnisse eingeweiht worden.«

»Ich danke Ihnen für Ihren Personalbericht. So. Also aus Prenzlau! Aber da haben Sie einen etwas weiten Weg bis hierher gemacht?«

»Ich bin dem Herrn Amtsrath von einem Freunde warm empfohlen und dann von Ersterem verschrieben worden,« fuhr Herr Fuchs, sich stolz in die Brust werfend, fort. »Mein Vater war Actuar bei dem Gericht in Prenzlau und besaß als solcher, wie Sie sich denken können, mancherlei vortheilhafte Connexionen.«

Wunderbar seltsam stachen schon bei diesem Eingang des Gesprächs die Gestalt, das Wesen und die Mienen der beiden Redenden von einander ab. Der Secretair behielt unverändert seine aalartige Geschmeidigkeit bei, gestikulierte heftig mit beiden Händen und sein sonst ganz intelligentes, ja fast hübsches Gesicht war von innerer Aufregung, nun im gewünschten Fahrwasser und so wohl aufgenommen zu sein, noch mehr geröthet als sonst. Auch

seine Gesichtsmuskeln, in ewiger Arbeit begriffen, zuckten bei jeder neuen Wendung des Gesprächs nervös und seine mattblauen Augen glänzten vor Vergnügen, so bald und leicht mit seinem Nachbar, einem adligen Herrn, bekannt geworden zu sein, wenn derselbe bis jetzt auch nur ein im Lohn Anderer stehender Gutsinspector war.

Dieser dagegen behielt seine ruhige feste Haltung unverändert bei. Sein Gesicht zeigte nicht die geringste Aufregung und sein großes Auge blickte unverwandt und tief in das irrende Auge seines Gegenübers, obgleich nicht zu läugnen ist, daß auch er allmählig in einige Spannung gerieth, da er sich nun wohl denken konnte, welche Personalbeschreibungen noch in der Luft schwebten. Er hatte sich bequem in seinen Stuhl zurückgelehnt, saß unbeweglich darin und rauchte behaglich seine Cigarre weiter, nur dann und wann ein leises Lächeln oder einen Blick der Verwunderung zeigend, dem sich bald auch der der Verachtung beigeesellte, als er mehr und mehr die Charakterlosigkeit und das gegen seinen Brodherrn undankbare Herz des ihm gegenüberstehenden Intriguanten erkannte.

Bei Herrn Fuchs bewirkte diese sich stets gleich bleibende Ruhe, die er sehr wohl bemerkte und an der er sich hätte ein Beispiel nehmen sollen, gerade das Gegenteil; er erhitzte sich von Minute zu Minute mehr und im weiteren Verlauf der immer interessanter werdenden Unterhaltung sah er aus, als ob Quecksilber in seinen Gebeinen rolle und dieselben wider sein Wissen und Willen hin und her schleudere, so unstät verhielt er sich; denn bald schüttelte er die linke, bald die rechte Hand in der Luft

und fuhr dann immer wieder mit der einen oder anderen Hand durch Haar und Bart, als wolle er die sich sträubenden anstacheln, an der wachsenden Aufregung seines Innern Theil zu nehmen, die vielleicht wider seinen Willen sein ganzes Wesen zu ergreifen und seine leichtfertige Zunge zu Worten zu verleiten schien, die er kurz vorher gewiß nicht zu sprechen beabsichtigt hatte.

Der Inspector hatte diesem seltsamen Gebahren eine Weile gleichmüthig zugesehen, dann, zu erkennen glaubend, daß sein Besuch mit dem bisherigen Resultat ihrer Unterhaltung noch nicht genug habe, entschloß er sich zu einigen Fragen, die ihm Anfangs zufällig in den Mund kamen, bis sein Interesse an den freiwilligen Mittheilungen des plauderhaften Secretairs wuchs und er nun einige weitere Fragen that, die er ohne diese Anregung vielleicht nicht gegen diesen Mann ausgesprochen hätte.

»Wie lange,« sagte er, »sind Sie schon in Ihrer Secretairstelle bei dem Herrn Amtsrath?«

»Vier Jahre, und diese Zeit wird auf mein ganzes Leben von großem Einfluß sein, denn ich habe hier sehr viel von dem Herrn Amtsrath gelernt, der ein außerordentlich tüchtiger Jurist und überhaupt ein vortrefflicher, großmüthiger Herr ist.«

»Es gefällt Ihnen hier also gut?«

»O, ganz ausnehmend und ich denke mit der Zeit eine vorzügliche Carriere zu machen. Außerdem lebt es sich auf dem Schlosse sehr angenehm. In meinen Freistunden

bin ich mein eigener Herr und man findet stets eine ausgezeichnete Tafel. Sie werden noch oft genug Gelegenheit haben, dieselbe Bemerkung zu machen, namentlich wenn im Winter die großen Gesellschaften und Jagden stattfinden.«

»So. Dann macht der Herr Amtsrath wohl ein großes Haus?«

»Nun, das versteht sich. Er stattet nicht allein oft Besuche ab, sondern er ladet sich noch viel häufiger Leute ein, Gutsbesitzer, Freunde aus der Stadt und meist Herren von Adel, Rang und Vermögen. Indessen kommen deren auch oft genug von selbst und dann geht es hoch her. Alle wissen den Herrn Amtsrath als Wirth, besonders aber seine Küche und seinen Keller zu schätzen, und Jedermann muß seine Klugheit und Gewandtheit, seine feine Lebensart und sein edles Herz nach Gebühr anerkennen. Denn klug und gewandt ist er über alle Maaßen; was er anfaßt, bringt er stets zu Ende und immer weiß er zu seinem Zweck zu kommen.«

Der Inspector nickte still vor sich hin, was der Secretair als eine Aeußerung seines Beifalls aufnahm. »Wenn der Amtsrath,« fuhr Ersterer nach kurzer Pause fort, »ein so großes Haus macht und häufig Gesellschaften giebt, dann ist er wohl reich oder wenigstens sehr wohlhabend? Man sollte das eigentlich schon aus der zahlreichen Dienerschaft schließen, die ich hier in ewiger Thätigkeit – faulenzen sehe.«

Der Secretair lächelte beifällig, blies den Rauch seiner Cigarre in einer langen Spirale vor sich hin und spitzte

dabei seine etwas dicken Lippen, als ob er seiner eigentlichen Meinung einen kleinen Zügel anlege. »Reich?« sagte er. »Nun, das will ich gerade nicht sagen, aber sein gutes Auskommen hat er gewiß. Auch bin ich der Meinung – ja freilich, das bin ich – daß er sich etwas Erkleckliches zurückgelegt hat, denn, unter uns gesagt, er hat ja ein schönes Amt, das außer seinem stattlichen Gehalt gar Manches abwirft, wovon sich ein geschäftsunkundiger Mensch nichts träumen läßt. Denken Sie doch nur, er bezieht nicht nur eine bestimmte Tantième von allen Einnahmen des Gutes, die ihm kaum Jemand – wenn nicht ich – berechnen kann, sondern er ist auch zugleich der Schatz- und Rentmeister des überreichen Barons, der sich wenig um sein Einkommen bekümmert und schon zufrieden ist, wenn es seine Ausgaben deckt. Nun, da müßte es ja wunderbar zugehen, wenn nicht Manches für ihn abfallen sollte, zumal seine ganze Wirthschaft hier auf dem Schloß von dem Ertrag des Gutes geführt wird, als ob er selber der Herr davon wäre.«

»So,« sagte der Inspector mit einiger Verwunderung, die aber bald wieder aus seinen Mienen schwand und einer nur gespannteren Aufmerksamkeit Platz machte. »Sie meinen aber doch damit,« fuhr er nach kurzer Ueberlegung fort, »daß Alles, was hier für den Amtrath abfällt, auf rechtliche Weise seinen Säckel füllt, wie?«

Der Secretair lächelte überaus kritisch und drehte sich auf seinem Stuhl hin und her. »Nun, natürlich,« versetzte er, mit beiden Augen zwinkernd, »immer rechtlich und ehrlich, wie ein Jurist es sein kann und muß, ohne gegen

das Fundamentalgesetz eines ehrlichen Mannes zu verstoßen und doch sich nicht ganz in dem Gange der Welt aus dem Auge zu verlieren.«

»Ich verstehe,« sagte der Inspector nach einer Weile, »Sie drücken sich sehr klug, das heißt juristisch aus und scheinen in der That viel bei dem Herrn Amtsrath gelernt zu haben. Man möchte Sie darum beneiden, hm!«

Der Secretair wiegte selbstgefällig den rothen Kopf hin und her und schaute auf die Dampfingel seiner Cigarre hin, die er höchst künstlich zu blasen verstand. Dabei entstand eine Pause, die der Inspector damit ausfüllte, daß er sich eine neue Cigarre nahm und auch dem Secretair eine solche hinschob, der sie von Weitem beliebügelte, während er bereits an etwas ganz Anderes zu denken schien.

»Ihre Cigarren sind sehr gut,« sagte er, die neu hingelgte mit den Fingern der rechten Hand erhebend und sie aufmerksam betrachtend. »Sie scheinen darin Kenner und ein Mann von Geschmack zu sein. Der Amtsrath aber hat noch bessere, die ich ihm selbst aus der Havannah verschrieben habe. Doch – sagen Sie 'mal« – und hier ging sein etwas laut gewordenes Sprechen wieder in den alten Flüsterton über – »ich will einmal eine Frage im höchsten Vertrauen an Sie richten. Wie – ja, wie gefällt Ihnen die Tochter des Herrn Amtsraths?«

Der Inspector schaute den seiner jetzigen Meinung nach nur halbschlauen Secretair mit einem tiefforschenden Blick an, denn bereits glaubte er den warmblütigen



Fuchs in Bezug auf die schöne Tochter des Hauses ergründet zu haben, da er nicht umsonst einige Tage mit ihm und der genannten Dame bei Tische gesessen hatte.

»Hm!« sagte er, »Sie thun da eine sogenannte Gewissensfrage, auf die Sie sich gewiß längst selbst die Antwort gegeben haben. Was mich betrifft, so kenne ich ja diese junge Dame nur erst sehr kurze Zeit; was ich aber bis jetzt von ihr gesehen und gehört, scheint mir nur zu ihrem Vortheil zu sprechen. Schön ist sie unter allen Umständen, meinen Sie nicht auch?«

Ueber des Secretairs Gesicht schoß es wie eine blutrothe Flamme, sein ganzes Wesen bebte bei bieser so direct an ihn gerichteten Frage und er wußte im wahren Sinne des Worts nicht mehr, wiewer seinen dadurch wachgerufenen Empfindungen den richtigen und doch durch die Klugheit gemäßigten Ausdruck geben sollte.

»Ob ich meine, daß sie schön ist?« fragte er mit ganz kurz gewordenem Athem. »Bei Gott, Herr, sie ist wunderbar schön nach meiner Meinung und überdem ein Kleinod, eine Perle, ein Diamant, wenn Sie wollen, von nie dagewesener Art. Ach, ich habe gar keine Worte, darüber meine ganze Empfindung auszusprechen. Ja, diese schöne Tochter Cornelia,« fuhr er wieder mit stärker anschwellender Stimme fort, »ist ein Schatz, um den zu ringen und zu kämpfen, mit allen Kräften, selbst die der Hölle nicht ausgenommen, für den schönsten und besten der Männer eine Wonne sein müßte, und ich – und ich –«

»Nun, Sie? fragte der Inspector, da der in blinden Paroxysmus gerathene Secretair hier plötzlich seine Rede abbrach und wie ein morsch gewordenes Rohr zusammenknickte.

»Ach, ich!« seufzte er endlich, »ich wage kaum meine Augen zu ihr zu erheben, und doch, doch ist sie mir bei Tage die Sonne meines Lebens und bei Nacht der Stern meines Himmels. Ja, mein Herr Inspector, in dieser Beziehung bin ich ein schwacher, ein sehr schwacher Mensch. Ich bete sie an, und wenn sie katholisch wäre und ich nicht anders ihre Gunst erringen könnte, ich würde meine Religion wechseln, selbst wenn ich ein Jude oder gar ein Heide werden wüßte.«

Der Inspector lächelte unwillkürlich. »Nun,« sagte er, »das wird man von Ihnen gewiß nicht verlangen, denn als ein so fleißiger Arbeiter und ein so *treuer* Diener Ihres Herrn stehen Sie gewiß schon hoch in der Gunst dieser jungen Dame?«

»Ach! wollte es Gott!« seufzte der Secretair. »Manchmal freilich glaube und hoffe ich es und dann – dann falle ich wieder aus allen meinen Träumen. Denn diese Cornelia, müssen Sie wissen, ist eine sehr stolze Dame, in ihrer Weise eben so stolz wie ihr Vater in einer anderen. Verletzen Sie um Gotteswillen darin Beide nicht, sonst sind Sie hier auf ewige Zeiten ein verlorener Mann. Man kommt ihr wohl einmal um einen Schritt näher, aber dann wirft sie Einen immer wieder um zehn Schritte zurück und darum erlauben Sie mir wohl, Ihnen den guten

Rath zu geben, sich immer von ihr in gewisser Entfernung zu halten, denn es ist ein sehr unangenehmes Gefühl, wenn man durch einen ihrer stolzen Blicke oder ein schlagendes Wort, so zu sagen, wie mit kaltem Wasser begossen wird.«

»O, das hat bei mir keine Noth,« erwiderte der Inspector lächelnd, »ich habe nicht die geringste Neigung, mich dieser Gefahr auszusetzen. *Meine* Sorge ist hier auf etwas ganz Anderes gerichtet, Sie können darüber gänzlich beruhigt sein.«

Der Secretair holte tief Luft, als wäre ihm ein Stein vom Herzen gefallen. Augenscheinlich hatte ihn die letzte, seltsam ernst gesprochene Erklärung des Inspectors außerordentlich beruhigt und er hatte seine Gefühle bei Weitem nicht so in seiner Gewalt, um diese Erleichterung den ihn aufmerksam Beobachtenden nicht wahrnehmen zu lassen.

Nach einer abermaligen Pause, während der sich der Secretair noch immer süßen Gefühlen für die schöne Tochter des Hauses hinzugeben schien, hob der Inspector von Neuem an zu reden und sagte:

»Da Sie mit allen Verhältnissen auf Schaumburg so gut vertraut sind und alle Menschen kennen, wie Sie selbst sagen, so können Sie mir vielleicht auch über den Baron von Hartenstein oben auf dem Schneckenberge einige Auskunft geben. Die Verhältnisse zwischen ihm und dem Amtrath scheinen mir nicht die angenehmsten zu sein. Kennen Sie den Baron persönlich?«

Durch das bisher geführte Gespräch, welches die persönlichen Interessen des Secretairs so lebhaft berührte, war er so in Eifer gerathen, daß er die Beurtheilung der möglichen Tragweite seiner Enthüllungen fast ganz aus dem Auge verlor, und nachdem er sein eigenes Herz dem aufmerksamen Zuhörer so klar entfaltet, mochte er glauben, alles Uebrige sei bei Weitem weniger wichtig und er könne auch darin seiner Plaudersucht einmal freien Lauf lassen, was ihm ja auf dem einsam gelegenen Gute und in seiner eigentlich isolirten Stellung so selten möglich war. So faßte er denn auch den ihm jetzt gebotenen Gegenstand mit großer Begier auf und um sich ein gewisses Ansehen vor dem neuen Bekannten zu geben, auf den er bereits einen guten Eindruck gemacht zu haben glaubte, trug er seine nächsten Erklärungen mit ganz besonderer Sicherheit und einem so lebhaften Ausdruck seiner beweglichen Miene vor, daß man daraus noch viel mehr schließen konnte, als er mit Worten andeutete.

»O, warum sollte ich ›den Alten vom Berge‹ nicht kennen, wie ihn die Leute hier nennen,« sagte er rasch, »den kennt ja jedes Kind bei uns und er ist ja auch eigentlich die bedeutendste Person in dieser Gegend, wenngleich der Herr Amtrath überall ein ungleich größeres Ansehen genießt. Gewiß kenne ich ihn, wenn ich auch nicht unmittelbar vor seinen Augen gestanden und bisher noch kein Wort mit ihm gewechselt habe.«

»Also Sie kennen ihn, das ist mir lieb,« fuhr der Inspector befriedigt nickend fort, der schon aus dem vielsagenden und geheimnißvollen Gesicht des Secretairs erkannte, daß er jedenfalls gleich etwas ganz Neues und Besonderes erfahren werde. »Was ist er denn für ein Mann? Ich möchte das gern wissen, da ich ja als sein jetziger Beamter ein natürliches Interesse habe, über ihn ein unbefangenes und wahrheitsgemäßes Urtheil zu hören.«

Der Secretair besann sich eine Weile, als suche er den kürzesten richtigen Ausdruck zu finden; dann hob er den rechten Zeigefinger in die Höhe und strich mehrere Male bedenklich damit über die Stirn fort. »Da kann ich Ihnen sehr leicht dienen,« sagte er endlich. »Nun, Sie werden wohl schon gehört haben, daß es hier oben mit ihm nicht ganz richtig ist.«

»Woher wissen Sie das? Haben Sie sichere und unumstößliche Beweise dafür?«

»O, ganz sichere Beweise und noch dazu unzählige!«

»So nennen Sie mir nur einen, den sichersten davon.«

Der Secretair besann sich wieder, als ob er nicht recht mit der Sprache heraus wollte oder mit sich selbst etwas in Zweifel wäre, dann sagte er: »Nun, wenn er ganz bei gesundem Verstande wäre, dann würde er nicht so viele Schwächen an den Tag legen, die das Urtheil der Menschen über ihn ganz allgemein machen.«

»Was sind denn das für Schwächen? Die allerauffallendste möchte ich hören. Sprechen Sie ehrlich, ich wünsche wohl einen klaren Blick in dieses unglückliche Verhältniß zu thun.«

»O,« sagte der Secretair mit ruhigerer Ueberlegung, »seine größte Schwäche ist für mich seine Nachlässigkeit und sein – sein Leichtsin in Bezug auf alle praktischen Dinge in seinen Verhältnissen, und das ist ein unumstößlicher Beweis für seine Verstandesschwäche und – und Unzurechnungsfähigkeit. Denn wenn er bei vollem Verstande wäre, dann würde er sich doch gewiß um Dinge kümmern, die ihm zunächst von Wichtigkeit sein müssen. Aber das thut er ganz und gar nicht. Er bekümmert sich zum Beispiel gar nicht um sein Gut, weder um die Verwaltung noch die Bewirthschaftung desselben. Ueber seine eigentlichen Einkünfte weiß er so gut wie gar nichts und nur seine Ausgaben scheinen ihn zu beschäftigen. Auch von den Verhältnissen der Menschen, die darauf leben und wirthschaften, nimmt er nicht die geringste Notiz, sie existiren für ihn gar nicht. Dabei ist er so vertrauensvoll, ich möchte sagen vertrauensselig, daß er Niemandem etwas Uebles zumuthet, als ob alle Menschen, die unter ihm stehen und von ihm zehren, pure Engel wären. Ja, wenn alle diese Menschen so zuverlässig wären, wie zum Beispiel der Amtrath, dann wäre noch Sinn und Verstand darin, aber er glaubt und traut Jedermann das Beste zu; Jedem, der ihn anbettelt, giebt er ohne nach seinem Bedürfniß zu fragen, und lebt dabei ruhig in den Tag hinein, als ob es keine Zukunft gäbe, die ganz anders beschaffen sein kann, als die Gegenwart.«

»So. Also das sind die unumstößlichen Beweise seiner Geistesschwäche? Hm! Nach Ihrer Schilderung muß er aber doch ein guter und friedfertiger Mann sein, wie?«

»O, das ist er ganz gewiß und das bezweifle ich keinen Augenblick, er kränkt kein Huhn, keinen Sperling; aber auch eben so wenig bezweifle ich, daß er ein außerordentlich schwacher und in vielen Dingen fast kindischer Mann ist, der schon zufrieden ist, wenn man ihn in Ruhe und seiner alltäglichen Gewohnheit nachgehen läßt.«

»Nun, das ist ja eigentlich kein ungünstiges Urtheil über ihn. – Woher mag denn wohl diese Schwäche – wie Sie sie nennen – bei ihm entstanden sein?« fragte der Inspector nach kurzer Zögerung.

Hier nahm der Secretair eine bedeutungsvolle Miene an, als« ob er ein ganz unfehlbarer Beurtheiler der Verhältnisse des Barons sei. »Ach,« sagte er, »das hat wohl seine ganz bestimmten Ursachen. Einmal ist er halb wahnsinnig vor Liebe gewesen – und diesen Zustand begreife ich, ach ja! Man sagt, dadurch, daß sein älterer Bruder ihm seine Braut abspänstig gemacht, sei ihm das Herz gebrochen und er habe nicht mehr gewußt, was er thue und treibe. Dann aber, als das nothdürftig überstanden, ist gleich die andere traurige Geschichte gekommen – ich meine den Vorfall, wodurch sein Bruder, den er unnatürlich oder eigentlich sehr natürlich haßte, das Leben verlor. Sie kennen ja wohl diese traurige, geheimnißvolle und nie ganz aufgeklärte Geschichte?«

»Nur ganz im Allgemeinen und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir etwas Näheres darüber mittheilen wollten.«

Herr Fuchs warf sich in die Brust, rauchte seine Cigarre, die eben verlöschen wollte, mit stärkeren Zügen an und sagte:

»Nun, das ist doch wohl so ziemlich klar, aber – sprechen Sie nicht weiter davon und sagen Sie Niemandem, daß ich Ihnen diese Dinge erzählt. Es ist eben eine Vertrauenssache. Mit einem Wort: die beiden Brüder trugen einen unbezähmbaren Groll gegen einander – natürlich von der geraubten Braut her, die den Aelteren auch nicht glücklich gemacht haben soll – und man fürchtete immer, daß, wenn sie einmal zusammenträfen, ein Unglück entstehen würde. So geschah es denn auch. Eines Tages wollten Beide auf die Jagd gehen und sie trafen sich hier an dem Heckenzaun. Da gingen sie denn aufeinander los, geriethen in einen heftigen Wortwechsel und – das Ende vom Liede war, daß sie aufeinander schossen, – aus Rache und Eifersucht, nun, das kann man sich denken – und daß der Alte vom Berge glücklicher war als der Schaumburger und – seinem Bruder eine Kugel durch das Herz jagte.«

Als der Inspector diese so kaltblütig ausgesprochenen Worte hörte, wurde er bleich wie der Tod. Seine Lippen bebten und seine blauen Augen nahmen eine dunkle Farbe an und sprühten wie Feuerflammen auf den verwegenen Sprecher hin.

»Ist das, was Sie mir eben gesagt,« fragte er mit einschneidend scharfer und von unterdrückter Erregung zitternder Stimme, »Ihre Meinung allein, Herr Fuchs, oder haben das auch schon andere Leute gesprochen?«



»Ach, meine Meinung allein!« erwiderte der Secretair mit einem widerwärtig hinterhaltigen Lächeln, »was weiß *ich* denn davon? Ich war damals noch gar nicht hier und bin also bei dem seltsamen Vorfall gar nicht zugegen gewesen. Natürlich erzähle ich Ihnen nur wieder, was mir die Leute gesagt haben, und das ist ganz einfach, wie ich schon gesagt: daß der Baron da oben seinen Bruder aus Rache oder Eifersucht erschossen hat. Allerdings ist von allen den Erzählern, die es mir gesagt, auch Niemand dabei gewesen und selbst der Amtsrath hat es nur durch Hörensagen erfahren. Der Ausspruch des Arztes aber, des Doctor Camp, der den erschossenen Baron untersucht und seine Leiche geöffnet hat, soll der Art gewesen sein, daß das Gericht nicht einschreiten konnte und so hat sich die Sache allmählig verblutet und heutzutage ist es nur noch eine Legende der jetzigen Gutsbewohner geworden.«

Als der Secretair schwieg und seine unstätten Augen zu dem jetzt wieder ruhig gewordenen Inspector erhob, sah er, wie dessen Augen wie Glühwürmer funkelten, indessen regte er sich nicht und sprach auch kein Wort. Endlich nickte er still vor sich hin und als ob er an diesem Abend des Neuen genug erfahren und des gegen seinen Wunsch erfolgten Besuches überhoben sein wollte, stand er langsam von seinem Stuhl auf und streckte seinen elastischen Körper straff und hoch in die Höhe, als wolle er sich von einer so eben überstandenen Strapaze erholen.

Wie der Blitz war in demselben Moment auch der Secretair von seinem Sitz aufgesprungen und augenblicklich stand er dicht vor dem Inspector und brachte dessen Nasenspitze wieder in Gefahr, mit der seinen zusammenzustoßen.

Der Inspector wich zuerst einen Schritt rechts und dann links aus, aber überall hin folgte ihm geschmeidig der aufdringliche Mensch, indem er eifertig sagte:

»Na, ich glaube, ich habe Sie heute lange genug belästigt, aber es ist ein wohlthuendes Gefühl, wenn man sich einmal die Seele vor einem gebildeten Menschen rein sprechen kann, was mir hier nicht oft widerfährt. So wollen wir denn gute Kameradschaft mit einander halten, Herr von Rodenberg, nicht wahr? Und,« setzte er in seiner eitlen Selbstgefälligkeit hinzu, als der Inspector kein Wort darauf erwiderte, »darf ich den Glauben mit mir nehmen, einen guten Eindruck auf Sie gemacht zu haben?«

Der Inspector, sich mit beiden Händen auf die Lehne seines Stuhles stützend und denselben mit einer hastigen Bewegung zwischen sich und den Secretair schiebend, sagte mit einem so strengen und kalten Ernst, daß ein von seinem eigenen Ich nicht so lebhaft, wie Herr Fuchs, eingenommener Mann zusammenschauert wäre:

»Ja, Sie haben wenigstens einen Eindruck auf mich gemacht. Wie er beschaffen ist, fragen Sie nicht, das sagt man ja Niemandem so leicht in's Gesicht, zumal nach so kurzer Bekanntschaft.«

»Ah, ich verstehe,« rief der leicht geschmeichelte Secretair frohlockend, »Sie wollen mich nicht loben, da Sie mich erst so wenig kennen. Das ist genug gesagt. Und nun schlafen Sie wohl und behalten Sie für sich, was ich Ihnen im höchsten Vertrauen über die hier handelnden Personen mitgetheilt. Im Ganzen werden Sie nicht bereuen, hierher gekommen zu sein. Es lebt sich ganz gut hier, und mit dem Herrn wie mit den Dienern wird man am besten fertig, wenn man Alles gehen läßt, wie es geht und dabei seine Schuldigkeit thut. So mache ich es schon lange und Sie können sich ein Beispiel daran nehmen. Gute Nacht!«

Er versuchte dem Inspector seine kalte fleischige Hand hinzustrecken, dieser aber, sobald er diese Bewegung sah und erkannte, wandte sich seitwärts, griff nach seiner weggelegten Cigarre und, indem er sie anbrannte, sagte er einfach: »Gute Nacht!«

Mit einigen höflichen Verbeugungen und künstlichen Windungen war der Secretair zur Thür hinaus, aber er hätte sich gewiß nicht gefreut, wenn er die Miene gesehen, womit ihm der stille Bewohner des großen Zimmers nachblickte, so bitter streng, fast schneidend und voll von tiefster Verachtung war sie, bis sie zuletzt, als er sich wieder allein sah, in ein stilles wehmüthiges Lächeln überging, das noch auf seinen Lippen schwebte, als Herr Fuchs schon längst in sein nebenangelegenes Zimmer getreten war.

SECHSTES CAPITEL. DER ERSTE BLICK AUF DEN ALTEN  
VOM BERGE.

An den nächsten zwei Tagen entwickelte der Inspector einen überaus großen Eifer in der Erfüllung der ihm obliegenden Berufsgeschäfte. Er hatte sich zuerst an die Aufnahme des überreichen Inventars begeben und verglich damit die ihm übergebenen Tabellen, auf denen er in der That zu seiner großen Befriedigung Alles übersichtlich und richtig geordnet fand. Kein Gegenstand, mochte er noch so klein und geringfügig sein, war vorhanden, den er nicht auch in den Büchern verzeichnet gefunden hätte und so war und lag auch jede Kleinigkeit an dem gehörigen Orte, wie sie in dem Register eingetragen stand.

Bei Tische erschien er pünktlich, aber erst in dem Augenblick, wo die sogenannte Herren-Eßglocke läutete, und sobald das Dessert aufgetragen wurde, entfernte er sich stets wieder, als ob er den Bedürfnissen seines Leibes genug Zeit geopfert hätte. Nur vermied er es, mit dem Secretair sich zu gleicher Zeit fortzubeben; bald ging er einige Minuten früher, bald einige später, ein Vorgang, den nur die scharfsichtigen Augen der auf alle solche Dinge aufmerksamen Tochter des Hauses bemerkten. Den letzten Tag, es war der Freitag, wollte der Amtrath ihn etwas länger halten, aber der Inspector gab eine wichtige Arbeit auf dem Felde vor, die seine Gegenwart erfordere, und so entfernte er sich, ohne ein Wort mehr gesprochen zu haben, als gerade nothwendig war.

Der Amtrath blickte dabei ernst vor sich nieder und wagte nicht, seine Tochter anzusehen, als habe er in ihrer Gegenwart von einem Meister eine verständliche Lection erhalten; als aber der Inspector auch am Abend nur äußerst wenig aß und gleich nach dem ersten Gericht mit der Entschuldigung aufstand, er müsse noch mit dem herbeibeordneten Schmied sprechen, der an einer der Maschinen eine wichtige Arbeit verrichten solle, und dann mit höflicher Verbeugung und eine gute Nacht wünschend, das Zimmer verließ, sah er den noch anwesenden Secretair heimlich lächelnd an und trommelte wie in Zerstreung mit den Fingern der rechten Hand auf den Rand seines Tellers. Nachdem aber auch Herr Fuchs sich eine Viertelstunde später empfohlen hatte, wandte sich der Vater zur still neben ihm sitzenden Tochter und sagte:

»Der Mann – ich meine den Inspector, Cornelia – ist mir fast zu arbeitsam und er thut gerade, als ob er für sich selbst so lebhaft in's Geschirr gehen müßte. Man kann seiner kaum habhaft werden. Mein Gott, so viel hat der alte Inspector doch nie zu thun gehabt.«

»Eben weil er ein alter Beamter war,« bemerkte Cornelia entschuldigend. »Herr von Rodenberg ist ein neuer Beamter und muß sich erst einarbeiten. Ich finde das ganz natürlich und Du solltest Dich eigentlich über seinen Eifer und seine Unermüdlichkeit freuen.«

»O ja doch, ja, ich freue mich auch, das versteht sich, aber ich möchte doch auch gern etwas Unterhaltung von ihm haben und Du – sprächest gewiß ebenfalls gern mit

ihm, denn er ist in Wahrheit, das sehe ich alle Tage mehr ein, ein höchst gebildeter Mann.«

»Ja, das ist er gewiß, das steht ihm mit Fracturschrift auf jeder Linie seines Gesichts geschrieben,« erwiderte Cornelia lebhaft. »Rudolf, der gute Rudolf, der ach! jetzt schon auf dem Meere schwebt, hat sehr Recht über ihn gehabt und ich bin ihm in der That für seine Verwendung bei diesem Manne dankbar. Wenn Du ihn aber etwas länger am Abend bei Dir behalten willst, so sage ihm das doch schon am Mittag, dann hat er Zeit, sich einzurichten und wir können einmal einen Abend recht nett verplaudern.«

Der Amtsrath nickte zustimmend. »Da hast Du Recht,« sagte er, »so wollen wir es machen. Aber weißt Du, Kind, sage *Du* es ihm morgen Mittag – es ist zwar Sonnabend und für ihn also Zahltag, aber da kann ich auf den Doctor rechnen, wenn ich ihm bei Zeiten nach dem Schneckenberg entgegenreite, den er jedenfalls besucht, und dann hat er gleich noch mehr Gesellschaft, wenn ihm die unserige nicht ganz genügen sollte.«

»Warum soll *ich* ihm denn das sagen?«

»Weil – weil er mir heute schon einmal einen Wunsch abgeschlagen hat und ich mich in meinem Verhältniß zu ihm nicht zum zweiten Mal einer solchen Abweisung aussetzen mag. Du bist eine Dame und der schlägt er es so leicht nicht ab, wenn sie ihn bittet, ein Stündchen länger bei ihr zu verweilen.«

»Wenn Du es wünschest, will ich es versuchen,« sagte Cornelia erröthend, »aber wenn er es auch mir abschlägt?«

»O, das besorge ich nicht. Versuche es nur und bitte ihn recht freundlich darum. Du thust mir einen Gefallen damit.« –

Als der Sonnabend Mittag gekommen war und man wieder bei Tische saß, sah Cornelia etwas bedrückt und verlegen aus, denn wenn sie das unveränderlich ernste und doch stets wohlwollend blickende Gesicht des Inspectors betrachtete, war sie bald voll Besorgniß, bald voll Hoffnung, ob ihr die demnächst vorzubringende Bitte glücken würde. Schon glaubte sie, der Inspector werde sich vor dem Secretair entfernen und dann wäre ihr die gute Gelegenheit entschlüpft, denn in des Letzteren Gegenwart wollte sie ihre Bitte nicht aussprechen und sich noch weniger abschlagen lassen. Indessen entfernte sich diesmal der Secretair zufällig einige Minuten früher und als nun auch der Inspector aufstand und sich empfehlen wollte, gab sie ihm einen anmuthigen Wink mit der Hand und sagte:

»Bitte, Herr von Rodenberg, hören Sie nur noch einige Worte von mir. Sie haben heute Zahltag und also mehr als jedenanderen Wochentag zu thun, nicht wahr?«

»Ja, mein Fräulein, Zahltag ist freilich, doch kehren die Arbeiter gerade deshalb etwas vom Felde zurück und so wird sich die Zeit so ziemlich ausgleichen.«

»Das ist mir lieb, denn es knüpft sich eine kleine Bitte daran – die erste, die ich an Sie richte – und die Sie mir deshalb hoffentlich erfüllen werden.«

»Wenn ich kann, ganz gewiß, mein Fräulein!« erwiderte Felix von Rodenberg sehr artig, indem er sich verbeugte. »Sprechen Sie sie gefälligst aus.«

»Ja, Sie haben es stets so eilig nach Tisch und wir haben noch keine zehn Worte außer über die Wirthschaft miteinander gesprochen. Wenn es Ihnen also möglich ist, richten Sie sich heute Abend so ein, ein Stündchen länger bei uns zubringen zu können. Ein alter Hausfreund, der Doctor Camp, wird auch hier sein und da werden Sie die Bekanntschaft eines recht gemüthlichen Mannes machen.«

Beim Beginn ihrer Rede hatte der Inspector sehr ernst auf sie hingeblickt, da er die Bitte nicht errathen konnte, die sie ihm vorzubringen habe; als sie aber damit geendet und namentlich als sie den Namen des Doctor Camp nannte, flog einen Moment lang ein blitzartig leuchtendes und seltsam freundliches Lächeln über seine männlichen Züge, und wenn er lächelte, hatte ja Cornelia gesagt, war er hinreißend schön. Das war er in der That auch in diesem Augenblick, aber das Lächeln dauerte nur kurze Zeit, es ging allmählig in ein freundliches Kopfnicken über, wobei sich eine feine Röthe über sein gewöhnlich blasses Gesicht verbreitete.

»Sie sind sehr gütig, mein Fräulein,« erwiderte er, »und wenn der Herr Amtsrath mit Ihnen übereinstimmt, so werde ich mir die Freiheit nehmen, heute Abend eine



Stunde länger in Ihrer angenehmen Gesellschaft zu weilen.«

»Nun natürlich stimme ich damit überein,« rief der Amtsrath heiter, »und Du nimm meinen Dank, Cornelia, daß Du uns endlich den Herrn Inspector zu fesseln verstanden hast Wollen Sie fort?«

»Ja, Herr Amtsrath, ich habe noch viel bis zum Abend zu thun und will Alles so einrichten, daß ich um sieben Uhr Herr meiner Zeit und Ihr ergebener Diener bin.« Damit schritt er vom Tisch fort, nachdem er der Tochter des Hauses eine so freundliche Verbeugung gemacht, wie sie noch keine von ihm gesehen.

Kaum aber hatte er das Zimmer verlassen, so sagte der Amtsrath: »Was die Weiber für eine Gewalt über die Männer haben, man sollte es kaum glauben! Er stimmte Dir ja auf der Stelle bei und war im Handumdrehen ein ganz anderer Mensch geworden, hm!«

Cornelia erröthete wieder, aber gleich darauf legte sie ihre schöne weiße Hand auf die Hand ihres Vaters, die noch auf dem Tische ruhte, und sagte:

»Wenn es wahr ist, was Du eben sagst, daß nämlich die Frauen immer Gewalt über die Männer haben, so liefere mir jetzt den Beweis, daß auch Du meinen Bitten zugänglich bist.«

»Nun,« rief der Amtsrath verwundert, »was willst Du denn von mir?«

»Nur Folgendes. Wenn wir heute Abend bei Tische sitzen, fordere Fuchs nicht auf, auch länger zu bleiben. Seine Anwesenheit würde mich und vielleicht auch einen Anderen stören.«

»Welchen Anderen denn?«

»Eben den, den ich auf Deinen Wunsch heute zu uns eingeladen habe. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber es scheint mir zwischen den beiden Männern, Herrn von Rodenberg und Fuchs, eine sehr merkliche Antipathie zu bestehen, und die muß man im Auge behalten, wenn man mit Beiden in gutem Verhältniß bleiben will.«

»Das wäre!« rief der Amtrath mit einiger Verwundrung. »Aber warum denn schon eine Antipathie, da sie sich ja kaum kennen gelernt haben? Der Fuchs ist ja ein so herzensguter Kerl, daß – daß –«

»Laß das!« schnitt ihm Cornelia das Wort vom Munde ab. »Ich weiß genau, was Du von Fuchs hältst, und Du weißt auch, daß ich darin nicht Deiner Meinung bin. Also bitte – willst Du diesmal, nur diesmal meine Bitte erfüllen?«

»Mein Gott, ja doch, ja, wenn es weiter nichts ist und es Dich glücklich macht. Aber wenn er nun von selbst bleibt, fortjagen kann ich ihn doch nicht?«

»Er wird nicht bleiben, wenn er nicht dazu aufgefordert wird, denn er bleibt nie von selbst,« entgegnete Cornelia entschieden. »Du sollst ihn nur nicht zum Bleiben auffordern, weiter verlange ich nichts.«

»Meinetwegen!« brummte der Amtrath einigermaßen verdrießlich, stand vom Tisch auf und wischte sich mit

der Serviette den Mund ab, nachdem er noch im Stehen das letzte Glas Wein getrunken hatte.

---

Am Nachmittag dieses Tages ritt der Amtrath, und diesmal allein, auf das Feld hinaus, aber stets in einer Gegend umher, von wo aus er den nach dem Schneckenberg hinaufführenden Hauptweg im Auge behalten konnte, um sich den von dort oben her heimkehrenden Doctor nicht ent schlüpfen zu lassen. Er wußte, daß derselbe bisweilen, wenn er gerade Zeit hatte, schon vor Tisch hinaufritt und dann bei dem Baron zur Tafel blieb, die pünktlich jeden Tag um zwei Uhr stattfand. Er pflegte dann stets etwa um fünf Uhr aufzubrechen und nur höchst selten war er auch den Abend oben geblieben. Heute Morgen nun hatte Niemand den Arzt an Schaumburg vorbeikommen sehen, er mußte also von irgend einem Krankenbesuch in der Umgegend auf einem Nebenwege hinaufgeritten sein, deren es ja auf dem Berge sehr viele und nach allen Richtungen führende gab.

Es mochte etwa halb fünf Uhr sein, als der Amtrath von Hause aufbrach und schon war er eine gute Stunde umhergeritten und der alte Schimmel des Doctors wollte sich noch nirgends wahrnehmen lassen. Der Amtrath wurde etwas unruhig und bedauerte schon, Heinrich nicht mitgenommen zu haben, um ihn auf einem andern Wege Ausschau halten zu lassen, als er endlich die

schneeweiße Farbe des Pferdes zwischen den jetzt dicht-belaubten Bäumen schimmern zu sehen glaubte. Er hatte sich auch nicht getäuscht, Doctor Camp kam wirklich langsam und bedächtig, wie er immer ritt, von der Höhe herab und nun trabte ihm der ungeduldige Herr von Schaumburg entgegen und begrüßte ihn schon von Weitem mit lebhaftem Hutschwenken.

»Na, Doctor,« rief er ihm freudig zu, als er, an seine Seite gelangt, ihm die Hand schüttelte, »ich dachte schon, Sie würden mir heute entwischen und an meinem armen Hause vorbeigehen, nachdem Sie da oben in Abraham's Schooß gesessen, und das wäre mir heute gerade sehr unangenehm gewesen. Ich liege hier schon seit andert-halb Stunden im Hinterhalt, aber nun habe ich Sie und Sie müssen mir auf der Stelle nach Schaumburg folgen.«

Doctor Camp, der sogleich an die Begegnung vom vorigen Sonnabend dachte und schon fürchtete, die Scene von damals werde sich heute in verstärktem Maaße wiederholen, begrüßte den Amtrath mit sichtlicher Bedäch-tigkeit und nicht ganz sorgloser Miene.

»Ist Jemand bei Ihnen krank?« fragte er mit vorsich-tiger Zurückhaltung. »Sonst möchte ich heute lieber bei Zeiten zu Hause sein.«

»Daraus wird nichts,« entgegnete der Amtrath ent-schieden, »ich will Sie heute hier nicht so lange verge-bens erwartet haben. Nein, krank ist bei mir, Gott sei Dank! Niemand, aber ich habe Jemand bei mir, den Sie durchaus recht bald kennen lernen müssen und der sich

sehr auf Ihre Bekanntschaft freut. Doch davon nachher; sagen Sie mir erst, wie steht es oben auf dem Berge?«

Die beiden Männer ritten ruhig Seite an Seite den breiten Landweg nach Schaumburg zurück, so sehr sich auch der stolze Braune gegen den ihm vom alten Schimmel aufgezwungenen langsamen Schritt sträuben mochte.

»Hm!« begann der Arzt seine Antwort, »es geht oben ganz unverändert. Der Baron ist munter und die Kleine auch. Aber da fällt mir ein,« fuhr er in einem Anfall neckischer Laune fort und blickte hinter seiner blauen Brille hervor heimlich nach dem Amtsrath hinüber, »Sie werden, wenn Sie den Schneckenberg besuchen, bald etwas Neues und diesmal recht Artiges daselbst finden.«

»Was denn?« fragte der Amtsrath mit neugieriger Verwunderung. »Giebt es denn dort oben nicht schon Neues und Artiges genug?«

»Noch lange nicht genug. Der erfinderische Baron ist äußerst productiv, wenn es gilt, seiner Tochter eine Freude zu machen. Mit einem Wort: er will ihr einen neuen Springbrunnen für Wasservögel bauen lassen, den sie noch nicht hat, und ihn noch dazu durch eine kleine Dampfmaschine treiben. Das aus der ergiebigen Quellencisterne oben genommene Wasser soll dann in die alte Rinne nach dem Forellenbach abfließen und Sie können vielleicht unten eine neue Mühle bauen.«

»Da haben wir's!« rief der leicht aufbrausende Amtsrath unmuthig aus und lockerte seinen Hut, als ob ihm das Blut mit einem Mal in den Kopf gestiegen wäre. »Also ein Springbrunnen für Wasservögel und Dampfmaschine

dabei. Nun, Gott stärke mich, da wird es bald wieder heißen: Lieber Herr Amtrath, schicken Sie Geld und wieder Geld! Daß Dich der Teufel! Na, Doctor, wenn Sie mir nun nicht bald das Attest über seine Unzurechnungsfähigkeit ausstellen, dann sind Sie selbst, was Sie ihn noch immer nicht sein lassen wollen.«

Doctor Camp kicherte behaglich vor sich hin. Er hatte seinen Zweck erreicht und den leicht aufwallenden Amtrath ein Bischen geärgert, was er unter Umständen gar zu gern that, nur um des lästigen Angriffs auf das schon oft besprochene Attest überhoben zu sein. »Beruhigen Sie sich nur,« sagte er sanft, »diesmal wird der Baron kein Geld fordern. Er sagte mir ausdrücklich: das Geld, was der neue Brunnen kostet, habe ich liegen, und die Steine, den Mörtel und sogar die Maschine auch. Ich nehme die alte, die ich noch von früher her habe und der Baumeister, der mich gestern besuchte, hat mir gesagt, sie sei noch gut genug und für den neuen Dienst ganz zweckentsprechend.«

»Na, da steckt doch einmal ein Körnchen Vernunft drin!« rief der Amtrath erleichtert. »Das hätten Sie mir zuerst sagen sollen, dann hätte ich mich nicht alterirt. Doch, lassen wir jetzt den Baron bei Seite – haben Sie schon gehört, daß unser neuer Inspector angekommen ist?«

»Ah, ist der es, dessen Bekanntschaft ich bei Ihnen machen soll?«

»Ja wohl und Sie werden Ihre Freude daran haben. Hören Sie, solch einen Prachtkerl haben wir bei uns noch

nicht gehabt. Der arbeitet für Viere und ist thätig im Felde und Hause, bei Tag und bei Nacht. Außerdem ist es ein allerliebster Mensch, hat Manieren und Bildung wie ein vornehmer Herr, so daß Cornelia, so zu sagen, ganz bezaubert von ihm ist, wenn er ihr auch etwas geheimnißvoll zurückhaltend erscheint und sich nicht viel mit ihr zu schaffen macht. Aber das kommt von seinem bedächtigen Wesen her und das hat meiner Meinung nach ganz allein darin seinen Grund, daß er eben ein Neuling bei uns ist und sich in das gute Leben bei mir noch nicht zu finden weiß.«

»Na,« sagte der gutmüthige Doctor, der den Amtrath einmal gern Jemanden loben hörte, was, außer bei Fuchs, nur selten geschah, »dann muß ich freilich ein Stündchen oder anderthalb, denn länger kann ich heute nicht, bei Ihnen verweilen, um das neue Wunderthier auch mit meinen alten Augen anzusehen.

»Das ist auch mein und Cornelia's Wunsch und Sie sollen dafür auch einen herrlichen Rehbraten genießen. Oder haben Sie vielleicht bei dem Baron gespeist?«

»Nein, heute nicht, ich bin nur eine halbe Stunde bei ihm gewesen und kam von Dammsbrück von der anderen Seite herauf. Uebrigens hätte ich Sie aufgesucht, denn ich dachte mir wohl, daß der von Ihrem Sohn so warm empfohlene Mann angekommen ist. Apropos – ist Ihr Sohn schon in Amerika?«

Der Amtrath senkte den Kopf. Offenbar trug diese Frage nicht zu seiner Erheiterung bei. »Nein,« sagte er kalt, »er kann noch nicht drüben sein, aber auf dem Meere

schwimmt er bereits, das haben wir aus London erfahren.«

»Gott schenke ihm seinen Segen, er ist ein braver Junge!« sagte leise der Arzt und seufzte dabei fast unhörbar. In einer halben Stunde aber hatten sie Schaumburg erreicht und wurden wie das vorige Mal von den eilig herbeieilenden Dienern empfangen. Als Beide aber gleich darauf in des Amtraths Wohnzimmer traten, gesellte sich Cornelia zu ihnen und begrüßte den Doctor herzlicher als je. Sie sah heute reizend in ihrem leichten Sommerkleide aus und der Ausdruck ihres schönen Gesichts war so heiter, daß der Doctor sie lange verwundert anschaute und endlich rief:

»Ei, mein liebes Kind, Sie haben sich heute ja allerliebste geputzt und sehen so glücklich aus, als ob – als ob Sie einen Bräutigam zu erwarten hätten.«

Cornelia erröthete bis in den blendenden Nacken hinab und drohte schelmisch mit dem erhobenen Zeigefinger. »Doctor,« sagte sie in halbem Ernst, »spotten Sie nicht wieder, wie es Ihre alte Gewohnheit ist, sonst erzürnen Sie mich und die ganze Freude ist auf einmal vorbei. Wollen Sie mir aber als Bräutigam entgegenkommen, so lasse ich es mir gefallen, denn nur Ihnen zu Ehren habe ich dies lustige Maikleid angezogen, das in der That kein Putzkleid, sondern ein einfaches Hauskleid ist.«

Der gute Doctor lachte von Herzen laut auf, der Amtrath aber rief in bester Laune:

»Ich gratulire, Herr Schwiegersohn! An Ihrer Stelle nähme ich sie bei'm Wort und griffe gleich zu, denn



dergleichen Liebeserklärungen bekommen Sie gewiß nur selten zu hören!«

---

Einige Zeit später war man im Speisesaal versammelt und auch Herr Fuchs, wahrscheinlich sehr hungrig und durstig, wie stets, und schon den Rehbraten von Weitem riechend, war gleich nach dem ersten Ton der lautschallegenden Eßglocke Punkt sieben Uhr erschienen, aber der Mann, den Cornelia und ihr Vater heute am sehnlichsten erwarteten, war noch nicht gekommen.

Einige Minuten ging der Amtsrath in stillem Geplauder neben dem Doctor im Zimmer auf und ab, dann aber wurde er schon wieder ungeduldig und sagte zu seiner Tochter, die bereits mehrmals nach einem männlichen Tritt im Vorzimmer gelauscht hatte:

»Ich denke, Cornelia, Du ziehst die Schelle und befehlst Jean, daß angerichtet werde.«

»Lieber Vater,« erwiderte Cornelia besänftigend, »Herr von Rodenberg muß gleich kommen, er hat heute Zahltag und da können wir ja wohl einige Minuten auf ihn warten.«

Dennoch zog sie nach einiger Zeit die Glockenschnur, da sie an dem Gesicht ihres Vaters bemerkte, daß er unwillig werde, und das sah sie nicht gern und heute, wo er ihr gefällig gewesen, am wenigsten. So fügte sie sich denn in die Laune des Hausherrn und gab dem eintretenden Jean den Befehl, den Braten hereinzubringen.

Eben hatte man sich am Tisch niedergelassen und zwar so, daß der Doctor neben dem Amtrath saß, auf der anderen Seite aber, wo heute der Secretair und Cornelia saßen, neben letzterer noch ein Platz für den Erwarteten übrig blieb, als die Thür aufging und die stattliche Gestalt und das ernstfreundliche Gesicht des Inspectors sichtbar wurden.

»Guten Abend!« sagte der einige Minuten zu spät Kommende und verbeugte sich, während er mit festem Schritt ruhig näher kam. »Ich muß um Entschuldigung bitten, Herr Amtrath,« wandte er sich sogleich an diesen, »aber ich konnte nicht eher fertig werden. Guten Abend, mein Fräulein, guten Abend – Herr –«

»Das ist der Doctor Camp, unser alter Freund,« sagte der Amtrath schnell, »und das ist unser neuer Inspector, lieber Freund, Herr von Rodenberg. Nun, Sie kommen gerade noch zur rechten Zeit, sonst hätten Sie Ihren Braten kalt finden können.«

Die beiden Männer, der Doctor und der Inspector, verbeugten sich vor einander und faßten sich einen Moment lang scharf in's Auge. Dann nahm der Inspector auf seinem Stuhle Platz und man schickte sich an, das lecker duftende Gericht in Angriff zu nehmen. Nur Doctor Camp schien noch keinen rechten Appetit zu haben, wenigstens war er noch ganz und gar mit der Betrachtung des zuletzt gekommenen Herrn beschäftigt. Wiederholt hob er sein Auge zu ihm empor und rückte sich mehrmals die Brille zurecht, um ihn so genau wie möglich einer Prüfung zu unterwerfen. Dann blickte er sinnend, fast grübelnd vor

sich nieder und es sah ganz so aus, als besinne er sich, ob er dies ausdrucksvolle Gesicht mit den männlichen Zügen und dem ernsten festen Blick nicht schon einmal irgend wo sonst gesehen habe. Indessen ging diese erste genaue Betrachtung und das Sinnen darüber bald vorüber, denn der Arzt mochte sich wahrscheinlich als Menschenkenner sagen, dergleichen begegne Einem oft und man täusche sich nicht selten, wenn man glaube, irgend ein Gesicht schon einmal an einem anderen Orte gesehen zu haben.

Cornelia bemühte sich augenscheinlich, das anfangs stockende Gespräch in lebhafteren Gang zu bringen, und es gelang ihr auch zum Theil. Wenigstens ging der sonst so wenig redselige Inspector auf ihren stillen Wunsch ein, als hätte er ihn errathen, und sprach lebhafter denn je und richtete hauptsächlich seine Worte an die junge Dame, der er eine gewisse Verlegenheit anzumerken glaubte.

So ging das Essen, da sich auch der Amtsrath leidlich mit dem Doctor unterhielt, für alle Theile – nur Herrn Fuchs ausgenommen – ziemlich befriedigend vorüber, bis etwa die Zeit kam, wo sonst der Inspector sich von seinem Stuhl zu erheben pflegte. Allein heute stand er zur Verwunderung des Secretairs nicht auf und dieser erhob sich endlich, nachdem er einige Zeit ganz vergeblich auf irgend ein Wort des Amtsraths gelauscht, daß er sich nicht so sehr beeilen möge.

Dieses Wort erfolgte nur in Folge der klar genug ausgesprochenen Bitte Cornelia's nicht und so verbeugte sich Herr Fuchs gegen die Anwesenden und entfernte sich,

aber nicht, ohne einen neidischen Blick auf den Inspector zu schleudern, als fühle er instinktmäßig, warum derselbe heute mit seinem Aufbruch so ungewöhnlich lange zögere.

Als er das Zimmer verlassen hatte, athmete der Amtrath etwas freier auf und seiner Tochter einen Blick zuwerfend, der die Frage zu enthalten schien, ob er nicht standhaft ihrem Wunsche nachgekommen, wandte er sich nochmals an den Arzt, um ihn in ein Gespräch zu verwickeln, woran, wie er hoffte, nun auch bald der Inspector Theil nehmen würde.

Allein der gute Doctor zeigte sich heute seltsamer Weise gar nicht so gesprächig und heiter wie sonst. Er blickte gar oft und lange sinnend vor sich nieder und dann hob er das tiefforschende Auge wieder zu dem Inspector empor, als bemühe er sich noch immer, hinter seiner Brille hervor die Züge desselben genauer zu studiren.

Dieser dagegen, obwohl er es wohl bemerkte, daß er der Gegenstand großer Aufmerksamkeit Seitens des Arztes sei, bemühte sich von jetzt an um so mehr, das Gespräch in einen frischeren Fluß zu bringen, und endlich gelang es ihm auch, zumal er in Cornelia eine so gelehrige Schülerin fand. Letztere konnte sich jetzt über seine geheimnißvolle Schweigsamkeit nicht beklagen, denn er sprach in längeren Sätzen über Mancherlei, und so verständig und besonnen, und zugleich so interessant und lehrreich, daß sie wie ihr Vater eine wahre Freude daran hatte.

Endlich schien auch der Doctor mit seinen Beobachtungen zu Ende gekommen zu sein. Er hatte offenbar nicht finden können, was er suchte, und so gab er den verfehlten Versuch für heute ganz auf und indem er dem Wein zuzusprechen begann, der in Fülle vorhanden war, erging er sich bald in einem scherzhaften Wortgefecht, bald mit Cornelia, bald mit ihrem Vater, so daß die Gesellschaft jetzt eine gewisse Heiterkeit an den Tag legte, die ihr Anfangs gänzlich gefehlt hatte. Direct aber hatte der Doctor noch kein Wort an den Inspector gerichtet, bis er nach einer zufälligen Pause sich an ihn wandte und sagte:

»Nun, mein lieber Herr von Rodenberg, Sie sind zu einer schönen Jahreszeit in unser liebliches Thal gekommen. Wenn Sie Ihre ersten nothwendigen Arbeiten hinter sich gebracht und sich gehörig in den Geschäftsgang des Gutes eingelebt haben, werden Sie finden, daß man auch eine Mußestunde hier recht angenehm ausfüllen kann. Aber da Sie erst am Montag oder Dienstag gekommen, sind Sie wohl noch nicht bei dem Herrn Baron auf dem Schneckenberg gewesen?«

»Nein,« erwiderte der Inspector ausnehmend höflich und dem alten Herrn einen seiner freundlichen Blicke schenkend, »noch nicht, aber morgen will der Herr Amtsrath die Güte haben, mich zu ihm zu führen.«

»Na, das freut mich. Sie werden einen großen Genuß da oben haben, wenn Sie sich nicht zu kurze Zeit aushalten. Es ist sehr hübsch auf dem Schneckenberg, das muß man sagen, und ich möchte wohl auf meine alten Tage

eine solche Einsiedelei mit allen ihren Bequemlichkeiten und ihrem sonstigen Inhalt besitzen.«

»O ja,« nahm der Amtsrath das Wort, »hübsch ist diese Einsiedelei, wenn man eben Geld hat und gesund genug ist, um sie genießen zu können. Leider aber ist der Zustand des Besitzers nicht der Art und wir können um so mehr darüber sprechen, lieber Doctor, als ich dem Herrn Inspector bereits im Allgemeinen eine gewisse Aufklärung über denselben gegeben habe.«

»O, es geht ihm ja jetzt ganz leidlich,« erwiderte der Arzt etwas hastig, »und mit Gottes Hilfe wird es ja wohl noch besser werden.«

»Giebt es denn gar kein Mittel gegen das alte Leiden, welches den Herrn plagt?« wandte sich Herr von Rodenberg an den ihn wohlwollend anblickenden Arzt.

Dieser erhob sein kluges Auge erst voll gegen den Sprecher, dann, einen Augenblick die Brille in die Höhe hebend, sah er ihn durchdringend mit halb zugekniffenen Augen an. »O ja,« sagte er mit einem tiefem Seufzer, »ich wüßte wohl ein Mittel, aber ich kann es nur nicht herbeischaffen und noch weniger in Anwendung bringen.«

»Was ist denn das für eins?« fragte der Inspector, während der Amtsrath sowohl, wie seine Tochter, vielleicht aus ganz verschiedenen Gründen, hoch aufhorchten.

»Hm!« sagte der Arzt. »Geben Sie ihm wieder, was er einst besessen und dann unwiederbringlich verloren hat,

und löschen Sie vor allen Dingen die traurigen Erinnerungen an diejenigen Schicksale aus, die sein Leben so traurig und entsagungsvoll gestaltet haben.«

»O Doctor, was sprechen Sie da!« rief der Amtsrath, »das ist ja kein Mittel, welches ein Arzt, überhaupt ein Mensch in Händen hat, und somit erklärt sich Ihre Kunst und Wissenschaft in diesem Fall für unzureichend, nicht wahr?«

»Ja,« sagte der Doctor mit bedeutsamer Miene und lauterer Stimme, »*meine* Kunst und Wissenschaft ist hier allerdings unzureichend und nur Gott allein möchte in seiner Allwissenheit und Allmacht dies Mittel ausfindig machen.«

»Ach, Sie meinen, wenn er ihn zu sich rief und dadurch von allen seinen Leiden erlöste?« fragte der Amtsrath schnell.

»Nein,« lautete die seltsam fest und nachdrücklich gesprochene Antwort, »das meinte ich nicht. Doch – brechen wir das Gespräch lieber ab, ich rede nicht gern über dergleichen hochernste Dinge bei Tische. Aber da fällt mir ein, daß unser Mahl zu Ende ist und wenn Sie mir jetzt eine Cigarre geben wollten, lieber Stephani, die gute Luft hat und nicht an Asthma leidet, so werde ich Ihnen sehr dankbar sein, aber dann will ich gleich meinen Schimmel besteigen und mich nach Hause begeben.«

»Wie, Sie wollten schon fort?« fragte verwundert der Amtsrath. »Wollen Sie denn nicht noch wie sonst ein Stündchen bleiben und ein Glas Siebenundfünfziger trinken?«

»Nein,« sagte der Arzt bestimmt, »heute *muß* ich früh fort, ich habe noch eine wichtige Arbeit vor mir und die *muß* ich mit ganz nüchternen Sinnen anfassen.« Und dabei wehrte er mit der Hand die Flasche ab, die der Amtrath schon ergriffen, um noch einmal sein Glas zu füllen. Gleich darauf war er aufgestanden und knöpfte sich den Rock zu, wie er immer that, wenn er sich zur unumgänglichen Reise rüstete. Der Amtrath bedauerte seinen frühen Aufbruch, aber er sah, daß er ihn nicht verhindern konnte.

Da wandte sich der Arzt zu dem Inspector und indem er ihm mit warmer Offenherzigkeit die Hand bot, sagte er ungemein freundlich: »Mein Herr von Rodenberg, wir haben uns heute zum ersten Mal gesehen, das ist gewiß, aber mit solchen Gesichtern, wie Sie eins haben, wird man schnell bekannt. Ich will wünschen, daß wir uns hier noch recht oft begrüßen und daß es Ihnen auf Schaumburg gefallen möge. Leben Sie wohl! – Guten Abend, meine liebe Cornelia, und guten Abend, mein alter Freund!«

Er hatte Beiden nach einander die Hand gereicht und alsbald war er nach der Thür gegangen, durch die ihm der Amtrath nachfolgte, um ihm das Geleit zu geben. Als Beide die Treppe hinunterstiegen, hielt der Letztere den Scheidenden einen Augenblick fest und fragte:

»Nun, wie gefällt Ihnen der neue Inspector?«

Der Doctor nickte nur und sagte einsylbig: »Gut, sehr gut! Ja, das ist ein Mann!«

»Das wollte ich meinen. Ich bin neugierig, was der Baron zu ihm sagen wird.«



»Was kann er sagen? Zu ihm nichts, aber zu Ihnen wird er sagen: Ich bin zufrieden mit Ihnen, wie immer, Sie haben sich einen vernünftigen Inspector angeschafft.«

»Haha!« lachte der Amtrath geschmeichelt. »Das ist noch wenigstens *ein* Trost, daß er immer mit mir zufrieden ist. Wenn ich es nur auch mit ihm sein könnte! Ach, Doctor, denken Sie an das bewußte Attest, bei Tag und Nacht, es ist wichtig für mich und wird – ich sage es Ihnen im Voraus – doch über kurz oder lang nothwendig werden. – Haben Sie auch neulich den – den Steinberger erhalten?«

»Ja, gewiß, und ich danke Ihnen recht sehr dafür, obgleich die Sendung nicht nöthig gewesen wäre.«

»Nöthig? Was für ein Wort zwischen so alten Freunden! Jean, ist das Pferd des Herrn Doctors da?«

»Es wird soeben gebracht, Herr Amtrath – ah, da ist es schon!«

Der Doctor, ohne sich nur noch einen Augenblick aufzuhalten, stieg sogleich in den Sattel und indem er dem neben ihm stehenden Amtrath noch eine »Gute Nacht!« zurief, ritt er heute schneller von dannen, als er sonst zu reiten pflegte.

---

Felix von Rodenberg liebte es, seine freien Sonntagsstunden in Gottes schöner Natur hinzubringen und ein frischer lustiger Ritt durch die sonnenbeschiedenen Felder und Wälder war ihm von jeher die süßeste Erholung

gewesen. Heute nun, am ersten Sonntagmorgen, den er auf Schaumburg zubrachte, ruhte alle Arbeit auf dem großen Gutshofe, und da ihn sein ödes Zimmer gerade auch nicht besonders anzog, ließ er sich bei Zeiten den treuen Rappen satteln und ritt, von Niemandem darin behindert, vom Hofe fort.

Als er an der gebrochenen Säule in der Heckenlücke vorüberkam, fiel ihm der auf heute um zwölf Uhr festgesetzte Besuch bei dem Baron, an den er heute schon oft gedacht, von Neuem ein. Er sah nach der Uhr, es war erst Acht. Da der Wagen, der ihn und den Amtsrath nach dem Schneckenberge bringen sollte, von Letzterem, wie er wußte, um halb Zwölf bestellt war, so hatte er fast drei Stunden vor sich und dann noch genügend Zeit, um sich zu der Vorstellung vor dem reichen und ihm so seltsam geschilderten Herrn umzukleiden.

Der jugendliche Reiter, aufmerksam auf Alles, was ihn jetzt im Freien umgab, wurde auf dem reich gesegneten Felde vom herrlichsten Sonnenschein und weithin jubelnden Lerchenkehlen empfangen. Es war ein köstlicher Junimorgen, warm und frisch, denn ein leichter Ostwind wehte über die weite Thalmulde und setzte die beinahe mannshohen Halme der Kornfelder mit ihren schon schwer werdenden Aehren in sanft wogende Bewegung. Lieblich duftete es in dem Wege zwischen dem blühenden Getreide, und der azurblaue klare Himmel schien sich zu freuen, sich über so fruchtbare und gesegnete Fluren wölben zu können. Muthig wieherte der Rappe

unter dem lebensfrischen Reiter, dessen Brust heute einmal von allem Druck befreit war, den der neue und ungewohnte Aufenthalt auf Schaumburg und der Verkehr mit Menschen, die ihm bisher so fern gestanden und ihm noch lange nicht so nahe gerückt waren, als sie es selbst wünschen mochten, darauf gewälzt zu haben schien. Manches, ja, Vieles, das dürfen wir hier wohl gleich erwähnen, hatte dem neuen Inspector auf dem Gute weniger gefallen, als der Amtsrath sich einzubilden beliebte, oder, wenn wir uns genauer ausdrücken wollen, das Gut selbst, seine Lage, seine Ertragsfähigkeit, seine Einrichtungen gefielen dem Inspector sehr wohl, nur die Personen, die auf demselben ihr Wesen trieben und zugleich die unvermeidlichen Tonangeber waren, die sagten ihm, wenigstens zum großen Theil, in keiner Weise zu.

Doch, wir wollen hier keine tieferen Einblicke in die noch verschlossene Zukunft werfen und heute einmal sonder Harm mit dem fröhlich sich umschauenden Reiter in die sonnige Weite ziehen. Ganz den wohlthuenden Eindrücken hingegeben, die der schöne Morgen, die Reize des fruchtbaren Thales mit seiner bergigen Umgränzung in der Ferne und der Genuß der freien Stunde in der frischen Luft auf ihn machten, ließ er seinen Rappen eine halbe Stunde im langsamen Schritt gehen und umritt so den Schneckenberg, zu dessen im Sonnenschein hell blinkendem Schloß er an den dazu geeigneten Stellen wiederholt seine Blicke emporschweifen ließ. So war er bald an die nördliche Gränze des Gutes gelangt und als er hier die frische Weide erreicht und eine Weile den

munteren Sprüngen der jungen Füllen zugesehen, ließ er sein Pferd in einen raschen Trab fallen und umritt auch von der anderen Seite den Schneckenberg, dessen vielbesprochene Höhe sein Fuß noch heute berühren sollte.

Allerdings hätte er sich lieber allein, als in Begleitung des vornehm aufgeblasenen und hochmüthigen Amtraths – denn so weit hatte der Untergebene seinen Herrn schon in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft ergründet – dahin begeben, allein er konnte sich ihm diesmal nicht entziehen und so fand er sich geduldig in das Unvermeidliche. Dennoch wollte er zuerst allein etwas von dem vielbesprochenen Berge sehen, ohne durch die Gegenwart und die Unterhaltung eines Anderen in seiner Beobachtung gestört zu werden, und so beschloß er einen kleinen Recognoscirungsritt nach der Höhe zu unternehmen und suchte nur einen Weg, auf dem er allmähig und von Niemandem bemerkt hinaufgelangen konnte. Er brauchte nicht lange zu suchen, denn, wie schon gesagt, es führten dergleichen Wege von allen Seiten nach dem Berge empor und die meisten von ihnen waren vorzüglich unterhalten, so daß selbst ein gut bespanntes Gefährt die mitunter steilen Hänge mit Leichtigkeit zu überwinden vermochte. Bald aber erkannte der Inspector, daß der Schneckenberg seinen Namen mit vollem Recht führe, denn nicht allein der von ihm betretene Weg, sondern auch alle übrigen wanden sich in bequemen Schneckenwindungen hinauf, bis sie alle zuletzt in die breite und gut chausirte Straße mündeten, die schon seit vielen Jahren von den verschiedenen Besitzern angelegt, aber

erst von dem letzten Herrn vortrefflich ausgebaut und im besten Stande erhalten war.

Lustig schnaubte der Rappe, als er zwischen den hundertjährigen Buchen und Eichen die duftige Höhe erklimm, und unserm jungen Freunde schwoll das Herz vor Vergnügen auf, als er diesen Reichthum an schönem Baumwuchs sah. Mochte die Basis und der Kern des umfangreichen Berges auch aus Granit oder Basalt bestehen, wie so viele Berge der Umgegend, die den mächtigen Fluß in der Ferne umkränzten, die Humusschicht, auf der die Bäume wurzelten, war dick und urkräftig genug, um eine außerordentliche Fruchtbarkeit in der großen und kleinen Vegetation sich entwickeln zu lassen. Auch bemerkte er wohl, daß der Forstbeamte hier seine Schuldigkeit thue, denn zwischen den mächtigen Waldriesen traf er häufig frisch angepflanzte oder schon halbwüchsige Bäume, und der Moos- und Rasengrund, der die Zwischenräume ausfüllte, war mit einem reichlichen Unterholz bekleidet, welches der spähende Blick des Reiters oft kaum durchdringen konnte.

Von Zeit zu Zeit fand der Inspector größere, von duftendem Fliedergebüsch umgebene und vom Baumwuchs frei gehaltene Plätze vor, auf denen der Rasen noch besser gepflegt erschien, und da dergleichen Stellen allmählig häufiger kamen und auch die Baumgruppen eine zierlichere Gestaltung annahmen, so schloß er daraus, daß er bald zur Höhe des Berges gelangen würde, auf welcher das Schloß stand. Dahin selbst wollte er nun an diesem Morgen nicht kommen und überhaupt wünschte er

mit keinem der Bewohner desselben in Berührung zu gerathen, als bis er seinen dienstlichen Besuch abgestattet, und um nicht aus der Ferne irgend ein zufällig lauschendes Ohr durch das laute Schnauben seines Pferdes anzulocken, stieg er ab und suchte sich einen Baum aus, an dem er es sicher befestigen könnte, um zu Fuß noch einige Schritte weiter nach der Höhe vorzudringen und so ungehindert seine Recognoscirung fortzusetzen.

Bald war ein passender junger Eichenstamm gefunden und hier mußte sich der Rappe gedulden und seinen rückkehrenden Herrn erwarten, nachdem er einige liebkosende Worte von ihm vernommen hatte.

Langsam stieg Felix von Rodenberg nun auf einem der ihm zunächst gelegenen Fußpfade noch höher empor und bei jedem Schritt merkte er, daß er sich dem eigentlichen Herrensitz mehr und mehr näherte. Denn immer besser gepflegt, saftiger grünend und kürzer geschoren und gewalzt zeigte sich der üppige auf- und absteigende Rasengrund, immer lieblicher erklang der melodische Gesang und das wirre Gezwitscher der Tausende von Vögeln, die den allmählig zum herrlichen Park sich gestaltenden Wald dicht bevölkerten.

Bei einer Wendung des Fußsteigs, der jetzt ziemlich steil bergan führte und bereits mit gelbem Kiessande bestreut war, glaubte der bisher durch Niemanden gestörte Wanderer plötzlich aus der Ferne Menschenstimmen zu vernehmen, und um nicht gesehen zu werden, trat er hinter ein dichtes Hollundergebüsch, das eben seine rothen

und weißen Blüthendolden erschließen wollte, um seinen Duft mit den anderen Düften zu mischen, die von der Höhe herab aus noch ungesehenen Blumenbeeten und blühenden Gesträuchen herniederwallten.

Allein Niemand zeigte sich, so scharf auch der in seinem Versteck lauernde Mann durch einige Zwischenräume der Blätter nach allen Seiten lauschte. Anfangs glaubte er sich getäuscht zu haben und abermals kehrte er auf den Fußpfad zurück, der sich in einer aus muthig gewundenen Spirale allmählig in die Höhe hob.

Da aber zögerte sein Fuß noch einmal weiter vorzuschreiten, denn wieder hörte er und diesmal ganz deutlich die Stimmen von Menschen durch den Blätterwald erschallen.

Abermals verließ er den Pfad und zog sich hinter ein ihn sicher schützendes Gebüsch zurück, um aus der Ferne auf die Menschen zu spähen, deren Stimmen er deutlich vernommen. Niemand aber näherte sich ihm und so bog er vorsichtig einige Zweige zurück und drang ein paar Schritte vor, bis er plötzlich inne hielt und mit vorgebeugtem Kopfe aufmerksam durch die sich ihm darbietende kleine Lücke schaute.

Da hatte er denn mit einem Mal ein überraschend liebliches Bild vor Augen, das ihn wie gebannt auf der eingenommenen Stelle festhielt. Einige vierzig Schritte vor ihm, nur durch loses Blätterwerk von ihm geschieden, sah er einen freien Platz, den im Hintergrund zwei herrliche Buchen und neben ihnen einige schöne Edeltannen

und hochstämmige Eichen beschatteten. Unter den erstgenannten, dicht davor, stand eine grüne Bank auf eisernem Gestell, auf welcher, dicht bei einander, zwei Personen saßen.

Es war ein alter kleiner Herr von schwächtigem Wuchs, in hechtgrauer bequemer Sommerkleidung und mit einem gelben Strohhut auf dem Kopf, dessen Gesicht aus der Ferne und da er es niedergebeugt hielt, nicht genau zu erkennen, dessen Haar aber fast schneeweiß gebleicht war und in etwas langen Ringeln aus dem Hut über Schläfe und Wangen herabfiel. Neben ihm saß ein junges Mädchen von höchst graciösem und geschmeidigem Wuchs, einfach, aber elegant gekleidet, dessen Antlitz ebenfalls der breitrandige Strohhut beschattete, von dem blaßblaue Seidenbänder niederhingen. Das Mädchen hielt ein etwas großes Buch auf den Knien und zeichnete darin, und da es oft nach einer in einiger Entfernung vor ihm stehenden riesigen und von Epheu dicht umschlungenen Eiche blickte, war es nicht schwer zu enträthseln, daß es denselben zu portraitiren versuchte.

Der alte Herr war dicht an ihre Seite gerückt, hatte mit dem rechten Arm liebevoll ihre schlanke Taille umfaßt, als wolle er sie innig an sich ziehen, und so sah er auch weniger auf den Gegenstand hin, der ihr zum Vorbild diente, als auf die Zeichnung, die sie von demselben zu entwerfen bestrebt war.



Das ganze Bild, das sich hier dem Beschauer so zufällig bot, war ein so harmlos glückliches und kindlich lieb-reizendes, daß er unbeweglich, wie bezaubert, auf seinem Posten stehen blieb, nur bemüht, die schöne Gruppe nicht zu stören, die hier von Niemandem bemerkt zu werden erwarten konnte.

Allein das war noch nicht Alles, was Felix von Rodenberg sah. Es war noch viel mehr, was seine Aufmerksamkeit fesselte und seine Theilnahme im höchsten Grade erregte. Nicht weit von dem Paare entfernt, saß auf einer zweiten Bank ein ebenfalls alter Mann in schwarzen Kleidern und den eisgrauen, etwas seitwärts getragenen Kopf mit einem niedrigen Filzhut bedeckt. Eine sehr sorgsam geknüpft weiße Halsbinde umschloß seinen Hals und ein großer gesteifter Hemdkragen stand weit über das faltige, glattgeschorene Gesicht empor, wie es bei wohlgekleideten Leuten in großen Städten vor langen Zeiten Mode gewesen war. An seiner Seite auf der Bank stand ein mäßig großer, offener Käfig von blankgeputztem Messingdraht, dessen Bewohner, völlig zahme Canarienvögel, ihre gewohnte Residenz verlassen, dafür aber, frei in frischen Lüften sich wiegend, in der Nähe der jungen Dame einen Platz gesucht hatten. Ein Vogel saß ihr auf der rechten Schulter, ein anderer auf dem Hut und ein dritter hatte sich auf dem linken Knie des alten Herrn niedergelassen. Sie waren so zahm und ohne Scheu, daß sie sich durch nichts in ihrem Gesange stören ließen, denn sie schmetterten ihre gellenden Cadenzen

laut und fröhlich in die frische Sommerluft, nur zuweilen die Köpfchen nach allen Seiten drehend oder mit den Schnäbelchen, gleichsam sie küssend, die Wange und das Haar des jungen Mädchens berührend.

Abseits dieser reizenden Gruppe ging eine ältere Dame in schwarzseidenem Kleide und einfachem Strohhut, in einem Buche lesend, langsam auf und ab. Offenbar gehörten diese vier Personen zusammen und bildeten eine Familie, wie sie so einsam und still für sich lebend und sich so wenig um die um sie her ausgebreitete Welt kümmernd, selten gefunden werden mag.

»Aber wer sind diese Personen?« fragte sich Felix von Rodenberg und er hatte gar bald die in der That richtige Antwort gefunden. Es konnte nur der Baron Clemens von Hartenstein und seine einzige Tochter Angela sein. Die schwarzgekleidete Dame war die Gesellschafterin und ehemalige Erzieherin der Letzteren, und der alte Diener, dem der Käfig der Vögel zum Behüten und Tragen anvertraut, war Wilhelm Treu, der langjährige Leidensgefährte und Diener des vielgeprüften Barons.

Wie lange Felix von Rodenberg in seinem Versteck stand und den dicht vor seinen Augen sich abwickelnden Vorgang belauschte, wußte er selber nicht, und er wäre gewiß noch viel länger geblieben, wenn die junge Dame nicht ihr Album zugeschlagen und den alten Herrn an ihrer Seite mit einem glückseligen Lächeln und mit dem Kopfe nickend angesehen hätte. Was sie zu ihm sprach, konnte er nicht verstehen, dazu war er zu weit von ihnen entfernt, aber daß sie zu ihm sprach, sah er wohl,

wie auch, daß der Vater die Hand der Tochter ergriff und einen zärtlichen Kuß wie zum Dank für ihre gelungene Arbeit darauf drückte.

Im nächsten Augenblick wandte sich das junge Mädchen mit dem etwas bleichen, aber überaus zarten und von langen hellblonden Locken umwallten Gesicht nach dem alten Diener hinüber und sprach mit freundlichem Lächeln einige Worte zu ihm. Dann rief sie laut einige Vogelnamen, und von den Zweigen der nächsten Bäume herbei kamen auf ihren Ruf noch einige Canarienvögel geflogen, die, auf ihrem Schooß sich versammelnd, jetzt alle in vollem Chor ihre schmetternden Stimmen erschallen ließen. Einer nach dem andern ließ sich nun auf dem von ihr ausgestreckten schlanken Finger nieder und einen nach dem anderen ergriff sie sanft mit der rechten Hand und steckte ihn in die Thür des Käfigs, den der alte Diener auf ihr Geheiß herbeigebracht hatte.

Gleich darauf erhob sich die junge Dame und mit ihr der alte Herr, und Arm in Arm, zärtlich aneinander geschmiegt, schritten sie, von der Dame in Schwarz begleitet, den Fußsteig nach der Berghöhe empor, während der alte Diener den Käfig mit den zahmen Vögeln ohne alle Mühe und freudig lächelnd ihnen langsam nachtrug.

Halb athemlos vor innerer Spannung hatte Felix von Rodenberg diesem unerwarteten Schauspiel bis zu Ende zugesehen und so lange die vier Personen in seinem Gesichtskreis blieben, blickte er ihnen mit seltsam tiefen und theilnehmenden Empfindungen nach; dann erst, als sie hinter dem Gebüsch verschwunden waren, athmete er

tief und schwer auf und sagte zu sich: »Ja das muß Baron Clemens gewesen sein, der arme Unglückliche, und das anmuthige, liebliche, blasse Kind an seiner Seite seine Tochter Angela, der angebetete Liebling seines Herzens und seiner Seele!«

Langsam und immer scheu aufhorchend, ob ihn auch Niemand erspähe, schlich er dann rückwärts durch die grünen Gebüsch, bis er wieder auf den breiteren Fußpfad gelangte, der ihn endlich zu seinem geduldig wartenden Pferde führte. Still löste er die Zügel von dem Eichenast, still stieg er in den Sattel und Schritt vor Schritt ritt er auf dem Wege zurück, den er gekommen war, denn der erste Blick auf den ›Alten vom Berge‹ hatte, das gestand er sich wiederholt ein, einen tieferen Eindruck auf sein Herz gemacht, als er es für möglich gehalten, so wohl vorbereitet aus denselben er auch gewesen sein mochte. Als er aber den breiten, um das Gut führenden Landweg wieder erreicht hatte und zufrieden war, daß Niemand ihn auf dem Berge gesehen, setzte er in leichtem Trabe seinen Morgenritt fort, bis die elfte Stunde ihn nach dem Schlosse zurückrief, wo er zur rechten Zeit ankam, um sich ruhig in sein Zimmer begeben und zu der in einer halben Stunde angesetzten Fahrt nach dem Schneckenberge umkleiden zu können.

#### SIEBENTES CAPITEL. DER SCHNECKENBERG UND SEINE BEWOHNER.

Pünktlich um halb zwölf Uhr fuhr die neue elegante Victoriachaise, die sich der Amtsrath erst vor kurzer Zeit

aus seinen mühsam zusammengebrachten Ersparnissen zugelegt, auf den Schloßhof von Schaumburg und auf dem hochsitzigen Bock saß der Kutscher in großer Livrée, mit kunstgerechter Hand die Zügel der muthig scharrenden Grauschimmel haltend, denn heute sollte er ja zum ersten Mal seit langer Zeit wieder den gestrengen Herrn und mit ihm den neuen Inspector nach dem Schneckenberg, oder wie man in Schaumburg sagte, »zu Hofe« fahren. Hülfsbereit wie immer, stand Herr Fuchs im Sonntagstaat am Schlage, trotzdem der reichbetreßte Heinrich, der auch mitfahren sollte, bereits zur Dienstleistung bei der Hand war.

Da kam schon der Herr Amtsrath im modernen Oberrock, wie er stets bequem zum Baron ging, und nur einen neuen grauen Filzhut auf dem Kopf, die Treppe herunter, und zur Freude des schadenfrohen Secretairs, der seinen vermeintlichen Nebenbuhler trotz seiner zur Schau getragenen Vertraulichkeit und Freundschaft jedes Stirnrunzeln seines Herrn gönnte, war der Inspector noch nicht erschienen. Als der Amtsrath aber eben seine schönen Grauschimmel, mit denen er lange nicht gefahren, mit heiter strahlendem Gesicht betrachtete, kam der Erwartete und bot in seiner feinen Kleidung eine Erscheinung dar, die nothwendig den Neid des Secretairs, wie den Beifall des auf seinen Inspector bereits stolzen Amtsraths erwecken mußte.

»Haben Sie auf mich gewartet, Herr Amtsrath?« fragte der Inspector, als er den Hut vor dem Herrn zog.

»Nein, ich kam auch eben erst herunter. Bitte, steigen Sie ein, ich folge.«

Rasch den leichten grauen Staubmantel, den er bisher über dem Arm getragen, um die Schultern werfend, sprang der Inspector leichtfüßig in den Wagen, ohne weiter auf den sich wiederholt verbeugenden Secretair zu achten, und so kam der Herr Amtsrath, was er beabsichtigt, auf der rechten Seite seines Begleiters zu sitzen, wie ihm ja auch der Ehrenplatz nach Fug und Recht gebührte.

»Adieu, lieber Fuchs!« rief der Amtsrath dem Secretair zu. »Sagen Sie meiner Tochter, daß sie nicht böse sein soll, wenn wir ein halbes Stündchen später kommen und daß sie meine beiden Gäste, die ich erwarte, darauf verträsten mag. Es ist ja heute Sonntag und man kann bei dem Herrn Baron nie im Voraus berechnen, wie lange man aufgehalten wird, hm!«

»Zu Befehl, Herr Amtsrath,« lautete die mit süßem Lächeln gegebene Antwort, »ich werde mich sogleich bei dem gnädigen Fräulein melden lassen und die Bestellung ausrichten.«

Heinrich stand noch immer mit dem Hut in der Hand neben dem Schlage und horchte auf irgend einen Befehl des Herrn. Als Dieser es endlich bemerkte, schüttelte er den Kopf und sagte barsch: »Steig' auf, und nun, Fabian, laß die Schimmel gut ausschreiten. Es geht nach dem Schneckenberg. Fort!«

Heinrich schwang sich mit einem kühnen Sprung neben den Kutscher und fort stoben die Schimmel durch

das alte dröhnende Schloßportal, über den Teichdamm und an den Ställen vorbei, um im raschesten Trabe auf das freie Feld zu gelangen. Aber da sollte ihnen noch mitten im Park ein kurzer Aufenthalt geboten werden.

Als man nämlich eben die Wirthschaftsgebäude hinter sich gelassen, erscholl mit einem Mal ein lautes Hundegebell hinter dem Wagen her und zwei schöne Rüden, ein Hühner- und ein Jagdhund, mit denen der Amtsrath zu pürschen pflegte, stürzten herbei, in dem Glauben, sie dürften auch heute den Herrn auf irgend einem Jagdzuge begleiten.

»Was ist das?« rief der Amtsrath heftig, »Halt an, Fabian! Wer zum Teufel hat denn die Hunde losgelassen? – Heinrich, steig' ab und bringe sie zurück. Wir warten. – Nach dem Schneckenberge,« fügte er, zu dem Inspector gewandt hinzu, »darf man ja keine Hunde mitbringen.«

»Warum nicht?« fragte Herr von Rodenberg, der heute ungemein einsylbig erschien, was dem Amtsrath bisher noch nicht aufgefallen war.

»Ei, wissen Sie das nicht?« entgegnete Dieser mit aufgeheitertem Gesicht, während Heinrich die sich sträubenden Hunde am Halsbande nach den Ställen zurückschleifte, – »ja so, ich hatte vergessen, daß Sie den Baron und seine Absonderlichkeiten noch nicht genügend kennen. Nun ja, die Hundeangst ist auch eine von den tausend Aengsten, von denen der Baron gepeinigt wird. Dieser närrische Mensch! Es ist wirklich zum Todtlachen!

Auf dem ganzen Schneckenberge darf kein Hund existiren, nicht einmal ein unschuldiger Spitz, denn die Bestien könnten nach der Meinung des gnädigen Herrn einmal das allergnädigste Fräulein beißen oder durch ihr Bellen die Pferde scheu machen, daß sie mit ihr durchgehen, oder sie könnten gar toll werden und dann den ganzen Schneckenberg vergiften. Haha! Darum darf auch Niemand einen Hund mit auf den Berg bringen und Sie hätten es gleich von Anfang an mit Ihrem neuen Herrn verdorben, wenn in Ihrer Gesellschaft so ein kläffiger Köter erschienen wäre. – Nun ja, aus tausend solcher Marotten ist die Krankheit des alten Mannes zusammengesetzt und eben diese tausend kleinen bilden die eine große Verrücktheit!« setzte er etwas leiser hinzu, als ob Fabian, der Kutscher auf dem Bock, es nicht hören solle. – »Aber da kommt Heinrich schon zurück,« fuhr er fort. »So, das ist gut. Nun steig' auf; und Du, Fabian, hole die Zögerung durch schnelleres Fahren ein!«

---

Bevor wir nun die beiden Herren auf dem Schneckenberge ankommen sehen und uns durch den Augenschein überzeugen, wie sie daselbst empfangen werden, wollen wir zuerst einen Blick auf das Bergschloß und seine nächsten Umgebungen werfen und dann auf des allerdings seltsamen Barons Wesen und Charakter einige Streiflichter fallen lassen, um in Erfahrung zu bringen, wer von den beiden Männern: der Amtrath, der ihn streng, oder



der Doctor Camp, der ihn milde beurtheilte, denn eigentlich das meiste Recht auf seiner Seite habe.

Von der Gestaltung des Berges und seinem schönen Baumwuchs im Allgemeinen haben wir schon mehrmals gesprochen und dürfte hier nur noch einiges Wenige hinzuzufügen sein. Wenn man vom Thale aus nach der etwa achthundert Fuß hohen Kuppe blickte, auf der das Schloß stand, so schien die kegelförmig zugespitzte Gestalt des Berges nur einen kleinen Raum für die Baulichkeiten desselben zuzulassen; um so mehr aber war man erstaunt, wenn man, oben angelangt, sah, daß das Plateau auf der Kegelspitze ein sehr umfangreiches war und sich nur in einigen geringen Senkungen, die zur Anlage des englischen Parks im modernsten Styl vortrefflich benutzt waren, nach allen vier Himmelsgegenden erstreckte. Die nächste Umgebung des Schlosses war in einen reizenden Blumengarten umgeschaffen und hier hatten die ämsig beschäftigten Gärtner mit ihrer Kunst und ihrem Fleiß unendlich viel geleistet. Zweckmäßig eingerichtete Treibhäuser standen ihnen allerdings zu Gebote, um Schloß und Garten zu zieren, aber auch alle im Freien gezogenen Blumen lenkten in ihrer geschmackvollen, gruppenweisen Anordnung, wie in ihrem mannigfaltigen Farbenreichtum zwischen den duftigen Gebüschchen und den wohlgepflegten Zierbäumen die Aufmerksamkeit selbst des kundigsten Landschaftsgärtners auf sich. Von hier oben aus verbreitete sich der lieblichste Duft der Tausende von Blüthen oft meilenweit in die Runde, den ja auch Felix von Rodenberg schon auf seiner

Morgenwanderung auf dem Berge wahrgenommen hatte, und da es nicht an Wasser fehlte und die zwei auf dem Berge selbst sprudelnden Quellen ihre Flüssigkeiten in wohlangelegten Cisternen sammelten, so war es mittelst langer Schläuche ein Leichtes, Garten und Park in dem Stande zu halten, in dem er sich jetzt befand, vorausgesetzt, daß die Mittel nicht fehlten und der Sinn und Geschmack der aus der Ferne herbeigeholten Gärtner dem Wunsche des alle Sauberkeit und Schönheit liebenden Herrn entsprachen.

Nur zwei Seiten des Berges, was man freilich nur von der Höhe aus sah, und zwar die Süd- und Ostseite, waren auf eine ansehnliche Strecke von Bäumen entblößt und von einem Vorfahr des Barons mit Reben bepflanzt. In diesem sehr hübschen Weinberg war auch ein Winzerhaus mit Kelterei vorhanden, und er gab noch jetzt einen reichlichen Ertrag und in guten Jahren einen sehr schmackhaften Wein, wenn derselbe sich auch nicht mit dem herrlichen Gewächs vergleichen ließ, welches die Berge und Felsen hervorbrachten, die dem in der Ferne strömenden Flusse näher lagen. Jetzt wurden nur die besten Lagen dieses Weinberges noch gepflegt, während die minder guten zur feineren Obstzucht herangezogen waren. Selbst der Baron trank oft seinen eigenen Wein, aber er verkaufte keine Flasche davon. Das Meiste verzehrte die Dienerschaft und wurde an arme und kranke Leute verschenkt, die, durch die Milde und Weichherzigkeit

des Barons angelockt, oft seinen Säckel und seine Vorrathskammern, die stets gefüllt sein mußten, in Anspruch nahmen.

Was nun das Schloß selbst betrifft, so war es im grauen Mittelalter wahrscheinlich die sichere Heimstätte eines raubritterlichen Wegelagerers gewesen, die später in irgend einem Kriege durch Feuer und Schwert verwüstet ward. Dann stand die alte Ritterburg wohl ein Jahrhundert lang als malerische Ruine auf dem dichtbelaubten Waldberge, bis sie der Urgroßvater des jetzigen Herrn wieder zur bewohnbaren Stätte umschuf und sich ein Jagdschloß darauf erbaute, wie wir bereits aus der Erzählung des Amtraths vernommen haben. Seitdem es aber den jüngeren Söhnen auf Lebenszeit gewissermaßen als Lehn gegeben war, hatte das kleine wettergebräunte Jagdschloß eine ganz andere Gestaltung angenommen und jeder neue Besitzer hatte es für seine Pflicht und Schuldigkeit gehalten, es, so weit seine bescheidenen Mittel reichten, zu erweitern und zu verschönern, bis endlich Baron Clemens Erbherr von Schaumburg wurde und er nun viel größere Mittel darauf verwandte, seinen Lieblingssitz, seine Einsiedelei, wie er sie nannte, in ihrer heutigen Gestalt herzustellen.

In der That, es hätte wohl nur wenige Menschen gegeben, die, wenn sie zum ersten Mal die ziemlich freie Ebene oben betraten, den Geschmack des Baron Clemens nicht für einen vortrefflichen erklärt hätten, und, mochte er nun selbst oder ein Baumeister den Plan dazu entworfen haben, der Plan war nicht allein gut, sondern er war

auch in der Ausführung geglückt und das Ganze stellte sich als ein reizendes Bauwerk dar, das der Phantasie seines Erbauers alle Ehre machte.

Es war, wenn man überhaupt dabei einen Styl annehmen will, im englischen Cottagestyl gehalten, reich mit verschiedengestalteten Thürmen und Thürmchen, Erkern, Balkonen und Veranden geschmückt und zum großen Theil so dicht mit Epheu und wildem Wein bewachsen, daß nur an wenigen Stellen die rothgrauen Sandsteinquadern, aus denen es errichtet war, mit ihren tausendfältigen Verzierungen sichtbar wurden.

Unbegreiflich mochte es dem Beschauer auf den ersten Blick erscheinen, wie alle diese kleinen zierlichen und künstlich aneinander gefügten Theile, aus denen das ganze Bauwerk bestand, im Innern in irgend einem wohnlichen Zusammenhange standen, allein dies schien nur von Außen so, da nur die Façade in so viele kleine Einzelheiten zerspalten war. Befand man sich erst im Innern, so wunderte man sich wieder, wo die vielen kleinen Thürme, Bastionen und dergleichen Anbauten geblieben waren, denn ein Gemach folgte stätig dem andern in ununterbrochener Reihenfolge, und wenn es auch kleine niedliche Räume zu irgend einem beliebigen Gebrauch darin gab, so stellten sich doch die Hauptzimmer alle sehr geräumig und der Bequemlichkeit wie dem Bedürfniß des darin Wohnenden entsprechend dar.

Daß auch für die innere Ausschmückung dieser reizenden Niederlassung hinlänglich gesorgt war, braucht nach

dem bereits Gesagten wohl kaum noch erwähnt zu werden und haben wir ja schon gehört, daß Baron Clemens nicht bloß von seinen vielen und langen Reisen zahllose prachtvolle Kunstgegenstände mit nach Hause gebracht, sondern daß er auch jetzt noch zur Trübsal des Amtraths fortfuhr, überall, wo es ging, allerlei ihm zusagende Dinge aufzukaufen, die seinen jetzigen Lieblingssitz im Laufe der Zeit immer herrlicher, vollkommener und merkwürdiger machten.

Nur Eins müssen wir noch erwähnen, was für den Schneckenberg eine der größten Schönheiten und Zierden war. Das war die unvergleichlich schöne Aussicht, die man vom Schlosse und seinem Vorgarten aus nach dem vor ihm liegenden, von Südost nach Nordwest sich erstreckenden Thale genoß. In Wahrheit, schöner, wenn auch nicht gerade übermäßig bequem in Betreff der isolirten hohen Lage des Schlosses, hat wohl selten ein reicher Freiherr in den deutschen Landen gewohnt, und nur wenige der vielgerühmten Fürstenschlösser in der näheren Umgebung des großen Stromes konnten sich einer ausgezeichneteten Fernsicht von ihren Altanen rühmen.

Die Aussicht beherrschte das ganze Thal viele, viele Meilen weit; Städte, Flecken, Dörfer und Edelsitze aller Art und Gestaltung sah man in unzählbarer Menge die grünen Auen, die Senkungen und Erhebungen des Bodens erfüllen, und im fernsten Westen ganz tief am Horizont tauchten die riesigen Umrisse einer der größten Kathedralen der Welt auf. In anmuthigen Windungen durchzog der gewaltige Fluß das lange und breite

Thal, von blauen, hochragenden Bergen eingeschlossen, die nach Norden hin laubreiche Waldungen, nach Osten und Süden zu mehr Weinberge auf ihren formenreichen Abdachungen zeigten. Im unmittelbaren Vordergrunde aber streckte sich weit und breit das reichgesegnete Land im Thale aus, in das wie leuchtende Perlen kleine Landhäuser, Edelhöfe und auch wohl Burgruinen eingestreut waren. Sein eigenes Gut aber konnte Baron Clemens vollkommen überschauen und namentlich das große Schloß Schaumburg sah er in seinem herrlichen Park ganz in seiner Nähe liegen und mit Hülfe eines guten Fernglases konnte er sogar die Menschen wahrnehmen, die sich auf den Höfen und im Garten daselbst bewegten, mochten sie nun ihrem Vergnügen oder ihrer Arbeit nachgehen. Nach Norden endlich schaute man in eine unabsehbar weite und eben so fruchtbare Ebene hinein, die nur von Strecke zu Strecke von einem tiefblaugefärbten und malerisch ausgezackten Gebirgszuge durchschnitten wurde. Alles ringsum, bis auf den blauen Himmel, lag da wie ein grünes Blätter- und Saatenmeer, so anziehend in seiner Schönheit, so reich in seiner Fruchtbarkeit, wie man nur selten irgend wo ein zweites ähnliches finden dürfte.

Auf diesem schönen Schlosse in der so herrlichen Gegend nun wohnte der einsam lebende Mann, dessen Wesen und Charakter wir hier genauer zu schildern haben und dessen gegenwärtiges und ferneres Schicksal wir in den vorliegenden Blättern zeichnen wollen; hierher hatte er sich freiwillig und entsagungsvoll zurückgezogen,

nachdem die Stürme des Lebens ihm schon in seiner Jugend arg mitgespielt und gewaltig an seinem morschen Herzen und seiner kranken Seele gerüttelt hatten.

Und so sind wir denn zu der Schilderung eines Mannes gelangt, an die wir mit Zagen gehen, wohl fühlend, wie schwer es selbst für einen in der Wissenschaft Bewanderten ist, sich in die zersprungenen Saiten eines tief verwundeten Herzens zu vertiefen und den schrillen Mißton zu erklären, der diesen Saiten für manches Ohr entsprang, ein Mißton, der trotzdem mit einem so melodisch wohlthuenden Klange gemischt war, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn ein Ohr, wie das des Amtraths auf Schaumburg, nur den ersten, ein anderes, wie das des Doctor Camp, dem wir die Mittheilung dieser Geschichte verdanken, nur den zweiten vernahm. Indessen es kommt ja im Leben oft vor, daß ein Mensch von zwei verschiedenen Seiten ganz verschieden beurtheilt wird; jeder Beurtheiler sieht nur mit seinem Auge, und dieses Auge wird leider nur zu oft durch die menschliche Leidenschaft, die Habsucht, das persönliche Interesse und Gott weiß, welche egoistische Mittel getrübt. –

Der jetzt zweiundfünfzig Jahre zählende, aber viel älter aussehende Baron hatte schon von Geburt an eine überaus zarte Körperconstitution gehabt, die von einer ungemein weichen und nachgiebigen Gemüthsbeschaffenheit begleitet war, so daß er sich zu allen auf ihn so frühzeitig und stürmisch eindringenden Eindrücken der Welt wie weiches, nachgiebiges Wachs verhielt. Männliche Widerstandskraft, urkräftiges Eingreifen in die ihm

zugeschobenen Verhältnisse war ihm nicht verliehen und gleich nach den ersten Angriffen des Schicksals sank er tief getroffen und gebeugt mit voller Ergebung in das unvermeidliche Unheil hin. Diese schwache Charakteranlage und Widerstandslosigkeit wurde ausnehmend gesteigert und unterhalten durch einen ihm angeborenen Hang nach stiller Zurückgezogenheit und Einsamkeit. Er liebte einmal nicht den Kampf und die Siegesfreude des Starken, er war von Hause aus den Segnungen des Friedens und den Genüssen häuslicher Behaglichkeit ergeben, und so gab er sich schrankenlos von Kindheit an seinem milden Triebe nach stillen Studien aller Art hin, die wir hier nicht weiter beleuchten wollen. So war also kein rechtes Eisen in seinem Geistesblut, wenn wir so sagen dürfen, überhaupt kein metallischer Gehalt in seinem Wesen; Alles in ihm war weich, zart, hingebend und so war er nur zu sehr zu jener krankhaften Nervosität geneigt, die den daran Leidenden nur zu oft zum Spielball des stärker Begabten, des metallischer Ausgerüsteten macht, wenn er das Unglück hat, in dessen schonungslose Hände zu fallen.

Diese natürliche Anlage bildete noch mehr seine wenig bewachte Jugend, seine lückenreiche Erziehung und der Umstand aus, daß er der jüngere Sohn war, auf den der harte und energische Vater von Hause aus keine besondere Hoffnung baute. Von Letzterem häufig sichtbar bei Seite gesetzt, von der weicheren, aber thatkraftlosen Mutter verzärtelt, stand er schon früh stets im Schatten



hinter dem im vollen Lichte väterlicher Gunst strahlenden älteren Bruder, der voll jugendlicher Schwungkraft, aber eben so hart und herzlos wie sein Vater war und durch seine militairische Erziehung und Laufbahn noch bei Weitem metallischer wurde.

Manches aus seiner Jugendzeit wissen wir schon aus der Erzählung des Amtsraths, aber wir müssen den nicht immer ganz wahrheitsgetreuen Bericht desselben noch dadurch ergänzen, daß wir sagen, daß Clemens ein sehr fleißiger Knabe und Jüngling, und dann ein Student war, der sich leider nur mit solchen Wissenschaften beschäftigte, die wohl eines Menschen Herz zu befriedigen, ihn aber nicht gegen die Angriffe des Lebens zu stählen im Stande sind. Er studirte dabei mit unerhörtem Eifer, so daß er alles Uebrige um sich her vergaß, und vielleicht studirte er viel zu viel, wodurch seine körperlich schwachen Kräfte nur noch rascher aufgerieben wurden. In späterem Alter machte er Reisen, zuerst mit seinem Hofmeister, der sich nur mit sich selbst, nie aber mit seinem Zögling beschäftigte, dann mit seinem Vater und Bruder, was ihm aus natürlichen Gründen am wenigsten zusagte, und endlich allein oder nur von seinem Diener Treu begleitet. Letzteres war ihm das Liebste von Allem, denn nun konnte er seinem Hange ungestört folgen, der ihn meist in schöne einsame Gegenden der Alpenwelt oder der See und dann auch an die Hauptstapelplätze der Kunst und der archäologischen Wissenschaft zog, für die er schon in früher Jugend leidenschaftlich schwärmte. Wenn ihn schon das mit dem Ohre vernehmbare Geräusch, welches

einzelne Menschen in ihrem bürgerlichen Verkehr mit ihrem Geschwätz und ihrer Tadelsucht verursachen, oft betäubte und traurig machte, so schreckte ihn das lärmvolle Treiben auf den übervollen Straßen großer Städte und die Hast und der Eifer der nach Glück und Vortheil Jagenden förmlich zurück nur nach Stille, nach friedfertigem Landleben, nach seinen Büchern und zur Sammlung seiner eigenen Gedanken zog ihn seine ganze Sehnsucht hin, nur hier und so sich selbst überlassen, glaubte er ein Leben führen zu können, welches der Mühe und der ewigen Noth des Lebens werth war.

Vor allen Dingen müssen wir an dieser Stelle schon im Voraus seine unbedingte Friedensliebe hervorheben, denn der Krieg, im Großen und Kleinen, die Streitigkeiten und Zwietrachten aller Art, welche sich überall und stets unter den Menschen entspinnen, waren ihm ein Unding, ein Verbrechen an der eigenen Ruhe, wie an der Ruhe der ganzen Welt. Er wollte durch nichts in seiner friedlichen Lebensweise gestört werden; Aufregung, Hast, Sorge und Verdruß wollte er weder in seinem Herzen, noch im Hause haben. Aus diesem Grunde auch allein ließ er im späteren Alter, als er Kampf und Unruhe genug gehabt, Jeden nach Herzenslust schalten und walten, wenn er ihn nur nicht in seinen stillen Betrachtungen, in seinem friedfertigen Stilleben unterbrach. Nein, er wollte sich nicht mehr ärgern und so hatte er es endlich nach unsäglichem inneren Kampf und peinvoller Selbstüberwindung dahin gebracht, daß er sich in der That über nichts mehr ärgerte, am wenigsten, wenn

er selbst Nachtheil dadurch erlitt, wie zum Beispiel eine Schädigung seines ererbten Vermögens durch unredliche Beamte oder Untergebene, denn eine besondere Freude an einem wachsenden Besitz für sich hatte er nicht, Habsucht, die qualvolle Wonne des Sparens kannte er nicht und ihm war es ganz recht, wenn Andere, wie etwa der Amtsrath auf Schaumburg, reicher wurden als er, wenn sie luxuriöser lebten als er, mit einem Wort, wenn sie sich für den eigentlichen Herrn und ihn selbst nur als eine zufällige und nicht selten unbequeme Beigabe, als einen Hemmschuh ihres egoistischen Treibens betrachteten.

Einen solchen zartbesaiteten und schwach organisirten Mann hatte sich das unergründliche Schicksal auserlesen, um ihn schon in seinen Jünglingsjahren und dann in seinem angehenden Mannesalter durch die härtesten Schläge zu beugen, die es mir über ein Menschenherz verhängen kann. Sie erst machten ihn zu Dem, was er war, und gaben seiner krankhaften Nervosität diejenige Richtung und Gestaltung, die wir in dem Verlauf unserer Erzählung zu schildern haben werden.

Zuerst war es die unglückliche Liebe zu seiner Pflegechwester, die ihm eine tiefe und unheilbare Wunde schlug. Schon als Knabe war er dem schönen und reichbegabten Mädchen mit inniger Hingebung zugethan, und als er ein Jüngling geworden, stieg dieselbe zu einer leidenschaftlichen Gluth, wie nur ein so warmes Herz, wie in seiner Brust schlug, sie empfinden kann.

Sie füllte sein ganzes Wesen aus, er konnte nur an sie denken, für sie fühlen, für sie leben. Sie liebte ihn

auch innig wieder, das unterliegt keinem Zweifel; denn sie hatte seinen ganzen inneren Werth frühzeitig erkannt. Auch wäre sie ihm treu geblieben, wenn nicht die mächtige Einwirkung des stahlharten Vaters des Geliebten, von dessen Gunst und Gnade sie allein abhing, sie abtrünnig gemacht hätte, indem er ihr wiederholt mit der zähesten Verbissenheit und Gott weiß woher gehalten Beweisen vorstellte, daß Clemens nicht geeignet sei, ihres Lebens Glück sicher zu stellen, daß dieser selbst nur ein von seiner Gunst abhängendes schwankendes Rohr sei und gar keine eigentliche Liebe für ein weibliches Wesen empfinden könne. Lange kämpfte das unglückliche Mädchen mit sich selber, lange widerstand es seinen Bitten, seinen Drohungen, endlich aber glaubte es in einer unberechenbaren Resignation seine Liebe überwunden zu haben und gab sich den verrätherischen Rathschlägen des gewissenlosen Mannes gefangen.

Als Clemens diese erste Wunde empfangen hatte und seine Liebe rettungslos für sich verloren sah, war er wie vernichtet. Sein Herz war, wenigstens im figürlichem Sinn, gebrochen und seine an sich schon schwache Gesundheit schwankte sichtbar dem Grabe entgegen. Indessen erholte und ermannte er sich noch einmal, und nach langer schwerer Krankheit warf er sich, wie in stiller Verzweiflung, kopfüber in die ihm früher so lieb gewordenen Studien und suchte darin Zerstreung und später auf weiten Reisen auch neue Kräftigung und womöglich Vergessenheit zu finden.

Allein, das Letztere war ihm leider nicht mehr möglich, wenn auch sein körperliches Befinden allmählig sichtbare Fortschritte machte. Jeden verrinnenden Tag sah er von Neuem ein, welchen Schatz er unwiederbringlich verloren und immer wieder brach die Wunde auf, um von Neuem zu bluten und seinen hin- und hertastenden Geist mit Schatten und Trauer zu umhüllen.

Wie er sich in späterer Zeit zu einer anderweitigen Verbindung entschloß, mag allerdings den ihn oberflächlich Beurtheilenden, wozu der Amtsrath gehörte, ein Räthsel erschienen sein. Uns erscheint es nicht so, denn wir können es uns recht gut psychologisch erklären. Als er keine, gar keine Aussicht mehr sah, seine Geliebte für sich zurückzugewinnen, entstand eine entsetzliche Oede und Leere in seinem Herzen und zugleich die unüberwindliche Sehnsucht, seinen unerträglichen Zustand zu ändern und seine qualvollen Verhältnisse umzugestalten, um vielleicht in einem neuen Zustande noch einmal ein relativ glücklicher Mensch zu werden. Ob er den bedeutungsvollen Schritt gerade aus Verzweiflung that, wie der Amtsrath sagte, mag dahingestellt sein, jedenfalls trieb ihn eine Art Instinkt dazu, seine innerlich gebrochene Natur mußte sich einer gewaltsamen Krisis unterwerfen, und diese glaubte er glücklich zu enden, wenn er sein Schicksal an das eines anderen unglücklichen Menschen knüpfte. Genug, in Rom sah er zum ersten Mal seine zukünftige Gemahlin; sie war eine kurländische Waise, vor kurzer Zeit erst von aller Welt verlassen, denn ihre Mutter

war in Rom gestorben. Zwar mit einigen Mitteln ausgestattet; hatte dieselbe sie doch trostlos in ihrer einsamen Lage zurückgelassen und Niemand war vorhanden, der ihr eine Stütze, ein Bollwerk gegen die tausend Gefahren des Lebens geboten hätte.

Dem wackeren Mädchen blieb der traurige Zustand seines Herzens nicht lange verborgen. Sie tröstete und ermuthigte ihn, wie er sie tröstete und ermuthigte, und von solchem gegenseitigen Trost erhoben und von der ferneren fortgesetzten Ermuthigung das Beste hoffend, flochten sie getrost ihr Schicksal zusammen und sie ward seine Gattin.

Daß er sie liebte, wie er Angela geliebt, bezweifeln wir mit Recht, denn ein Mann wie Clemens von Hartenstein konnte nur einmal mit ganzer Seele lieben. Auch fand er wenigstens einige Beruhigung in seiner kurzen Ehe, sie war ein besänftigendes Mittel für seine aufgeregte, aus den Fugen gegangene Seele, und wäre seine Gattin länger am Leben geblieben, so wäre ihr gewiß das ihr ernstlich am Herzen liegende Werk – den armen zerschlagenen Mann mit sich und der Welt zu versöhnen – gelungen. Allein sie starb, wie wir wissen, plötzlich und erst dieser schnelle, ihn ganz unvorbereitet treffende Tod warf ihn ganz über die Schranken des irdischen Glückes hinaus, und so entstand allmählig in ihm der irrige Wahn, daß der Gestorbenen Kind das Kind der einst so geliebten Angela sei und zu dieser Ideenverwirrung trug vielleicht der Name mit bei, den er ihm gleich nach seiner Geburt

beigelegt, womit er in seinem Herzen vielleicht den Gedanken verband, daß ihm Gott selbst diesen Engel gesandt, um ihn fortan als glänzender Leitstern durch das so dunkel beschattete Leben zu führen.

Dies Alles aber war, obwohl ein vorübergehender Zustand, allerdings eine Art Manie und wenn man zu dieser Zeit hätte von ihm sagen wollen, er sei geistes- oder gemüthskrank, so hätte man ohne Zweifel ein Recht dazu gehabt.

Unmittelbar auf dieses erste unglückliche Ereigniß in seinem Leben folgte das zweite, nicht minder unheilvolle mit seinem Bruder. Er haßte diesen Bruder nicht, wie der Amtsrath annahm, denn der gewöhnliche Menschenhaß konnte nie in seinem edlen Herzen einen dafür empfänglichen Boden finden. Allein er mied ihn als den Haupturheber seines Unglücks, der ja auch ihm nie eine Spur brüderlicher Liebe gezeigt, ja er fürchtete sich vor ihm, vielleicht weil sein feinfühliges nervöses Herz die Ahnung beschlich, daß sein Zusammentreffen mit demselben ihn nur zu lebhaft an alles verlorene Glück seines Lebens erinnern würde.

So trafen sie zufällig an jenem unseligen 18. Februar an der Heckenmauer von Schaumburg zusammen und der Tod des älteren Bruders erfolgte ohne Zweifel, wie wir trotz der niederträchtigen Klatscherei des Herrn Fuchs wenigstens bis jetzt anzunehmen berechtigt sind, in Folge der leidenschaftlichen Heftigkeit des Erbherrn von Schaumburg, dessen Gewehr bei'm ungestümen Ueberklettern der Hecke sich von selbst entlud.

Durch diesen traurigen und bis jetzt immerhin noch nicht ganz aufgeklärten Todesfall erhielt des Barons Leben keine andere Richtung, aber sein Gemüth dafür um so mehr einen unverwischbaren verderblichen Eindruck. Er wurde noch menschenscheuer, als er vorher gewesen, noch stiller, trauriger, in sich versunkener, und nun zog er sich ganz aus dem Kreise und von dem Umgang der ihn umgebenden Menschen zurück. In tiefster Einsamkeit und Abgeschlossenheit brachte er seine Tage hin und eigentlich war außer seinem Diener Treu und den verschiedenen Wärterinnen des Kindes Niemand vorhanden, der hätte sagen können, wie er in dieser Zeit lebte, was er that und womit er sich die langen Stunden seiner qualvollen Tage und schlaflosen Nächte vertrieb.

Indessen ging dieser traurige Zustand, mag man ihn Apathie, mag man ihn anders nennen, bald vorüber und dazu trug gerade wie durch eine Segnung Gottes, der ihm wirklich einen Engel gesandt, das Kind bei, welches ihm seine Gattin, als sie aus dem Leben schied, an ihrer Statt zur Trösterin seines Lebens hinterlassen hatte. Ja, sein irdischer Engel sollte die kleine Angela im wahrsten Sinne des Worts werden.

Aber ehe ihm das selbst zum Bewußtsein kam, vergingen noch einige schmerzliche und mit tiefster Trauer erfüllte Jahre, denn so rasch konnte Baron Clemens den jähen Tod seines Bruders nicht überwinden, zumal noch bald darauf die Nachricht eintraf, daß dessen Gemahlin, die ewig geliebte Angela, bei ihren Verwandten unrettbar dem Tode verfallen sei. Erst allmählig, langsam



rang sich sein Herz auch von diesen Schlägen frei, aber eigentlich erst von dem Zeitpunkt an, wo das Kind sichtbar heranwuchs und sich eben so schön leiblich wie geistig entwickelte, schrieb sich seine geistige Wiedergeburt her, obwohl ihm für seine ganze übrige Lebenszeit noch mannigfache Absonderlichkeiten und Eigenthümlichkeiten anhaften blieben. Denn, je lebhafter und vielgestaltiger die Sorge um ein zweites Ich in ihm zu entstehen und zu wachsen begann, um so mehr trat die Sorge für sein eigenes Ich, so wie die Beschäftigung mit sich und seinen traurigen Erlebnissen in den Hintergrund zurück, bis endlich jene erste Sorge allein sein ganzes Leben erfüllte. Ja, wunderbar genug, mit dem Kinde ging ihm in dem bisher so dunklen Leben eine neue Sonne auf, und sie goß so warme, wohlthuende Strahlen über ihn aus, wie er sie noch nie gefühlt. Von der ganzen übrigen Welt schien er fast die Erinnerung verloren zu haben, nur das Kind war ihm eine neu entdeckte, namenlos herrliche Welt geworden. Eine solche reine und unschuldsvolle Liebe, wie er sie zu diesem kleinen zarten Wesen empfand, als er zum ersten Mal seine zarte Stimme hörte und die schönen dunkelblauen Augen ihn lächelnd und gleichsam Segen verheißend anblickten, hatte er noch nicht in seinem Herzen gespürt und ihm war zu Muthe, als seien ganz neue Organe in ihm entstanden, um das neue glänzende Glück in seinem ganzen Umfange zu empfinden.

Nie war wohl ein Vater in seiner Zeit und seinen Bemühungen von einem Kinde mehr in Anspruch genommen als er. Obgleich er durch den ewig aufmerksamen

Wilhelm Treu für die besten Wärterinnen und Pflegerinnen Sorge getragen, so war er doch eigentlich selbst der zuverlässigste und treuste Wärter und Pfleger des Kindes. Was sonst eine Mutter ihrem Kinde Liebes und Gutes thut, das that er der kleinen Angela, wenn auch die Frauen lachen und die Leute im Hause hinter seinem Rücken darüber spotten mochten. Er wusch, er badete, er kleidete das Kind aus und an. Bei Tage saß er an seinem Bettchen und studirte die lieblichen Züge des schlummernden Engels, und bei Nacht stand er wohl zehnmal von seinem Lager auf, um sich in das neben dem seinen gelegene Kinderzimmer zu begeben und zu forschen, ob auch Alles daselbst in Ordnung sei und das Nothwendige geschehe.

War das Kind einmal krank, so war er noch die kränker und er gab sich stets den quälendsten Gedanken darüber hin. Schrie oder weinte es, was allerdings nicht gar häufig geschah, denn Angela war von Jugend an ein sanftes und ruhiges Wesen, so war er außer sich und beruhigte sich erst, wenn man ihm sonnenklar bewiesen, daß es keinen Schaden genommen. Während der allmählig nacheinander auftretenden Kinderkrankheiten war er ein unglücklicher, trostloser Mensch, denn dies Kind war ja sein Alles im Leben. Er aß nicht, er trank nicht, er schlief kaum eine Stunde bei Nacht, und seine geistige Gedrücktheit nahm oft zum Schrecken des täglich kommenden Arztes einen wahrhaft beängstigenden Charakter an. Doctor Camp war ein alter treuer Bekannter des Barons und schon als solcher immer willkommen; jetzt

aber war er für den besorgten Mann eine Art Naturnothwendigkeit geworden und hundertmal wurde er gefragt, ob er auch wirklich überzeugt sei, daß Angela endlich genesen werde. Und wenn das Kind dann in der That genesen war und munter und frisch bei seinen kindlichen Spielen saß, dann saß er stundenlang bei ihm und spielte mit ihm, oder er beobachtete sein Mienenspiel, als bemühe er sich und verstände es, jede aufblitzende innere Seelenregung auf seinen bewegten Zügen zu erforschen, zu lesen – und welche Empfindungen und Gedanken ihn dabei beschlichen, oft glücklich, oft traurig machten, kann nur Der errathen und begreifen, der sich jemals im Leben in einer ähnlichen Lage befand.

Diese allstündliche und nie nachlassende Sorge um das Wohl und Weh des geliebten Kindes nahm mit den Jahren allmählig zu, aber zugleich auch eine ganz andere Gestalt an. Wie er früher der pflichtgetreueste Wärter desselben gewesen war, so wurde er allmählig sein gewissenhaftester Lehrer und Erzieher und nun eröffnete sich vor dem zärtlichen Vater ein neuer und ungeheurer Kreis des Schaffens und Arbeitens, des Denkens und Ringens. Was für das Kind nur wohlthätig und ersprießlich sein konnte, wurde mit eiliger Hast und ohne nach den Kosten zu fragen, herbeigeschafft, und nie wohl hat ein Kind so viele reizende Spielwerke, Bücher, Kleider und dergleichen besessen, wie Angela von Hartenstein, denn es waren mehrere Zimmer im Schlosse damit gefüllt, die ihr allein zum Tummel- und Spielplatz angewiesen und zu diesem Behufe auf das Bequemste ausgestattet waren.

Als sie nun aber allmählig heranwuchs und Fräulein *Wanner*, die verständige Erzieherin, die wir noch näher kennen lernen werden, erklärte, hier auf dem einsamen Schlosse könne das Kind wohl leiblich, aber nicht geistig genügend gedeihen, es müsse auch Umgang mit anderen Kindern haben, dann den Unterricht verschiedener Lehrer genießen und endlich die für sie passenden Theile der großen Welt sehen, entschloß sich der Baron, mit seinem Kinde nach der Residenz zu ziehen und in der großen Pension, zu der Fräulein *Wanner* gerathen, auch eine Wohnung, gewissermaßen als Kostgänger und Oberaufseher zu beziehen. Nach langer Verhandlung mit dem Dirigenten verstand man sich in der Anstalt zu diesem Vorschlage und so war Baron *Clemens* mit *Angela*, Fräulein *Wanner* und *Wilhelm Treu* mit in die Pension gezogen, wo er ihre Erziehung, ihren Unterricht und ihre jungfräuliche Entwicklung mit eigenen Augen überwachte, da es ihm unmöglich geworden war, sich von dem Kinde zu trennen und es ganz den Händen fremder, wenn auch zuverlässiger und altbewährter Menschen anzuvertrauen.

Als aber auch diese, für einen Mann in des Barons Jahren sonst nicht angenehme, Zeit verstrichen, begab er sich mit *Angela* und den beiden Getreuen erst auf kleine, dann auf größere Reisen, und nun war er es, durch dessen Auge und Herz das Kind zum ersten Mal die schöne Welt und die wunderbar herrliche Schöpfung Gottes sah. Alle Jahre reisten sie so Monate lang umher, bis *Angela* ihr achtzehntes Jahr erreicht, wo er sich endlich

wieder auf dem Schneckenberg heimisch niederließ und nun hier für und durch sein Kind zu leben begann, in einer Weise, wie wir es schon früher angedeutet und später noch aus eigener Anschauung genauer kennen lernen werden.

Nur Eins müssen wir hier noch erwähnen und dadurch gleich von vornherein dem Hauptvorwurf des Amtraths entgegentreten, daß nämlich der Baron ein maaßloser Verschwender sei und mit dem Gelde nicht umzugehen wisse, überhaupt gar keinen Begriff von dem Werthe desselben habe. O nein, er war ganz gewiß kein Verschwender und kannte den wahren Werth des Geldes sehr genau, nur wußte und ahnte der Amtrath freilich nicht, wo der seltsame Baron das viele Geld ließ, was derselbe ihm für irgend welche Zwecke von Zeit zu Zeit abforderte. Denn die Summen, die er für den Putz und das Vergnügen Angela's, für Bauten, Reisen und andere Dinge ausgab, griffen die Kasse des überreichen Erbherrn nicht im Mindesten an, allein er brauchte, unbegreiflich für den Rentmeister auf Schaumburg, noch ganz andere Summen und zu einem ihm ganz unbekanntem Zweck.

Mit nichts nämlich beschäftigte sich der Baron im Stillen mehr und eifriger, als mit der Zukunft des geliebten Kindes. Diese wollte er unter allen Umständen und Verhältnissen sicher stellen und sie vor jedem äußeren,

immerhin möglichen Mißgeschick bewahren. Ob er hierbei aus reinem Instinkt handelte, ob irgend ein nie sichtbar gewordenes Mißtrauen oder gar ein im Stillen wurmender Verdacht gegen den Amtsrath bei ihm maßgebend war, daß er nicht so redlich von ihm bedient werde, wie er es bisher in seinem Verkehr mit ihm anzunehmen schien, das wissen wir jetzt noch nicht, genug, er dachte Tag und Nacht daran, sein Kind in Bezug auf dessen einstigen Besitz von Jedermann unabhängig zu machen, für den Fall, daß auch einmal die reich strömenden Quellen aus den Gütern versiechen sollten. Und konnten denn nicht auch Mißjahre kommen, konnte nicht irgend ein anderes großes Unglück den Menschen treffen? O ja, und um diesem möglichen Unheil vorzubeugen, zog er so viel Geld, als der Amtsrath geben zu können eingestand, aus seinen Einnahmen, und zwar immer unter einem Vorwande, der nicht im Entferntesten mit der eigentlichen Verwendung desselben etwas zu thun hatte.

Mit einem Wort, er legte diese Summe zum Besten und auf den Namen seiner Tochter bei einem ihm seit langer Zeit bekannten Bankhause in der Residenz nieder, auf dessen Verschwiegenheit er unbedingt rechnen konnte, und nur Wilhelm Treu, der ihm selbst zu diesem Schritt, wie zu manchem andern Guten gerathen, wußte davon. Da er die Zinsen dieses flott wuchernden Capitals nicht gebrauchte, so ließ er sie zum Capital schlagen, und da alljährlich neue Summen zu den alten flossen, so erfreute sich Angela schon in ihrem neunzehnten Jahre, denn so

alt war sie jetzt, eines Besitzes, von dem weder sie selbst, noch irgend ein anderer Mensch eine Ahnung hatte.

Zu dieser unbegrenzten Liebe zu der Tochter nun – der Amtsrath nannte sie spöttisch eine Affenliebe – gellten sich in dem Wesen und Gebahren des Barons freilich noch viele andere Eigenthümlichkeiten, die ihn allerdings als einen nervös angegriffenen, übermäßig besorgten und somit schwachen Mann darstellen mußten. Indessen waren diese Absonderlichkeiten eigentlich nur sogenannte Pedanterien, auf die einsam und von der Welt abgeschlossen lebende Menschen so leicht verfallen, namentlich wenn dieselben von schwächerer Körperconstitution und ängstlicher Gemüthsbeschaffenheit sind, obwohl oberflächliche Beurtheiler gerade auf solche Aeüßerlichkeiten viel Gewicht zu legen pflegen und darauf ihren schonungslosen Richterspruch gründen.

Um hier nur einige dieser Absonderlichkeiten zu nennen, so war es nicht allein die stets wache Sorge, daß der kleinen Angela irgend ein Unheil begegnen könne, die ihn quälte, nein, er litt auch unter der krankhaften Einbildung, daß die nächste Stunde, wenn auch die gegenwärtige ganz ruhig und wolkenlos verlief, ein solches erzeugen könne. So kam er selbst nie zum Genuß des Augenblicks, immer lebte und bangte er nur für die Zukunft, für das, was im Schatten der Gegenwart schlummerte, was unberechenbar, unabsehbar, also wahrscheinlich auch unheilvoll war, denn viel Heil und Glück war ihm ja nie im Leben beschieden gewesen.

Oft stellte er sich vor, er könne noch einmal ein ganz armer Mann werden, wie er es schon früher gewesen, oder wenigstens an irgend Etwas einen augenblicklichen Mangel leiden; es könnte in seinem hochgelegenen Hause eine Feuersbrunst ausbrechen oder gar eine Hungersnoth im ganzen Lande entstehen. Da sorgte er denn bei Zeiten für die diesem Unglück entgegenwirkenden Mittel und das erstreckte sich seltsamer Weise auf die alltäglichsten kleinen Bedürfnisse des Lebens. Nicht allein mußten daher seine Vorrathsräume mit allem Möglichen gefüllt, sondern auch alle Kisten und Kasten seiner Möbel mit dem Erforderlichen im Voraus versehen werden. Das dehnte sich sogar bis auf Tinte, Federn und Papier aus, von denen in seiner Bibliothek alle ihm erreichbaren Sorten zu finden waren, die er unter seiner eigenen Obhut behielt und von denen er überaus gern mittheilte, so oft Jemand ein Bedürfniß danach aussprach.

Sollen wir hier noch von der Ordnung und Pünktlichkeit seines Hauswesens und von der Sauberkeit sprechen, worin er Alles, was ihn selbst betraf und umgab, erhielt? Kaum wird es nöthig sein, denn wir werden noch oft in seiner Nähe weilen und erfahren, wie es bei und um ihn zugeht; nur das wollen wir noch erwähnen, daß es in seinen eigenen Zimmern so klar, reinlich und ordnungsgemäß aussah, wie in allen übrigen Räumen des großen Hauses, und daß jeder Gegenstand darin täglich so gelegt und gerückt ward, daß er selbst mitten in der Nacht



nur die Hand danach auszustrecken brauchte, in der Gewißheit, ihn gerade so und an dem Orte zu treffen, wie und wo er seiner benöthigt war.

Daß Baron Clemens von Hartenstein also, um sein Wesen noch einmal zusammenzufassen, ein Mann mit vielen Schwächen und Eigenheiten war, die gar häufig an Sonderbarkeiten streiften, ist nicht zu läugnen, daß aber bei dem vielen Schatten, der ihn umgab und erfüllte, auch Licht vorhanden war, ist eben so gewiß und dürfte es wohl unsere Pflicht sein, auch darüber ein Wort zu äußern.

Man glaube nicht, daß der Baron in seiner jetzigen Lebenslage immer in Sorge und Angst verging, ach nein, er hatte sogar Stunden, in denen er recht zufrieden und glücklich war, wenigstens so, wie er es im vollen Bewußtsein seiner traurigen Vergangenheit sein konnte, wenn er auch selbst dann noch immer etwas scheu, zaghaft und zurückhaltend erschien. Schon äußere zufällige Kleinigkeiten, die wie süße Tropfen in seinen bitteren Leidenskelch fielen, konnten ihn in eine heitere und dankbare Stimmung versetzen. Der warme Sonnenschein, wenn er das grüne Thal, die fernen blauen Berge, den großen Strom, seinen Park, seine Blumenanlagen vergoldete, ein schön belaubter Baum, eine ihm neue Fernsicht, die er auf seinen Spaziergängen traf, reichten hin, ihn froh und glücklich zu stimmen, und gar, wenn er in seiner Bibliothek – sein fast beständiger Aufenthaltsort im Hause, wohin jedoch kein unbeliebter Fremder kam – bei einem guten Buche saß oder es in Gemeinschaft mit seiner Tochter

las, hatte er Stunden, in denen er förmlich frisch aufzuleben schien. Ja, wenn er den sanften klagenden Blick auf diese immer schöner heranblühende Tochter warf, wenn er sie gesund, fröhlich und zufrieden sah, dann hatte er sein altes Leid ganz vergessen und sich nur der wonnigen Gegenwart hingegen, wenigstens auf kurze Zeit, bis wieder eine neue unvorhergesehene Sorge an seinem Horizont auftauchte und seinen gar leicht erregbaren Geist mit neuen Beängstigungen für die Zukunft erfüllte.

Wenn dies Alles, was freilich bei ihm täglich wie Ebbe und Fluth wechselte, das Symptom eines krankhaften Gemüthszustandes war, so sind wir der Meinung, daß viele Menschen denselben mit ihm theilen, mehr sogar, als man gemeinhin anzunehmen pflegt, ohne daß man sie für Verschwender, für geistig Unzurechnungsfähige erklärt und unter Curatel gestellt wissen will.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf seine äußere Erscheinung, so glauben wir ihn dem Leser für's Erste genügend geschildert zu haben. Die allgemeinen Umrisse derselben haben wir schon gezeichnet, als Felix von Rodenberg ihn an jenem Morgen im Walde sah, aber den Ausdruck seiner Mienen konnte der junge Mann damals nicht so deutlich erspähen. Es lag auf dieser Miene das Gepräge einer unendlichen Herzensgüte, gemischt mit Wehmuth und der Trauer um ein nie ganz besessenes und nun ewig verschwundenes Glück. Sein schönes blaues Auge schaute meist umflort vor sich hin und nur wenn

er mit seiner Tochter liebevoll sprach, glänzte es von einer unaussprechlichen inneren Glückseligkeit und Herzenswärme. Aber in diesem kleinen, schon faltenreichen Gesicht lag auch der Ausdruck von Klugheit und Bedächtigkeit, nur waren diese leider nicht den practischen und reellen Dingen zugewandt. Er schaute weit mehr in sich hinein als in die Welt hinaus und das eben gab ihm das Gepräge furchtsamer Scheu und bänglicher Zurückhaltung. Wem er zum ersten Mal vor das betrachtende Auge trat, der glaubte in dem unscheinbaren Mann mit der schwächtigen Gestalt, dem nachdenklich wehmüthigen, bartlosen Gesicht und den weißen, in der Mitte des Kopfs gescheitelten und lang nach beiden Seiten herabwallenden Haaren weniger einen aristokratischen, unabhängigen Landedelmann, als einen gelehrten Professor zu sehen, der in anderen Sphären das Glück und die Wonne seines Lebens sucht, als die übrigen Sterblichen, und der mehr Geheimnisse in seinem Herzen birgt, als die Lippe zu sprechen weiß. Uebrigens war seine ganze Erscheinung trotz seiner Kleinheit und Magerkeit doch bedeutend und auffallend, und Niemand, der in seine Nähe trat, konnte sich des Eindrucks erwehren, daß diese kleine Gestalt und dies ausdrucksvolle Gesicht Ehrerbietung einflöße und, ohne im Mindesten gebieterisch aufzutreten, doch augenblicklich Gehorsam und Beachtung seiner Wünsche erheische.

Immer anspruchslos und einfach in allen ihn persönlich betreffenden Dingen, kleidete er sich doch seinem Stande gemäß, stets modern und bequem, nur trug er

meist, wenn es kühl war, einen schwarzsammtnen, mit Seide wattirten kurzen Schnürrock, und wenn es warm war, ein leichteres hellfarbiges Sommerkleid mit einem Strohhut, wie ihn auch Felix von Rodenberg zum ersten Mal vor sich sah. Hätte er ihn genauer betrachten können, so würde ihm gewiß auch die ausnehmende Sauberkeit seiner feinen Wäsche aufgefallen sein, denn Sauberkeit, Ordnung und Pünktlichkeit an sich und seiner ganzen Umgebung war für ihn ein unentbehrliches Element und das hatte er sich in allen seinen Handlungen sowohl, wie in seiner ganzen Erscheinung zur unabweislichen Richtschnur genommen.

---

Wenden wir uns jetzt zu dem Kinde selbst, welches unbewußt einen so bedeutenden Einfluß auf das Leben seines Vaters ausgeübt hatte. War dieses Kind wirklich einer so andauernden Aufopferung, einer so zärtlichen Liebe und Hingebung, wie sie ihm von Seiten des vielgeprüften Vaters zu Theil wurde, werth? O ja, es war es, sogar in vollstem Maaße. Kinder, mit solcher Sorgfalt erzogen, mit solcher Liebe von Jugend auf behütet, mit so viel Zärtlichkeit bei jedem ihrer Schritte geleitet, werden oft eigensinnig, hochfahrend und stolz auf ihren vermeintlichen Werth, aber das war hier durchaus nicht der Fall. Wohl hatte sie das weiche, mildthätige,

wohlwollende Herz ihres Vaters geerbt, aber keine seiner vielen Schwächen war in sie übergegangen. Im Gegentheil, in diesem zarten Körper lebte ein starker Geist, mit Willenskraft gepaart, und ein fester Charakter, die sich aber stets nur in bescheidener Zurückhaltung äußerten und nie die Grenzen ächter Weiblichkeit überschritten. Ohne daß es den Anschein hatte, beherrschte sie damit vollständig den schwachen Vater und er selbst fühlte diese höhere Macht und Einwirkung am allerwenigsten. So war sie der leise Wind, der ihn, das stille Wasser, in der stets beabsichtigten angemessenen Richtung trieb, oder man kann auch sagen, der hellglänzende Leitstern, nach dem er seinen Lauf regelte, dem er oft unbewußt folgte und der ihn stets nur dahin führte, wo er Beruhigung für seine Schmerzen, Trost für seine Leiden und Ermuthigung zum ferneren Ausharren im Kampfe des Lebens fand.

Tag und Nacht glaubte der zärtliche Vater für sein Kind zu wachen und zu sorgen, und er fühlte es nicht, daß auch sein Kind für ihn Dasselbe, nur auf weniger merkliche Weise that. Ja, sie begleitete ihn fast auf allen Wegen, sie bewachte jeden seiner Schritte, sie sorgte auf heimliche Weise für seine Bequemlichkeit, sein Wohlbefinden, ohne daß er die geringste Ahnung von ihrer Fürsorge hatte und so war sie in Gemeinschaft mit dem ihr innig verbündeten Wilhelm Treu die Hauptstütze seines schwankenden Daseins geworden.

Schon in jungen Jahren mit den Beschwerden und Leiden des Lebens bekannt geworden, eben weil sie den

geliebten Vater denselben unterworfen sah, hatte sich auch ihr Geist frühzeitig und nach allen Richtungen entwickelt. Mit dem stets fleißigen Vater war sie auch fleißig gewesen und hatte mit ihm viel gelernt, was sonst nur Knaben von ihren Vätern und Lehrern zu lernen pflegen. Dabei war sie mit einer Fülle von kleinen Talenten begabt, die das Leben des weiblichen Wesens, das so oft auf sich selbst angewiesen bleibt, unendlich verschönen und erleichtern. Sie zeichnete und malte allerliebste, sie trieb die Musik mit tiefem Gefühl und großer Geschicklichkeit, aber alles dies ohne Leidenschaft und Aufregung, denn von ihrer Mutter hatte sie jene schöne Ruhe und Gleichmäßigkeit geerbt, die Alles, was sie sprach, that und anfaßte, mit schweigender Stätigkeit, mit anhaltendem Nachdruck und weiser Berücksichtigung der obwaltenden Verhältnisse vollbrachte. Was ihre äußere Erscheinung betrifft, so war sie nicht von so blendender, im Augenblick bewältigender Schönheit, wie Cornelia Stephani, aber von einer unendlich wohlthueden, allmählig fesselnden und das Gemüth ergreifenden, da in allen ihren körperlichen Reizen das innere sanfte Wesen, die edle Seele zum Ausdruck kam. Nicht gerade zu klein, war sie schlank und ebenmäßig gewachsen, doch mit so ächt weiblich entwickelten Formen ausgestattet, daß jedes Künstlerauge an ihr sein Wohlgefallen hätte haben können. Namentlich war sie mit reizenden Händen und Füßen begabt, mit denen sie unendlich anmuthige Bewegungen ausführte, die nie in Hast und Ueberstürzung

ausarteten. Hellblonde, natürlich gelockte Haare von auffallender Fülle und goldähnlichem Glanz, denen sie ungebundene Freiheit ließ, schlossen das liebliche Oval ihres kleinen Kopfes ein. Die Färbung ihres Gesichts war bleich, aber lebensfrisch und warm, namentlich wenn bei'm Sprechen ihr Gefühl mit in Anspruch genommen wurde. Ihr eigenthümlich gefärbtes, fast veilchenblaues Auge war groß, seelenvoll und von sprechendem Ausdruck, und stets war es auf Den, mit dem sie sprach, mit einer so intellektuellen Aufmerksamkeit, einer so eindringlichen Durchschaulichkeit gerichtet, daß es schwer war, ihr irgend etwas zu verhehlen oder ihr nicht unbedingt die Wahrheit zu sagen. Frisch und voller Lebenswärme umschlossen die Lippen den kleinen, mit den schönsten Zähnen geschmückten Mund, aber um dieselben lag meist ein sinniger Ernst, wie auch die schön geschwungenen, etwas stark entwickelten dunkelblonden Brauen denselben Ernst zeigten, wenn sie still vor sich niederblickte, oder zeichnete oder in einem Buche las.

So war die äußere Erscheinung Angela's von Hartenstein beschaffen, aber wer beschreibt den vollen Ausdruck, die Seelenreinheit und die Herzensweiche dieser lieblichen, sich immer noch in der Kindlichkeit eines jungfräulichen Herzens haltenden Züge? Wie eine wohl lautende Süßigkeit in ihrer milden und langsamen Sprache lag, so klang ihr melodisches Lachen wie eine stille Musik, aus der Ferne her leise und sanft herangeweht, und wenn sie einmal weinte, riß sie nicht nur zur Bewunderung, sondern auch zum innigsten Mitgefühl hin.

Eine unendliche Herzensgüte lag auch, wie bei ihrem Vater, in dem Gesamtausdruck ihrer Züge, und wenn man sie sah, schien es, als sei sie nur da, um Anderen wohlzuthun, wie denn auch in ihrem Leben bisher Niemand ein hartes Wort aus ihrem Munde gehört hatte.

So war es denn sehr erklärlich, daß sie von ihrem Vater, wie man sagt, vergöttert und von ihrer ganzen Umgebung angebetet wurde, und Niemanden gab es auf der Welt, als vielleicht den Amtsrath auf Schauenburg, der ein spöttisches Lächeln blicken ließ, wenn von der kleinen Baroneß auf dem Schneckenberg die Rede war. –

Nur wenige Worte müssen wir hier noch über jene Dame sagen, die wir neulich in ihrer Begleitung sahen und die wir mit dem Namen Fräulein *Wanner* bezeichnet haben. Sie war schon ein Jahr nach Angela's Geburt zu dem Baron gekommen und hatte gewissermaßen Mutterstelle bei dem mutterlosen Kinde vertreten. Sie war eine wissenschaftlich gebildete Dame, dabei bin allen Handarbeiten erfahren, herzensgut und sanft, aber überaus still und bescheiden. Sie sprach wenig und mischte sich nur in ein Gespräch, wenn sie dazu aufgefordert wurde, sonst lebte sie still für sich, mit Hausarbeiten und Lesen beschäftigt. Dennoch behielt sie den ganzen Hausgang treu im Auge und versah so eigentlich das Amt der Hausfrau, worin ihr Angela rüstig und willig zur Seite stand. Dieser selbst aber war sie mit großer Zärtlichkeit ergeben und sorgte für sie in ihrer Art in stiller, unermüdlicher Weise. Um die



sonstigen und äußeren Verhältnisse des Barons bekümmerte sie sich sehr wenig, obgleich sie den innigsten Antheil an seinem Schicksal nahm. So spielte sie auch keine eingreifende Rolle, weder in den Dingen, die hinter unserer Erzählung lagen, noch in denen, die wir zu berichten haben werden; sie war nur eine still theilnehmende Beobachterin derselben und freute sich herzinniglich an dem Glück ihrer Hausgenossen, wie sie auch stets den herzlichsten Antheil an ihren Leiden nahm. So wird sie auch fortan nur im Hintergrunde unserer Erzählung stehen, ohne deshalb in der Achtung und Liebe des Barons und seiner Tochter eine untergeordnete Stellung einzunehmen, denn Beide waren ihr dankbar ergeben für alle ihre Mühwaltungen, die sie so reichlich wie treu in den langen Jahren ihres Aufenthalts in der Familie geleistet hatte. –

Eine viel bedeutendere und eingreifendere Stellung nahm dagegen der alte langjährige Diener des Barons, Wilhelm Treu, ein und ihn dürfen wir hier in unserer Schilderung der Bewohner des Schneckenberges am wenigsten übergehen. Er war zehn Jahre älter als der Baron, aber noch viel rüstiger, thatkräftiger als Dieser, obgleich er es verstand, sich nur da thätig zu zeigen, wo seine Mitwirkung verlangt wurde, dann aber stets, fast ungerufen, zur Hand war und deshalb oft vom Baron im Scherz ›der Allgegenwärtige‹ genannt wurde.

Er war in seiner Jugend Kaufmann gewesen und da er keine Mittel besaß, um sich eine erfolgreiche Laufbahn zu gründen, war er auf Empfehlung des dem jetzigen Baron noch heut befreundeten Bankierhauses in die Dienste des Vaters der beiden feindlichen Brüder getreten, der ihn seinem Sohne Clemens schon in seinem sechszehnten Lebensjahre als Diener überwies. Er schrieb eine sehr schöne und leserliche Handschrift und wurde deshalb, zumal er einen gewissen Bildungsgrad erreicht, auch jetzt noch vom Baron als Secretair benutzt. Mit den Interessen und Schicksalen, den Freuden und Leiden seines Herrn war er verwachsen, wie der Epheu mit der Eiche verwächst, denn er hatte nicht allein seine ganze Jugend mit ihm durchlebt, alle seine Reisen mit ihm gemacht, sondern er hatte auch all sein Unglück von Anbeginn an mit eigenen Augen gesehen, wie auch alle Personen genau gekannt, die eine Rolle in des Barons Leben gespielt. Da er nun ein warmes treues Herz besaß, seinem Herrn aufrichtig mit Leib und Seele ergeben war und dieser ihn nach seinem vollen Werth zu schätzen mußte, so war sein Verhältniß zu ihm zuletzt fast nicht mehr das eines alten Dieners, sondern eines wahren Freundes geworden und er nahm somit in dem Hause eine Stellung ein, wie sie wohl noch hie und da in alten Familien existirt, aber in unserer selbstsüchtigen und hoffährtigen Zeit leider immer seltener wird.

Indessen behielt er in angeborner Bescheidenheit stets seine eigentliche Stellung als Diener im Auge, nie überhob er sich, nie drängte er sich auf, nie gab er vorlaut seine Meinung ab. Wenn er aber gerufen ward, griff er mit aller Macht in die vorliegenden Verhältnisse ein, zeigte sich als Rother und Helfer überall und legte doch dabei jederzeit eine Hochachtung für und eine Unterordnung unter den Baron an den Tag, wie selten ein Anderer, denn wie er die Schattenseiten desselben recht gut kannte, so wußte er auch seine Lichtseiten zu würdigen, und Wilhelm Treu war ein dankbares Menschenkind, er schlug nicht gering an, daß durch Baron Clemens sein eigenes Leben eine ganz andere Gestaltung angenommen, daß er im Ganzen bei ihm ein behagliches und sorgenfreies Dasein geführt und daß für seine Zukunft, selbst im Falle des Todes seines Herrn, so reichlich gesorgt sei, wie er es in ähnlichen Verhältnissen an einem anderen Orte nie hätte erwarten können.

So darf es uns denn nicht Wunder nehmen, wenn der alte Treu, durch Neigung, Gewohnheit und das Gefühl der Unentbehrlichkeit dem Baron gleich werth, nächst Angela den größten Einfluß auf denselben ausübte, und wenn seine Meinung nicht immer durchdrang, sein Drängen zu einer energischen Handlung keine Folge hatte, so war daran nur der weiche, nachgiebige Sinn des Barons, die Scheu vor aller Aufregung und namentlich die Besorgniß vor jeder neuen Verdrießlichkeit schuld, die aus einem so heftigen Eingriff in irgend eine vorliegende Sache entstehen konnte.

Treu war insbesondere in der Beurtheilung verschiedener Personen und ihrer Handlungsweise gegen seinen Herrn ganz anders geartet als dieser, vor allen Dingen traute er nicht so leicht Jedermann, wie sein Herr. Die Lebensklugheit, die er sich im Laufe so vieler Jahre und in mannigfachen Verwicklungen des Barons angeeignet, hatte ihn vorsichtig, oft sogar mißtrauisch gmacht, und die Erfahrung hatte noch jedesmal bestätigt, daß der alte Mann im Ganzen doch Recht gehabt. Kam nun einmal ein recht kritischer Fall vor – wie auch wir dergleichen noch kennen lernen werden – ein Fall, der seine ganze Aufmerksamkeit erregte und nach seiner Meinung die Interessen des Barons lebhaft berührte, so suchte er bei Angela eine thätige Beihülfe, und gelang es ihm, diese auf seine Seite zu ziehen und sie zu seiner Ansicht der Dinge zu bekehren, dann wirkte schon eine mächtigere Potenz auf den schwachen Baron ein und dieser setzte Beiden nur in seltenen Fällen einen durchgreifenden Widerspruch entgegen.

So war denn Wilhelm Treu mit dem Baron ein alter grauer Mann geworden und versah mit einer seltenen Ausdauer und Freudigkeit seinen oft schweren Dienst, wie ein achtsamer, getreuer Hausgeist, der überall da zum Vorschein kam, wo es einen Kampf siegreich auszufechten gab. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Beinen, immer wachsam, immer mit offenen Augen nach allen vier Windrichtungen spähend, behielt er den Gang der persönlichen Angelegenheiten seines Herrn fest im Auge und selten trat irgend ein Ereigniß, eine

Person an denselben heran, die er nicht schon längst mit haarscharfer Beurtheilung und Erkenntniß ihrer Folgen und Zwecke aus der Ferne betrachtet hätte. So hatte er denn auch längst schon eine bedeutungsvolle Stimme im Rathe des Barons gewonnen, und nie that derselbe Etwas, was Treu nicht vorher gebilligt oder wovon er abgerathen hätte. Dennoch blieb er nach wie vor bescheiden in einiger Entfernung und drängte sich nie diesem Rathe auf; wußte er doch, daß einmal an ihn die Reihe kam, seine Stimme abzugeben, und diese Zeit wartete er stets mit ruhiger Geduld und Ausdauer ab.

Daß er in vielen Dingen die Gewohnheiten des Barons zu den seinigen gemacht, ist hiernach sehr erklärlich, weil natürlich; zuletzt waren Beide in vielen Dingen sich so ähnlich geworden, daß ein Fremder oft Mühe gehabt haben würde, auf den ersten Blick in dem Einen oder Anderen den Herrn oder den Diener zu erkennen, wenn der Letztere nicht selbst sich als solchen verrathen und seinem Herrn die Ehre gelassen hätte, eben der Herr Baron Clemens von Hartenstein zu sein, eine Stellung, ein Rang und eine Auszeichnung, von denen der alte treue Diener einen unglaublich hohen Begriff hatte. Wie der Baron war Treu ein Frühaufsteher, wie er, ging auch er erst kurz vor Mitternacht zu Bett. Wie der Baron liebte er die Behaglichkeit und den Frieden, letzteren nur nicht auf Kosten seines Herrn, denn wenn die Interessen Dieses in Frage kamen, raffte er sich wie ein verwundeter Löwe auf und griff den Feind stets an der Stirn an, in der Meinung, daß ein ehrlicher Kampf immer und ewig den Sieg

auf seiner Seite und daß ein schläfriger Mensch noch nie einen wachen und rührigen Gegner aus dem Sattel gehoben habe. –

So haben wir denn die vier Hauptpersonen auf dem schönen Schlosse des Schneckenberges dem Leser vorläufig genügend geschildert und nun können wir zu dem Tage zurückkehren, an welchem der Amtrath Stephani einen seiner seltenen Besuche auf dem Berge abstattete, um dem Baron seinen neuen Inspector vorzustellen, von dessen Ankunft Ersterer schon unterrichtet war und den er kennen zu lernen gewünscht, sobald er sein Amt angetreten hätte.

#### ACHTES CAPITEL. DER ERSTE BESUCH AUF DEM SCHNECKENBERG.

Der Morgen dieses Sonntags war auf dem Berge eben so schön und einen guten Tag verheißend, angebrochen, wie im Thale. In weiter Ferne nur lagen leichte Nebel auf den blauen Felsenbergen und hüllten Großes und Kleines in ihren flüchtig hin- und herwallenden Mantel ein. Aber nicht lange dauerte dies lustige Spiel der während der Nacht aufgestiegenen Dünste; nur über dem Flusse schwebten sie noch, seine silberne Schlangenlinie verhüllend, einige Zeit, dann drang die Sonne siegreich durch und goß helleuchtend ihre goldenen Strahlen über Nähe und Ferne aus. Auf dem Schneckenberge selbst, in Wald und Park, sangen die Vögel ihr erstes träumerisches Morgenlied, die kleinen Kehlen durch stilles Präludiren

zum lauterem Lobgesang stimmend, aber in dem stillen Schlosse regten sich nur erst wenige Menschen.

Werfen wir einen betrachtenden Blick auf sie hin und wir werden gleich von Anfang an eine wohlthuende Einsicht in ein reines und unschuldsvolles Familienleben und in die Art und Weise des Lebensganges der uns jetzt schon bekannteren Personen gewinnen, denn so wie heute begann auf dem Bergschlosse seit langen Jahren jeden Morgen der Tag und nur geringe Abweichungen machten sich dann und wann im Einzelnen bemerklich.

In dem geräumigen und ziemlich einfach ausgestatteten Schlafgemach des Barons vernahm man die ersten Regungen eines aus dem Schlummer erwachenden Menschen. Er war schon bald nach fünf Uhr hinter den grünen schwerseidenen Vorhängen seines breiten Himmelbetts zum Vorschein gekommen und, ohne den alten Treuherbeizurufen, beendete er gemächlich seine Toilette und hüllte sich zuletzt in seinen behaglich warmen Morgenrock von schwarzem Sammet ein.

Dann, nachdem er einen Blick zum Fenster hinausgeworfen, bereitete er sich mit wahrer Herzensfreude und doch mit einer merklichen inneren Besorgniß zu seinem ersten Gange vor, der ihn freilich nicht weit führte, denn auch jetzt noch lag das Schlafgemach Angela's dicht neben dem seinigen. Auf den Fußspitzen über den weichen Teppich schlüpfend, um auch nicht das geringste Geräusch zu verursachen, schlich er vorsichtig zu der Thür

dieses Gemachs, dann beugte er seinen weißen Kopf nieder und horchte mit innerer Spannung, ob er noch nicht irgend einen Laut darin vernähme.

Es war noch Alles still darin, und so ging er noch einmal nach dem Fenster, um in den schönen, thaugetränkten Blumengarten davor hinauszuschauen. Aber er weilte daselbst nicht lange; nochmals trat er eben so leise den Gang zur Thür an und horchte abermals. Da glaubte er endlich ein sanftes Geräusch hinter derselben wahrzunehmen. Er horchte mit noch größerer Spannung, und ja – es war unverkennbar die in dem Zimmer schlafende Tochter war munter und mit ihrem Ankleiden beschäftigt.

Ein glücklicher Freudenstrahl schoß über sein mildes, nun schon heiterer aufgeklärtes Gesicht, und die Lippen der Thürspalte nähernd und sanft mit dem Finger anpochend, rief er laut:

»Angela! Guten Morgen! Bist Du schon munter?«

»Ja, lieb' Väterchen, eben bin ich aufgestanden!« rief eine süße Stimme mit silbernem Klange ihm entgegen.

»Bist Du auch gesund und frisch?« fragte der Vater mit einiger Besorgniß weiter.

»Ja, lieb' Väterchen, ich bin gesund und frisch, Du kannst ganz außer Sorge sein.«

»Nun, dann ist es gut, Gott sei Dank!« rief er zurück. »Wenn Du fertig bist,« komm' nach der Bibliothek. Wir wollen heute darin frühstücken, der Morgen ist so schön. Ich werde gleich den Auftrag dazu geben. – Wie lange muß ich noch warten?«



»Zehn Minuten höchstens, dann bin ich bei Dir, Väterchen!«

Jetzt erst war der Baron völlig beruhigt, denn sein liebstes Kleinod, sein Kind, war ihm gesund und frisch für einen Tag wiedergeschenkt. Freudig verließ er nun sein Schlafzimmer und trat in die dicht daneben liegende Bibliothek, in der man gern das erste Frühstück einzunehmen pflegte, wenn auch viele andere Räume, und darunter recht gemüthliche, dazu vorhanden waren.

Diese Bibliothek aber war ein Raum, den wir nothwendig mit einigen Worten beschreiben müssen, da wir noch oft dahin zurückkehren und noch mancherlei Wichtiges sich darin zutragen sehen werden. Es war ein ziemlich umfangreiches Gemach und in früheren Zeiten wahrscheinlich die Speisehalle des alten Jagdschlusses gewesen. Es war auffallend hoch, im Achteck gebaut und die Decke mit gothischem, angemessen verziertem Spitzgewölbe versehen, das in der Mitte mit seinen Bogen zusammenfloß und sich auf eine gewaltige, aus Sandsteinquadern bestehende Säule stützte, die den ganzen Bau mit Leichtigkeit zu tragen schien. Von den eigentlichen Wänden, wenn wir die Fensterwand außer Acht lassen, war nichts zu sehen, denn hohe zierliche Eichenholzschränke, von oben bis unten mit kostbaren Büchern und Kunstwerken gefüllt, bedeckten sie ganz. Dazwischen auf vergoldeten Consolen sah man einige Marmorbüsten, Gelehrte aller Zeiten darstellend, die hier mit Recht ihren Ehrenplatz behaupteten. Um die Säule schloß sich

ein großer, vollkommen runder, mit einer grünen Velourdecke behangener Tisch und auf diesem lagen, wunderbar sauber geordnet, die neuesten Brochüren, Zeitungen und illustrierte Kupferwerke, Reisehandbücher und Journale, wie sie der Tag zeitigte und der damit beauftragte Buchhändler sie von Zeit zu Zeit sandte. Zwischen den beiden hohen und breiten, bis auf den Boden reichenden Spitzbogenfenstern, vor denen ein geräumiger Balkon mit wundervoller Aussicht in's Thal angebracht war, stand im besten Licht der große, aus Eichenholz geschnittene Schreibtisch des Barons, mit Schreibmaterialien aller Art, mit Büchern und verschiedenen Papieren bedeckt, aber Alles und Jedes wieder die seltsamste Ordnungsliebe bekundend. Ueber dem Tisch, die ganze breite Fensterzwischenwand einnehmend, hing das einzige Gemälde im Gemach, eine sehr gute Copie von Raphael's Schule von Athen, von einem jungen deutschen Meister gemalt, den Baron Clemens in Rom kennen gelernt hatte. Zwischen dem Büchertisch um die Säule und diesem Schreibtisch war noch Raum genug für einen ovalen, ebenfalls mit einem grünen Teppich behängten Tisch, an dem man zu frühstücken pflegte und um welchen eichene Sessel mit hohen Lehnen und grünem Sammet bepolstert aufgestellt waren. Zwischen zwei Schränken an der hintersten Wand sah man einen mächtigen Kamin von schwarzem Marmor, auf dessen Console eine Uhr in weißem Alabastergehäuse, einen schlafenden Löwen vorstellend, und daneben die Büsten von Goethe, Schiller, Lessing und Shakespeare standen. Ueber dem Kamin

blitzte ein breiter venetianischer Spiegel in geschnitztem Eichenholzrahmen, der so hoch reichte, als das Spitzbogengewölbe ihm Raum ließ. Dicht neben dem Kamin befand sich eine, durch einen drehbaren Schrank verdeckte Thür, die in einen Raum führte, den wir später auch kennen lernen werden. Vor allen Schränken endlich waren in regelmäßigen Zwischenräumen bronzene Candelaber, mit Wachskerzen besteckt, angebracht, die Abends, wenn der Baron sich in Gesellschaft irgend Jemandes in der Bibliothek befand, sämmtlich brannten, während sein Arbeitstisch, wenn er allein war und schrieb, nur von einer doppelarmigen, grünbeschatteten Lampe beleuchtet ward.

Der in Holzmosaik ausgelegte Fußboden war mit einem grünen Velourteppich belegt, wie denn auch die Vorhänge vor den Fenstern aus ähnlichem Stoff bestanden, die bei Tage aber, um das volle Licht herein zu lassen, möglichst weit zurückgeschlagen wurden.

Als der Baron in diese reizende Bibliothek, seinen Lieblingsaufenthalt im Schlosse, trat, nahm seine Miene den Ausdruck innerer Behaglichkeit und Befriedigung an. Sein erster Blick schweifte rundum, spähend, ob auch Alles in der hergebrachten Ordnung sei, und als er Alles auf dem alten Fleck fand, nickte er wohlgefällig und trat dann an eins der Fenster, welches er öffnete, um die frische Morgenluft hereinströmen zu lassen und dann vom Balkon aus einen Blick in die goldumflossene Ferne zu werfen.

Lange erfreute er sich jedoch an diesem Anblick nicht, es war ihm bald eine noch größere Freude vorbehalten. Denn hinter ihm öffnete sich leise die Thür und der reizende Lockenkopf Angela's, mit einem feinen Morgenhäubchen bedeckt, von dem blaßblaue Bänder herabflatterten, trat, wie eine Elfe kaum hörbar schreitend, über den Teppich daher.

»Guten Morgen, lieb' Väterchen!« rief sie, als er eben den Kopf herum drehte, und einen Augenblick darauf lag sie an seiner Brust, umschlang ihn innig mit beiden Armen und hauchte einen langen süßen Kuß auf seine ihr entgegenkommenden Lippen.

Als sie sich endlich aus seiner festen Umschlingung gelöst, trat sie einen Schritt von ihm zurück und Beide schauten sich nun lange voll herzlicher Liebe an, als lägen Jahre dazwischen, seitdem sie sich nicht gesehen. Namentlich des Barons sanftes Auge glänzte von einer so tiefen freudigen Rührung, als er sein Kind so hold, so frisch, so gesund wieder sah, und in der That, sie glich in dem leichten, bis an den Hals geschlossenen Morgenkleide, demselben, das sie auch im Park trug, als Felix von Rodenberg sie sah, und in dem lichten Schimmer ihres lockig herabwallenden Goldhaares und mit dem feinen blassen, nur von einer gesunden Röthe leicht angehauchten Gesicht, einer eben frisch aufgeblühten weißen Rose, die ihren Duft und ihren Farbenschmelz noch nie dem Auge eines Sterblichen preisgegeben hat.

»Gott sei Dank, daß wir wieder bei einander sind, Kind,« sagte der Baron, noch immer eine ihrer weichen

feinen Hände haltend; »Du bist also ganz gesund? Sage es mir noch einmal, daß ich es um so mehr glaube.«

»Siehst Du es denn nicht, lieb' Väterchen, könnte ich so lächeln, so fröhlich sein, wie ich es bin?« Und dabei umschlang sie ihn noch einmal und küßte ihn auf die Wange, die in diesem glückseligen Augenblick alle ihre von Gram und Sorge gezogenen Falten verloren zu haben schien.

Bald darauf und ohne weiter mit einander zu reden, nahmen Beide an dem ovalen Tische Platz, denn sie pflegten das erste Frühstück allein einzunehmen, da Fräulein Wanner eine längere Ruhe liebte und stets bis um acht Uhr in ihrem Zimmer blieb, wo sie alsdann den Kaffee trank, ehe sie sich zu Angela begab und mit ihr die nächsten kleinen Sorgen des großen Haushalts besprach.

Aber nicht sogleich rüsteten sich Vater und Tochter zum Frühmahl. Ohne ein Wort zu sprechen, trat Angela an einen Schrank und nahm ein in schwarzen Sammet gebundenes Andachtsbuch hervor, welches sie vor sich auf den Tisch legte und dem Vater einen Abschnitt daraus vorzulesen begann. Still, in Andacht versunken und die Hände wie im Gebet vor seiner Brust gefaltet, saß der Baron ihr gegenüber, immer das Auge liebevoll auf das reizende Gesicht der Lesenden geheftet. Als sie aber das Capitel beendet und Amen! gesagt, sprach auch der Baron langsam und feierlich sein lautes Amen! nach und dann reichte er der Tochter dankbar die Hand über den Tisch hin und diese trug das Buch, wieder ohne ein Wort zu sprechen, gleichsam um das eben Gelesene ungestört

in ihrem Gemüth nachhallen zu lassen, an seine Stelle zurück.

Bald darauf aber, fast als hätte er hinter der Thür der Vorlesung mit beigewohnt und nur das Ende derselben abgewartet, trat Wilhelm Treu herein, um das Frühstück zu bringen. Der alte Mann nämlich ließ es sich nicht nehmen, den Baron und dessen Tochter selbst zu bedienen, obgleich noch andere Diener genug im Hause waren. Nur der kleinen Jungfer und dem niedlichen sechszehnjährigen Groom Angela's, die Beide seine Lieblinge waren, gestattete er, ihn bei diesem Dienst zu unterstützen, indem er sich von der Einen einen Theil des Frühstücks bis in das Vorzimmer tragen und von dem Andern die Thür öffnen ließ.

Heute wie auch sonst brachte er nun, nachdem er ein weißes Damasttuch über den Tisch gebreitet, kurz nach einander eine größere und eine kleinere Platte herein, worauf das Frühstück und das dazu gehörige Geräth lag, welches erstere sehr einfach war und aus Kaffee, Rahm, Weißbrod, frischer Butter und einigen weichen Eiern bestand. Die Platten zwar waren von Silber, die darauf befindlichen Gefäße aber nur sehr bescheiden geblümtes Porzellan, wie denn überhaupt nicht der geringste Prunk an dem Aufgetragenen wahrzunehmen war, wenn man nicht die Feinheit und Sauberkeit des Tischzeugs dazu rechnen will.

Der alte Treu trug, wie jeden Morgen im Hause, einen langen schwarzen Oberrock, wie er denn stets aus besonderer Liebhaberei, nicht auf Befehl seines Herrn, der

ihm darin wie in allen Dingen die größte Freiheit ließ, schwarz gekleidet ging. Nur das unvermeidliche weiße Halstuch und die steifen hochstehenden Hemdkragen ließen sich auch jetzt schon an ihm wahrnehmen. Seine Hände waren weiß und rein gewaschen, wie Frauenhände anzusehen, und das war sehr natürlich, denn schwere und unreinliche Arbeit gab es für ihn in diesem Hause nicht. Ueber sein altes runzliges, zwar gutmüthiges, aber jederzeit etwas ernst blickendes Gesicht, in dem über einer starken Habichtsnase zwei kluge, von seltsamen dicken weißen Brauen beschattete Augen funkelten, flog ein zufriedenes Lächeln, als er seines geliebten Herrn und des gnädigen Fräuleins so in aller Munterkeit ansichtig wurde, aber er sprach kein Wort, während er die Platten auf den Tisch stellte und dann geräuschlos und still, wie er immer ging und Alles that, die Tassen und Teller ordnete.

Da hob der Baron zuerst sein Auge gegen ihn auf und sah den alten treuen Diener behaglich schmunzelnd an und indem er auf seine Tochter deutete, sagte er freundlich:

»Sieh, sie ist gesund – ist das nicht schön? Guten Morgen, Treu, hast Du gut geschlafen?«

»Ich danke, Herr Baron, ja! Und Sie und das gnädige Fräulein auch?«

»Ja, wir haben Beide sehr gut geschlafen, Treu!«

»Dann bin ich zufrieden, Es ist ein schöner Morgen, Herr Baron, und Sie könnten wohl nachher mit dem gnädigen Fräulein einen kleinen Spaziergang machen. Vielleicht darf ich die Vögel mitnehmen, sie haben sich so lange nicht in der frischen Luft getummelt,« setzte er mit einem fragenden Blick auf Angela hinzu.

Angela sah ihren Vater freundlich nickend an und dieser sagte sogleich: »Das kann geschehen. Ich habe mich auch schon über das schöne Wetter gefreut. Der Tag wird warm werden – wenn er nur Gutes bringt!«

»Wir wollen es hoffen, Herr Baron, aber zuerst frühstücken Sie nur in aller Gemüthlichkeit und denken an die kommende Stunde nicht. Vielleicht kommt der Herr Amtsrath heute mit dem neuen Inspector nach dem Berge, da es – da es gerade Sonntag ist, meine ich.«

Der Baron, der gerade aus Angela's Hand eine Tasse Kaffee nahm, verharrte bei dieser Meinungsäußerung Treu's erst im Schweigen, dann sagte er mit einiger Dehnung im Ton:

»Du kannst Recht haben. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß er kommt.«

»Werden Sie die Herren zur Tafel hier behalten?« fragte Treu weiter.

»Nun, natürlich,« antwortete der Baron nach kurzer Zögerung, »ich werde wenigstens darum bitten, wenn sie zur rechten Zeit erscheinen.«

Treu nickte und warf Angela einen lächelnden Blick zu, den sie eben so erwiderte und dann gleich darauf sagte:



»Vielleicht bringt der Amstrath Cornelia mit, das wäre mir lieb. Dann habe ich doch auch ein wenig Gesellschaft.«

Der Baron hob hastig sein Auge zu der Tochter empor, als fühle er irgend einen leisen Vorwurf aus ihrer Rede heraus, dann sagte er: »Sehnst Du Dich nach Gesellschaft, Kind? Warum hast Du mir das nicht früher gesagt? Sollen wir hinunterschicken und Cornelia einladen lassen?«

»Nein, lieb' Väterchen,« erwiderte Angela sanft, »wir wollen es lieber nicht thun und abwarten, ob sie nicht von selbst kommt, was ich beinahe glaube.«

»Nun, das wäre recht schön!« sagte der Baron, und da weiter nichts über den vorliegenden Fall gesprochen wurde, verließ Treu mit seinem unhörbaren Schritt das Zimmer wieder und Vater und Tochter nahmen, ohne viel zu reden, das Frühstück ein.

Es dauerte nicht lange, bis es verzehrt war, denn ein langes Tafeln war auf dem Schneckenberg zu keiner Zeit Gebrauch. Gleich darauf holte Angela aus dem Nebenzimmer ein Körbchen mit Handarbeiten und setzte sich wieder dem Vater gegenüber, der eine Zeitung ergriffen und darin zu lesen begonnen hatte. Eine halbe Stunde später war auch diese leichte Arbeit beendet, der Baron legte die Zeitung an ihren bestimmten Platz auf den runden Säulentisch, rückte Einiges darauf symmetrisch zurecht und machte sich dann an seinem Schreibtisch zu schaffen.

»Willst Du arbeiten, lieb' Väterchen?« fragte Angela.

»Ja, mein Kind, ich habe noch einige Briefe zu schreiben.«

»Dann will ich Dich nicht stören und werde einmal nach der Küche gehen und sehen, ob Fräulein Wanner schon auf den Beinen ist. Um welche Zeit gehen wir in den Park? Ich möchte heute einmal die schöne alte Eiche zeichnen, die nie so voll belaubt war, wie dieses Jahr.«

»Thu das, mein Kind; laß uns um halb Neun gehen, wenn es Dir recht ist, dann ist es noch frisch und kühl.«

Angela raffte ihr Körbchen auf und reichte dem Vater die Hand, die dieser liebevoll ergriff, um einen väterlichen Kuß darauf zu drücken, dann ging sie mit ihrem elfenartig schwebenden Schritt aus dem Zimmer und der Baron blickte ihr zärtlich nach, bis sie hinter der Thür verschwunden war. Um halb neun Uhr aber traten sie in Begleitung von Fräulein Wanner und Treu, der den Käfig mit den zahmen Canarienvögeln trug, den verabredeten Spaziergang an und hier vor der alten Eiche war es, wo Felix von Rodenberg der lieblichen Scene beiwohnte, die wir im sechsten Capitel beschrieben haben.

---

Auf dem Wege nach dem Schneckenberg zeigte sich von den beiden fahrenden Herren nur der Amtsrath im Anfang gesprächig. Er erzählte seinem Begleiter von dem genußreichen Leben, welches man auf Schaumburg führe, namentlich in der ruhigeren Jahreszeit, im Herbst nach der Ernte und im Winter, wo die Jagden stattfänden

und die Geselligkeit überhaupt ihre schönsten Blüten treibe. Als man sich aber mehr und mehr dem Gipfel des Schneckenberges näherte und er von seinem schweisgsamen Gefährten keine neue Anregung zur weiteren Unterhaltung erhielt, verstummte auch er nach und nach und nun blieb dem Inspector Zeit genug, sich in dem ihm noch unbekanntem Revier dieser Bergseite umzuschauen. Im Ganzen sah der Berg hier eben so aus, wie auf der Seite, die er bereits bestiegen, nur begann die feinere Säuberung der Waldung in der Nähe des Hauptweges, den jeder Fahrgast wählen mußte, frühzeitiger und namentlich war auf den Rasen und die Anordnung der Baumgruppen eine große Sorgfalt verwandt, bis die Anlagen zuletzt in den vollen Schmuck und die Zier eines mit den reichsten Mitteln gepflegten Gartenparks übergingen. Als man nun aber endlich das weite Plateau erreichte und schon zwischen duftigen Blumenbeeten auf ebenem Wege dahinfuhr, öffnete sich das Auge des Inspectors immer weiter und weiter, denn so einladend und zierlich, so anmuthig geschmückt und sorgsam gepflegt hatte er sich den einsamen Sitz des Barons denn doch nicht gedacht und er mußte wiederholt an den guten Doctor Camp denken, der ihm das Alles vorhergesagt.

Da war man in die unmittelbare Nähe des Schlosses gelangt und mit einem Blick überschaute Felix von Rodenberg das schöne, im vollen Sonnenglanz vor seinen Augen liegende Ganze. Zu beiden Seiten zeigten sich die

weitausgedehnten und mannigfach gestalteten Blumenbeete in ihrer duftigen Sommerpracht und dahinter erhob sich stolz und hehr der seltsam zusammengefügte und doch im Ganzen wunderbar gefällig erscheinende Bau des freiherrlichen Ruhesitzes.

Als die prachtvolle Victoriachaise mit ihren Insassen im schnellen Tempo vor den im gothischen Styl gehaltenen und mit einem sehr anmuthigen Frontispiz geschmückten Vorbau des Schlosses fuhr, aus dem einige Granitstufen in das Innere führten, sprang Heinrich hurtig vom Bock, um seinen Herrn und dessen Begleiter anzumelden, allein er brauchte sich nicht weit zu bemühen, denn schon war der rasch herankommende Wagen wahrgenommen worden und als er hielt, trat der immer wachsame alte Treu auf die Stufen und verneigte sich ehrerbietig und doch mit einiger Zurückhaltung vor dem Herrn Amtrath, der ihn mit freundlichen Worten begrüßte und fragte, ob der Herr Baron zu sprechen sei.

»Gewiß,« erwiderte Wilhelm Treu, nachdem auch er den Amtrath begrüßt, »ist der Herr Baron zu Hause und er hat Sie sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet. Bitte, wollen die Herren nicht näher treten? Der Herr Baron wird sogleich von Ihrer Ankunft benachrichtigt werden.«

Das waren seine Worte, aber sie wurden von einem seltsamen Blick auf den Begleiter des Amtraths begleitet, der Wilhelm Treu sogleich vom Morgen her wieder erkannt und seinen Hut höflich einen Augenblick abgenommen hatte. Was dem alten Mann an dem Herrn auffiel, namentlich als er sein ganzes Gesicht ohne Kopfbedeckung wahrnehmen konnte, wäre schwer zu sagen, jedoch mußte das Gesicht auf der Stelle einen ganz besonderen Eindruck auf ihn gemacht haben. Er schaute es, selbst während er sprach, mit einer gewissen Verwunderung an, dann flog sein scharfes Auge rasch über die ganze Gestalt des Inspectors und gleich darauf nahm seine Miene den Ausdruck innerer Befriedigung an, als mochte er denken: »Der Besuch wird auch meinem Herrn willkommen sein, denn der Mann gefällt mir ausnehmend wohl!«

Schon während er die einladenden Worte, näher zu treten, an den Amtrath richtete, deutete er mit der Hand nach dem Schlosse hinein, und dieser, sein herrisches Wesen und den ihm tief eingewurzelten Stolz hier zum vollen Ausdruck dringend, schritt gravitatisch und mit wieder fest gedrücktem Hute die paar Stufen hinan, die in eine kleine runde Eingangshalle führten, welche von obenher durch bunte Glasfenster magisch beleuchtet wurde und aus der eine kurze, mit Teppichen belegte Granit-treppe, die mit einem vergoldeten Broncegitter eingefast war und auf deren breitem Absatz in metallenen Körben herrlich duftende Blumen prangten, in das hohe Erdgeschoß des Schlosses führte.

Alles dies sah sich der Inspector nur mit einem flüchtigen Blick an und doch verrieth sein Gesicht schon hier eine merkliche Betroffenheit, die er so gut verbarg, wie es ging, denn so schön und geschmackvoll in allem Einzelnen hatte er sich das stille Schloß auf dem Schneckenberg in der That nicht vorgestellt.

Das erste Zimmer, welches die beiden Herren aufnahm und in dem Wilhelm Treu sie einen Augenblick zu verweilen bat, war ein geräumiger Empfangssaal, mit wenigen, aber dem alterthümlich gehaltenen Styl desselben entsprechenden Möbeln ausgestattet. An den weißen, mit vergoldeten Arabesken verzierten Stuckwänden sah man keine Gemälde, wohl aber Gruppen mittelalttriger und moderner Waffen, die eine kunstsinnige Hand eben so zierlich wie geschickt zusammengestellt hatte.

Hier verschwand der alte Treu einige Augenblicke und die beiden Herren blieben sich und der Betrachtung dieses ersten Raumes allein überlassen.

»Nun,« sagte der Amtsrath, als er den Inspector verwundert sich umblicken sah, »ist das nicht hübsch hier?«

»Ja,« erwiderte der Gefragte mit seiner alten wiedergewonnenen Ruhe, »es ist sehr hübsch und so habe ich es mir in der That nicht gedacht.«

»O, warten Sie nur, es kann noch besser kommen, wenn der Baron so gnädig ist, Ihnen sein Schloß zu zeigen, wozu er nicht immer und bei Jedermann in der Laune ist. Aber das muß auch ich sagen, obgleich mir

die Verschwendung für so vieles Ueberflüssige im höchsten Grade mißfällt, geschmackvoll, niedlich und fein bedacht ist hier Alles, aber so großartig und prachtvoll wie unser Schaumburg ist der neumodische Schneckenberg denn doch nicht. Hier ist Alles gesucht, berechnet, mit einem Wort modern und frisch, trotz der alterthümlichen Schminke, die es überfirnißt, unten bei uns dagegen ist ehrwürdiges, wirkliches Alter, ein bewährter Geschmack und wahrheitsvolle Geschichte mit dem dazu gehörigen Luxus gleichmäßig vertreten.«

Ein Mehreres zu sprechen, behielten die Herren keine Zeit, denn es öffnete sich eine mit einer blauseidenen Portière verhangene Thür und aus derselben trat die kleine schwächliche Gestalt des weißhaarigen Barons hervor. Hatte ihm Treu, was immerhin möglich war, schon etwas über den Begleiter des Amtraths gesagt, oder nicht, genug, des Barons Augen, als er nur einen flüchtigen Blick auf den Letzteren geworfen, blieben mit sichtbar tieferer Forschung und innerer Bewegung auf dem Gesicht des Inspectors haften und sahen den festblickenden, hochgewachsenen und fein gekleideten Mann mit wachsendem Interesse an.

Dieser verneigte sich ehrerbietig, denn auch er war bei dem Anblick des alten Herrn, den er noch nicht in solcher Nähe gesehen und dessen mildes blaues Auge und gramgefurchtes Gesicht einen tiefen Eindruck auf ihn machte, einigermaßen betroffen und er verhielt sich vollkommen schweigsam, als fessele ein mächtiges Gefühl seine Zunge. Indessen störte der Amtrath sehr bald den

Zauber, wenn ein solcher die beiden sich bisher fremden Männer umfassen hielt, denn er beeilte sich, mit triumphirendem Blick und einer sehr gewichtigen Miene den neuen Inspector als solchen vorzustellen, da er sehr wohl bemerkt, daß der Baron über die äußere Erscheinung des jungen Mannes, den er ihm erworben, eben so erstaunt wie erfreut war, da er in demselben, bevor er ihn gesehen, gewiß nur einen gewöhnlichen Oeconomie-Inspector zu finden erwartet hatte.

»Wie ist Ihr Name?« fragte der Baron mit vorgeneigtem Haupt und beinahe klagender Stimme, als der Amtrath, etwas hastig und undeutlich sprechend, seine Vorstellung beendet hatte und nun, den Blick erwartungsvoll auf seinen Herrn gerichtet, schwieg.

Felix von Rodenberg nannte seinen Namen jetzt noch einmal selbst und fügte einige begrüßende Worte hinzu, die seine jetzige Stellung und sein Verhältniß zum Baron und dessen Gütern betrafen.

Als der Baron die volle, tiefe und klangreiche Stimme des jungen Mannes vernahm, die von der inneren Wärme, welche er in diesem Augenblick empfand, Zeugniß ablegte, schien er noch mehr als vorher zu staunen. Es war, als besänne er sich einen Moment auf irgend Etwas, denn er neigte kurze Zeit den Kopf und dann sah er zweifelhaft bald den neuen Inspector, bald wieder den Amtrath an, der den Baron in diesem Augenblick eben so wenig begriff, wie er ihn schon oft nicht begriffen hatte. Endlich sammelte sich der alte Herr, und nachdem er



mühsam nach einem anderen Gesprächsgegenstande gesucht, ohne ihn finden zu können, lud er die Herren ein, in ein anderes Zimmer zu treten und sich mit ihm einige Zeit gemächlich niederzulassen.

Den Fremden langsam und bedächtig voranschreitend, als sei er noch immer mit seinen stillen Gedanken beschäftigt, trat der Baron in das benachbarte Zimmer, das schon eine reichlichere Ausstattung an Gemälden und bequemen Möbeln enthielt, und hier nahmen die drei Männer um einen Tisch, auf dem eine vergoldete Vase mit frischgeschnittenen Rosen stand, Platz, worauf der Amtsrath sogleich das Gespräch begann, das sich zuerst auf des Barons Gesundheit und dann auf verschiedene Dinge bezog, wie man sie gerade wählt, wenn man nichts Besonderes zu sagen hat. Der Baron hörte ihm, nachdem er die ersten Fragen kurz und befriedigend beantwortet, stumm zu, war aber augenscheinlich mit seinen Gedanken weit abwesend, was dem Amtsrath, der es sehr wohl bemerkte, ein ironisches Lächeln abzwang, so daß er den Inspector wiederholt durch Blicke darauf aufmerksam zu machen versuchte, daß des Barons Geist in der That nicht im rechten Geleise sei. Der Letztere gewahrte von allem Diesen nichts, er nickte nur von Zeit zu Zeit mit dem Kopf und hörte nicht auf, den Inspector mit einem scheuen Blick von Kopf bis zu Fuß zu betrachten, als sei er noch immer nicht über den Mann im Klaren, der so plötzlich, wie aus den Wolken herabgefallen, in seine Einsamkeit getreten war und seine philosophische Ruhe unterbrochen hatte.

Der Inspector dagegen bemerkte die fortgesetzte Aufmerksamkeit des Barons auf seine eigene Person sehr wohl und es kam ihm fast so vor, als ob derselbe durch die Gegenwart des Amtraths einigermaßen bedrückt werde. Denn nicht allein sprach sich eine auffallende Besorgniß in dem bewegten Spiel seiner Mienen aus, sondern er vermied es auch so viel wie möglich, auf den Mann zu blicken, der seine Geschäfte führte und mit dessen Person er durch hundert Fäden conventioneller Verhältnisse verknüpft war.

Endlich schien der Amtrath selbst diese Bemerkung zu machen und da er für sich lange genug in der ihm stets unheimlichen Gesellschaft des Barons gewesen war, die er ja nie aus eigenem Antriebe suchte, so erhob er sich plötzlich, als wolle er den Besuch kurz abbrechen und den eingeschüchterten Baron von seiner Gegenwart befreien.

Der Baron, als er dies sah, blieb erstaunt sitzen, und erst, als auch der Inspector sich erhob, stand er von seinem Sessel auf und sagte mit einem unendlich freundlichen Gesicht:

»Sie wollen doch nicht schon wieder fort, meine Herren? O, das wäre mir doch ein zu kurzer Besuch dieses – dieses fremden Herrn gewesen, der doch gewiß das Verlangen in sich trägt, etwas mehr als das bloße Aeußere von meinem lieben Schneckenberg zu sehen, den er ja nun auch zu bewirthschaften hat. Nein, das gebe ich nicht zu. Ich denke, Sie speisen heute bei mir und dann

werden wir ja Gelegenheit genug haben, uns näher kennen zu lernen. Nicht wahr, Sie bleiben, meine Herren, und bis um zwei Uhr, wo ich zu essen pflege, werden wir ja wohl einige Unterhaltung finden.«

»Ich bedaure für meine Person sehr,« nahm sogleich der Amtsrath das Wort, »diese ehrenvolle Einladung ablehnen zu müssen, denn ich erwarte heute Mittag einige Gäste in Schaumburg, die ich unmöglich vergebens dahin kommen lassen kann. Wenn der Herr Inspector aber,« fuhr er verbindlich lächelnd und sich an diesen wendend, fort, »*Neigung* hat,« – er betonte dies Wort scharf – »bei Ihnen zu bleiben, Herr Baron, und Ihr schönes Besitzthum zu besichtigen, so finde ich dies sehr natürlich, zumal er heute nichts versäumt, wenn er einige Stunden – bei seinem neuen Herrn zubringt.«

Der Baron schien diese Rede nicht ungern zu hören und schaute erwartungsvoll auf den Inspector hin. Jetzt mußte dieser wohl reden; als er aber eben die Lippen öffnen wollte, sagte der Baron fast liebevoll und mit herzlicher Milde:

»Besinnen Sie sich nicht lange, mein Herr; bleiben Sie und verschönern Sie die Einsamkeit eines alten Mannes auf einige Stunden, denn zu mir kommt – vielleicht durch mein eigenes Verschulden – nur höchst selten Besuch.«

Da sagte der Inspector, indem er erst dem Baron und dann dem Amtsrath eine Verbeugung machte: »Ich gehorche Ihrem Befehl, Herr Baron, und zwar thue ich es gern, wenn der Herr Amtsrath mir nicht übel nimmt, daß ich ihn allein nach Hause fahren lasse.«

»Nicht im Geringsten, mein Lieber, nicht im Geringsten!« rief Dieser. »Nur bedaure ich, meinen Wagen mitnehmen zu müssen, aber wenn Sie mir die Stunde bestimmen wollen, wann er Sie abholen soll, so kann ich ihn leicht wieder hersenden.«

»O, bemühen Sie sich nicht, ich kann die halbe Stunde recht gut zu Fuß gehen,« nahm der Inspector rasch das Wort.

»Bitte, meine Herren, fiel hier der Baron ein, »Beides wird nicht nöthig sein. Sie brauchen weder zu Fuß zu gehen, Herr – Herr von Rodenberg – nicht wahr? – noch brauchen Sie Ihren Wagen zurückzusenden, Herr Amtrath. Ich habe ja auch Pferde und Wagen und sie sollen dem Herrn jede Stunde zu Diensten stehen.«

»Nun,« sagte der Amtrath, »dann fügt sich ja Alles. Herr von Rodenberg nimmt Ihre Güte an, wie ich sehe, und mich beurlauben Sie heute wohl.«

Dabei verbeugte er sich abermals und es sah aus, als freue er sich, so unvermuthet rasch aus dem Schlosse wieder fortzukommen. Aber da hielt ihn der Baron noch einige Augenblicke auf.

»Erlauben Sie, lieber Stephani,« sagte er, »nur noch ein Wort. Haben Sie vielleicht sonst noch etwas Geschäftliches mit mir zu reden?«

Der Amtrath besann sich, dann zuckte er die Achseln und versetzte: »Herr Baron, Geschäftliches giebt es ja zwischen uns zu jeder Zeit und auch jetzt hätte ich wohl Mancherlei vorzubringen. Allein ich will den heutigen Tag, der nur dem Vergnügen geweiht bleiben mag,

nicht durch die ewigen Quälereien der Arbeit und Sorge trüben. Ich denke also, wir versparen uns das Geschäftliche auf einen andern Tag.«

Der Baron nickte, ohne das Auge zu erheben und sagte nur: »Wie Sie wollen. Ich bin mit Allem zufrieden, das wissen Sie ja. Und wenn Sie denn doch fort müssen, so will ich Sie nicht länger halten. Leben Sie wohl!«

Er reichte ihm die Hand und der Amtsrath verbeugte sich so tief und respectvoll, daß es fast den Anschein hatte, als wollte er diese gütige Hand küssen. Daran dachte er nun freilich nicht im Entferntesten. Er sprach nur noch einige Worte und dann empfahl er sich, dem Inspector viel Vergnügen wünschend, und vom Baron höflich bis an die Zimmerthür begleitet. Wenige Minuten später war er in den Wagen gestiegen und man hörte die Räder rasch über den Kies des Weges rollen, als beeile sich der stolze Bewohner von Schaumburg so sehr wie möglich, aus der Nähe eines Mannes zu kommen, bei dessen Anblick er sich niemals wohl befunden und den zu hassen er doch so wenig Ursache hatte. –

Nachdem er das Zimmer verlassen, blieb der Baron so lange in sich versunken, bis er das Rollen des Wagens draußen vernahm; dann erst athmete er tief auf und hob sich hoch in die Höhe, wobei sich auf seinem milden wehmüthigen Gesicht augenscheinlich das Gefühl einer tief inneren Beruhigung ausprägte. Plötzlich wandte er sich mit rasch zunehmender Heiterkeit zu dem jungen Mann um, der, ihn ruhig beobachtend und abwartend, was sich nun entspinnen würde, in der Nähe des Fensters, wo er

gerade stand, stehen geblieben war, und sagte mit unendlich gütigem Ton:

»Nun, mein lieber Herr von Rodenberg, sind wir also allein und ich bin damit nicht ganz unzufrieden, denn einen uns noch fremden Menschen lernt man besser und leichter kennen, wenn man zu Zweien ist, als wenn ein Dritter zugegen, der den stillen Gang des Gesprächs durch seine Zwischenfragen leicht stören kann. Ich will dem Amtrath damit nicht zu viel thun, er ist mir immer angenehm, wenn er mich besucht, und außerdem ist er ja ein sehr kenntnißreicher und geschäftskundiger Mann, aber – mit Ihnen bin ich heut lieber allein und damit wir uns vor Tisch recht behaglich unterhalten können, so folgen Sie mir in mein Bücherzimmer, da sind wir so ungestört wie hier und es sitzt sich bequemer und besser darin.«

Damit nahm er den Inspector vertraulich bei der Hand und führte ihn in die nahegelegene Bibliothek ein, aus der das Frühstücksgeräth längst verschwunden und Alles wieder in der alten Ordnung war.

Der Inspector wußte in der That noch nicht, welche Ehre und Aufmerksamkeit ihm mit dieser sofortigen Einführung, gleich bei seinem ersten Besuch, von dem Baron zu Theil wurde. Denn in dies stille Heiligthum kamen stets nur die dem Baron werthen oder mit ihm auf einem vertrauten Fuß stehenden Personen, wie denn selbst der Amtrath nur selten in demselben empfangen worden war. Wie es aber kam, daß Felix von Rodenberg gleich am ersten Tage dieses Vertrauen zu Theil wurde, wissen

wir kaum zu sagen, wenn es nicht der Umstand war, daß er in der That vom ersten Augenblick an dem Baron dasselbe eingeflößt und dieser ein großes Wohlgefallen an ihm gefunden hatte.

Als Felix von Rodenberg in den eben so stillen wie reizenden Raum trat, in dem Alles und Jedes, das Größte wie das Kleinste, in der saubersten Ordnung und Regelmäßigkeit stand und lag und in dessen Anordnung im Ganzen eine, jedes dafür empfängliche Herz fesselnde Gemüthlichkeit ausgeprägt war, stand er eine Weile betroffen still und blickte sich schweigend ringsum.

Der Baron, der diese Einwirkung seines Lieblingsausenthaltes auf den jungen Mann sehr wohl bemerkte und sich herzlich darüber freute, zeigte ein glückliches Gesicht, nickte wiederholt mit dem Kopf, und da sein Gast noch immer schwieg, sagte er in seiner stillen Art ganz bescheiden und einfach:

»Nun, wie gefällt Ihnen das?«

»Herr Baron,« erwiderte Felix von Rodenberg mit tiefer Empfindung, »ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll. Es gefällt mir aber so gut, daß ich eben keine Worte dafür finde, und ich doch, was ich durchaus nicht liebe, nicht gern in die allergewöhnlichsten Lobsprüche ausbrechen möchte.«

»Ah, so, ich verstehe Sie,« lächelte der Baron, immer heiterer und zufriedener werdend, »nun, dann sagen Sie nichts und sehen Sie sich einmal mein kleines Tusculum recht genau an. Hier halte ich mich auf, wenn ich zu arbeiten, zu denken und zu sorgen habe, und weiß es der

liebe Gott, hier finde ich mich immer am allerersten zu recht, wenn mir die übrige Welt ihr Bellonagesicht zugekehrt hat. Aber hier bin ich auch oft mit meiner Tochter allein, denn es kommt mir stets so vor, daß ich in der besten Gesellschaft sei, wenn ich die Werke der Männer vor mir und um mich sehe, die unserm Vaterlande mit dem Inhalt ihres Geistes zugleich auch das Mark ihres Lebens gegeben haben.«

Felix von Rodenberg war vor die Bücherschränke getreten und musterte, allerdings jetzt nur flüchtig, die bunten Reihen derselben; als er sich dann aber umwandte und sein Auge auf den runden Säulentisch mit den losen Blättern und Brochüren fiel, nickte auch er so freundlich, wie er nicken konnte und sagte:

»Ja, Herr Baron, das ist nicht allein hübsch hier, das ist sogar verführerisch schön und ich verdenke Ihnen nicht, daß Sie hier ein Philosoph ganz eigener Art geworden sind. Wer möchte hier nicht an Ihrer Stelle sein?«

»Ach, an meiner Stelle!« seufzte der Baron laut auf. »Da sprechen Sie etwas aus, was Sie doch noch nicht so ganz kennen. Doch – lassen wir das. Kommen Sie und setzen wir uns an diesen Tisch; hier plaudert es sich gut, denn man hat zugleich einen Blick auf die Schöpfung der Menschen da drinnen und die große schöne Schöpfung Gottes da draußen.«

Beide Männer ließen sich auf den grünen Sammetsesseln nieder und nun entwickelte sich zwischen ihnen ein so frisches, fröhliches Gespräch, wie der Baron es lange



nicht hier geführt hatte und worin er zugleich den Bildungsgrad des Inspectors zu studiren schien, ein Studium, das ihn mit jedem Augenblick zufriedener und heiterer stimmte, da er in dem nicht nur bescheidenen, sondern auch vielfach gebildeten Gast einen in allen möglichen Dingen unterrichteten Mann, am wenigsten einen gewöhnlichen Oeconomie-Inspector fand. So wurde er denn immer lebhafter und offener und daß er sich einmal recht glücklich fühlte, zeigte der Glanz seines Auges und der Ausdruck seiner Mienen, die sich allmählig aus ihrer alltäglichen trüben Versunkenheit herauszuarbeiten begannen.

Aber auch des Inspectors Physiognomie hatte allmählig, je länger er mit dem Baron allein blieb, einen ganz anderen Ausdruck angenommen. Es war, als ob hier auf dem Schneckenberg ein voller Sonnenschein mit seinem Glanz auf seinem Gesichte läge, während unten in Schaumburg bisher Nebel und undurchdringliches Gewölk sein Auge verschleiert hatten. Hier war jener sinnende, forschende Ernst und das geheimnißvolle Düstere, das Cornelia an ihm zu bemerken geglaubt, ganz und gar verschwunden, er war ein jugendlich heiterer, froher und glücklicher Mensch geworden, so daß alle seine Züge ganz anders erschienen, und so war auch seine Unterhaltung viel belebter, ungezwungener und bei Weitem weniger zurückhaltend. Nein, hier schien es für ihn keinen Rückhalt, kein unaufgeklärtes Hemmniß zu geben, zutrauensvoll sprach er sich über Dinge und Menschen aus und wenn Cornelia ihn jetzt beobachtet hätte, würde

sie eine ganz andere Person vor sich zu sehen geglaubt haben.

Das Gespräch der beiden Männer hatte sich um Allerlei gedreht und zuletzt hatte der Inspector es auf die Güter des Barons zu lenken versucht, was ihm nur mit einiger Mühe gelungen war, da der Baron sichtlich nicht gern über seine eigenen Angelegenheiten sprach und consequent auszuweichen bemüht war, wenn er darauf hingeführt wurde. Der Inspector jedoch, vielleicht einem inneren Triebe oder einer bestimmten Absicht nachgebend, zeigte sich eben so consequent und behielt das Gut und dessen Bewirthschaftung fest im Auge, was ihm ja auch in der That zunächst am Herzen liegen mußte, und so ergab sich der Baron endlich darein und sagte, nachdem sein Gast über das, was er bis jetzt gesehen, sich lobend geäußert hatte:

»Nun, es ist mir lieb, daß Sie Manches gefunden haben, was Ihres Lobes werth ist, und daß Sie namentlich mit den neuen Maschinen zufrieden sind, die wir den Amerikanern verdanken, freut mich. Aber Sie sagen ja selbst, daß Sie noch nicht genügend orientirt sind und so wollen wir das weitere Gespräch darüber bis zu dem Augenblick aufsparen, wo Sie mir sagen: Jetzt bin ich völlig orientirt und ich habe die und die Neuerungen vorzuschlagen. Bis dahin habe ich Geduld, mein lieber Herr, ach ja! in der Geduld bin ich ein Meister geworden. Aber im Ganzen, das muß ich Ihnen doch noch sagen, bekümmere ich mich nicht viel um die Geschäfte, die sich da unten in Schaumburg abwickeln, vielleicht, weil ich sehr

wenig davon verstehe, vielleicht, weil ich des Glaubens bin, daß ich durch den Amtrath und seine Helfer gut und redlich bedient werde. Ja, auf *den* Mann habe ich mich viele Jahre lang verlassen und verlasse mich auch ferner auf ihn. Nun sind auch Sie hinzugekommen und so kann ich ja mit noch größerem Vertrauen auf einen verständigen und zweckentsprechenden Geschäftsgang rechnen. Doch – nun haben wir, denke ich, genug über geschäftliche Dinge gesprochen und ich glaube Ihnen anzusehen, daß Sie mit einem gewissen Ernst die Bürde übernommen haben, die jetzt auf Ihren Schultern ruht. Blicken Sie heiter darein, Sie sind noch jung und das Leben liegt rosig vor Ihnen – ach ja! also weg mit dem Geschäft, sage ich noch einmal, und damit ich etwas dazu beitrage, Ihnen die Gedanken zu vertreiben, die unser Gespräch in Ihnen heraufbeschworen, so will ich ein anderes mir Millionenthal lieberes Thema wählen. Mit einem Wort: wollen Sie nicht meine Tochter kennen lernen, noch bevor wir zu Tisch gehen?»

Felix von Rodenberg fuhr wie aus einem Traum auf, in den er bei den Worten des Barons versunken schien, und sein Gesicht nahm sogleich wieder den Ausdruck unbefangener Heiterkeit an.

»Sie werden mich sehr glücklich machen,« sagte er, »wenn Sie mich der Ehre würdigen, die Bekanntschaft Ihrer Fräulein Tochter zu machen.«

Der Baron drückte auf den Knopf einer auf dem Tisch stehenden silbernen Glocke zweimal; sie gab einen lauten und weithin vernehmbaren Klang von sich. Eine Minute darauf trat der alte Treu herein und als er seinen Herrn und dessen Gast so traulich in der Bibliothek beisammen sitzen sah, klärte sich sein faltiges Gesicht wunderbar auf und indem er zuerst den Inspector, dann den Baron anblickte, fragte er:

»Was befehlen der Herr Baron?«

»Geh zu meiner Tochter, Treu,« lautete die Antwort, »und bitte sie, uns hier ihre Gegenwart zu schenken.«

Treu verneigte sich und verließ das Gemach mit seinen stillen unhörbaren Schritten. Es vergingen nicht fünf Minuten, und noch hatten die beiden Männer keinen weiteren Stoff für ihr Gespräch gefunden, da hörte man im Nebenzimmer das Rauschen weiblicher Kleider und einen Augenblick darauf öffnete sich langsam die Thür und die Elfengestalt Angela's wurde in derselben sichtbar.

Ja, wenn sie je wie eine Elfe ausgesehen, so war es in diesem Augenblick der Fall. Sie trug ein weißes Mullkleid über einem lilafarbigem seidenen Unterkleide, nach der modernen Frauentracht mit den dazu gehörigen Schleifen und Bändern garnirt. Ungezwungen fiel ihr schönes goldblondes Haar in natürlichen Locken vom Scheitel auf den Nacken und die Schultern nieder und als einzigen

Schmuck trug sie, die so viel köstlicheren Schmuck besaß, im Busenausschnitt ihres Kleides eine herrliche Rose, die eben erst ihrem heimatlichem Strauche entnommen zu sein schien. Ein kurzes Jäckchen, ebenfalls von lilafarbiger Seide, war über die weißen Schultern gezogen und fiel in wohlgefälliger Form bis zur schlanken Taille herab, die ein gleichfarbiger Gürtel umschloß, von dem breite Bänder lang und anmuthig geordnet niederfielen.

Der Inspector hatte sich bei ihrem Eintritt erhoben und tief vor der holden Gestalt verbeugt; dann aber stellte er sich in seiner ganzen Höhe und natürlich stolzen Haltung vor ihr auf und sah den Baron an, der lächelnd neben ihm stand und mit Wonne den Eindruck zu beobachten schien, den der erste Anblick seiner schönen Tochter auf den Gast machen würde. Denn stolz war auch dieser Vater auf sein Kind und er hatte gewiß das vollste Recht dazu.

»Das ist Herr von Rodenberg, der Inspector auf Schaumburg,« sagte er sanft, »und das, Herr von Rodenberg, ist meine einzige Tochter, meines Herzens Liebling, meine Angela!«

Felix von Rodenberg verneigte sich noch einmal und sprach dann einige begrüßende Worte.

Auch Angela schien auf den Wohllaut dieser festen männlichen Stimme mit scharf lauschenden Ohren zu hören, aber noch mehr zog sie für den Augenblick das von einem seltenen Glück strahlende Antlitz ihres Vaters an, in dem sie seit langer Zeit zu lesen verstand und jetzt in großer Schrift die Empfindung las: »Ich bin glücklich, mein Kind, sieh' es und freue Dich. Dieser Mann

gefällt mir wohl und ich werde mich doppelt freuen, wenn er auch Dir wohlgefällt.« Als sie mit ihren durch Gewohnheit und Uebung geschärften Sinnen diese Bemerkung gemacht, war ihr natürlich die Richtschnur ihres Benehmens und Handelns vorgezeichnet, und nachdem sie dem Vater zuerst freundlich zugnickt, wandte sie sich mit einer anmuthigen Verbeugung an den jungen Mann und sagte mit einem unaussprechlich liebeichen Lächeln, indem sie ihn ruhig und fest anblickte:

»Ich freue mich sehr, Herr von Rodenberg, Sie in diesem Zimmer bei meinem lieben Väterchen zum ersten Mal zu begrüßen. Es ist das ein gutes Zeichen, für mich wie für Sie, denn hierher ladet er nur diejenigen Menschen ein, die er in seinem Hause wohl aufgenommen sehen will. – Ich will Ihnen damit keine Schmeichelei gesagt haben,« fuhr sie erröthend fort, als sie auch den jungen Mann erröthen sah, »nein, die kennen wir hier nicht. Wir Alle, die wir in dieser stillen Bergeinsamkeit leben, sind reine Naturkinder und darum sprechen wir uns stets offen und ehrlich aus, was uns das Herz eingiebt. Aber, wie ich sehe, sind die Herren Beide etwas erhitzt und es ist drückend warm im Zimmer. Wollen wir nicht lieber bis zum Essen in die freie Luft hinausgehen, die ein hübscher frischer Wind kühl und angenehm macht?«

»Ja,« rief der Baron mit einiger Lebhaftigkeit, »das ist ein guter Vorschlag, Angela, und Sie, Herr von Rodenberg, folgen Sie ihm. Führe den Herrn einstweilen in den Blumengarten, mein Kind, ich werde nicht lange auf

mich warten lassen und habe nur noch einige Augenblicke hier zu thun.«

»Kommen Sie!« sagte Angela freundlich zum Inspector, und Dieser, ohne ein Wort der Gegenrede finden zu können, denn bereits hatte er nur stille Bewunderung für dieses eigenartige Elfenkind, folgte der Vorangehenden, die ihn alsbald durch die vorher beschrifteten Zimmer in die Vorhalle führte und von dort aus mit ihm in den vor dem Schloß liegenden Blumengarten trat.

Hier gesellte sich gleich darauf Fräulein Wanner zu ihnen, auch jetzt wie sonst in schwarze Seide gekleidet und einen Strohhut, wie sie sogleich einen ähnlichen Angela überreichte, auf dem blonden, schon etwas grau gesprenkelten Haar. Es war eine schlanke, etwas magere Dame mit einem wohlwollenden freundlichen Gesicht und braunen klugen Augen, doch hatte der Ernst des Lebens, der hier neben dem häuslichen Glück zu walten schien, auch auf ihren Zügen schon einige Spuren hinterlassen. Angela stellte die beiden Personen einander vor, es wurden einige freundliche Worte ausgetauscht und dann ging man in den duftigen Blumenanlagen auf und nieder, bald das eine, bald das andere in voller Farbenpracht prangende Beet betrachtend.

»Fräulein Wanner,« sagte Angela dabei, indem sie sich wieder an den Inspector wandte, »ist meine zweite Mutter, Herr von Rodenberg Ihr verdanke ich viel und Sie müssen daher recht freundlich gegen sie sein. Sie hat meine Kindheit behütet und weicht auch jetzt nur selten von meiner Seite. Still, still, liebe Wanner, lassen Sie

mich reden, wie ich muß, Herr von Rodenberg versteht mich gewiß, und nun sehen Sie einmal dies herrliche Rosenbeet an, ist das nicht hübsch?«

Sie war bei diesen Worten vor ein großes rundes Beet getreten, welches, von großen Seemuscheln und Reseda eingefast, mitten im Vorgarten lag und auf das, wie sie vorher bemerkte, die Fenster ihres Wohnzimmers schauten.

»Ja, es ist sehr schön,« sagte Felix von Rodenberg, der endlich einmal ein Wort fand; »ich finde hier übrigens Alles schön, aber das ist allerdings mit das ausgezeichnetste unter allen seinen Nachbarn.«

»Und doch,« fuhr Angela gemüthlich plaudernd fort, »gehen wir mit dem verbrecherischen Gedanken um, es zu vernichten, und noch dazu in diesem Sommer, noch ehe die Blüten, die es trägt, vertrocknet sind.«

»Warum das?« fragte Herr von Rodenberg mit einiger Verwunderung.

»Weil an seine Stelle ein Springbrunnen mit Wasserpflanzen treten soll und ich das lebendige, so lustig sprudelnde Wasser über Alles liebe und wir kein solches im ganzen Garten haben, während in Schaumburg sogar auf dem Hofe dergleichen zu finden sind. Es giebt eine so anmuthige Kühle bei großer Hitze und das Auge erfreut sich gar sehr an dem munteren Spiel der blauen Silberwelle.«

»Der Gedanke ist artig,« fuhr Herr von Rodenberg nach einigem Besinnen fort, »aber haben Sie denn das Wasser und die Triebkraft dazu?«



»Wasser in Fülle, o ja, dazu sind die großen Cisternen im Hintergarten vorhanden und die Triebkraft soll eine kleine Dampfmaschine geben, die wir auch schon im Hause haben und die jetzt nach kurzer Arbeit schon lange ruht. So fehlt es nur an der baldigen Ausführung, und ich bitte Sie, wenn wir nachher oder ein andermal davon sprechen, so zeigen Sie sich mit meinem Wunsche einverstanden und treiben Sie meinen Vater zur Eile, ich werde Ihnen dafür dankbar sein.«

»Wird denn meine Beistimmung noch nöthig sein,« fragte Felix von Rodenberg lächelnd, »nachdem schon Sie Ihren Wunsch ausgesprochen haben?«

»O doch! Wenn zwei Menschen meinem Vater Dasselbe sagen und von ihm wünschen, so wird er viel leichter zum Handeln bestimmt.«

Der Inspector wollte eben etwas darauf erwidern, als der Baron vom Schlosse her zu ihnen trat, und nun wandelten sie alle Vier auf und ab, das vor ihnen Liegende betrachtend und darüber ihre Ansichten austauschend.

Dem Gaste kam hier Alles wie ein Traum vor und er glaubte kaum noch wachend und denkend unter lebendigen Menschen zu wandeln. Was er hier sah und hörte, war ihm so neu und frisch, so ursprünglich und natürlich, wie er nie etwas erlebt. Eben so verging ihm die Zeit wie im Fluge, die Stunde schien ihm zu wenigen Minuten zusammenzuschrumpfen und ehe er noch zum eigentlichen Bewußtsein der Gegenwart gekommen war, hörte er eine Glocke läuten, bei deren Klange der Baron stehen blieb und sagte:

»Es ist zwei Uhr, Kinder, man ruft uns zum Essen. Das muß ja einmal unter Menschen auch sein, Herr von Rodenberg, man lebt ja nicht bloß vom Sehen und Hören und Denken. Also kommen Sie!«

Die beiden Damen gingen voran und schlugen den Weg nach dem Schlosse ein, von dem man ziemlich weit abgekommen war. Die Herren folgten und bald trat man in den Speisesaal, in dem alle Möbel von Eichenholz geschnitzt waren und nichts von Gold und außer dem alltäglichen Eßgeräth sehr wenig von Silber bemerklich war. Nur an den mattblau gefürbten Wänden ringsherum sah man, ähnlich wie im Schaumburger Speisesaal, anmuthig mit Blumenstücken bemalte Medaillons und am halbgewölbten Plafond befand sich das größte und schönste, eine von Meisterhand ausgeführte Flora darstellend, die ihren reichen Korb voller Früchte und Blumen auf die unter ihr Speisenden ausstreute.

Der alte Treu war der einzige dienstbare Geist in dem behaglichen Gemach und er empfing die Gesellschaft mit gewohntem Ernst und einer tiefen Verbeugung. Nur der Tochter des Hauses nickte er verstohlen mit einem freundlichen Blick zu und sie erwiderte denselben auf ähnliche Weise, als seien sie auch diesmal Beide im vollkommensten Einverständniß.

Als bald reihte man sich um den mit frischen Rosen bedeckten Tisch und der Inspector erhielt seinen Platz zwischen Vater und Tochter. Die Speisen wurden nicht heringetragen, sondern folgten ruhig eine nach der andern,

indem sie durch eine künstliche Vorrichtung aus der Küche im Erdgeschoß in einem verschließbaren Schranke hinaufgewunden wurden. Nichts von Glanz und Prunk, wie bei'm Amtrath, war hier zu sehen, Alles war einfach und eben so die Speisen durchaus nicht so zahlreich wie bei dem genußsüchtigen Gerichtsmann. Das Tischgebet sprach Fräulein Wanner mit einigen herzlichen Worten und dann ging man an das Speisen selbst, nachdem Treu lautlos und geschickt einem Jeden das Seine dargeboten hatte.

Das Mahl hatte kaum eine halbe Stunde gedauert, da war auch schon Alles vorüber, denn der Baron liebte das lange Tafeln und das viele Trinken nicht.

Als man aufstand, sagte der alte Herr zu seinem Gast: »Jetzt lasse ich Sie ein halbes Stündchen mit den Damen allein. Ich habe das Bedürfniß, nach dem Essen einige Zeit zu ruhen. Sie müssen das einem alten Manne, der schwächlich und verwöhnt ist, verzeihen. Und da Sie in guter Gesellschaft sind, so bin ich getröstet. Leben Sie wohl bis auf Wiedersehen. Wo trinken wir den Kaffee, Kind?«

»Ich denke, in der großen Rosenlaube, wenn es Dir recht ist, lieb' Väterchen!«

»Gut, ja!« Und er küßte sein Kind herzlich und ging dann langsam in sein Zimmer zurück. Fräulein Wanner, die noch eine kurze wirthschaftliche Besorgung vorgab, empfahl sich gleich darauf und so gingen einstweilen Angela und der Gast wieder in den Garten hinab, wo sie sich

einen schattigen Parkgang aufsuchten und darin langsam auf und nieder wandelten.

Ohne daß er es selbst wußte, tief in Gedanken versenkt, schritt Felix von Rodenberg mit zu Boden geschlagenen Augen eine Weile schweigsam neben dem schönen Mädchen dahin. Es war ihm ganz sonderbar zu Muth und nie in seinem Leben vorher fehlten ihm so wie heute die Worte, die er an dieses ihm mit jedem Augenblick neuer und frischer vorkommende Wesen zu richten wünschte. Nichts, er mochte denken, was er wollte, schien ihm von genügender Bedeutung zu sein und da er vielleicht zu viel suchte, fand er gerade um so weniger.

Da schlugen mit einem Mal ihre wie Musik klingenden Laute an sein Ohr und doch hörte er eigentlich nur den Nachhall derselben, da ihn der Klang ihrer Stimme fast mehr, als der Inhalt ihrer Worte interessirte.

»Wie gefällt es Ihnen auf Schaumburg?« hatte Angela gefragt.

»Schaumburg,« erwiderte er, mit einiger Mühe sich nach dem fast vergessenen Wohnorte zurückversetzend, »ist ein sehr schönes, fruchtbares und sehr anmuthig gelegenes Gut. Auch der Park ist wunderbar schön und könnte leicht noch schöner gemacht werden, wenn etwas größere Sorgfalt und Pflege darauf verwandt würde.«

»Ah, Sie sprechen vom Gut und Park – ich meinte das Schloß.«

»Das Schloß habe ich bisher nur von außen und sogar nur sehr oberflächlich mit einem flüchtigen Blick angesehen.«

Angela richtete verwundert ihr großes blaues Auge auf ihn. »Sie haben es also gar nicht kennen gelernt und sind noch nicht in seinem Innern gewesen?« fragte sie. »Warum denn nicht?«

»Ich habe bisher weder Zeit noch Gelegenheit dazu gehabt.«

»O, dann thun Sie mir den Gefallen und versparen Sie es sich, bis ich selbst einmal hinunter komme, dann will ich Ihnen Alles recht genau zeigen. Ich kenne es so gut wie Cornelia und habe oft genug mit ihr alle Winkel und Ecken durchstöbert. Und da muß ich Ihnen denn sagen, daß ich es reizend finde. Die innere Einrichtung ist so schön und groß, wie ich noch nie eine andere menschliche Wohnung gesehen. Eben so finde ich auch den Park allerliebste und was mir daran am besten gefällt, ist, daß man darin wie in der ganzen Ebene bequem und ohne alle Mühe herum gehen und fahren kann. Das Letztere vermisse ich hier auf dem Berge am allermeisten.«

»Dafür haben Sie aber auch hier eine viel weitere und schönere Aussicht!« warf Felix von Rodenberg ein.

»Das ist wohl wahr, im Sommer wenigstens. Doch nun denken Sie einmal an den langen Winter. Dann ist es sehr unbequem, auf so hohem Berge zu wohnen, abgeschieden von aller Welt und dem Verkehr darin. Denn hier herauf kommt so leicht Niemand und man will doch auch bisweilen Menschen sehen, und wir, wenn wir bei hohem Schnee in die Ebene wollen, sind fest an unsere

Einsamkeit gebunden, da mit Wagen kaum durchzukommen ist und der Vater aus übergroßer Aengstlichkeit sich und mich keinem Schlitten anvertraut.«

Der Inspector lächelte unwillkürlich. »Das glaube ich gern,« sagte er. »Aber Sie haben es ja so leicht, sich Ihr Verhältniß bequemer zu gestalten. Das große Schloß unten steht ganz leer – bleiben Sie also im Sommer auf dem Berge und ziehen Sie im Winter nach Schaumburg hinab. Dann haben Sie Berg und Aussicht, und Ebene und Menschen in abwechselndem Genuß.«

Angela seufzte ganz leise auf. »Ach ja,« sagte sie, »das wäre recht hübsch, aber es geht doch nicht ganz so gut, wie Sie vielleicht denken. Mein Vater liebt den Berg so sehr, er hat sich seit langen Jahren an ihn gewöhnt und nun kann er sich nicht mehr von ihm trennen. Natürlich bleibe ich ihm zu Liebe auch gern hier und lasse so wenig wie möglich meine Sehnsucht nach Schaumburg merken. Ach, wie hübsch wäre es, dort zu wohnen und Cornelia immer in meiner Nähe zu haben, mit der ich so gern verkehre.«

Sie hielt einen Augenblick inne, als überlege sie irgend Etwas; da aber ihr Begleiter nachdenklich schwieg, sprach sie sogleich die eben erwogene Frage aus. »Wie gefällt Ihnen Cornelia Stephani?« sagte sie.

An diese Frage hatte der Inspector jetzt am wenigsten gedacht und er mußte sich seine Antwort erst im Innern zurechtlegen. »Sie ist ein sehr schönes Mädchen,« sagte er dann langsam, »obwohl in einer ganz besonderen Art. Im Ganzen habe ich nur sehr wenig mit ihr gesprochen,

da ich sie nur bei Tisch auf kurze Zeit sehe und dabei gewöhnlich von Gutsgeschäften die Rede ist.«

»O, da müssen Sie sie näher kennen lernen, sie ist wirklich recht gut und auch klug. Ich liebe sie sehr und sie liebt mich auch, das weiß ich, obwohl wir uns noch nicht gesagt, daß wir Freundinnen sind. Wir nehmen das Beide als selbstverständlich an. Auch thut sie mir leid, da sie in Schaumburg doch wohl nicht so recht an ihrem Platze ist, und am meisten bedaure ich, daß sie keine Mutter, überhaupt kein weibliches Wesen um sich hat, von dem sie etwas Milde und Weichheit annehmen könnte. So hat sie etwas von Männertrotz und Stolz an sich, da sie immer nur ihren Vater zum Umgang und Vorbild vor sich gehabt. Dieser mag in der That ein sehr geschickter und geschäftskundiger Advocat und Verwalter sein, wie mein Vater sagt – ja, ich will es glauben – aber das weiß ich auch, daß er ein herrisches, eigenmächtiges Wesen hat und gern in allen Dingen willkürlich und nach seiner augenblicklichen Laune verfährt. So ist die arme Cornelia – man muß ihr das zu Gute halten – nicht in der besten Schule gewesen und halb und halb aus ihrer ursprünglichen Natur hinausgegangen, die in der Anlage wahrlich ächt weiblich und edel war.«

Es trat wieder eine Pause ein. Felix von Rodenberg konnte sich nicht genug über die Verständigkeit und Einsicht dieses jungen Mädchens wundern, die es hier so ruhig und klar an den Tag legte und mit einer Offenherzigkeit und Natürlichkeit vortrug, wie er sie noch nie an einem weiblichen Wesen gesehen. Ja, sie war ein reines

Naturkind, wie sie selbst gesagt, und lebte unter Menschen, die stets nur sprachen, was sie dachten und empfunden, und so war auch Angela schon in jungen Jahren, von dieser Natur dazu reich begabt, die Stütze und der Trost ihres zwischen Sein und Nichtsein hin und her schwankenden Vaters geworden.

Alle diese Gedanken flogen ihm jetzt blitzschnell durch den Kopf und er war daher viel weniger zum Sprechen aufgelegt, als man es in solcher Gesellschaft hätte vermuthen sollen, wenn man nicht annehmen will, daß seine fortgesetzte Schweigsamkeit und sein Ernst, die er namentlich in Schaumburg an den Tag gelegt, ihm angeboren und endlich zur unabstreifbaren Gewohnheit geworden seien. Indessen sammelte er sich allmählig und that noch einige Fragen über das Verhältniß zwischen Vater und Tochter in Schaumburg, das ihm selbst nicht ganz natürlich vorgekommen war, als Fräulein Wanner wieder erschien und die Meldung überbrachte, daß der Kaffee in der Rosenlaube bereit stehe und der Herr Baron auch gleich erscheinen werde.

Kaum hatte man sich in der schönen Laube, die eine ähnliche Aussicht wie der Balken vor der Bibliothek bot, niedergelassen, als der Baron auch schon erschien und sich mit einigen freundlichen Worten den Andern beigesellte.

Angela's Augen flogen augenblicklich nach seinem Gesicht und kaum hatte sie es geprüft, so sagte sie, während Fräulein Wanner den Kaffee eingoß: »Du hast nicht geschlafen, Väterchen, ich sehe es Deinen Augen an.«



Der Baron lächelte schmerzlich. »Du hast Recht,« sagte er, »ich konnte nicht schlafen, weil – weil ich heute zu viel denken muß!« Und dabei warf er einen seiner wehmüthig sinnenden Blicke auf den jungen Mann hin, der an Angela's Seite saß.

»Mein langer Besuch hat Sie doch nicht ermüdet oder gestört?« fragte Felix von Rodenberg.

»O nein, ganz gewiß nicht, und ich hoffe sogar, Sie werden uns recht, recht bald wieder besuchen, wenn Ihnen die Einsamkeit, in der wir leben, nicht unbehaglich oder gar lästig ist. Sie werden uns immer angenehm und zu jeder Stunde willkommen sein.«

»Ja,« nahm Angela lebhaft das Wort, »Sie müssen uns oft besuchen und wenn es auch nur im Vorbeireiten auf eine halbe Stunde ist. Väterchen hat gar zu gern Besuch – das heißt solchen, den er in seine Bibliothek führen kann.«

Der Inspector sagte es freudig zu und das Gespräch richtete sich nun auf andere Dinge, bis es selbst dem Baron auffiel, daß der junge Mann, der nichts von seiner Freundlichkeit verloren, nur an einer gewissen Nachdenklichkeit zugenommen, auffallend still wurde und wiederholt nach der Uhr sah.

»Sie sehen schon zum zweiten Mal nach der Uhr,« sagte der alte Herr, »Sie versäumen doch unseretwegen nichts?«

»Nein, das nicht, aber die Zeit ist mir ungewöhnlich schnell vergangen,« erwiderte er. »Wenn Sie mir die Bemerkung erlauben, so wünschte ich nicht später als halb

Sechs zu Hause zu sein; ich habe noch manches Geschäftliche zu thun und möchte mich in meiner Arbeit nicht säumig finden lassen.«

»Ah, das ist etwas Anderes; von seiner Pflicht Erfüllung darf man Niemanden abhalten. Also um fünf Uhr soll ich den Wagen bestellen?«

»Lieb' Väterchen, ich habe noch einen anderen Vorschlag,« fiel ihm da Angela mit lieblich erröthendem Gesicht in die Rede. »Wenn Du es erlaubst, so will ich mit Fräulein Wanner Herrn von Rodenberg nach Schaumburg bringen. Meine kleinen Pferde müssen einmal eine ordentliche Bewegung haben und sie laufen so gern in der Ebene auf geraden Wegen. Bist Du aber nicht damit einverstanden oder willst Du gar lieber selbst eine kleine Spazierfahrt machen, so bestelle ich den großen Wagen und wir fahren Alle zusammen.«

»Nach Schaumburg – ich?« rief der Baron, plötzlich wie in jähem Schreck zusammenfahrend. »Nein, mein Kind, das kannst und wirst Du nicht verlangen. – Sie müssen nämlich wissen, Herr von Rodenberg,« wandte er sich an den ernst aufschauenden Gast, »ich fahre nicht gern nach dem Schlosse, das ich nicht liebe, und ich bleibe viel lieber auf dem Berge allein. – Aber wenn Du, mein Kind, unsern Gast dahin bringen willst und mir versprichst, recht vorsichtig zu sein, so fahre in Gottes Namen mit Fräulein Wanner mit, ich habe nichts, gar nichts dagegen einzuwenden.«

»Gewiß wollen wir vorsichtig sein,« entgegnete Angela, »und ich danke Dir recht herzlich für diese Erlaubniß.«

Bei diesen Worten wollte sie sich eben erheben, um den Wagen zu bestellen, als Wilhelm Treu, der stets da war, wo er gebraucht wurde, um die Laubenecke bog und sogleich hörte, um was es sich handelte.

»Ich werde Alles besorgen, gnädiges Fräulein,« sagte er, nachdem Angela ihm ihren Wunsch vorgetragen, »Sie brauchen sich um nichts zu bemühen.«

»Bringe auch warme Tücher mit,« sagte der Baron, »im Fahren hat man immer den Wind gegen sich, und für Herrn von Rodenberg auch eins, da er so leicht bekleidet ist.«

»Ich danke ergebenst,« versetzte Dieser lächelnd, »ich bin gegen den Wind nicht so empfindlich und bewege mich den ganzen Tag in freier Luft.«

»Nun, so geh',« rief der Baron, »Punkt fünf Uhr soll Johannes mit dem Wagen hier sein.«

Wilhelm Treu ging langsam nach dem Schloß und nach einer Viertelstunde kam er, mit Tüchern und Decken aller Art beladen, nach der Laube zurück und meldete, daß Johannes pünktlich sein werde und Alles wohl besorgt sei.

Er hatte Recht. Noch etwas vor der festgesetzten Zeit war der kleine Groom mit seinem Fuhrwerk zur Stelle und der Baron begab sich sogleich daran, die Pferde, ihre Anschirrung und den Wagen einer genauen Besichtigung zu unterwerfen, ob auch Alles daran in bester Ordnung sei.

Es war ein allerliebstes Gefährt, leicht, graciös und doch fest gebaut, eine Art jener kleinen Damenparkwagen, die nur einen Hauptsitz für zwei Personen, einen vorn für den Kutscher und einen zweiten schmalen hinter dem Hauptsitz für irgend einen Begleiter oder Diener haben. Die Pferdchen waren kräftige Ponies von schottischem Schlage, mit langhinfliegenden Mähnen und Schweifen, die beinahe den Boden fegten. Goldbraun von Farbe, mit schlanken fest gefügten Gliedern versehen, sprühten sie von Feuer und Muth, aber der kleine Groom hielt sie fest im Zügel, wie er sich denn schon oft als gewandter Kutscher bewährt hatte.

»Sind auch Deine Hemmvorrichtungen in Ordnung?« fragte der ängstliche Baron den Groom, und unterwarf dieselben einer genauen Prüfung. »Sehen Sie doch, Herr von Rodenberg,« wandte er sich an Diesen, »finden Sie, daß Alles gut und sicher ist?«

»Gewiß, Herr Baron,« sagte der Gefragte ernst, »Sie brauchen durchaus keine Besorgniß zu hegen und auf der Fahrt den Berg hinunter bin ich ja auch dabei, und hinauf ist ja nicht die geringste Gefahr zu besorgen.«

»Gott sei Dank, wenn es so ist, wie Sie sagen,« versetzte der Baron tief aufathmend. »Ich bin immer etwas ängstlich, wenn ich das liebe Kind von mir lasse. Sie dürfen mir das nicht verdenken. Wenn das arme Menschenherz nur *einen* Gegenstand hat, woran es noch hängt, so ist es mit Recht um denselben besorgt. – Also nun soll es geschieden sein, Herr von Rodenberg? Nun, das war

ein recht – recht hübscher Tag. Mag es noch mehrere solche geben. Kommen Sie gut nach Hause und vergessen Sie den Schneckenberg nicht. Wie schon gesagt, Sie werden mir stets willkommen sein und wenn ich, während Sie unten in Thätigkeit sind, Ihrer bedarf, so weiß ich Sie ja jetzt zu finden. Leben Sie wohl und haben Sie Dank für Ihren freundlichen Besuch.« Dabei reichte er ihm die Hand und drückte die feine Hand des jungen Mannes warm und herzlich. Zuletzt fügte er noch hinzu: »Also Sie wollen wirklich kein Tuch?«

»Ich danke herzlich, Herr Baron, und haben auch Sie Dank für Ihre freundliche Bewirthung.«

Unterdeß hatten sich die Damen in ihre Tücher gehüllt und mit Hülfe des aufmerksamen Inspectors nahmen sie auf ihrem bequemen Sitz Platz. Zuletzt stieg dieser selbst auf und gleich darauf zogen die Pferde an und in leichtem, ruhigem Trabe stoben sie davon, dem Abhange des Berges entgegen, um einmal endlich ihrem Muth und Feuer die Zügel schießen zu lassen.

Der Baron aber, an dessen Seite der alte Treu stand, sah dem davoneilenden Wagen, der sein Liebstes entführte, mit wehmüthigen Blicken nach, so lange er ihn damit erreichen konnte. »Möge sie glücklich heimkehren,« sagte er halblaut zu sich, »ich habe eine unbeschreibliche Angst.«

»Beruhigen Sie sich, Herr Baron,« tröstete Treu. »Sie haben einen sicheren Kutscher, und der Herr, der bei ihnen sitzt, ist ein hülfreicher und noch sichererer Begleiter, darauf können Sie sich verlassen.«

Der Baron sah den Sprechenden groß an, dann nickte er beistimmend, als aber Treu noch weiter etwas sagen wollte, gab er ihm einen Wink mit der Hand, daß er schweigen solle und sagte leise: »Jetzt nicht, Treu; ich muß erst allein sein und über diesen seltsamen Tag mit mir zu Rathe gehen. In einer halben Stunde kannst Du zu mir kommen und dann magst Du sagen, was Du auf dem Herzen hast.«

Mit diesen Worten schlug er den Weg nach dem Schlosse ein und bald hatten ihn die stillen Wände der Bibliothek aufgenommen und er setzte sich nieder, um, wie er gesagt, über diesen seltsamen Tag mit sich zu Rathe zu gehen. –

Unterdessen rollte der kleine Wagen mit seinen vier Insassen sicher und nicht allzu rasch den Berg hinunter. Nicht die geringste Spur von Gefahr war vorhanden, denn Johannes kannte den Weg und konnte sich auf seine Pferde, sein gutes Geschirr und seine neuen Hemmvorrichtungen verlassen. In wenigen Minuten war man am Fuße des Berges angelangt und nun rollte der Wagen auf dem breiten Wege zwischen den hochragenden Kornfeldern seinem nicht allzu weiten Ziele noch rascher zu.

Fast ging es dem Inspector zu rasch, denn nun, da er sich von ihr trennen sollte, wäre er noch gern länger in der Nähe der schönen Elfengestalt mit dem lieblichen Engelskopf geblieben. Aber auch jetzt, so sehr es ihn dazu

drängte, sich mit ihr zu unterhalten, konnte er nur wenige Worte finden und nur einige alltägliche Bemerkungen wurden zwischen ihm und den Damen ausgetauscht, die Beide ihre Freude nicht verhehlten, in der warmen Sommerluft an einem so schönen Tage eine anmuthige Spazierfahrt zu unternehmen.

Da war man, über die Brücke des Forellenbachs rollend, schon an die gebrochene Säule gelangt, Sowohl die beiden Damen wie der Inspector wandten still ihre Köpfe dahin, aber gleich darauf hatte man das offene Parkthor erreicht. Hier hielt Johannes auf Angela's Geheiß die Pferdchen an und indem sie sich zu ihrem Begleiter umwandte, dem dieser Haltepunkt ganz erwünscht war, sagte sie mit ihrem lieblichen Lächeln:

»Bis hierher, Herr von Rodenberg, fahre ich Sie nur. In Schaumburg lasse ich mich heute nicht sehen, sonst hält mich Cornelia zu lange auf und ich mag meinen guten Vater gerade heute nicht zu lange allein lassen. Nehmen Sie auch von mir meinen Dank für Ihren Besuch entgegen und lassen Sie sich bald wieder sehen. Grüßen Sie Cornelia von mir und auch sie soll mich bald besuchen! Guten Abend!«

Felix von Rodenberg nahm tief den Hut ab und verbeugte sich, neben dem Wagen stehend, ehrerbietig vor den Damen. Dann lenkte Johannes die Pferde um und in wenigen Minuten, während auch der Inspector, wie vorher der Baron, ihm so lange wie möglich nachsah, war das kleine Gefährt zwischen den leise wogenden Kornfeldern seinen Blicken entschwunden.

NEUNTES CAPITEL. DER STILLE HERZENSCULTUS DES  
ALTEN VOM BERGE.

Ein stiller, lauwarmer, friedlicher Abend senkte sich langsam auf das schöne Schaumburger Thal und den reichbewaldeten Kegelberg herab. Lieblicher Duft, von den Getreidefeldern der Ebene und den Blumenbeeten des Berggartens herüberströmend, durchwürzte die klare Luft und die Sonne sank allmähig den blauen Bergkuppen entgegen, hinter denen sie erst in einigen Stunden verschwinden sollte.

Wir aber wollen diesen schönen Abend nicht im Freien genießen, sondern uns lieber in die noch stillere Bibliothek begeben, um zu sehen, wie dieser Tag – der Baron hatte ihn mit Bedacht einen seltsamen genannt – auf dem Schlosse für den einsamen Mann endete, dem wir ja jetzt nicht nur unsere Aufmerksamkeit, sondern auch wohl unsere Theilnahme zugewandt haben. Später kommen wir dann auf den Inspector zurück, denn auch er sollte diesen für ihn nicht minder seltsamen Tag in einer noch nie erlebten Stimmung beschließen.

In der Bibliothek war es ganz still; ein Fenster war geöffnet und vor diesem lag das wunderbar schöne Thal in seiner ungeheuren Ausdehnung ausgebreitet. Kein Laut drang von außen in die wohnliche Klausen des Einsiedlers vom Berge, kein Geräusch im Schlosse störte ihn, denn Alles, was sich auf den Wirthschaftsbetrieb bezog, lag weit von diesem Gemache entfernt.



Der Baron saß auf einem Sessel, die kleine schmale Gestalt tief in denselben zurückgelehnt, das Gesicht dem offenen Fenster zugekehrt, und da dieses bis auf den Boden reichte, hinderte ihn nichts, den Blick in die Ferne zu richten, die ihm alle ihre Reize unverschleiert zeigte. Aber kaum sah er wohl etwas von Dem, was an irdischem Reiz vor ihm lag, sein Blick schien in noch weitere, unsichtbare Ferne zu schweifen, in eine Ferne, die das Auge nie, nur die Erinnerung des empfindungsvollen Menschen erreichen kann. Nur der lautlosen Stille, des ungestörten Gottesfriedens, der auf der Landschaft ausgebreitet lag, war er sich bewußt, und diese liebte er über Alles, weil sie ihm den ungehemmten Flug seiner inhaltsschweren Gedanken gestatteten.

Sein Gesicht war heute nicht so ruhig gefaltet wie sonst; offenbar ließen die Gedanken, die in ihm arbeiteten, ihre bewegliche Spur auf demselben zurück, und in seinem in der Regel umflorten blauen Auge lag ein träumerischer Glanz, der die stille Wehmuth verdeckte, der seinen Blick sonst so traurig machte und den scharfen Beobachter die stille Resignation erkennen ließ, mit der er sich den so mannigfaltigen Schlägen seines Geschicks unterworfen hatte. Ja, wenn wir vollkommen den Ausdruck seiner Mienen bezeichnen wollen, so müssen wir sogar einer gewissen Heiterkeit erwähnen, die dann und wann um seine Lippen auftauchte, aber stets wieder schnell verschwand, als bemühe er sich, das Lächeln fern zu halten, das sonst nur so selten seine gramgefurchten Züge belebte.

»Ja,« sagte er zu sich, als er lange still in das helle Blau des Himmels und das dunklere der jenseitigen Berge geblickt hatte, »das war ein recht schöner Tag und ich habe mich lange nicht so wohl gefühlt, wie heute nach diesem wohl erwarteten, aber ganz anders ausgefallenen Besuch, als ich ihn mir vorgestellt. Dieser Mann gefällt mir – ach! er *muß* mir wohl gefallen – denn er hat eine der schönsten, der süßesten Erinnerungen meines Lebens in mir wachgerufen. Hm! Rodenberg – von Rodenberg! Habe ich denn den Namen noch nie gehört? Nein, ich habe keine Erinnerung davon. Vielleicht fällt es mir ein, wenn ich erfahre, woher er ist. Ach, daß ich es vergessen habe, ihn danach zu fragen! Aber es ist kein Wunder, ich habe ja so Vieles in seiner Gegenwart vergessen, da er mich auf den ersten Blick ganz gefangen nahm und mir im Anfang sogar die Besinnung raubte, so daß es mir war, als wäre die ganze Welt um mich her in die tiefste Nacht versunken. Nun, all als Erstes wenn er wiederkommt, soll diese Frage sein und dann – und dann wollen wir weiter zu forschen suchen.«

In diesem Augenblick faßte eine Hand sacht auf das crystallene Thürschloß im Vorzimmer und einen Moment später schlüpfte die dunkle Gestalt Wilhelm Treu's herein. An der Thür blieb er bescheiden stehen, warf einen forschenden Blick auf seinen Herrn und fragte mit seiner sanften, warmen Stimme: »Störe ich Sie nicht, Herr Baron?«

»Nein, Treu, komm her, Du störst mich nicht mehr. Ich bin fertig mit meinen Gedanken – wenigstens für jetzt.

Aber nun sprich, alter Freund – weißt Du, woran ich so eben gedacht habe?«

Treu kam langsam näher heran und stellte sich dicht vor seinem noch immer im Sessel liegenden Herrn auf. Beider Blicke begegneten sich und hafteten mit forschender Schärfe aufeinander. Beide faltige Gesichter, mit den weißen Haaren bedeckt, die nur bei dem Baron noch etwas schneeiger und voller waren als bei seinem Diener, sahen seltsam dabei aus. Eine große Spannung lag auf ihren Zügen, innige, herzliche Theilnahme des Einen für den Andern sprach sich darin aus.

»Ich glaube es zu wissen,« erwiderte Treu nickend. »Sie haben an den neuen Inspector von Schaumburg gedacht, nicht wahr?«

Der Baron nickte auch, ohne gleich zu antworten.

Dann lächelte er matt und sagte so leise, daß Treu ihn kaum verstand, obgleich er mit seinen scharfen Augen auch die Gedanken von den Lippen seines Herrn las: »Wie hat Dir der Mann gefallen, Treu?«

Treu hob seine rechte Hand bedeutungsvoll auf, nickte wohlgefällig und sagte fast eben so leise: »Außerordentlich, Herr Baron. Und das ist ja sehr natürlich. Er hat etwas « – hier stockte er schon wieder und wollte offenbar nicht mehr mit der Sprache heraus.

»Nun, was hat er?« fragte der Baron mit merklich bebenden Lippen.

»Er hat etwas im Gesicht, was –«

»Ha!« rief der Baron, wie von einer Stahlfeder emporgeschneilt vom Stuhle aufspringend und sich dicht vor

Wilhelm Treu hinstellend, in dessen Augen er jetzt Alles las, was seine Lippe noch verschwieg. »Also Du hast es auch bemerkt? Sprich es nicht aus, was Du gesehen, ich verstehe Dich doch – also Du hast es auch bemerkt?«

»Auf der Stelle, Herr Baron, sobald er aus dem Wagen stieg und den Hut von seiner hohen Stirn nahm. Ich war im ersten Augenblick ganz verdutzt und glaubte, meine Augen täuschten mich; aber das haben sie nicht gethan, sie haben nur zu gut gesehen; nachher und namentlich bei Tisch habe ich es noch viel besser erkannt.«

»Ah, also Du auch! Na, denn habe ich mich also nicht geirrt. Aber sprich, ist Dir an seiner Stimme nichts aufgefallen?«

Jetzt bebten Wilhelm Treu's Lippen. »Herr Baron,« sagte er in großer innerer Erregung, »das ist mir beinahe die Hauptsache. Das Gesicht eines Menschen kann lügen, es sehen sich ja so viele einander ähnlich, aber die Stimme, wenn sie dies Gesicht bestätigt, spricht wahr, denn das Ohr ist das treuste Organ am ganzen Menschen, es vergißt nie einen Laut, den es einmal mit Wonne gehört.«

»Ah!« sagte der Baron und athmete tief und beklommen auf. »Aber Du hast doch *seine* Stimme noch nicht gehört?« fragte er weiter forschend und sein Auge drang immer tiefer in das des treuen alten Dieners ein.

»Nein, *seine* nicht, denn ich habe ihn ja nie gesehen, aber –«

»Still! Sprich es nicht aus!« rief der Baron noch einmal mit heftig abwehrenden Händen, »ich verstehe Dich

doch. – Aber, alter Freund,« fuhr er in seinem mildesten Ton, fast bittend, sogleich fort, »wir wollen diese Bemerkung für uns behalten. Kein Mensch soll eine Kunde davon haben, selbst Angela nicht. Was nützte es auch, daß wir das Kind befangen machen und aufregen, nicht wahr?«

Treu schüttelte freundlich den Kopf. »Natürlich,« sagte er, »sie braucht nichts davon zu wissen, gar nichts, aber ich – ich werde eifrig forschen, Herr Baron, und verlassen Sie sich darauf, ich werde schon mit der Zeit dahinter kommen, wie das Alles zusammenhängt.«

»Aber wie kommt der Mensch hierher?« fragte der Baron, als ob er zu sich selbst spräche.

»Danach können Sie ihn ja das nächste Mal fragen,« erwiderte Treu. »Er wird Ihnen gewiß die Wahrheit sagen, denn eine Lüge kann dieser Mann nicht sprechen, das habe ich ihm wohl angemerkt. Aber er war sehr still und nachdenklich – ist Ihnen das nicht auch aufgefallen?«

»Freilich, aber er kannte uns ja nicht und das Neue, was ihn hier umgab, mochte ihn so still und nachdenklich stimmen.«

»Gewiß. Und das gnädige Fräulein hat ihm auch sehr gut gefallen, das habe ich wohl bemerkt, er sah sie so oft an, als es nur ging, und stets nahm sein Gesicht den Ausdruck der Zufriedenheit dabei an.«

»Das wundert mich nicht,« flüsterte der Baron vor sich hin. »Angela ist ein Engel und sie gefällt Jedermann. Doch – wo bleibt das Kind?« fragte er laut. »Müßte sie

nicht schon längst wieder da sein, wenn ihr nichts passiert wäre?«

»O mein Gott, woran denken Sie, Herr Baron? Sie ängstigen sich doch nicht schon wieder? Dazu ist ja gar kein Grund vorhanden. Sie ist vielleicht noch ein Stückchen weiter gefahren, der Abend ist ja so schön!«

»Nein, nein, heute fährt sie nicht weiter, heute läßt sie mich nicht lange allein, denn sie kennt mich genau und weiß recht gut, daß ich ihrer gerade heute mehr bedarf, als sonst. Darum ängstige ich mich eben.«

»Das ist aber ganz umsonst, Herr Baron, Sie müssen sich endlich abgewöhnen, immer von Neuem in ganz grundlose Besorgniß zu verfallen.«

»Ich brauche nicht darin zu verfallen, Treu, ich bin immer darin, das weißt Du ja und es ist einmal nicht anders und wird nie anders sein, bis ich – bis ich im Grabe liege und mit – ihr – im Himmel bin!«

»O mein Gott, daran werden Sie doch nicht denken!« sagte der alte treue Diener sanft. »Jetzt geht ja das rechte Leben erst an, nachdem Sie eine so hübsche und lange entbehrte Bekanntschaft gemacht haben. – Doch halt – kommt da nicht der Wagen? Ich glaube eben das Knallen von Johannes Peitsche gehört zu haben. - Der Junge ist doch ein halbes Kind und muß sich immer als Fuhrmann bemerklich machen.«

Der Baron war hastig an das noch offene Fenster getreten und dann auf den Balkon geeilt. »Ja,« rief er, »Du hast Recht, sie sind's – und gesund! O mein Kind, mein Kind, ich habe meine Angela wieder!« Und er winkte mit

beiden Händen den eben vor das Schloß Fahrenden zu, und dann, als er sie aussteigen sah, trat er zurück, schloß das Fenster und ging erwartungsvoll auf und nieder, in der frohen Hoffnung, daß Angela sich sogleich bei ihm einfinden werde.

Es vergingen auch nur wenige Minuten, bis sie bei ihm erschien, aber diese hatten schon wieder hingereicht, den armen, so leicht erregbaren und allen wechselnden Eindrücken sich schrankenlos hingebenden Mann still und nachdenklich zu stimmen. Seine Gedanken kehrten, so bald Treu ihn verlassen hatte, der still den beiden Damen entgegen ging, unwillkürlich immer wieder auf den einen Punkt zurück, den wir vorher im Gespräch mit Treu angedeutet und nun, da er nichts durch ruhiges Nachdenken erreichen konnte, fing er an zu grübeln und sich den abenteuerlichsten Vermuthungen hinzugeben.

Angela, als sie endlich in die Bibliothek trat, bemerkte sogleich das nachdenkliche und zerstreute Wesen des guten Mannes. Sie hatte bereits ihren Hut und ihr Tuch abgelegt und flog nun mit offenen Armen auf ihn zu.

»Mein liebes Väterchen,« rief sie, indem sie ihn mit beiden Armen umschlang und fest an sich drückte, »habe ich Dich so lange allein gelassen? O, gieb mir dafür eine Buße auf, ich will sie geduldig und gern ertragen.«

»Nein, mein Kind,« erwiderte er mit der zärtlichsten Miene, »ich bin nicht allein gewesen; meine Gedanken, die mich nie verlassen, haben Dich diesmal vertreten und ich werde Dir also keine Buße auferlegen. Aber zuerst laß mich meine Freude aussprechen, daß Du wieder da bist

und ich Dich wieder habe, Ihr seid doch den Berg gut hinuntergekommen?«

»Ganz gut, lieb' Väterchen, was sollte uns denn begegnet sein? Johannes fährt ja so sicher, und dann – und dann –«

»Dann hattest Du auch noch einen besseren Schutz, willst Du sagen. O, ich weiß es, ich habe es ja mit eigenen Augen gesehen.«

Er hatte sich wieder auf seinen Sessel niedergelassen und die liebliche Tochter auf sein Knie gezogen, wo sie so oft und gern saß. Mit dem einen Arm hatte sie zärtlich seinen Hals umschlungen und mit der anderen Hand streichelte sie ihm liebevoll die Wangen, während er den rechten Arm um ihre Taille gelegt und mit der linken Hand in ihren goldenen Locken spielte.

»Du hast ihn also glücklich nach Hause gebracht und er hat Dich gut unterhalten, wie?« fragte er weiter, mit freundlichem Lächeln in ihre klaren Augen sehend.

»Ei, ganz gewiß, lieb' Väterchen. Wir haben *ihn* – ich denke mir wenigstens, wen Du damit meinst – bis an das Parkthor gebracht und dann sind wir gleich wieder umgekehrt. Aber sage mir 'mal, Dir scheint der neue Bekannte sehr gut gefallen zu haben, denn Du sprichst so viel von ihm, mehr als Du sonst von Deinen alten Bekannten zu sprechen pflegst. Das ist eine seltsame Erscheinung bei Dir.«

»Ja, mein Kind, ich will es Dir gern gestehen, dieser junge Mann hat mir sehr gut gefallen. Warum? Das kann ich Dir in der That nicht so genau sagen.«



»O, so sage es mir doch!« bat Angela mit ihrer einschmeichelndsten Stimme und indem sie noch liebevoller die glattgeschorenen Wangen des Vaters streichelte.

»Nein, liebes Kind,« erwiderte er mit nachdrücklichem Ernst, »das kann ich Dir leider nicht sagen. Ich sagte es Dir gern, wenn es ginge, aber es geht eben nicht. Nur so viel kann ich Dir mittheilen, daß mich sein Gesicht – seine Stimme an irgend etwas – längst Verschwundenes erinnert hat. So, da hast Du Alles, was Du wissen darfst.«

Angela, die ihres Vaters traurigen Lebenslauf ziemlich genau kannte, denn was er ihr nicht selbst erzählt, hatten ihr Andere berichtet, ahnte sogleich etwas Ernstliches und so brach sie schnell von dem unliebsamen Gegenstande ab, da sie den geliebten Vater auf keine Weise zu betrüben wünschte, nur sagte sie noch:

»Es freut mich recht sehr, daß Du eine so angenehme Bekanntschaft in Deiner Einsamkeit gemacht hast. Siehe, nun hast Du gleich einen Sonntagsgast, wie Du ihn Dir so oft gewünscht. Du brauchst ihn nur einladen zu lassen und er kommt gewiß immer gern.«

»Ich will es hoffen,« versetzte der Vater, bedächtig mit dem Kopfe nickend, »und an meiner Einladung soll es nicht fehlen. – Aber sage mir einmal – ich bin ja nicht die einzige hier den Ton angegebende Person – wird es Dir denn auch angenehm sein, wenn er Sonntags vor Tisch kommt und dann den ganzen Tag hierbleibt?«

Angela besann sich nur kurze Zeit, dann sagte sie mit holdem Erröthen. »Warum soll ich Dir verschweigen, daß mir Herr von Rodenberg gefallen hat? Gewiß hat er das.

Er ist ja ein neues Glied zwischen uns und der Welt, die da so tief und weit unter uns liegt. Was mir aber am meisten an ihm gefallen hat, das ist, ganz offenherzig gesprochen, der Umstand, daß Du einen Menschen in ihm gefunden hast, der Dir zusagt. Das macht mich ganz glücklich und darum allein schon bin ich so freundlich und lieb gegen ihn gewesen.«

»Ich danke Dir, ich danke Dir sehr, mein Kind!« rief der beglückte Vater, der sein Kind ziemlich so genau, wie das Kind ihn verstand, und er küßte ihr, wie er so gern that, die kleine weiche Hand, die schon lange in der seinen ruhte.

Das innige Gespräch wurde wieder von Wilhelm Treu unterbrochen, der hereinkam, um zu fragen, wo heute Abend der Thee eingenommen werden solle.

Angela wollte schon rufen: »Hier in der Bibliothek!« als der Baron, sie sanft von sich lassend, sich erhob und sagte: »Im Speisesaal, Treu. Ich will nachher noch etwas arbeiten und da habe ich gleich den Schreibtisch frei.« –

Eine Stunde später hatte man den Thee im Speisesaal eingenommen und war dann wieder in den Garten gegangen, da die Luft noch warm war und der Abend windstill niedersank. Wohl eine Stunde wandelte der Baron mit seiner Tochter und Fräulein Wanner auf und nieder, aber beide Damen merkten sehr bald, daß das vorher so lebhaftes Wesen des Vaters wieder einer, wenn nicht trüben, doch nachdenklichen Stimmung gewichen war. Er achtete nur wenig auf das Geplauder des lieben Kindes

und noch viel weniger auf die verständigen Bemerkungen der älteren Dame. Mit vorgeneigtem Kopfe ging er an Angela's Arm dahin und seine Augen waren zu Boden gesenkt, als suche er da unten in der Tiefe etwas längst Verschwundenes.

Als er immer stiller und einsylbiger wurde, stand Angela an der Thür, vor der man eben wieder angekommen, still und sagte:

»Lieb' Väterchen, Du sagtest ja vorher, Du hättest noch zu arbeiten. Wir wollen Dich nicht stören. Willst Du in's Haus gehen, so folgen wir Dir und Jeder von uns geht in sein Zimmer, denn auch ich möchte noch gern den Baum fertig zeichnen, den ich heute Morgen im Park begonnen habe.«

Der Baron ging an der Stelle auf ihren Vorschlag ein, indem er nach seiner Art still nickte. »Ja,« sagte er, »laß uns hinein gehen, Kind; auch ich will heute eine Arbeit fertig bringen, die ich in meinem Kopfe begonnen habe. Gute Nacht, mein Liebling, und Gott schütze Dich auch in dieser Nacht!«

Er küßte sie wiederholt, auf die Lippen, auf die Wangen, auf die Augen, indem er sie fest mit beiden Armen umschloß; dann ließ er sie langsam los, als trenne er sich nur schwer von ihr, und indem er ihr voran die Treppe hinauf schritt, sah er sich oben noch einmal um, ob sie ihm folge. Sie warf ihm noch eine Kußhand zu und dann hatten sie sich für diesen Abend getrennt. –

Es war ganz Abend geworden und die Studirlampe, von Wilhelm Treu's Händen angezündet, brannte schon

auf dem Schreibtisch in der Bibliothek und beleuchtete, da ihre beiden Kuppeln von einem grünen Schirm umgeben waren, nur den Platz, wo der Baron zu schreiben oder zu lesen pflegte. Sonst war es ganz dunkel in dem großen hohen Raum und so still, daß man den leisen Pendelschlag der Uhr auf der Console des Kamins deutlich hören konnte.

Der Baron trat an den Schreibtisch und rieb sich tief in sich versunken, die Stirn mit der Hand, als schmerze sie ihn oder als wolle er die trüben Gedanken wegzuwischen versuchen, die dahinter wohnten und unaufhörlich arbeiteten. Als er aber so eine Weile sinnend vor sich niedergeblickt, ohne eigentlich etwas zu sehen, schritt er leise nach den beiden Thüren der Bibliothek und verschloß sie mit eigener Hand. Nun erst war er ganz allein und konnte die feste Ueberzeugung hegen, daß Niemand ihn stören oder sein Thun beobachten könne. Als auch dies vollbracht, trat er wieder an das Fenster, öffnete es und blickte tief aufathmend in das Freie hinaus. Es war eine ziemlich helle, friedliche Nacht und die Sterne funkelten klar und bunt an dem wolkenlosen und in unermesslicher Ausdehnung vor ihm ausgebreiteten Himmelszelt. Nichts hörte man von draußen her, als das schrillende Zirpen der unermüdlichen kleinen Insecten, die weder bei Tage noch bei Nacht ruhen, aber der würzige Duft der unzähligen Blüthen im Garten strömte erquickend und belebend von dem bereits thaufeuchten Rasen herein.

Nachdem der alte Mann lange diesen süßen Wohlgeruch eingesogen und dabei auf das laute Pochen seines

eigenen unruhigen Herzens gelauscht hatte, hob er sein Auge wieder zum Sternenhimmel empor und sah lange daran hin und her, als suche er unter den vielen Sternen irgend einen besonderen aus. Allein er irrte vergeblich herum, und still aufseufzend, sagte er leise:

»Ja, dort oben ist sie im Himmel, wo wir Alle einst sein werden, die in die Ewigkeit eingehen; aber *wo* sie ist, auf welchen der blinkenden Sterne sie ihr, und mein Gott gebracht, das weiß ich nicht und niemals wird ein liebendes Herz es von seinen vor ihm dahingegangenen Lieben wissen. Es ist das recht bitter und schmerzlich, und doch ist es vielleicht auch gut, denn wenn wir es wüßten, dann würden wir immer nur den einen Stern betrachten und Gottes große schöne Sternenwelt würde nur noch geringen Reiz für uns haben. Nun, da ich sie dort oben nicht finden kann, will ich sie einmal wieder nach langer Zeit da aufsuchen, wo ich sie sicher zu treffen weiß und – so sei es denn – Angela, Dein alter Freund, der Liebling Deiner Jugend, kehrt einmal wieder bei Dir ein und Du – Du wirst ihn ja wohl jetzt willkommen heißen, da nichts Irdisches mehr zwischen uns steht, was uns trennen und entzweien könnte.«

Nach diesen aus seinem innersten Herzen geflossenen Worten schloß er das Fenster wieder und zündete eine kleine, auf seinem Schreibtisch stehende Wachskerze an. Als sie brannte und er sie in der Hand hielt, blieb er mitten im Zimmer stehen und blickte sich scheu ringsum, um sich noch einmal zu vergewissern, daß kein menschliches Auge sein Thun erspähen könne. Dann zog

er einen kleinen, künstlich geformten Schlüssel aus der Tasche und näherte sich damit der schmalen Thür, die hinter dem drehbaren Bücherschrank neben dem Kamin lag und die wir bereits bei der Beschreibung der Bibliothek bezeichnet haben. Leise steckte er den Schlüssel in das kaum sichtbare Schloß und eben so leise öffnete er die in ihren Angeln sich unhörbar bewegende Thür, und nach wenigen Schritten befand er sich in seinem geheimsten Heiligthum, in das ihn außer seiner Tochter bisher nur an hohen Feiertagen Fräulein Wanner und Wilhelm Treu hatten begleiten dürfen.

Es war ein kapellenartig gestalteter Raum, oval in der Form und hoch gewölbt, ähnlich wie die Bibliothek selber, nur war er viel kleiner und mit weniger Geräthen ausgestattet. Zwei hohe schmale Fenster im Spitzbogenstyl, fast undurchsichtig mit dunkler Glasmalerei bedeckt, erhoben sich zu jeder Seite eines schmalen kleinen Altars, der in der Mitte, gerade der einzigen Thür gegenüber, aufgestellt war. An der linken Seite vom Eingang vor dem einen Fenster sah man eine kleine, reich vergoldete Hausorgel, die Angela bei Gelegenheit meisterhaft zu spielen verstand. Rings an den Wänden, die Altarseite ausgenommen, liefen chorstuhlartige, aus Buchsbaumholz künstlich geschnitzte Sitzbänke und in der Mitte des mit einem dicken Teppich bedeckten Fußbodens standen zwei mit schwarzem Sammet überzogene Ruhesitze, nur für den Hausherrn und dessen geliebte Tochter bestimmt.

Zur Seite des kleinen Altars, der ebenfalls mit einer schwarzen, silberbefranzten Sammetdecke behangen

war und zu dem zwei Stufen emporführten, standen zwei hohe, sechsarmige silberne Candelaber, mit dicken Wachskerzen besteckt, und über dem Altar sah man, scheinbar fest in die Mauerwand gefügt, ein schönes, etwa drei Fuß hohes Oelbild, Christus vorstellend, von vielen reizenden Kindern umgeben, mit den in goldenen Lettern darunter stehenden Worten: »Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!«

Nur langsam und gleichsam mit Widerstreben sog der hohe und selbst bei Tage dunkle Raum das Licht der Kerze ein, welche der eintretende Baron in seiner Hand trug, aber sobald er die Thür hinter sich fest verschlossen, trat er die Stufen vor dem Altar hinauf und zündete die zwölf bereit stehenden Kerzen auf den Candelabern an. Jetzt erst konnte man den friedlichen und angenehmen Eindruck ganz empfinden, den der schöne Bau dieser kleinen Hauskapelle auf den Beschauer ausübte; es lag eine unendlich wohlthuende Harmonie im Ganzen, sowohl in der Farbe der mattgrauen Wände, wie in der warmen Beleuchtung derselben, und die spitzbogige Wölbung der Decke war so wohl gerathen, daß selbst das Auge eines kritischen Künstlers seine Freude daran gehabt haben würde.

Als der Baron die zwölf Kerzen angezündet, drehte er sich, vor dem kleinen Altar stehen bleibend, noch einmal um und durchflog mit seinem wehmuthsvoll blickenden Auge den ganzen, nun wohl erhellten Raum. Nein, es war Niemand in seiner Nähe, das sah und wußte er wohl, der sein geheimes Thun beobachten konnte, und als er diese

Ueberzeugung noch einmal in sich aufgenommen, wandte er sich wieder nach dem Altargemälde um und ließ seine Blicke einige Secunden darauf verweilen, als ob auch er zu den Kindern gehören möchte, die sich dort vor ihm um ihren gütigen Lehrer und Meister versammelten.

Als er aber das Bild eine Weile betrachtet, streckte er, zitternd vor innerer Erregung, die rechte Hand aus und drückte auf einen nur ihm bekannten Knopf, der an der Seite des Bildes angebracht war, und alsbald fing es in der Wand an zu knistern und zu rauschen, und langsam schob sich das Christusbild in eine seitliche Fuge sein und unmittelbar hinter ihm, mit der Hand leicht erreichbar, zeigte sich ein anderes Bild, das von einem kostbaren Rahmen umgeben war und den Umfang eines menschlichen Brustbildes in natürlicher Größe hatte.

Ein solches war auch auf dem Gemälde dargestellt und zwar ein weibliches Portrait, unzweifelhaft von bedeutender Künstlerhand gemalt, von außerordentlicher Schönheit und Lieblichkeit der Züge, von dessen Scheitel, ähnlich wie Angela sie trug, goldblonde Locken in reicher Fülle niederflossen.

O, wenn der Amtrath auf Schaumburg von diesem Bilde eine Ahnung gehabt und gesehen hätte, mit welchem Ausdruck der tiefsten Verehrung und Zerknirschung der alte Baron auf dasselbe blickte, wie würde er, der diesen Cultus eines halb von Schmerz gebrochenen Herzens nicht im Geringsten zu würdigen verstand, spöttisch gelächelt haben; und gewiß hätte er, für den das Heilige



und Göttliche in der Menschenbrust am wenigsten vorhanden war, die heimliche Verehrung dieses Bildes an einer solchen Stelle eine Blasphemie des Heiligsten und Göttlichen genannt!

Denn dieses Bild stellte Angela, die verstorbene Jugendgeliebte des Baron Clemens, die spätere Gemahlin seines Bruders Dietrich vor, und es war das einzige, welches der jetzige Erbherr von Schaumburg von ihr besaß und das sie ihm, kurz nachdem sie sich heimlich mit ihm auf dem Schneckenberg verlobt, selbst geschenkt hatte. Aber so schön und lieblich es war, und an Angela, die Tochter des Barons auf den ersten flüchtigen Blick erinnern mochte, eine wirkliche Aehnlichkeit mit ihr war durchaus nicht vorhanden. Nur das schön geschlitzte, große blaue Auge mochte dem der jüngeren Angela gleichen und auch wohl das goldblonde Haar konnte sich mit der Fülle und Farbe des Haares des jungen Mädchens messen, aber sonst war der Ausdruck der einzelnen Züge, der kühne Schwung der Lippen und der Nase ein ganz anderer und nur das Gesamtgepräge derselben, die allgemeine Lieblichkeit, die in beiden Gesichtern etwas Engelhaftes hatte, was der Ausdruck der Seele Beider war, konnte manches Uebereinstimmende finden lassen. Im Ganzen aber, so schön und lieblich die jüngere Angela sein mochte, war die ältere vielleicht doch noch schöner und lieblicher als sie, denn in ihren Augen und um ihre Lippen lag ein hinreißend wehmüthiger und zum Herzen sprechender Zug ausgeprägt, den ihre unschuldige, sich freier bewegende Namensschwester nicht besaß, und der

namentlich auf den weichen und zartorganisirten Baron Clemens von jeher eine ungeheure Anziehungskraft ausgeübt hatte, da gerade dieser Ausdruck mit seinen eigenen Gefühlen und Empfindungen auf das Innigste sympathisirte.

Mit zitternden Händen nahm der Baron das kostbare Bild heraus, denn es war für ihn, den schwachen Mann, etwas schwer, stellte es dicht vor sich hin und kniete dann auf das Kissen der obersten Stufe nieder, um es lange und ungestört mit inniger Hingebung betrachten zu können. Seine innere Erregung dabei mußte gewaltig sein, um so mehr, da er seine Gefühle den ganzen Tag über mit allen Kräften niedergehalten hatte; jetzt brachen sie dafür mit um so größerem Ungestüm hervor und lösten sich endlich in einen wohlthuenden Thränenstrom auf, den er keineswegs zurückzuhalten sich bemühte, da er wohl aus Erfahrung wußte, daß er ihm eine große Erleichterung verschaffen würde. Endlos rannen dem alten Manne die heißen Thränen über die Wangen und legten ein sprechendes Zeugniß ab, wie innig und tief er das auf ewig verlorene Weib, dessen Angesicht er jetzt vor sich sah, geliebt haben mußte.

Indessen ging auch diese weiche Regung allmählig vorüber; er beruhigte sich, und als er dann seine Thränen getrocknet, faltete er die Hände wie zum Gebet, und indem er seine Blicke noch immer mit denen verschmolz, welche das Bild auf ihn zu richten schien, sprach er im halblauten Flüsterton:

»Theures, unvergeßliches Wesen! Da bin ich einmal wieder vor Dein Angesicht getreten, um Dir mein Herz darzulegen, das noch heute wie in jungen Tagen für Dich schlägt, wie es auch ewig für Dich schlagen wird. Ja, ich will meine Seele frei sprechen vor Dir, vor Dir ganz allein, und Du wirst mir auch jetzt Erhörung gewähren, wie Du es schon so oft, wenigstens in meinem Glauben und in meiner Hoffnung, gethan. Vor Dir allein kann ich die ganze Wahrheit sprechen, wie sie mir im Herzen lebt, denn Dir ist keine Falte desselben verborgen. Auch meine Fehler, die ich sehr wohl kenne, obgleich ich sie nicht abzulegen vermag, kann ich Dir gestehen, wie ich sie Dir immer gestanden, denn Du hast mich ja auch mit meinen Fehlern und Schwächen geliebt, wie groß und mannigfaltig sie auch gewesen sein mögen. Ach, Angela, wenn Du mir durch Gottes Willen zu Theil geworden wärest, was ich so heiß ersehnte und was auch Du so ehrlich wünschtest, was wäre dann aus mir geworden? Gewiß ein starker, ein gesunder, ein glücklicher Mann! Ohne Dich aber bin ich nur ein Schwächling geblieben, ein unfertiger Mensch, ein Spott der Herz- und Gottlosen, wie der Mann da unten einer ist, den ich kenne, durch und durch, von außen und von innen, und der mich besser als jeder Andere zu kennen glaubt und mich doch so wenig kennt. Ja, ich lese in seinen Augen, wenn ich ihn einmal sehe, was glücklicher Weise nur selten geschieht, daß er mich haßt, daß ich ihm überall im Wege stehe, daß er mich mit allen meinen Besitzthümern, aus Habsucht, aus Neid, aus unergründlichem Haß verschlingen möchte, wie ein

gewaltiges Raubthier ein kleines schwaches Wild, einen harmlosen Vogel verschlingt, aber es soll ihm doch nicht so ganz gelingen, ich werde mich ja wohl einmal ermannen, wenn die Zeit dazu gekommen ist und ich eine Hülfe in der Noth gefunden habe. Und es ist möglich, ja, es ist möglich, sage ich, daß sie mir endlich nahe ist, von Gott gesandt, unzweifelhaft, wie er uns armen Menschen ja alles Gute zur rechten Zeit sendet. Doch davon nachher, erst habe ich noch Anderes mit Dir zu reden. O Angela, theures innig geliebtes Wesen, vergieb mir, daß ich Dir immer mit Klagen komme, wo ich doch so reich an Freuden, also an Glück geworden bin, wenn mir dies Glück auch nicht von Dir gekommen ist. Denn habe ich auch nicht Dein Ebenbild, ein Kind von Dir, welches Dir gleicht in Auge und Hand, in Seele und Leib, so habe ich doch auch eine Angela, die mir Gott zum Trost an die Seite gesetzt hat und die mir so lieb und theuer ist, als ob sie mir von Dir geboren wäre, denn Du hast jedenfalls, was die Menschen auch davon sagen oder denken mögen, einen Theil an ihr. Ach! die Zeit ist glücklicher Weise vorüber, wo mich in der Einbildung der an sich köstliche, doch irrwahnreiche Gedanke besuchte, meine Angela wäre Dein und mein Kind. Ja, diese Zeit ist vorüber, wofür ich Gott dankbar bin und ich weiß jetzt sehr wohl, daß ein anderes und ein gutes Weib ihre irdische Mutter war. Aber einen Theil hast Du doch an ihr, und das ist das Merkwürdige an diesem Kinde und darum liebe ich es noch tausendmal mehr, als ich es sonst lieben würde. Denn – nur Dir allein kann ich es gestehen und außer Dir weiß

es nur Gott – einer seltsamen Ideenverbindung verdankt dies unschuldige Lamm sein Dasein und oft kann ich sie in meinem Innern gar nicht von Dir trennen. Es kommt mir dann so vor, als ob sie die sichtbare Fortsetzung von Dir selber, als ob sie nie geboren wäre, wenn ich Dich nicht vorher gekannt und geliebt, wenn Du mir nicht den Wunsch eingeflößt hättest, ein lebendiges Wesen um mich zu haben, das Dir so ähnlich wie nur möglich ist.

»Doch genug davon; dieser Wahn, daß Du ihre Mutter seiest, ist, sage ich, längst vorüber und ich bin von meinen irrigen Vorstellungen gründlich geheilt. Aber ihre geistige Mutter bist Du doch und wirst es ewig bleiben, und darum habe ich alle Keime in sie gepflanzt, deren Blüten und Früchte ich einst an Dir so sehr bewundert und innig geliebt habe.

»Aber Du fragst mich mit Deinen mir wohl verständlichen Blicken, warum bist Du heute zu mir gekommen, Clemens, da Du Dir doch selbst gelobt, mich so selten wie möglich zu sehen, weil mein Anblick Dich immer so unruhig macht und Tage lang aus Deinem so schwer erungenen Seelenfrieden reißt? Ach, Angela, daran ist der junge Mann schuld, der heute in meine Nähe trat, ohne daß ich ihn gerufen und der mir doch – kaum weiß ich warum – so willkommen war. Ja, wo kommt er her und von Wem stammt er ab? Ich habe ihn nicht danach gefragt, aber ich muß es wissen, und bald, denn diese Ungewißheit reißt an meiner Seele, da er mich – ich weiß wieder nicht warum – so lebhaft an Dich erinnert hat. Jetzt freilich, wo ich Dich unmittelbar vor mir habe, finde

sich die Aehnlichkeit nicht mehr, die mich an ihm vorher in Gedanken mit Dir verband, – nein, er hat nichts von Dir, wenn nicht das edle, reine und still sinnende Wesen, und doch, wenn ich in sein blaues Auge blickte, war es mir, als sähest Du mich daraus an, und wenn ich seine melodische Stimme hörte, klang es, als ob sie aus Deiner Brust herauftönte, so lieb, so weich, so klar und doch so mächtig klang sie mir.

»Ist es vielleicht wieder ein Wahn, wie mich in meinem traurigen Leben so viele besucht haben? O, wenn es einer ist, dann war es doch ein süßer Wahn, denn an Dich erinnert zu werden, durch Wen es auch sei, ist immer ein Glück, eine Seligkeit für mich, und dieses Glück, diese Seligkeit hat er mir bereitet, und darum allein habe ich ihn auch so schnell lieb gewonnen.

»So, das wollte, das mußte ich Dir sagen, und nun will ich Dich in Deiner Ruhe nicht länger stören. Steige hinab in Dein irdisches Grab, das außer mir Niemand kennt, und harre geduldig aus, bis ich wieder zu Dir komme. Ich harre auch aus und mir wird das Warten schwerer als Dir, das glaube mir. Lebe wohl, meine innig Geliebte, lebe wohl, meine Angela, und Gott gebe Dir Frieden im kühlen Schooß der Erde, wo Du auch gebettet sein magst, was ich leider nicht mit Bestimmtheit weiß, so oft und lange ich auch im Geheimen danach geforscht habe. Lebe wohl!«

Er stand auf und küßte das Bild, indem er sich weit über den Altar beugte, dann stellte er es in seine Behausung zurück, drückte auf den Knopf der verborgenen Feder und langsam kam das Christusbild wieder zum Vorschein, bis es seinen Platz ganz wie vorher einnahm, und kein menschliches Auge konnte ihm ansehen, welches Geheimniß sich hinter ihm verbarg.

Ruhig, wie er sich lange nicht gefühlt, trat der Baron jetzt von dem Altar zurück, löschte die Kerzen eine nach der andern, und nachdem er an der letzten sein Wachlicht angezündet, wandte er sich zur Thür um, die er leise aufschloß und hinter sich wieder mit aller Vorsicht verwahrte.

In der Bibliothek brannte die grüne Lampe noch immer still und friedlich und nichts regte sich in dem behaglichen, nur schwach erhellten Raum. Ohne noch einen Blick auf seinen Schreibtisch zu werfen, denn sein heutiges Tagewerk war ja vollbracht, löschte der Baron die Lampe und ging, die kleine Kerze in der Hand tragend, in sein nahegelegenes Schlafcabinet, um sich endlich zur Ruhe zu begeben, deren er nach einem seine Gefühle so aufregenden Tage mehr denn je bedurfte.

Ehe er sich jedoch an's Auskleiden begab, schlich er leise an Angela's Thür, beugte sein Ohr nieder und horchte mit angehaltenem Athem, ob er noch irgend eine Bewegung dahinter vernehme. Alles aber war still, er hörte nichts.

Da erst richtete er sich auf und sagte zu sich: »Sie schläft schon und das ist gut. Mag sie einen gesunden

Schlaf finden und von glücklichen Träumen besucht werden, denn der Schlaf ist ja die einzige Zeit, wo der Mensch ganz glücklich ist, weil er – vergessen hat, was ihn quält. O Du guter Gott da oben, beschütze mein Kind und laß ihm ein anderes Loos zu Theil werden, als Du meiner ersten Angela aufgebürdet hast; führe ihr nie zwei Brüder in den Weg, wie Jener, und mache es ihr so schwer, zwischen dem Rechten und Unrechten zu wählen. Und nun gute Nacht, mein innig geliebtes Kind! Ja, Gott schütze Dich und lasse mich Dich morgen gesund, heiter und glücklich wiederfinden.«



ZWEITER BAND.

ERSTES CAPITEL. WIE DIESER TAG UND DIE WOCHE AUF  
SCHAUMBURG ENDEN.

Nachdem Felix von Rodenberg den mit dem beiden Damen abfahrenden Wagen lange und gedankenvoll nachgeblickt, schritt er gemächlich durch den Park dem Schaumburger Schlosse zu und es war ihm sehr angenehm, daß ihm auf diesem Wege keiner der Hausgenossen begegnete, da er sich nicht in der Stimmung befand, ohne einen ausgleichenden Uebergang in das schaaale Alltagsleben zurückzutreten und auf der Stelle, als ob nichts Bemerkenswerthes vorgefallen wäre, mit ihm innerlich so fern stehenden Menschen darin zu verkehren. Nein, er fühlte sogar recht lebhaft das Bedürfniß, nach einem auch für ihn so aufregenden Tage mit sich allein zu sein, und so erreichte er glücklicherweise sein Zimmer ungesehen, und, um von Niemandem vor der Hand gestört zu werden, schloß er sich vorsichtig in dasselbe ein.

Langsam und in Gedanken noch immer auf dem schönen Berge weilend, vertauschte er den ihm unbequemen schwarzen Frack nebst Zubehör mit seinen gewöhnlichen Berufskleidern, und als er damit zu Stande gekommen, griff er nach einer Cigarre, da er den ganzen Tag nicht geraucht, was ja dem an diesen Genuß gewöhnten Menschen auch ein unabweisbares Bedürfniß wird.

Jetzt erst fühlte er sich behaglicher daheim, und nun gab er sich ungestört seinem Nachdenken hin, und, indem er sich alles Geschehene und Gesprochene im treuen Gedächtniß wiederholte, begann er nach seiner Lieblingsgewohnheit, wenn er zu Hause war, im Zimmer auf und nieder zu schreiten, wobei sich die Phantasiegebilde, die Kopf und Herz erfüllen, ja am besten verarbeiten lassen.

Plötzlich stand er still und griff nach seiner Stirn, als wäre ein schneller Entschluß in ihm aufgekeimt. Und in der That, er hatte einen solchen gefaßt und auf der Stelle war er bereit, ihn auszuführen. Schnell setzte er sich an seinen Schreibtisch, holte einige Bogen Papier hervor und wollte eben zu schreiben beginnen, als er auf eine sehr laute Weise aus seinem stillen Gedankengange geweckt und in das fast vergessene Alltagsleben zurückgeführt wurde. Er schrak unwillkürlich zusammen und ließ die schon ergriffene Feder auf den Tisch fallen. Der laut gellende Klang der Herren-Eßglocke hatte sein Ohr so unangenehm berührt und ihn daran erinnert, daß es auch in Schaumburg Menschen gebe, denen er eine gewisse Aufmerksamkeit schuldig sei, denen er also seine Gegenwart schenken müsse, um mit ihnen zu reden und zu speisen, wie alle Tage.

Kaum glaubend, daß die Zeit schon so weit vorgerückt, sah er nach der Uhr, und in der That, es war bereits einige Minuten über Sieben und er hatte also eine ganze Stunde und mehr mit seinen hin- und herflatternden Gedanken zugebracht.

Da stand er denn nothgedrungen vom Stuhl auf und ohne den geringsten Appetit zu spüren, beschloß er, sich dennoch zu dem Amtrath zu begeben, so unangenehm es ihm auch sein mochte, noch heute mit einer Familie verkehren zu müssen, die so himmelweit von der verschieden war, die er vor Kurzem verlassen hatte. Bevor er jedoch in den Speisesaal trat, fragte er den ihm auf der Treppe begegnenden Jean, ob etwa noch Gäste anwesend seien, und als er einen verneinenden Bescheid erhalten, ging er mit ruhigem Gleichmuth dem ihm bevorstehenden Auftritt entgegen, der sich jedoch durch einen seltsamen Zufall zu seinen Gunsten ganz anders gestalten sollte, als er voraussehen konnte.

Ja, die beiden fremden Gutsherrn, die am Mittag dieses Sonntags in Schaumburg zu Tisch gewesen waren, hatten das Schloß schon um fünf Uhr wieder verlassen und jetzt am Abendtisch saß der Amtrath mit seiner Tochter und Herrn Fuchs allein, nicht ohne Spannung den Moment erwartend, wo der Inspector wieder eintreffen werde, dessen Rückkehr noch Niemandem von ihnen bekannt geworden war.

Als dieser in den Speisesaal trat, hatte Jean eben das leckere Gericht aufgetragen und herumgereicht und sowohl der Amtrath wie die beiden anderen Personen ließen es sich bereits wohlschmecken. Sobald aber der Inspector sichtbar wurde, richteten sich Aller Augen mit einiger Verwunderung auf ihn, und als er die Gesellschaft begrüßt, rief ihm der Hausherr ziemlich eilig entgegen:

»Ah, da sind Sie ja! Eben sprachen wir von Ihnen. Aber wann sind Sie denn zurückgekommen, es hat Sie ja noch Niemand gesehen?«

»Schon vor einer Stunde bin ich eingetroffen!« erwiderte der Inspector gelassen und nahm sogleich seinen gewohnten Platz am Tische ein.

»Sind Sie denn zu Fuß gekommen?« fragte der Amtrath mit sichtbarer Neugierde weiter;

»Nein, ich bin bis zum Parkthor gefahren!« lautete die höflich gesprochene, aber etwas kurz zum Vorschein kommende Antwort.

Eben wollte der Amtrath seine noch lange nicht beendigten Fragen fortsetzen und auch der Secretair schien einige weitere in Vorrath zu haben, wenigstens sprach seine Miene eine unverkennbare Neugierde aus, da ging die Thür auf und etwas hastig, viel hastiger als er gewöhnlich ging, trat Jean wieder in's Zimmer, in der Hand einen Brief haltend, den er sogleich seinem Herrn überreichte.

»Was ist das?« fragte der Amtrath, wie ein Habicht nach dem dargebotenen Papier greifend.

»Eine telegraphische Depesche, Herr, die soeben ein reitender Bote von der Eisenbahnstation gebracht hat.«

Der Amtrath machte ein etwas langes Gesicht und Herr Fuchs streckte seinen Hals so weit vor, wie er konnte, um wenigstens die Adresse mit seinen lüstern funkelnden Augen zu erspähen.

»Nun,« fuhr der Amtsrath langsam fort, die Depesche rund herum drehend und sie von allen Seiten betrachtend, als wolle er schon nach ihrem Aeußern den unbekanntem Inhalt taxiren, »eine Depesche am Sonntag? Wer hat es denn so eilig? Richtig, sie kommt vom Telegraphenamte. Ha, was ist das?«

Er hatte das Couvert rasch aufgerissen und den mit blauem Bleistift geschriebenen Inhalt bald überflogen. Es mußte etwas Unerwartetes, Wichtiges sein, denn der Lesende wechselte sichtbar die Farbe, stand vom Tisch auf und trat an's Fenster, um noch einmal langsamer und bedächtiger zu lesen.

Sowohl Cornelia's wie des Secretairs Augen folgten ihm dahin, denn Beide ahnten wie aus Instinkt nichts Gutes. Plötzlich trat der Amtsrath wieder näher und dem wohlbesetzten Tisch gleichgültig den Rücken kehrend, sagte er mit dunkelrothem Gesicht und ohne sich weiter um seine Tochter und den Inspector zu kümmern:

»Fuchs, es ist etwas Wichtiges! Folgen Sie mir sogleich in's Bureau, ich habe mit Ihnen zu sprechen und Sie müssen auf der Stelle schreiben.« Gleich nach diesen Worten verließ er das Zimmer und der Secretair, sichtbar betroffen, so zur unrechten Zeit von dem gehofften Genuß aufgestört zu werden, folgte ihm unmittelbar auf dem Fuß.

Schon daß der Amtsrath heute in ganz ungewöhnlicher und kurzer Form: ›Fuchs‹ und nicht ›lieber Fuchs‹ sagte, weissagte Cornelia mit Recht etwas geschäftlich höchst Wichtiges, denn sie kannte ihren Vater genau und wußte aus seiner Miene und seiner Art und zu sprechen

ziemlich sicher auf seine innere Stimmung zu schließen. Allein sie war taktvoll und gefaßt genug, um ihre Besorgniß dem Inspector nicht ganz zu verrathen, obwohl dieser auch seinerseits den Amtrath schon zu kennen glaubte und bereits auf der jungen Dame Antlitz ihre mit Mühe verhehlte Empfindung gelesen hatte.

Da wandte sie sich mit gezwungenem Lächeln zu dem jungen Mann und sagte, so ruhig sie konnte: »Da der Vater etwas Wichtiges und Geschäftliches zu thun bekommen hat, Herr von Rodenberg, so werden wir schon allein bei Tische aushalten müssen. Bitte, wollen Sie nicht ein Glas Wein trinken und zulangen! Die unerwartete Depesche scheint auch Jean den Kopf ganz schwach gemacht zu haben.«

Der Inspector goß sich ein Glas Wein ein und trank davon, auch nahm er sich etwas Speise, wobei er jedoch äußerte, daß er eigentlich keinen rechten Appetit habe, da er etwas später als gewöhnlich zu Mittag gegessen.

»Ja freilich, auf dem Schneckenberg ißt man erst nach Zwei,« erwiderte Cornelia ruhig, »aber dann werden Sie mir wenigstens sagen können, wie es Ihnen sonst bei dem Baron ergangen ist.«

Jetzt erst schien der Inspector zu bemerken, daß die Dame des Hauses noch in vollem Tagesputz sei, denn es waren ja vornehme Gäste Mittags bei Tisch gewesen. In der That war das junge Mädchen reich geschmückt und trug ein neues grauseidenes Kleid von schwerem Stoff, geschmackvoll mit Spitzen und Bändern besetzt, und

durch die modern frisirten Haare waren Perlen gewunden, die mit ihrem matten Weiß scharf von dem dunklen Kopf abstachen. Sie sah in diesem Staat, dem es auch an goldenem Zierrath in den Ohren, am Busen und an den Händen nicht fehlte, wunderbar schön aus, aber welche andere Schönheit war es, als die der kleine Engel dort oben gezeigt hatte! Hier feierte neben der üppigen Natur auch die Kunst ihre sichtbaren Triumphe, dort hatte die natürliche Anmuth ihre siegreichen Reize entfaltet. Hier war in Allem und Jedem absichtlicher Glanz und gesuchte Pracht sichtbar, wo dort oben nur Einfachheit und ungeborener Geschmack sich geltend gemacht. Indessen erinnerte sich der scharfe Beobachter, als er sich diese Gegensätze eingestand, auch zugleich, daß Angela Cornelia gelobt und sie für schön und ihr angenehm geschildert hatte, und so konnte er nicht umhin, der Tochter des Amtraths dies durch ein freundliches Benehmen und eine gewisse Aufmerksamkeit, die ihr nicht entging, zu erkennen zu geben. So sagte er denn freundlicher und zuvorkommender denn je:

»Ja, das will ich Ihnen gern sagen, mein Fräulein. Ich bin wohl aufgenommen worden und habe einen recht – recht vergnüglichen Tag verlebt. Auch bringe ich Ihnen viele Grüße von der jungen Baroneß und sie läßt Sie bitten, ihr recht bald Ihren Besuch zu schenken.«

Cornelia lächelte ihn freudig an; diese Nachricht und wie sie ihr mitgetheilt wurde, heiterte sie sichtbar auf. »Ich danke Ihnen,« erwiderte sie, »und ich werde so bald wie möglich die liebe Angela besuchen. Nicht wahr, sie

ist ein herrliches, vortreffliches Mädchen, man muß sie lieb gewinnen auf den ersten Augenblick, und sie gewinnt noch mehr, wenn man ihre nähere Bekanntschaft macht.«

»Ich glaube, Sie haben in allen diesen Dingen Recht. Auch auf mich hat sie einen sehr vortheilhaften und angenehmen Eindruck gemacht. Und was mich am Tiefsten berührt hat, das ist die Art und Weise, wie dieses Kind sich seinem Vater gegenüber beträgt –«

»Ja,« fiel ihm Cornelia fast hastig in die Rede, »das ist in Wahrheit rührend. Die Liebe zwischen diesen beiden Personen hat etwas Geheimnißvolles und zugleich Anmuthendes, wie man dergleichen so bald nicht sieht. Ja, ich gestehe gern, daß ich die kleine Angela, wie wir sie nennen, obgleich sie so klein gar nicht ist, liebe, von ganzem Herzen, und auch ich bin immer von Neuem beglückt, fast möchte ich sagen, innerlich gehoben, wenn ich das von Ihnen erwähnte Verhältniß zwischen Vater und Tochter sehe. – Aber nun sagen Sie mir,« und ihre dunklen Augen wurzelten fest auf dem wieder ganz ruhig erscheinenden Gesicht des jungen Mannes – »welchen Eindruck hat der Baron auf Sie gemacht?«

Der Inspector sann einen Augenblick nach, dann sagte er, sein blaues Auge ernst und sanft auf die Frage richtend, die seine Antwort mit einiger Spannung zu erwarten schien: »Einen guten, mein Fräulein! Jedenfalls ist der Baron ein schwergeprüfter Mann, der harte Schicksalsschläge ertragen hat, allein er trägt sie mit



Würde und einer Resignation, wie ich sie noch an keinem anderen Menschen gesehen.«

Cornelia nickte und aß langsam weiter: »Ja, auch darin haben Sie Recht. Der Baron ist ein stiller, eigenartiger, aber gewiß braver und lieber Mann – ich wenigstens halte ihn dafür. – Fanden Sie ihn nicht etwas – wie soll ich sagen – kränklich?« setzte sie nach einigem Zögern und voll neuer innerer Spannung hinzu.

»Nein, so fand ich ihn eigentlich nicht, obwohl er gewiß eine sehr zarte Constitution besitzt. Sein Geist war in allen Dingen so klar, so – ich möchte fast sagen – frisch, wie man ihn bei einem Manne von seinen Jahren nur wünschen kann, obwohl ich nicht verschweigen will, daß er mir bisweilen etwas zerstreut und von unerforschbaren inneren Gedanken aufgeregter erschien.«

Cornelia nickte abermals zustimmend und mit einem fast freudigen Ausblick ihres schönen Auges. »Ja,« sagte sie, »da haben Sie ganz richtig gesehen. Er ist allerdings oft zerstreut und viele unerforschbare Gedanken schwirren ihm im Kopf herum, die er gewiß nicht zu hegen brauchte. Er macht sich unnöthiger Weise Sorge, wo keine ist, das ist aber auch Alles so viel ich davon verstehe,« setzte sie mit einiger Bedeutung hinzu. »Mein Vater hat darin, wie er Ihnen wahrscheinlich schon selbst gesagt, eine von der unsrigen abweichende Meinung, allein er ist mehr Geschäftsmann als Menschenkenner und ihm erscheint oft von düsteren Wolken umzogen, was Andere nur im leichten, flüchtigen Nebel gehüllt sehen. Das findet man oft bei Menschen, die viel in den Acten gekramt,

und namentlich bei Juristen, die immer ein ganz besonderes und oft nicht gerade liebsames Urtheil über die mit ihnen verkehrenden Menschen fällen.«

Nach dieser etwas offenherzigen Mittheilung des in diesem Augenblick unverkennbar mehr ihren Gefühlen als ihrem Verstande gehorchenden Mädchens trat eine Pause im Gespräch ein, da keine von den beiden Personen Lust zu haben schien, dasselbe in der eingeschlagenen Richtung weiter auszuspinnen. Nachdem sie aber ihre Mahlzeit beendet und der Inspector auf Cornelia's Zureden noch ein Glas Wein getrunken, erzählte er, wie er den Tag oben hingebracht und sprach mit sichtbarer Vorliebe von dem schönen Berge, der reizenden Wohnung des Barons und ihrer herrlichen Aussicht.

»Ja, o ja,« versetzte Cornelia, »das alles sind Vorzüge, die der Schneckenberg vor Schaumburg hat; aber Angela, glaube ich, wohnte doch lieber in der Ebene und verkehrte gern häufiger mit Menschen, die ihr dort oben aus der einsamen Höhe nur selten vor Augen kommen.«

»Das hat sie mir sogar selbst gesagt,« fuhr der Inspector fort, »und mit einer so natürlichen Offenherzigkeit, daß ich eigentlich darüber erstaunt war.«

Cornelia lächelte mit herzlicher Theilnahme. »Ja,« sagte sie, »offenherzig und natürlich ist das liebe Mädchen, ich kenne sie darin; Sie spricht – ich will nicht sagen Alles, aber doch Vieles geradeheraus, was Andere scheu in ihr Herz verschließen würden. Doch wie – Sie wollen doch nicht schon wieder in Ihr ödes Zimmer gehen?«

Der Inspector war aufgestanden, als rüste er sich zum Aufbruch. »Ja, mein Fräulein, das will in der That und ich bitte mich für heute zu entschuldigen. Ich hatte mir gestern vorgenommen, einen halben freien Tag heute mit einigen Familienbriefen auszufüllen, da ich ja noch nicht nach Hause geschrieben habe, so lange ich hier bin, aber da der Herr Baron mich so zuvorkommend und ganz unerwartet zu Tische lud, so bin ich um meine kleine Arbeit gekommen.«

»Das ist etwas Anderes,« erwiderte Cornelia und stand auch auf, »dann will ich Sie nicht länger halten. Im Ganzen ist es mir auch nicht unlieb, wenn Sie mich verlassen, da ich gewiß bald meinen Vater zu erwarten habe, der mir eine Mittheilung über die Depesche machen wird, die ihn, was selten geschieht, sogar vom Tisch vertrieben hat. Guten Abend, Herr von Rodenberg – bis morgen also!«

Die beiden Personen machten sich eine so artige Verbeugung, wie bisher noch nie, und gleich darauf hatte der Inspector das Zimmer verlassen und sein eigenes aufgesucht, wo er sich sofort die Lampe bringen ließ und, nachdem Auguste wieder gegangen, die Thür hinter ihr abschloß, um sich nun an die kleine Arbeit zu begeben, der er sich schon vorher hatte überlassen wollen.

Indessen mußte dieselbe doch wohl nicht ganz so klein sein, wie er gesagt, denn er schrieb ämsig bis nach Mitternacht, und als er seinen aus mehreren Bogen bestehenden Brief noch einmal überlesen, steckte er ihn sogleich in ein Couvert, siegelte es zu und adressirte es, worauf er

ihn in sein Schreibpult schloß, um ihn am nächsten Morgen bei seinem Ritt über das Gut mit eigenen Händen auf der nächsten Poststation abzugeben, die in einem Dorfe, etwa eine Viertelmeile von Schaumburg entfernt und nicht weit von der Eisenbahnstation lag. –

Cornelia dagegen war, sobald der Inspector sie verlassen, unruhig und gedankenvoll im Speisesaal auf und niedergeschritten, denn die Depesche, die ihr Vater empfangen und die ihn so sichtlich überrascht hatte, beunruhigte sie mehr, als sie merken lassen wollte. Sie hatte das Essen für die beiden arbeitenden Herren abgetragen und warm halten lassen; als aber der Amtsrath endlich allein wiederkam, hatte er für heute allen Appetit verloren und er trank nur im Beisein seiner Tochter eine ganze Flasche Wein, um seine Lebensgeister wieder aufzufrischen, die, wie wir sogleich erfahren werden, durch den Inhalt der telegraphischen Depesche eine starke Erschütterung erlitten hatten.

Erst nach Verlauf einer guten Stunde erschien er wieder bei seiner Tochter im Speisesaal, und als ihr Auge rasch nach seiner Miene flog, sah sie mit Schrecken, daß er innerlich überaus bewegt sei, obwohl er sich die größte Mühe gab, seine Aufregung und Mißstimmung im ersten Augenblick zu verbergen.

»Nun, Vater,« begann Cornelia das Gespräch, nachdem der Amtsrath auf ihre Frage das Essen abgelehnt hatte, »Du bleibst ja sehr lange aus. Darf ich nicht wissen, was Dir die zu so un rechten Zeit gekommene Depesche gebracht hat?«

»Den Teufel!« auch murrte der Amtsrath, anfangs noch mit einiger Zurückhaltung, die aber bald einer stürmischeren Herzensergießung Platz machte, und stampfte im Zimmer hin und her, ohne das Gesicht seiner Tochter zuzuwenden, vor deren strengem Blick er in diesem Moment einige Angst haben mochte, »den Teufel auch, ja, so sage ich, denn der Teufel hat hier in der That sein sehr erbauliches Spiel getrieben. Was kann man dafür, wenn man betrogen wird, wenn man mit Betrügern und Spitzbuben zu thun hat, die man mit ihrer edlen Maske für Ehrenmänner und Tugendbündler hielt? Ja, daß Dich der Teufel! Denke Dir, Cornelia, die feine Actiengesellschaft, lauter anerkannt ehrenwerthe und hochstehende Männer, die das neuentdeckte große Kohlenrevier in N. . . ausbeuten wollte und der ich so dumm war, ein sehr anständiges Capital, natürlich in der Hoffnung auf reichlichen Gewinn, hinzugeben, die hat – es ist, um rasend zu werden!« rief er, sich mit geballter Faust vor die Stirn schlagend, »die hat – fallirt und wir – wir gutmüthigen Hauptactionaire – sind furchtbar geprellt und werden höchstens unsere fünf Procent aus dem ganzen Schwindel herausbekommen.«

Cornelia hatte sich dem aufgeregten Vater mitten in den Weg gestellt und hielt ihn jetzt mit beiden Händen auf. Ihr Busen wogte, ihre dunklen Augen flammten und bohrten sich tief in die eben so dunklen und flammenden des Vaters ein. »Halt' ein mit Deinem Toben,« sagte sie mit möglichst ruhigem Wesen, »das hilft ja in solchen

Unglücksfällen gar nichts. Ueberlege und sprich doch lieber in Ruhe, damit man sieht, wie die Gefahr eigentlich beschaffen ist, von der man bedrängt wird.«

Er riß sich unwirsch von ihr los und lief wieder zornig auf und ab. »Ueberlege doch und sprich mit Ruhe!« äffte er ihr nach. »Ach, Du lieber Gott, das sind ja alles nur Kinderpossen! Wie kann man denn ruhig sein, wenn Einem das Herz von Galle überlaufen möchte? Nein, laß mich lieber recht tüchtig austoben, dann findet sich Deine liebe Ruhe von selbst. Und wahrhaftig, die Kerle, wenn sie mit faulen Schwindeleien gewirthschaftet, die soll der Teufel holen! Ich bin auch noch da und ein rühriger Jurist, der sie an der rechten Stelle packen kann und eben – eben lasse ich den Fuchs, diesen göttlichen Kerl, der mir ein wahrer Trost in meinen Leiden ist, den Brief an das Directorium schreiben, worin ich mir eine ganz genaue Angabe der noch dunklen Verhältnisse erbitte. Ha! das Geschäft fing in den beiden ersten Jahren so gut an, wir bekamen schon zehn Procent Dividende, und nun – mit einem Mal – faul! Pfui, das ist ein ganz gemeiner Schurkenstreich und ich – ich werde ihnen ein Bischen stark auf den Leib rücken, ja, das werde ich – bei Gott!«

Cornelia sah, daß sich in dieser Stimmung mit ihrem Vater nicht vernünftig reden ließ. So fügte sie sich darein und erst nach längerer Zeit, als der in einem Zuge fortgrollende Mann eine Pause eintreten ließ, weil ihm der Athem ausging, flocht sie die Frage ein:

»Ist denn Dein Verlust groß? Wie hoch beläuft sich die Summe, die Du in dem Bergwerk angelegt hast?«

Der Amtrath blieb einen Augenblick stehen, sah seine Tochter viel ruhiger als vorher an und sagte mit einer so unsicheren Stimme, daß Cornelia sogleich heraushörte, daß er nicht die volle Wahrheit sprach:

»Nun, was denkst Du? Zum Bettler macht mich freilich der Verlust noch nicht, aber bitter ist die Pille doch. Ich habe zwölftausend Thaler in dem Teufelszeug stecken. Bist Du zufrieden damit?«

Cornelia wurde sehr bleich; jetzt wußte sie bestimmt, daß die verlorene Summe die genannte Zahl weit überstieg. »Das ist viel,« sagte sie, »ja, und das thut mir sehr leid.«

»Ha, wem thäte es nicht leid,« fuhr der Amtrath mit neuem Wuthausbruch fort, »wenn er zwölftausend Thaler verliert! Doch das sind ja alles nur banale Redensarten, die ich von meiner klugen Tochter nicht erwartet hätte. Ich habe mich auf einen ganz anderen Trost von Dir gespitzt.«

»Auf welchen denn?« fragte Cornelia mit ihrer alten Ruhe. »Ich kenne keinen.«

»Nun, das ist es ja eben, ich kenne auch keinen!« rief der Amtrath. »Aber wenn man selbst rathlos ist, so will man von einem Andern besseren Trost haben. Doch halt,« und er blieb im Gehen stehen und faßte mit der Hand nach der glühenden Stirn – »da fällt mir noch Etwas ein, was der Fuchs in sein Schreiben mit einflechten muß.« Und ohne seiner Tochter noch ein Wort weiter zu gönnen, verließ er das Zimmer und stieg mit dröhnenden Schritten in das Bureau hinunter, wo Fuchs fleißig bei der

Arbeit saß und mit vor Aufregung zitternden Händen den feurigen Fehdebrief schrieb, den der wüthende Amtrath dem sich fallit erklärenden Directorium zugedacht hatte.

–

Die sich nun entspinnde Unterhaltung mit seinem getreuen Secretair mußte dem gestrengen Herrn wohl besser gefallen, als die mit seiner Tochter, denn er suchte an diesem traurigen Abend nicht mehr ihre Gesellschaft auf, sondern nachdem er mit Fuchs über das zunächst Vorzunehmende noch lange Rath gepflogen und sich dadurch endlich beruhigt hatte, so daß ihm sein Unglück schon erträglicher vorkam, verfügte er sich in sein Schlafzimmer, ließ sich dahin noch eine Flasche schweren Wein bringen und trank sich so zuletzt in den Schlaf, der ja, wie der Baron auf dem Schneckenberg sagte, die einzige Zeit sei, wo der Mensch ganz glücklich ist, weil er im Schlaf vergessen hat, was ihn quält. –

Am nächsten Morgen in aller Frühe, nachdem er Dank seinem guten Schlaftrunk eine leidlich ruhige Nacht gehabt, fühlte der Amtrath das Bedürfniß, sich in der frischen Luft eine tüchtige Bewegung zu machen, um sein verstörtes Gemüth wieder mit neuen und glücklicheren Eindrücken zu füllen. So ließ er denn seinen Braunen satteln und Heinrich mußte ihn wieder begleiten. Er ritt lange auf dem Gute hin und her, hörte die Lerchen im Sonnenschein jubeln, sah das hochstehende Getreide und erquickte sein irrendes Auge an dem wohlthuenden Grün der auf dem Schneckenberg stehenden Bäume. Da, als er eben eine andere Richtung einschlagen wollte, sah er den



immer thätigen Inspector auf seinem schnellfüßigen Rap-  
pen dahersprengen und nun erst an die gestern Abend  
unterbrochene Unterhaltung erinnert, ritt er ihm entge-  
gen, begrüßte ihn, fragte, wohin er so eilig wolle und  
bot, als er es erfahren, auf eine Strecke seine Begleitung  
an, die natürlich von dem höflichen Inspector freundlich  
angenommen wurde.

So ritten sie eine Viertelstunde ruhig neben einan-  
der her betrachteten das herrlich stehende Getreide und  
sprachen ihre besten Hoffnungen über die allmählig her-  
anrückende Erndte aus. Da, als der Inspector eben nach  
längerer Rede schwieg, schien dem Amtsrath der Augen-  
blick gekommen, das Gespräch auf einen anderen Gegen-  
stand zu lenken und er sagte mit anscheinend gleichgül-  
tiger Miene

»Apropos, ich habe gestern Abend gar keine Zeit ge-  
habt, Sie zu fragen, wie Ihnen der Baron gefallen hat?«

»Ganz vortrefflich, Herr Amtsrath, viel besser, als ich  
ihn mir nach Ihrer Schilderung vorgestellt hatte.«

Der Amtsrath machte ein etwas langes Gesicht und  
schaute den jungen Mann, der dies mit fester Stimme  
und entschiedener Miene vorgebracht, mit unverhole-  
nem Erstaunen an.

»Wie so – wie meinen Sie das?« brachte er in einiger  
Verlegenheit hervor.

»Wie ich es sage. Sie hatten mir gesagt, ich würde  
einen geistesschwachen Menschen finden und ich habe  
einen sehr vernünftigen, wenn auch etwas angegriffenen  
Mann in ihm gefunden.«

Der Amtrath bemühte sich mit allen Kräften, ein lautes spöttisches Gelächter aufzuschlagen, das ihm in der That nicht recht aus dem Herzen kam, denn der eigentümlich sichere und bestimmte Ton, mit dem der Inspector gesprochen, hatte einen nicht ganz angenehmen Eindruck auf ihn gemacht. »Ach,« sagte er, »wie ein so kluger und gewandter Mann, wie Sie, sich doch irren kann! Na, da lernen Sie den Baron nur erst etwas näher kennen, dann werden Sie ein ganz anderes und besser begründetes Urtheil über ihn fällen. Wenn *der* Mann nicht durch und durch krank ist, dann weiß ich nicht, was Krankheit oder Gesundheit heißt!«

»Ah!« sagte der Inspector nach einiger Ueberlegung, »nun verstehe ich Sie erst recht. Ja, wenn Sie mir sagen und behaupten, der Baron sei krank, dann haben Sie allerdings Recht. In gewisser Beziehung halte ich ihn sogar für *sehr* krank.«

»Ah, mein lieber junger Freund,« rief der Amtrath mit einiger Erleichterung, denn er würde nur sehr ungerne von dem neuen Beamten gehört haben, daß er den Baron für ganz gesund halte, »da sprechen Sie ein sehr verständiges Urtheil aus. Gewiß ist er krank – *wo* er aber krank ist, das dürften Sie mir so bald nicht entziffern können und *bis* Sie das nicht können, bleibe ich bei meiner Meinung stehen, daß er eben im Geist oder im Gemüth krank ist.«

»Ich glaube, wir gehen nur in der Bestimmung des Organs der Krankheit des Barons auseinander,« fuhr der Inspector still vor sich hin lächelnd fort. »Ich gebe es ja

auch zu, daß er schwach oder, wie Sie sagen, krank ist und die Heilung dieser Krankheit mag allerdings schwierig sein, aber sie müßte oder könnte wenigstens versucht werden.«

Der Amtrath sah den Sprechenden groß an, er konnte aus dem jungen, ihm in allen Dingen sanft widerstrebenden und ihn beinahe neckenden Mann heute gar nicht klug werden. »Wie meinen Sie das?« fragte er, »wollen Sie etwa diese Heilung versuchen?«

»Warum nicht? Es ist ja eine schöne und lohnende Aufgabe, einen kranken Menschen zur Genesung zu führen.«

»Ei ja, gewiß. Aber sind Sie denn ein Arzt?«

»Ich? Nein. Aber Sie sagen ja selbst, daß seine Krankheit im Gemüthe stecke, und wenn Sie Recht haben, so glaube auch ich ein Recht zu haben, zu sagen, daß das Gemüth eines Menschen jeder Mensch heilen kann, der den Willen, die Fähigkeit und die Kraft dazu besitzt.«

Der Amtrath blickte immer erstaunter vor sich hin. »Ah,« sagte er, »besitzen Sie denn die?«

»Den Willen wohl, ob die Fähigkeit oder Kraft, das bezweifle ich.«

»Nun, ich auch. Aber thun Sie mir den Gefallen, lassen Sie sich nicht auf solche wagehalsigen Versuche ein, die, glaube ich, gar nicht in Ihrer Sphäre liegen. Ueberlassen Sie das dem guten Doctor Camp, der ein sehr geschickter Arzt ist und das ganze Vertrauen aller seiner Patienten besitzt.«

»Nun, mein Gott,« sagte der Inspector mit etwas größerer Lebhaftigkeit als zuvor, »nehmen Sie mir doch nicht

übel, daß ich meine Meinung so offen ausspreche, wie Sie die Ihrige. Wir unterhalten uns ja nur über diesen gewiß sehr interessanten Fall.«

»Nun ja freilich,« erwiderte der Amtsrath, der es mit dem Inspector nicht gleich verderben wollte, »wenn Sie es so meinen, lasse ich es gelten. Aber nehmen Sie sich mit dem Baron in Acht. Es wäre nicht das erste Mal, daß er Jemanden mit seiner stillen Lammesmiene irregeführt hat; Alle aber haben ihn zuletzt aufgegeben, weil sie einsehen, daß er unheilbar und somit ein verlorener Mann ist. Doch, lassen wir das Gespräch hierüber ein für alle Mal fallen, mein lieber Inspector, ich sehe leider, daß wir hierin nicht ganz im Einverständniß sind. Auch bin ich jetzt nicht in der Stimmung, mir über den Herrn da oben den Kopf zu zerbrechen, ich habe genug mit mir selbst zu thun, und wenn Sie zuguterletzt noch einen guten Rath von mir annehmen wollen, so legen Sie Ihr Geld, wenn Sie sich etwas gespart, nicht in Kohlenbergwerken an.«

»Ah,« sagte der Inspector, der augenblicklich errieth, was am Abend vorher die telegraphische Depesche gebracht – »haben Sie vielleicht eine sogenannte Speculationsohrfeige in dieser Beziehung erhalten?«

Der Amtsrath nickte mit wieder aufloderndem Aerger. »Ja,« sagte er, »gerade heraus gesprochen – und eine recht tüchtige Ohrfeige, so daß mir der Kopf noch heute summt, und diese niederträchtige Nachricht war in der gestrigen Depesche enthalten. Aber nun haben wir genug geplaudert, Herr Inspector, und ich wünsche Ihnen einen guten Morgen. Ich will einmal nach dem Gut dahinüber

galoppiren und sehen, was es dort Neues giebt. Da wohnt auch ein Mann, der an der Ohrfeige einigen Antheil hat.«

Bei diesen Worten lüftete er den Hut, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte auf dem Wege nach dem benachbarten Gute fort. Der Inspector dagegen, der sich über den Amtrath so wenig den Kopf zerbrechen wollte, wie dieser über den Baron, verfolgte ruhig seinen Weg, ohne weiter über Kohlenbergwerke noch sonstige Geldanlagen nachzudenken, sondern nur um seinen eigenen stillen Gedanken nachzuhängen, die seit seinem Besuch bei dem Baron, wie eine Taube um ein brennendes Haus, fast beständig um den Schneckenberg kreisten.

---

In den nächsten Tagen fiel weder auf Schaumburg noch auf dem Schneckenberge etwas vor, was auf den Gang unserer Erzählung einen besonderen Einfluß ausgeübt hätte, obwohl das Verhältniß der an beiden Orten handelnd auftretenden Personen sich allmählig klarer und fester gestaltete. In Schaumburg namentlich ging Alles seinen ruhigen regelrechten Gang, ein Jeder war in seinem Berufe thätig und arbeitsam, einer der thätigsten und arbeitsamsten aber war unstreitig der neue Inspector. Er war jetzt in Allem vollständig orientirt, und da er seine Leute kannte, jedem Einzelnen von ihnen sein bestimmtes Arbeitsfeld angewiesen hatte und auch überall den vollsten Gehorsam und hinreichenden Eifer in Bezug

auf die Ausführung seiner Anordnungen fand, so gelangte er sehr bald zu der Ueberzeugung, daß es im gewöhnlichen Laufe der Dinge auch in seiner abhängigen Stellung Stunden gebe, über die er in Betreff seiner selbst vollkommen frei gebieten könnte. Er benutzte dieselben theils zu privaten Studien, theils zu Ausarbeitungen seiner künftigen Pläne, und außerdem blieb ihm noch Zeit genug, die entlegenen Felder, die Fohlenkoppel und die Waldungen zu mustern, da sein unermüdliches Pferd ihn rasch von einer Stelle zur andern trug.

Weder mit dem Amtrath noch mit Cornelia hatte er ein weiteres Gespräch über den Baron und Angela geführt und das schien ihm ganz angenehm zu sein, zumal er den beiden Personen ja Alles über die Bewohner des Schneckenberges mitgetheilt, was er ihnen sagen konnte oder mochte; vom Amtrath selbst hielt er sich absichtlich möglichst fern und den in der Stille auf seinen Vortheil lauern den Secretair beachtete er fast gar nicht mehr. Bei Tische erschien er immer erst zur festgesetzten Zeit und nie hielt er sich dabei länger als unumgänglich nöthig auf. Mit einer seltenen Gewandtheit wußte er hier das Gespräch stets innerhalb der Gränzen des ihm zugewiesenen Amtes zu halten, und wurden einmal andere, die persönlichen Verhältnisse des Amtraths und dessen Familie betreffende Dinge besprochen, so mischte er sich nie ein und es hatte dabei oft den Anschein, als ob er gar nicht hörte, was zwischen dem Hausherrn und seiner Tochter verhandelt wurde. Gegen Letztere legte er unausgesetzt die von Anfang an gezeigte Höflichkeit an den

Tag, die nicht selten sogar einen Auflug innerlich gefühlter Achtung gewann; er zeigte ihr stets ein freundliches Gesicht, wenn sie ein Wort an ihn richtete, und nie hatte sie sich über die Antwort, die er ihr gab, zu beklagen, da dieselbe immer in wohlwollender Form gegeben wurde und den Gesprächsstoff in angemessenster Weise erschöpfte. Dennoch blieb er in seinem Verhalten gegen sie auf der von Anfang an eingenommenen Stufe stehen, er trat ihr weder gesellig noch geistig um einen Schritt näher, und indem er mit seltener Ausdauer und Consequenz die Schranken, die ihm seine Stellung anwies, innehielt, weckte er auch nicht mehr die Eifersucht und den Neid des luchsartig lauernenden Secretairs, obwohl dieser insgeheim fortfuhr, den durch sein Aeußeres so sehr begünstigten Mann mit scheelen Augen anzusehen.

Eben so ging es auf dem Schneckenberg in der althergebrachten ruhigen Weise her. Ein Tag verfloß friedlich wie der andere und Vater wie Tochter gaben sich ihren stillen Vergnügungen und Arbeiten mit gleichmäßigem Eifer hin. Nur an dem alten Treu hätte man nach jenem ersten Besuche des Inspectors eine etwas auffallende Rührigkeit und eine unstättere Beweglichkeit bemerken können. Auch gegen den Baron und Angela war er merkwürdig gesprächig geworden und Beiden widmete er eine noch viel größere Aufmerksamkeit als zuvor. Mittags bei Tisch und Abends, wenn man sich in der Bibliothek versammelte, wo Treu häufig, bald mit Diesem, bald mit Jenem beschäftigt, aus und einging, war er ein sehr aufmerksamer Beobachter des Gesprächsganges,

und nicht gar selten machte er von der ihm gern gewährten Erlaubniß Gebrauch, seine Meinung über Personen und Dinge zu äußern, wenn er auch nicht danach gefragt worden war. Namentlich von dem Inspector auf Schaumburg schien er überaus gern zu reden, denn er versäumte keinen Tag, den, wie ihm bekannt, so vergeßlichen Baron daran zu erinnern, daß er sich vorgenommen habe, den jungen Mann zum nächsten Sonntag wieder zu Tisch zu laden. Als er am Mittwoch Abend in der Bibliothek dieses sein jetziges Lieblingsthema von Neuem zur Sprache brachte und dabei von Angela einen ermunternden Blick auffing, wandte er sich noch einmal an den etwas zerstreut scheinenden Baron und sagte ruhig, aber doch mit wohlüberlegter Bedeutsamkeit:

»Wir haben heute schon Mittwoch, Herr Baron, und Sie vergessen es am Ende doch noch, Herrn von Rodenberg eine Einladung zur rechten Zeit zukommen zu lassen. Wenn der Herr nun unterdeß eine andere annimmt, dann haben Sie ihn nicht und die von dem neuen Verkehr gehoffte Freude ist für's Erste in's Wasser gefallen.«

Der Baron lächelte freundlich den alten Diener an, der es so wohl mit ihm meinte, und entgegnete: »Nein, Treu, ich vergesse es gewiß nicht, ihn einzuladen, ich habe selbst schon oft genug daran gedacht und auch Angela ist nicht säumig gewesen, mein Gedächtniß in diesem Punkt zu unterstützen. Aber damit Du ganz sicher gehst, so beauftrage ich Dich hiermit, dem jungen Mann selbst die Einladung zu überbringen, auf welche Weise Du willst,



und es soll mich recht freuen, wenn Du mir bald eine zusagende Antwort von ihm verschaffen kannst.«

Hiermit war nun Treu ganz zufrieden, obwohl er nicht gerade große Lust hatte, persönlich sich nach Schaumburg zu begeben, denn auch er mied das Schloß aus alter Gewohnheit, wie sein Herr, und eben so wenig trat er mit den Bewohnern desselben gern in nähere Berührung. Da überlegte er denn, wie er am besten dem Inspector die ihm zuge dachte Einladung übermitteln könnte. Freilich hätte er sie, da ihm dies freigestellt war, schriftlich erfolgen lassen können, allein das sagte ihm wieder aus einem anderen Grunde nicht zu. Er hätte nämlich gar zu gern einmal selbst mit dem Inspector unter vier Augen gesprochen, weil er sich fest in den Kopf gesetzt, derselbe müsse ihm oder seinem Herrn zu einer andern Zeit irgend wo schon einmal in den Weg getreten sein. Das wollte und mußte er nun auskundschaften und zu diesem Ende war eine persönliche Unterredung durchaus nöthig.

So suchte er denn von jetzt an irgend wo mit dem Inspector zusammenzutreffen, und da derselbe oft und lange auf den Feldern umherritt, so schien ihm diese Begegnung keiner Schwierigkeit zu unterliegen. Indessen, als er an die Ausführung ging, fand er doch, daß man des flüchtigen Reiters nicht so leicht habhaft werden könne, denn wenn er vom Berge aus, von dem er den ganzen Tag hernieder lugte, den Gesuchten auf seinem Pferde heran oder vorüberkommen sah, und er nun rasch den Berg hinuntereilte, um ihn zu treffen, war der Rappe mit

seinem Reiter schon längst wieder in weiter Ferne und abermals war der günstige Augenblick verfehlt.

Da entschloß er sich denn am Donnerstag Morgen zu einer neuen Kriegslist. Die kleinen Pferde des gnädigen Fräuleins mußten nothwendig Bewegung haben und da Angela wegen plötzlich eingetretenen Regenwetters nicht selbst fuhr, ließ er sich mit ihrer Erlaubniß den Wagen anspannen und fuhr nach Schaumburg hin, in der festen Erwartung, daß ihm der Inspector nun nicht mehr entgehen könne, wenn er in der Nähe des Parkthors auf ihn warte, um ihn dort entweder aus- oder einreiten zu sehen.

Allein so lange und oft er auch vor dem Parkthor hin- und herfuhr und nach allen Seiten verlangend ausschaute, der Gesuchte wollte sich nicht finden lassen, mochte er nun einen weiteren Geschäftsritt unternommen haben oder im Innern des Gehöftes beschäftigt sein.

Am Freitag Morgen, als er bis dahin nicht zu seinem Zweck gekommen und wieder etwas besseres Wetter eingetreten war, fuhr er noch einmal auf diese Recognoscirung aus, aber auch diesmal sollte er nicht glücklicher als vorher sein. Dagegen war er von vielen Bewohnern von Schaumburg bemerkt worden und es war denselben auffallend genug, den alten wohlbekanntem Diener des Barons so ausdauernd vor dem Gute ohne erkennbaren Grund auf- und abfahren zu sehen. Auch Herr Fuchs war eine dieser aufmerksamen Personen gewesen, und als der Amtsrath kurz vor Tisch noch einmal in's Bureau kam und ihn nicht auf seinem Platze fand, wunderte er sich

und wollte eben nach ihm, fragen, als der Secretair mit ungewöhnlich ernster Miene eintrat und nun selbst mit der Frage begrüßt wurde, wo er denn eigentlich gewesen sei und warum er ein so verhängliches Gesicht mache.

»Ich bin am Parkthor gewesen, Herr Amtsrath,« sagte Fuchs mit einiger Bedeutung, »und habe mich in der That über denselben Gegenstand wundern müssen, über den ich mich schon gestern gewundert.«

»Was ist denn los?« fragte der Herr, indem er in einem heruntergenommenen Actenstück blätterte.

»Ei, Herr Amtsrath, es betrifft den alten Treu, den Diener des Herrn da oben,« erwiderte Fuchs mit pffiffig blitzenden Augen.

Der Amtsrath wurde aufmerksam, legte den Actenstoß bei Seite und setzte sich auf einen Stuhl vor den stehenden Secretair hin. »Was ist mit ihm? Sprechen Sie!« sagte er streng.

»Schon gestern,« berichtete Fuchs, »habe ich ihn eine Stunde lang vor dem Park auf- und abfahren und nach allen Seiten spähen sehen. Heute wiederholte sich dasselbe Schauspiel, ohne daß ich den geringsten Grund dazu auffinden könnte. Was will der alte Mensch mit einem Male hier, der sonst so selten sichtbar ward, denn daß er etwas im Schilde führt, das steht ihm auf seinem Spionengesicht deutlich genug geschrieben.«

Der Amtsrath wurde etwas still, dachte nach und sagte, das Kinn in die Hand nehmend und sich den Bart reibend: »Hm! Sie können Recht haben, vielleicht hat er irgend ein neues verrücktes Unternehmen des Barons im

Auge. Das ist immerhin denkbar und man muß bei solch' einem Herrn jeden Tag auf etwas Außergewöhnliches gefaßt sein. Geben Sie ferner Acht, Fuchs; ich lobe Sie für Ihre bisherige Aufmerksamkeit, und suchen Sie ausfindig zu machen, was dieser seltsam häufige Besuch zu bedenken hat.«

So war man bis zum Freitag Abend gekommen. Der Baron saß nach eingenommenem Thee mit seiner Tochter und Fräulein Wanner in der Bibliothek und Wilhelm Treu ging von Zeit zu Zeit aus und ein, bald Dies, bald Jenes ordnend oder bringend, und jedesmal, wenn er kam, richtete er einen eben so besorgniß- wie erwartungsvollen Blick auf seinen Herrn, der den ganzen Tag ungewöhnlich schweigsam gewesen war und sich jetzt mit Lesen beschäftigte, während Angela zeichnete und Fräulein Wanner an einer Stickerei arbeitete. Eben war Treu wieder eingetreten und, frisches Wasser auf den Tisch stellend, blieb er dem Baron gegenüber stehen und sah ihn voller Spannung an, denn er glaubte zu wissen, welche Frage demselben schon heute den ganzen Tag auf dem Herzen lag. Er hatte sich auch nicht geirrt, denn kaum bemerkte ihn der Baron, so sah er von seinem Buche auf und sagte mit seiner milden, immer freundlichen Stimme:

»Nun, Treu, Du hast mir ja noch immer keinen Rapport abgestattet, worauf ich schon seit gestern vergeblich warte. Hast Du denn die bewußte Einladung noch nicht an den rechten Mann gebracht?«

»Nein,« erwiderte der Diener mit etwas trübem Gesicht, »ich konnte des Herrn noch nicht habhaft werden, so oft ich ihn auch suchte. Nun will ich morgen direct nach Schaumburg gehen und Alles nach Ihren Befehlen in Ordnung bringen.«

Angela legte den Stift nieder, mit dem sie eben zeichnete, und sagte, zuerst den Vater und dann den alten Diener anblickend:

»Ich weiß eigentlich nicht, Väterchen, warum Ihr mit einer so einfachen Sache so viele Umstände macht. Da es Treu bisher nicht gelungen ist, Herrn von Rodenberg zu sprechen, so werde ich selbst die Bestellung übernehmen, und, glaube mir, Du wirst bald befriedigt sein.«

Der Baron sah seine kluge Tochter, die in jeder kleinen Noth eine Aushülfe wußte, erstaunt an, und sagte kleinlaut: »Wie, willst Du etwa selbst die Einladung überbringen?«

»Ja und nein, wie Du willst, lieb' Väterchen. Morgen nach Tisch, wenn Du Dein Schläfchen hältst, fahre ich mit Fräulein Wanner nach Schaumburg, besuche Cornelia auf eine Viertelstunde und dabei begleitet uns Treu. Während ich bei Cornelia sitze, sucht er Herrn von Rodenberg auf, und ist er nicht zu Hause, so bestellen wir Beide Deinen Wunsch. Das ist ja so leicht wie nur möglich auszuführen, nicht wahr?«

Der Baron nickte zustimmend und entgegnete ruhig: »Ja, das ist einfach und gut. Also, Treu, halte den Wagen morgen um halb Drei bereit, aber laß vorsichtig fahren,

und dann freue ich mich auf Eure Botschaft, bis Ihr zurückkommt.« –

So war es beschlossen und so wurde es ausgeführt. Gegen drei Uhr am nächsten Tage saßen die beiden Damen im kleinen Wagen und der etwas unruhig dreinschauende Treu hinter ihnen. Bald war man in der Ebene und fuhr durch den schönen Park von Schaumburg in das Schloß ein, aber nicht unbemerkt, denn Cornelia selber hatte von ihrem Fenster aus den seltenen Besuch über den Teichdamm fahren sehen und war ihrem Liebbling bis auf den Hof entgegengeeilt, wo sie ihn liebevoll in die Arme schloß, als er aus dem Wagen gestiegen war.

»Das ist ja eine angenehme Ueberraschung, liebe Angela,« rief Cornelia hochofrennt, sie und ihre Begleiterin auf ihr Zimmer führend, »sieh', wie lieb und hold Du bist! Bringst Du mir etwas Neues oder führt Dich, was mir noch lieber wäre, blos Deine Freundschaft zu mir her?«

»Beides!« versetzte Angela, ihren Hut festhaltend, den ihr Cornelia von den Locken heben wollte, und dann den ihr auf dem Sopha angebotenen Platz einnehmend. »Ich wollte Dich, wenn auch nur auf einige Minuten, einmal sehen, und da mein Vater zugleich an Herrn von Rodenberg eine Bestellung auszurichten hatte, die Treu übernehmen soll, so machten wir uns bei dem wieder besseren Wetter auf den Weg, und siehe, da sind wir.«

»Das ist herrlich, meine Liebe, aber Herrn von Rodenberg wird Treu nicht treffen. Er ist, so viel ich weiß, gleich

nach Tisch nach der Eisenbahnstation geritten, um wegen Getreideverladens zu verhandeln. So bist Du vielleicht so gütig, mir selber Deines Herrn Vaters Bestellung anzuvertrauen und ich werde sie heute Abend, wenn der Herr zurückkommt, getreulich ausrichten.«

»Dafür werde ich Dir sehr dankbar sein, liebe Cornelia, es liegt meinem Vater viel daran, daß sein Wunsch erfüllt wird. Er möchte nämlich Herrn von Rodenberg, dessen Gesellschaft ihm gefallen – Gott sei Dank, daß der arme einsame Mann einmal eine kleine Abwechslung hat! – morgen den ganzen Tag, wenigstens von elf Uhr an, bei sich sehen, und er soll ihm, wenn er so lange Zeit hat, bis zum Abend Gesellschaft leisten, ohne allen Zwang, also er soll sich auch nicht wieder im Galakleide präsentiren, in dem er neulich seine Aufwartung machte. Auf dem Lande, meinte mein Vater, sähe das viel zu feierlich aus und er genire sich auch nicht gern. So, das ist Alles, was Herrn von Redenberg betrifft. Dich selbst aber wollte ich bitten, Herrn von Rodenberg zu begleiten und mit ihm nach dem Berge zu kommen. Dann hat ein Jedes von uns sein Theil und wir wollen recht vergnügt mit einander sein.«

Cornelia's Antlitz hatte sich während der letzten Worte Angela's mit dem Schleier ausrichtigen Bedauerns bedeckt. »Ach!« sagte sie, als Angela ausgesprochen, »wie hübsch ist das von Dir und wie gern nähme ich Deine Einladung an. Aber Du« weißt ja, Sonntags kann ich nicht fort, da speisen immer einige Herren bei meinem Vater und ich – ich muß, ob es mir angenehm ist oder nicht,

die Wirthin machen. Das ist einmal so und ich kann leider nichts daran ändern.«

»Das thut mir leid,« versetzte Angela und ergriff Cornelia's Hand, die sie herzlich drückte, »und ich sehe daraus, daß Du in mancher Beziehung eben so gebunden bist, wie ich. Aber freilich, es ist einmal so und wir können Beide nichts daran ändern. Du hast Recht. So wirst Du also in der nächsten Woche kommen?«

»Wenn es geht, gewiß; ich komme gern zu Dir, wie Du weißt, und dann gleich auf einen halben Tag, wie neulich; so hoffe ich.« –

Das Gespräch zog sich noch einige Zeit über andere Gegenstände hin, dann stand Angela auf.

»Wie,« rief Cornelia, »Du willst doch nicht schon wieder fort?«

»Ich muß, meine Liebe; ich habe im Ganzen nur eine Stunde Urlaub und wenn mein Vater von seinem Nachmittagschlaf aufsteht, ist er gewohnt, mit uns eine Tasse Kaffee zu trinken. Er wartet ganz bestimmt auf uns.«

Cornelia fügte sich in das Unvermeidliche und nach einigen Worten führte sie die beiden Damen nach dem Wagen, der, wie Treu dem Groom befohlen, auf dem Schloßhofe gewartet hatte. Treu stand neben dem Wagen und sah sein gnädiges Fräulein mit einem so seltsam traurigen Ausdruck an, daß Dieses ihn sogleich verstand.

»Ich weiß, was Du willst, Treu,« sagte sie, »Du hast den Herrn nicht getroffen, aber ich habe die Bestellung ausgerichtet und sie wird ihm überbracht werden. Nicht wahr, Cornelia?«



»Ganz gewiß, liebe Angela, Du kannst Dich auf mich verlassen. – Nicht wahr,« wandte sie sich an den Secretair, der eben neugierig aus der Bureauthür getreten war und die schöne Baroneß auch mit seinen lüsternen Fuchsaugen betrachtete, »Herr von Rodenberg ist noch nicht von seinem Ritt zurück?«

»Nein, mein gnädiges Fräulein,« erwiderte Herr Fuchs, sich wiederholt tief verneigend und trat, seiner Gewohnheit folgend, noch einige Schritte näher heran, »er wird auch wohl erst gegen Abend kommen.«

»Ach,« sagte Angela plötzlich zu Cornelia, ohne den ihr widerlichen Sprecher eines Blicks zu würdigen, »da wir gerade einmal hier sind, so kann ich auch noch einen anderen Wunsch meines Vaters erfüllen. Er wollte wissen, wo Ihr Herrn von Rodenberg einlogirt habt.«

Cornelia erröthete, denn ihr kam sogleich zum Bewußtsein, daß Angela mit des Inspectors ›Logis‹ nicht einverstanden sein würde. »Komm,« sagte sie, sich schnell fassend, »ich will es Dir zeigen, wir sind dicht bei seiner Wohnung.«

Und den Secretair nicht weiter beachtend, der schon wieder Miene machte, die Damen zu führen, faßte sie Angela unter den Arm und führte sie durch den gewölbten Corridor nach des Inspectors Zimmer, das gerade offen stand, da Auguste eben mit dem Putzen der Fenster darin beschäftigt war.

Cornelia führte Angela ein, und Fräulein Wanner und Wilhelm Treu folgten ihnen unmittelbar. »Diese beiden

Zimmer bewohnt Herr von Rodenberg,« sagte Cornelia mit etwas beklommener Miene.

Angela trat in das Wohnzimmer und blickte sich rasch darin um; dann sah sie erstaunt ihre Freundin an und indem sie auch mit Fräulein Wanner und Treu einen vielsagenden Blick wechselte, sagte sie mit einem Ton, in dessen sanftem Klange gerade der bitterste Vorwurf lag:

»Wie, in diesem trüben und unheimlichen Raume hat Dein Vater Herrn von Rodenberg untergebracht? O, das wird mein Vater nicht erwartet haben, da in seinem Schloß doch so viele besser gelegene und wohnlicher gestaltete Gemächer leer und unbenutzt stehen. Das thut mir leid, und wenn mein Vater hier wäre, würde er ihn gewiß nicht hier eingekerkert haben.«

Cornelia zuckte die Achseln. Angela sprach nur aus; was sie selber schon lange gefühlt. »Ich bin ganz Deiner Meinung,« sagte sie, »aber es ist einmal das Inspectorzimmer und mein Vater glaubte wahrscheinlich ohne höheren Befehl darin nichts ändern zu dürfen. Auch zeigte sich Herr von Rodenberg damit einverstanden und lehnte, soviel ich weiß, für jetzt ein anderes ab, worüber ich schon zwei Mal mit meinem Vater gesprochen habe.«

»So. Nun, dann sprich zum dritten Mal mit ihm darüber und theile ihm *unsere* – sie betonte das Wort – »Ansicht darüber mit. Aber nun halte ich mich nicht länger auf. Adieu, liebe Cornelia, und vergiß Dein Versprechen für die nächste Woche nicht.«

Die beiden jungen Damen küßten sich und zwei Minuten darauf liefen die kleinen schnellen Pferde mit

dem leichten Wagen wie der Wind über den Teichdamm und Cornelia hatte in einer nicht gerade behaglichen Stimmung ihr Zimmer aufgesucht. Aber schon vor dem Abendtisch hatte sie dem Amtsrath Angela's Wunsch ausgesprochen, wiewohl gewiß zur unrechten Zeit, denn Dieser war von seinem Verlust noch immer so stark ergriffen, daß er sich in keiner günstigen Stimmung für das Vernommene befand.

»Herr Gott!« rief er ingrimmig aus, »was wollen denn eigentlich diese Leute? Wofür halten sie denn diesen Mann, der ein ganz netter Kerl aber wahrhaftig kein vornehmer Herr ist, sonst würde er nicht bei einem so verrückten Baron eine Inspectorstelle übernommen haben. Mein Gott, ja, er kann ein anderes Zimmer bekommen, meinetwegen drei; suche ihm selber eins aus und packe es mit kostbaren Sachen voll, so viel Du willst, aber mich laß damit in Ruhe, ich habe meinen Kopf mit anderen Dingen zu füllen.« –

Als aber der Inspector am Abend zu Tisch kam und Cornelia ihm im Beisein ihres Vaters die Einladung des Barons ausgerichtet hatte, sagte der Amtsrath mit verbissener Miene:

»Der Herr Baron wünschen auch, daß Sie ein anderes Zimmer beziehen. Ich habe Ihnen schon selbst, wie Sie wissen, ein anderes angeboten, aber Sie haben sich mit dem jetzigen einverstanden erklärt. Nun können Sie machen, was Sie wollen. Suchen Sie sich irgend ein Prunkgemach aus, ich habe ja im Ganzen hier nichts zu befehlen.«

»Um Entschuldigung,« versetzte der Inspector mit einer tiefen Verbeugung und indem er sein Auge kühn und fest auf den Amtsrath richtete, »ich bedarf keines Prunkgemachs und trachte auch nicht danach. Wenn Sie es gestatten, so bleibe ich im Sommer in meinem jetzigen Zimmer, es ist kühl und schattig; im Winter, nun meinethwegen, da werde ich mir mit Ihrer Erlaubniß ein wärmeres ausbitten. – Doch, ich wollte Ihnen von meinen auf dem Bahnhof getroffenen Vorkehrungen in Betreff der Verladung des verkauften Getreides berichten,« fuhr er in geschäftsmäßigem Tone fort, »es ist damit Alles in Ordnung und am Montag Morgen können die Wagen nach der Eisenbahn abgehen.«

»Ich danke Ihnen!« brummte der Amtsrath und goß sich ein Glas Wein ein, wobei er zum ersten Male vergaß, auch den Inspector und den Secretair zu bedenken, was Cornelia mit trauriger Miene bemerkte und sich dafür gegen den Ersteren durch einige leichthin geworfene Fragen nur um so freundlicher erwies. Felix von Rodenberg merkte die gute Absicht sehr wohl und er war ihr dankbar dafür, aber so sehr ihn Cornelia auch dazu ermunterte, er trank diesen Abend gar keinen Wein und beobachtete gegen den Amtsrath ein Stillschweigen, das etwas von der Schwüle eines Gewitters an sich hatte, welches sich in seinem Herzen allmählig über den vielgebietenden Herrn des Schaumburger Schlosses zusammenzuziehen schien.

ZWEITES CAPITEL. DER ZWEITE BESUCH AUF DEM  
SCHNECKENBERG.

So war also wieder der Sonntagmorgen gekommen und wieder war es ein herrlicher, sonnenklarer Tag, der, wenn das Auge des eben erwachenden Menschen darauf fällt, ihn heiter und froh stimmt und alle Sorgen des Lebens, mögen sie sein, welche sie wollen, in viel weniger trauriger Gestalt erscheinen läßt.

Auch bei dem guten Baron war dies heute der Fall und ohne daß ihn Jemand gesehen, stand er schon mit aufgeklärtem Gesicht an der noch geschlossenen Thür Angela's und verkündete ihr, als sie sich wohl und munter erklärt, mit seinem ersten Morgengruß, daß die Sonne lieblich scheine, daß die Luft warm und der Himmel klar sei und daß sie Beide also auf einen recht glücklichen Tag rechnen könnten. Wenn aber der Baron heiter und glücklich war, so war es auch seine ganze Umgebung mit ihm, und das zeigte sich schon am Frühstückstisch in der Bibliothek auf Angela's und Treu's Gesichtern, die Beide sehr wohl wußten, daß der Sonnenschein da draußen nicht allein den guten Mann so heiter stimme, sondern, daß er sich euch auf den Besuch freue, den er noch an diesem Morgen erwarten konnte.

Eine Stunde nach dem Frühstück, nachdem sich auch Fräulein Wanner bei Angela eingefunden, unternahmen die vier unzertrennlichen Personen wieder ihren gewöhnlichen Morgenspaziergang im Park, denn noch war es unter den dichtbelaubten Bäumen kühl und frisch. Heute

aber zeichnete Angela nicht und auch die Canarienvögel begleiteten sie nicht, sondern sie mußten, sobald ihre kleine Meisterin später in das Schloß zurückgekehrt war, ihr tägliches Pensum im Zimmer absolviren.

Indessen auch der Spaziergang wurde diesmal nicht weit ausgedehnt, denn der Baron hatte, Allen erkennbar, nicht die rechte Ruhe und Ausdauer dazu. Obgleich er nicht mehr darüber sprach und, wie er es meist that, erst seine Gedanken im Innern verarbeitete, bevor er sie laut werden ließ, so wußten doch Angela und Treu recht gut, daß er kaum die Zeit erwarten konnte, bis der junge Mann eintraf, dessen Gestalt und Wesen einen so tiefen Eindruck bei dem alten Herrn hinterlassen hatten. Schon um zehn Uhr trennte er sich daher von seiner Tochter mit dem Wunsch, daß sie sich, wenn Herr von Rodenberg gekommen, im Schloß wiedertreffen wollten, und dabei setzte er mit seltener Gesprächigkeit auseinander, wie er den Tag mit dem lieben Besuch hinzubringen gedenke.

Ja, die Vorfreude, die so viele Menschen fast immer als die Hauptfreude in Bezug an irgend sein bevorstehendes Ereigniß oder eine Familienfestlichkeit mit Recht betrachten, bot auch dem Baron heute einen großen Genuß, und als er seine Tochter verlassen, nahm er nach kurzem Aufenthalt in der Bibliothek wieder seinen Rohrstock zur Hand, griff nach dem kaum weggelegten Strohhut und eilte mit wunderbar hastigen Schritten nach dem Wege fort, den jeder von Schaumburg kommende Gast betreten wußte, wenn er zu ihm in's Schloß wollte. Wohl zehnmal setzte sich der alte Herr erwartungsvoll auf eine

am Wege stehende Bank, aber immer blieb er nur wenige Secunden sitzen, immer trieb ihn die Unruhe wieder dem jungen Mann entgegen, nach dessen Gesichtszügen er ein so großes Verlangen trug, gleichsam als ob er den Augenblick nicht erwarten könne, wo er seine Prüfung derselben noch einmal vornehmen und sich vergewissern wolle, ob er sich das erste Mal auch nicht in seinen Wahrnehmungen getäuscht habe.

Endlich war es elf Uhr geworden und nun mußte der so sehnlich Erwartete ja bald erscheinen. Der Baron saß eben wieder auf einer Bank und zeichnete mit seinem Stock Figuren in den Sand, als er das Schnauben eines Pferdes vernahm, das unter ihm, seinen Augen noch durch ein vorspringendes Gebüsch verborgen, den Berg herauf kam.

Diesmal sollte er sich nicht getäuscht haben, es war der Inspector, der langsam eben um eine Biegung der Straße lenkte und als er den Baron zu Fuß vor sich erblickte, sogleich aus dem Sattel sprang und mit freundlicher Miene und ehrerbietig den Hut ziehend auf den Herrn des Schneckenberges zueilte. Dieser, ehe er ein Wort der Begrüßung sprach, ließ sein Auge nach dem Gesicht des Kommenden emporfliegen, der auf seinen Wunsch heute im modernen dunklen Oberrock erschien, und ja – es hatte sich für ihn nicht verändert, es war dasselbe edle, reine und wohlwollende Männergesicht, das ihm schon das erste Mal so wohlgethan, und nun erst war seine Freude eine vollkommene und er schüttelte dem jungen Manne mit seltener Herzlichkeit die dargereichte Hand.

»Ach, mein lieber Herr von Rodenberg,« rief er ihm entgegen, »kommen Sie endlich wieder? Haben Sie denn in der Woche keine einzige Stunde für mich übrig gehabt?«

»Das wohl,« entgegnete Felix von Rodenberg, seinen Rappen lang am Zügel hinter sich her führend und neben dem Baron wieder den Berg emporsteigend »aber warum sehen Sie mein Pferd so bedächtig an?«

Der Baron war stehen geblieben und hatte sich umgedreht, aber er hielt sich dabei etwas weit von dem hohen Pferde entfernt. »Ich bin etwas ängstlich,« sagte er zaghaft, »schlägt Ihr Pferd auch nicht?«

Eben wollte der Besitzer desselben erwidern, daß er gar nichts zu besorgen habe, als der überall wachsame Treu erschien, sich ehrerbietig vor dem jungen Mann verbeugte und ihm, nachdem er wie sein Herr das Gesicht desselben überflogen, zur Beruhigung des Barons das Pferd abnahm, um es langsam hinter den beiden Herren her nach dem Stall zu führen.

»Nun fahren Sie fort,« sagte der Baron mit heiterem Gesicht. »Sie haben mir meine erste Frage noch nicht beantwortet. Also Sie haben gar keine Zeit in der vorigen Woche für mich gehabt?«

»Das wohl,« wiederholte Felix von Rodenberg, »aber ich wollte mich Ihnen nicht aufdrängen, Herr Baron. Ich glaubte, Sie würden nicht gern so oft von meinen Besuchen gestört sein wollen.«

»O, bitte, lieber Freund, was sprechen Sie da! Ein Mann, wie Sie, wenn er einen armen Einsiedler besucht



und ihn damit erfreut, drängt sich nicht auf und eben so wenig stört er ihn.«

»Hätte ich das gewußt, so wäre ich gern früher, wenn auch nur auf eine Stunde gekommen, denn ich bin oft genug um Ihren Berg herumgeritten und habe auch stets nach dem schönen Gipfel emporgeschaut.«

»Ha, das freut mich. Auch wir haben Sie oft reiten sehen und der alte Treu hat oft genug auf Sie gelauert und es hat ihm sogar einige Mühe gemacht, die ihm von mir aufgetragene Einladung an den rechten Mann zu bringen. – Hören Sie, Herr von Rodenberg,« fuhr der Baron mit ungemein freundlicher Miene fort, »damit ich es nicht vergesse, will ich Ihnen gleich jetzt etwas sagen. Es könnte sehr leicht einmal wieder ein Augenblick eintreten, wo ich Sie zu sehen wünschte und Sie wären abermals nicht so leicht zu finden. Das ist immer ein Verdruß für den, der vergeblich auf seinen Besuch hofft, und um denselben ein für alle Mal aus dem Wege zu schaffen, hat der kleine erfinderische Kopf meiner lieben Angela sich ein ganz probates Mittel ausgedacht, das sie mir erst heute Morgen mitgetheilt und welches ich nach kurzem Bedenken gutgeheißen habe. Wenn ich also einmal nach Ihnen Verlangen trage und Sie durch keinen Boten so schnell erreichen kann, so wollen wir auf dem großen Schloßthurm eine Flagge, oder dergleichen aufziehen lassen, die überall hin weit sichtbar ist. Nun brauchen Sie blos im Vorüberreiten Ihr Auge aufzuschlagen und nach dem Schloß zu sehen, und bemerken Sie dann die Flagge, so unterbrechen Sie Ihren Weg und kommen

sogleich zu mir herauf, dann werden wir uns bald über das von mir Beabsichtigte verständigt haben. Wollen Sie das?»

Felix von Rodenberg nickte bejahend, und mit freudiger Miene sagte er nach kurzem Bedenken: »Das ist ein hübscher Gedanke, Herr Baron, und die Ausführung desselben von Ihrer Seite ist eben so leicht, wie mir die Befolgung Ihres Winkes sein wird. Ich werde also jeden Tag mein Auge wiederholt nach dem Berggipfel erheben und nun wird es nicht an mir liegen, wenn ich Ihr Gebiet in längerer Zeit nicht wieder betrete.«

Während dieses Gesprächs waren sie in dem um das Schloß herum liegenden Blumengarten angekommen und schritten nun langsam zwischen den duftenden Beeten auf und nieder. Felix von Rodenberg schaute sich mit freudiger Miene ringsum und man sah ihm wohl an, wie befriedigt er war, einmal wieder auf dem schönen Sitze des Barons umherspazieren zu können.

»Sie versäumen doch heute durch meine Einladung nichts?» fing der Baron das Gespräch nach einer Weile wieder an.

»Gewiß nicht. Ich habe gestern Abend noch alles Nöthige abgemacht und erst morgen früh um fünf Uhr wird meine Arbeit wieder beginnen, die mir jetzt schon leichter von der Hand geht, da ich nun über Alles und Jedes in meiner Stellung im Klaren bin. Ich bin also heute auch einmal ein Freiherr!« setzte er lächelnd hinzu.

»Das ist ja herrlich. Ein solcher Freiherr zu sein, ist freilich etwas werth. Doch lassen Sie uns das weniger Angenehme zuerst abmachen: kommen Sie mit dem Amtsrath gut aus und betrügt er sich so gegen Sie, wie ich es von ihm erwarten darf?«

Felix von Rodenberg zögerte etwas mit der Antwort, dann sagte er: »Ich habe mich in dieser Beziehung über nichts zu beklagen, auch komme ich mit dem etwas kurz angebundenen Herrn nur dann in nähere Berührung, wenn es unumgänglich nöthig ist, also nur bei Tisch und wenn ich ihm etwas Geschäftliches mitzutheilen oder Sonnabends die Zahlgelder in Empfang zu nehmen habe. In den letzten Tagen war er allerdings nicht gerade heiter gestimmt, aber das hatte seine ganz besonderen Ursachen und die erkenne ich jedenfalls für einflußreich genug an.«

»Was waren das für besondere Ursachen?« fragte der Baron mit einer Miene, die Felix von Rodenberg sogleich die augenblicklich aufflammende Besorgniß des alten Herrn verrieth, und die er in der That mit der ihm eben entschlüpfenden Bemerkung nicht hatte heraufbeschwören wollen.

»Sie haben mit seiner amtlichen Stellung in Schaumburg nichts zu thun,« antwortete er daher rasch, »und berühren nur seine Privatverhältnisse. Er hat, wie er mir selbst gesagt, mit einem hübschen Capital eine kühne Speculation versucht und diese ist, wie so viele dergleichen, mißlungen. Das Kohlenbergwerk, an dem er sich als Actionair betheilt, hat keinen Ertrag geliefert und

die ganze Gesellschaft hat sich bankerott erklären müssen.«

»O, das thut mir doch leid!« rief der gutmüthige Baron aus und stand einen Augenblick still, wie um sich zu besinnen. »Aber wie ist das möglich!« fuhr er gleich wieder fort. »Stephani ist ein so kluger, vorsichtiger und geschäftskundiger Mann, der seinen Vorthail überall wahrzunehmen versteht, ja, man kann ihn wohl schlaue und verschlagene nennen, und er sollte sich diesmal in ein so ungewisses Unternehmen eingelassen haben? Das begreife ich nicht. Ist der Verlust groß?«

»Das weiß ich nicht, er sagte mir nur, die Ohrfeige sei tüchtig gewesen und der Kopf brumme ihm davon.«

»O, o, das begreife, wer kann, ich nicht. Das ist gewiß das erste Mal, daß er seinen Meister gefunden hat!«

»Das mag wohl sein, aber zu begreifen ist es doch, Herr Baron. Auch der Klügste geht in Geldangelegenheiten nicht immer sicher genug und der Schlaue findet immer noch einen Schlauseren, der ihn um sein sauer erworbenes oder sein – rechtlich ererbtes Eigenthum bringt, das heißt mit andern Worten – ihn heillos betrügt.«

»Ah, da haben Sie sehr Recht und das ist wohl zu beherzigen!« sagte der Baron ganz leise und senkte trüb nachsinnend den weißen Kopf. – »Aber Du lieber Gott,« fuhr er plötzlich lebhafter fort, »wenn es so mit ihm steht, dann wird er wieder neue Klagelieder über die allgemeine und specielle Geldnoth vor mir singen und die Getreidepreise noch höher hinaufschrauben wollen, wo die armen Leute das Brod und die Kartoffeln schon theuer

genug bezahlen müssen. Ach, ich kenne das schon! O, die unglücklichen Geschäfte! Wer doch damit gar nichts mehr zu thun hätte! Doch, damit wollen wir uns den heutigen Tag nicht verderben, mein lieber Herr von Rodenberg, wir Beide werden nicht so unvernünftig speculiren, wie? Sprechen wir lieber von etwas Anderem. Ich habe mir eine Menge Fragen zurecht gelegt, die ich heute an Sie richten will. Sagen Sie mir also gefälligst zuerst: woher stammen Sie? Und dann möchte ich gern wissen, wie Sie eigentlich nach Schaumburg gekommen sind.«

»Ich bin in Thüringen geboren,« erwiderte der Inspector, auf jedes seiner Worte von jetzt an die größte Aufmerksamkeit verwendend und dabei unausgesetzt, doch vorsichtig den Baron fixirend, der ihm dieselbe Aufmerksamkeit schenkte und wiederholt nach dem stets ruhig bleibenden Antlitz des Sprechenden blickte.

»In Thüringen? Ach, das dachte ich nicht, denn Sie sprechen durchaus nicht den Dialekt Ihres Vaterlandes.«

»Das ist sehr natürlich, Herr Baron. Mein Vater war königlicher Beamter und ist viel in der Welt umhergeworfen worden. Wir haben fast in allen Provinzen des großen Staates gelebt und so hat meine Sprache von keiner den ihr eigenthümlichen Dialekt bewahrt.«

»Ist Ihr Herr Vater noch am Leben?«

»Leider nicht, nur meine Mutter lebt noch.«

»Ach, Sie Glücklicher! Wer doch noch eine Mutter hätte! Ich habe die meinige sehr früh verloren. Doch still davon! Man muß die alten Wunden nicht mit Gewalt aufreißen. Sind Sie mit Ihrem jetzigen Einkommen zufrieden?«

»Vollauf! Auch habe ich von meinem Vater ein kleines Vermögen ererbt und so bin ich außer aller Noth in dieser Beziehung.«

»Das freut mich, recht sehr. Natürlich werden Sie sich einmal irgend wo ankaufen wollen und trachten vorher erst nach größerer Erfahrung, wie?«

»Ganz gewiß, Herr Baron. Man lernt auf jedem einzelnen Gute etwas, was man später im eigenen Besitz verwerthen kann.«

»Sehr richtig! Doch wie sind Sie nach Schaumburg gekommen? Das ist eine für mich sehr wichtige Frage.«

»Ich will sie Ihnen genau beantworten. Ich habe in Eldena und Halle die öconomische Wissenschaft studirt und bin auf verschiedenen Gütern, erst als Verwalter, dann als Inspector gewesen. Zuletzt in Pommern auf einem großen Gute. Aber dort gefiel es mir nicht und da ich mit einem Studiengenossen in fortwährender Verbindung stand, so schrieb mir derselbe vor einem Vierteljahr, daß auf Schaumburg ein gebildeter und erfahrener Inspector gesucht würde. Ich wunderte mich, daß der Schreiber dieser Nachricht nicht selbst dahin ging, denn er war kein Anderer als der älteste Sohn des Amtraths auf Schaumburg.«

»Ah!« rief der Baron in großer Verwunderung und blieb wieder stehen. »Das ist ja sehr interessant und mir ganz neu. Davon hat er mir kein Wort gesagt. Aber der Amtrath hat nur *einen* Sohn, der Oeconom war – er heißt Rudolf.«

»Er eben ist mein Studiengenosse, Herr Baron, und jetzt ist er nach Amerika gegangen.«

»O, o!« sagte der Baron still vor sich hin, »daß Rudolf Stephani außer Landes gegangen ist, thut mir jetzt nicht mehr so leid, wie früher, da er Sie an die ihm von jeher zugedachte Stelle gebracht hat. Sie müssen nämlich wissen, daß dieser Rudolf Stephani mir der Liebste der ganzen Familie ist, ein Ehrenmann, den ich immer gern sah und dem ich also auch die einträgliche Stelle auf Schaumburg von Herzen gegönnt hätte. Warum aber – und das möchte ich sehr gern wissen – hat er die Stelle bei seinem Vater nicht angenommen, was doch für ihn so vortheilhaft gewesen wäre, und warum ist er gar nach Amerika gegangen? Wissen Sie das, wie?«

Felix von Rodenberg schwieg eine Weile, dann sagte er dreist und fest: »Das ist allerdings ein etwas häkliger Punkt, Herr Baron; aber da Sie mir sagen, daß Ihnen Rudolf Stephani angenehm war und daß er Ihnen der Liebste der ganzen Familie ist, so kann ich Ihnen wohl mittheilen, was, nach meinem Dafürhalten, ihn sowohl für die Stelle in Schaumburg untauglich gemacht, wie ihn genöthigt hat, nach Amerika auszuwandern, wo er ohne Zweifel mit seiner Arbeitskraft und seiner Redlichkeit sein Glück machen wird. Er erzählte mir nämlich früher schon oft, daß Schaumburg ein sehr schönes Gut sei und daß die darauf Angestellten ein reichliches Auskommen hätten und herrlich und in Freuden lebten. Sein Vater sei als gerichtlicher Administrator und Rentmeister des Gutsherrn ein angesehener und vielvermögender Mann

und leite durch seine Klugheit und Umsicht das ganze große Gut.«

»Hm, ja,« unterbrach den immer ruhig Redenden der Baron, »darin hat er nicht so ganz Unrecht. Aber weiter!«

»Indessen, sagte mir auch der ehrliche Rudolf Stephani, gefalle ihm Vieles nicht auf Schaumburg und er möge nicht einer Derjenigen sein, die auf dem Gute herrlich und in Freuden lebten. *Es hafte kein rechter Segen an der Arbeit daselbst.*«

Der Inspector sprach die letzten Worte mit großer Vorsicht und sehr langsam aus, so daß sie schon dadurch einen tiefen Eindruck auf den scharf aufhorchenden Baron machten. Jetzt nickte er mit dem Kopf, senkte denselben und flüsterte mehr als er sprach: »Kein rechter Segen haftet daselbst an der Arbeit! Ja, auch darin hat der junge Mann leider Recht gehabt. Aber – jetzt sagen Sie mir Alles – hat diese Betrachtung ihn von Schaumburg ferngehalten und über das Meer getrieben?«

Der Inspector besann sich wieder, als ob er überlege, was und wieviel er sagen dürfe, um dem reizbaren Mann an seiner Seite nicht auf irgend eine Weise wehe zu thun. »Nein,« versetzte er endlich, »das wohl nicht; vielmehr glaube ich, daß es zumeist das persönliche Verhältniß gewesen ist, in welchem er zu seinem Vater stand.«

»Ah,« rief der Baron aufathmend, »nun geht mir ein Licht auf! Sprechen Sie getrost weiter. Mir können Sie das Alles sagen, denn ich kenne bereits mehr von diesem Verhältniß, als Sie ahnen.«



»Nun, dann kann ich mich ja kurz fassen,« fuhr Felix von Rodenberg mit sichtbarer Erleichterung fort. »Mit einem Wort, Rudolf Stephani sagte mir oft, daß schon lange zwischen ihm und seinem Vater Differenzen bestanden hätten. Sie hätten Beide ganz verschiedene Ansichten über das Leben, über den Erwerb, über die Pflichten eines Beamten und vor allen Dingen – über die Auslegung dieser Pflichten und der damit verbundenen Gesetze. Da hätte er nun vorhergesehen, daß diese Differenzen zum offenen Ausbruch kommen würden, wenn er nach Schaumburg käme, und um einem solchen Unheil aus dem Wege zu gehen und mit seinen Beamten- und Sohnespflichten nicht in Conflict zu gerathen, habe er den ihm von seinem Vater gemachten Vorschlag, die Stelle, die ich jetzt bekleide, anzunehmen, entschieden abgelehnt. Und um nicht mit eigenen Augen Zeuge zu sein« – hier hielt der Sprecher wieder einige Zeit inne und fixirte den Baron noch schärfer als vorher.

»Sprechen Sie ruhig weiter, ich kenne und verstehe Alles!« sagte der Baron und legte seinen Arm fast unwillkürlich in den Arm seines stärkeren Begleiters, als wolle er sich auf ihn stützen. Und um nicht mit eigenen Augen Zeuge zu sein« – wiederholte er, fragend zu ihm aufblickend.

– »Wie es auf Schaumburg hergehe,« fuhr der Inspector fort, »mied er fortan das Gut und nahm nicht einmal Abschied von seinem Vater und seiner geliebten Schwester, ehe er über das Meer ging, wahrscheinlich aus dem

einzigem Grunde, um nicht noch zum Scheidegruß – vielleicht auf ewig – ein hartes Wort von seinem heftigen Vater zu hören.«

»Ja, ja, ja, so wird es gewesen sein,« sagte der Baron sehr traurig. »Doch das ist eine sehr böse Geschichte, und nun, da ich das aus Ihrem Munde weiß, ist es mir sogar lieb, daß er nicht hierhergekommen ist. Das hätte – eine neue Tragödie auf dem unheilvollen Schaumburg herbeiführen können. – O, ich könnte Ihnen leicht noch eine schärfere Illustration dieses Verhältnisses liefern,« fuhr er nach einigem Zaudern fort, »aber ich habe Ihnen schon gesagt, ich will mir heute den Tag nicht verderben und am wenigsten mag ich über den Amtsrath reden. Vielleicht ein andermal, wenn wir erst bekannter mit einander sind. – Und damit wir den unangenehmen Beigeschmack, den unsere Unterhaltung hierüber zu Tage gefördert, bald loswerden, so brechen wir lieber ganz davon ab und gehen in's Haus. Ich will Ihnen einmal zeigen, was ich in meinem Leben in aller Welt gesammelt, und Sie werden daraus erkennen, daß ich nicht immer ein trauriger Einsiedler auf dem Schneckenberg gewesen bin.«

Und den Arm des jungen Mannes nach wie vor fest haltend, trat er in das Schloß und schlug den Weg nach der Bibliothek ein, wo er Treu fand, der die beiden Herren aufmerksam vom Fenster aus beobachtet hatte, und dem er den Auftrag gab, alle Schlüssel zu nehmen und

voranzugehen, um die Thüren zu öffnen und die Fenster-  
vorhänge aufzuziehen, da er Herrn von Rodenberg seine  
kleinen Sammlungen zeigen wolle.

Treu war schnell bei der Hand, und mit vergnüg-  
tem Gesicht dem etwas erregt aussehenden Inspector  
zunickend, stieg er den Herren voran eine Treppe em-  
por und schloß eine Thür nach der andern auf, mehre-  
re große und einfach, aber behaglich ausgestattete Ge-  
mächer hindurch, die sämmtlich mit Glasschränken und  
mit an den Fenstern aufgestellten Tischen angefüllt wa-  
ren, und überall, wohin die Herren kamen, fanden sie die  
Fenster gelichtet und den alten Diener an ihrer Seite, der  
jetzt wohl zu seiner Freude sah, daß die neue Bekannt-  
schaft seinem Herrn wohlthue und bereits anfangs, ihn  
aus seiner Versunkenheit in sich selbst, der er schon so-  
lange verfallen, zu wecken.

Wir wollen hier nicht näher darauf eingehen, was Fe-  
lix von Rodenberg in der nächsten Stunde alles sah,  
aber es war Viel und viel Schönes und Seltenes dabei.  
Die reichen, in Italien, Kleinasien und Egypten angeleg-  
ten Sammlungen bestanden aus Münzen und Medaillen,  
Gemmen, Edelsteinen, Oelbildern, Aquarellen und Sculp-  
turen, ferner aus Waffen und Bronzen und einer Menge  
anderer Dinge. Von vielen seltenen Gegenständen erzähl-  
te der immer lebhafter werdende Baron, wo er sie gefun-  
den und wie er sie erworben, in welcher Gemüthsstim-  
mung er dabei gewesen und wie diese leblosen Dinge  
trostreich und erheiternd auf ihn eingewirkt hätten. Alles  
dies brachte er mit einer so liebenswürdigen Einfachheit

und friedlichen Selbstgenügsamkeit zum Vorschein und er legte dabei ein so großes Verständniß der verschiedenen Völker, ihrer geographischen, geschichtlichen und socialen Verhältnisse an den Tag, daß der ganz schweigsam gewordene Inspector ihn mit immer größerer Verwunderung betrachtete und mit von Augenblick zu Augenblick steigender Theilnahme seinen interessanten Erzählungen lauschte. Dabei hörte er ihm an, daß alle seine Ergüsse ihm unmittelbar aus dem Herzen flossen, aus einem Herzen, das auf den damaligen Reisen so tief verwundet war und nur aus den Schöpfungen der Natur und Kunst Trost für seine Leiden gesogen, um sich so allmählig aus der großen Kümmerniß herauszuarbeiten, in die ihn ein trauriges Geschick so frühzeitig geworfen hatte.

»Ach,« sagte der Baron, als er mit seinem Gaste am Ende der kleinen Galerie angekommen war und nun, bald Dies, bald Jenes noch einmal betrachtend zurückkehrte, »da sehen Sie nun, mein lieber Herr von Rodenberg, was die oberflächlich urtheilenden Leute in der Regel ein *tottes Capital* nennen, obwohl man dafür allerdings ein hübsches Stück Geld ausgegeben hat, was auf tausendfältig andere Weise hätte verwandt werden können. Allein dieser Ausdruck paßt wenigstens nicht in Bezug auf mich. Woran ich tagtäglich meine Freude habe, was mir jederzeit, wenn ich meine Augen darauf richte, neue Gedanken und damit neue Lebenslust und Freude eingiebt, das ist in Wahrheit nicht todt. Im Gegentheile, mir sind diese todtten Gegenstände sogar stets eine frischsprudelnde Lebensquelle gewesen, sie haben meinen Geist verjüngt,

mein Herz beruhigt und dies arme Herz, das oft seinen Qualen zu erliegen schien, zu neuer Ausdauer und Geduld gestählt.

»So werden Sie sich denn auch nicht wundern,« fuhr er nach kurzer Pause fort, die sein Gast mit keiner Sylbe unterbrach, »daß ich mein stilles Besitzthum auf diesem Berge, welches meine lieben Bücher und diese Sammlungen umfaßt, zu der schönen Aussicht nach außen also auch einen reichen Inhalt fügt, daß ich es liebe und es selbst auf Stunden nur ungern verlasse. Die Welt hat mir leider nicht geboten, was ich in ihr suchte, und so habe ich mir meine eigene kleine Welt hier rings um mich her geschaffen. Glücklicher Weise bin ich nicht ganz allein in dieser kleinen Welt. Zuerst habe ich mein Kind, meine – Ihnen kann ich es wohl sagen – meine innig geliebte Tochter, an der mein ganzes Herz mit allen Fasern des Lebens und Liebens hängt. Sie ist mir die hellstrahlende Sonne in dieser Welt, die mit ihrem freundlichen Blick Alles erwärmt und vergoldet, und – wollen Sie auch den stillen Mond dabei haben,« setzte er lächelnd hinzu, »so habe ich dann auch meinen alten getreuen Diener, den Gott selbst schon dadurch hinreichend gezeichnet, daß er ihm von Geburt an den Namen ›Treu‹ beigelegt hat. Bin ich also nicht immer noch reich an Liebe und Treue und können Sie sich nun wohl vorstellen, daß ich mich hier ganz glücklich und zufrieden fühle?«

»Ganz gewiß,« sagte Felix von Rodenberg mit warmer Empfindung, »das kann ich mir sehr gut vorstellen

und ich begreife Sie und Ihr von der großen Welt abgeschiedenes Leben jetzt vollkommen, Herr Baron. Aber Ihr Himmel,« fügte er ebenfalls mit stillem Lächeln hinzu, »ist noch nicht ganz vollständig, wie mich bedünken will. Sonne und Mond haben Sie, ja, aber er hat auch Sterne und sind Ihnen denn die etwa ganz und gar ausgeblieben?«

»Ah,« rief der Baron mit vor Heiterkeit strahlendem Gesicht und reichte dem jungen Manne herzlich die Hand, »Sie haben Recht und auch daran kann ich Ihnen eine befriedigende Antwort geben. Die Sterne brechen freilich nur selten aus den düsteren Wolken, die meinen Horizont umgeben, aber wenn sie einmal kommen, wie heute« – und hier drückte er die festgehaltene Hand noch herzlicher – »so sind sie mir von ganzem Herzen willkommen und ich danke meinem guten Gott da oben auch für diese schöne Gabe aus voller Seele.« –

Die beiden Männer hatten den Theil des Schlosses, in welchem sich die Sammlungen befanden, verlassen und sich langsam nach der Bibliothek zurückbegeben. Als sie in dieselbe eintraten, fanden sie Angela darin vor, die in einem Buche las und die Rückkehrenden schon einige Zeit erwartet hatte. Das junge Mädchen war in ein weißes Mullgewand mit blauen Sternchen gekleidet, das hoch bis an den Hals hinaufging und die herrliche Figur, die heute kein Ueberwurf verbarg, ganz und voll sehen ließ. Als ihr Vater mit seinem Gast eintrat, sprang sie lebhaft von ihrem Sitz auf und eilte auf sie zu, zuerst den

Vater herzlich umarmend und dann sich freundlich vor Felix von Rodenberg verneigend.

»Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen,« sagte sie mit dem Ausdruck kindlicher Unbefangenheit, »und lobe Sie, daß Sie zur rechten Zeit gekommen sind, um meinem guten Väterchen eine sehnlichst erwartete Freude zu bereiten. Cornelia hat Ihnen also die von uns festgesetzte Zeit pünktlich bestimmt?«

»Ja, mein gnädiges Fräulein. Fräulein Cornelia, die Sie grüßen läßt, hat mir gesagt, daß Sie selbst sich der Mühe unterzogen haben, die gütige Einladung Ihres Herrn Vaters auszurichten und ich bin Ihnen daher doppelt dankbar, denn ich habe heute schon große und seltene Genüsse auf dem Schneckenberg gehabt.«

»Das freut mich, aber die Mühe war so groß nicht, Herr von Rodenberg. Wir sind ganz bequem nach Schaumburg gefahren und nur der gute Treu hat vorher einige Mühe gehabt, da er Sie nicht sogleich finden konnte.«

Das kurze Gespräch wurde durch den Klang der Eßglocke unterbrochen, auf den der Baron mit einiger Verwunderung horchte. »Was,« sagte er, »das ist doch nicht unsere Eßglocke schon? Was ist denn die Uhr?«

»Lieb' Väterchen,« nahm Angela das Wort, indem sie ihm ihre kleine Uhr, die sie an einer goldenen Kette im Gürtel trug, hinhielt, »da sieht man, wie vertieft Du in Deine Unterhaltung und in das Betrachten Deiner lieben Schätze gewesen bist. Ja wohl ist es zwei Uhr und Du bist erst eine Stunde im Garten und dann anderthalb im

Schlosse gewesen, was wir Andern wohl empfunden haben, da wir nicht begreifen konnten, was die Herren so lange zu plaudern hätten.«

»Aber mein Gott, wo ist die Zeit geblieben!« rief der Baron. »Na, das muß ich sagen! Wenn ich alle Tage solchen Besuch hätte, Herr von Rodenberg, dann wäre ich am Ende mit meinem ganzen Leben fertig, ohne eine Ahnung davon zu haben, wo es geblieben ist.«

»Sie überschütteten mich mit Freundlichkeit,« sagte Felix von Rodenberg gerührt. »Nicht mein Besuch, sondern Ihre Unterhaltung hat die Zeit so schnell verfließen gemacht, daß Sie von ihrem Verlauf nichts gemerkt haben.«

»Streiten sich die Herren darüber nicht,« scherzte Angela mit heiterer Miene, »und theilen Sie sich lieber in Ihr Verdienst. Mein Väterchen, wenn er einmal in's Plaudern kommt, und er plaudert unter Umständen gern, weiß recht angenehm zu sprechen, und Sie, Herr von Rodenberg, verstehen, wie ich bemerkt zu haben glaube, gut zu hören, und so haben sich die Herren gegenseitig die Zeit vertrieben. Doch – ist es gefällig, zu Tisch zu gehen?«

Felix von Rodenberg wußte nicht, wen er zu Tische führen sollte, da sowohl der Baron wie Angela dicht vor ihm stand. Der Baron bemerkte sein Bedenken und war so glücklich über seinen Besuch, daß er einmal eine kleine Anwendung von Schalkheit bekam. »Nun,« sagte er, »da stehen Sie wie Herkules am Scheidewege – welchen werden Sie betreten, das heißt, wem von uns Beiden werden Sie die Ehre ihres Arms zu Theil werden lassen?«



»Herkules scheint heute schwach und voller Zweifel zu sein,« bemerkte Angela lachend, da sie den Inspector sich nicht sogleich entscheiden sah, »und damit er Niemanden zurücksetzt und Keinen vorzieht, so schlage ich vor, Väterchen, daß wir ihn Beide stützen und sicher zu seinem Ziele geleiten.«

»Du findest stets das Rechte, mein Kind!« rief der Baron und nun reichte er seinen Arm dem Inspector hin, der seinen rechten Arm der Tochter des Hauses bot, und so traten sie zur Freude Fräulein Wanner's und Treu's in den Speisesaal, worin diese Beiden schon ihrer Herrschaft und deren Besuch mit lebhafter Spannung entgegen sahen.

Da man heute mit Bestimmtheit einen Gast erwartet hatte, so war es sehr natürlich, daß die sonst so einfache Tafel des Barons einmal ausnahmsweise reichlicher als gewöhnlich bestellt war und namentlich hatte Treu auch für den äußeren Schmuck derselben durch herrliche Blumen und schöne Früchte gesorgt. Gleich von Anfang an, sobald das Tischgebet gesprochen, machte sich eine allgemeine Munterkeit in der kleinen Gesellschaft bemerkbar, in der namentlich der Baron fast der heiterste war. Nachdem man aber verschiedene gleichgültigere Dinge abgehandelt, fing der Baron an zu erzählen, wovon er sich im Garten mit dem Inspector unterhalten und nachdem er seiner Tochter von dem Vater desselben Einiges berichtet, verweilte er längere Zeit dabei, wie seltsam es sei, daß Herr von Rodenberg gerade durch den Sohn des Amtsraths nach Schaumburg gekommen wäre. Und als

er seine lange Rede mit den Worten schloß: »Nun, dafür wollen wir dem guten Rudolf Stephani recht dankbar sein!« nickten Fräulein Wanner und Treu, der sich heute beständig in der Nähe des Tisches hielt, höchst bedeutsam mit den Köpfen dabei.

»Was mag denn wohl aus dem zweiten Sohn des Amtraths geworden sein?« nahm Fräulein Wanner nach einer Weile das Gespräch wieder auf. »Treu erzählte uns vor einiger Zeit, er habe sich im letzten Krieg sehr ausgezeichnet und sei dafür in den Adelsstand erhoben worden. Ob das wahr sein mag?«

»Ja, das kann ich bestätigen,« sagte der Inspector, »ich habe wenigstens wiederholt bei Tische in Schaumburg davon reden hören. Sein Vater ist nicht wenig stolz darauf, wie er denn überhaupt diesen Sohn dem anderen weit vorzuziehen scheint.«

»Leider ja!« sagte der Baron, tief aufseufzend.

»Ob er denn wohl noch den großen Bart tragen mag?« fragte Angela, die eine Zeit lang geschwiegen. »Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ich mich vor etwa zehn Jahren, als ich ihn das erste Mal sah, außerordentlich vor diesem langen schwarzen Bart gefürchtet habe, obwohl er mir sonst ein ganz hübscher Mann zu sein schien und seiner Schwester Cornelia überaus ähnlich sah.«

»Davon werden Sie sich sehr bald mit eigenen Augen überzeugen können,« fuhr der Inspector fort. »Ich habe davon gehört, daß er seinen Vater nächstens besuchen will, der schon große Vorbereitungen zu seinem Empfange trifft, und gewiß wird er dann *auch* Ihnen seine

Aufwartung machen, um sich als ganz moderner Standesherr zu präsentiren.«

»Na,« sagte der Baron gleichgültig, »daß er sich im Kriege als tapferer Soldat benommen und sogar ausgezeichnet hat, freut mich in der Seele seines Vaters recht sehr, denn das ist immerhin ehrenwerth; wenn aber Letzterer glaubt, daß sein Sohn durch seine Standeserhöhung ein bedeutenderer Mensch geworden ist, dann irrt er sich doch. Deshalb allein wird er mir nicht lieber sein, denn das will im Ganzen gar nichts besagen. Ein tapferer Bürgerlicher ist in meinen Augen ganz dasselbe, was ein tapferer Adliger ist und es kommt nur darauf an, wie ein Jeder seinen Stand zu repräsentiren versteht und ihm Ehre macht. Also Herr Kuno von Stephani wird uns auch beglücken! Nun, das ist recht gut, aber der Rudolf wäre mir auf dem Schneckenberg auf eine Stunde angenehmer gewesen, als sein Bruder auf einen ganzen Tag. Herr von Rodenberg und ich haben heute Morgen schon über den Letzteren gesprochen und es hat mich sehr gefreut, zu hören, daß auch er ihn für einen redlichen Mann hält, was von jeher meine Meinung gewesen. Doch – nun wollen wir die Stephanis, die Bürgerlichen wie die Adligen, endlich bei Seite lassen, wir haben sie heute genug im Munde gehabt und mir ist das im Ganzen kein angenehmes Capitel, wie Ihr Alle wißt. – Angela, weißt Du, mein Kind, daß ich Herrn von Rodenberg auch Deine Erfindung im Betreff der Telegraphenflagge mitgetheilt? Ja, das habe ich gethan und nun können wir gleich darin

übereinkommen, was für ein Zeichen wir zur Parlamentairflagge wählen.«

Treu, der schon lange hinter den Stuhl des Barons getreten war und sich mit beiden Händen vertraulich darauf stützte, wobei er die Gesichter der Sprechenden, eins nach dem andern, genau mustern kannte, erlaubte sich hier zu sagen:

»Die Wahl wird uns nicht schwer werden, Herr Baron, denn wir haben ja nur eine im Schlosse, die noch dazu sehr alt ist, aber sich immer noch mit Anstand zeigen kann. Sie trägt das Wappen Ihrer Familie, den rauhen Fels, auf den der fliegende Adler sich eben niederläßt.«

»Ha!« rief der Baron, »ja wohl haben wir die und wir haben Sie noch niemals gezeigt, so lange ich den Berg bewohne. Aber wird es nicht etwas prahlerisch aussehen, wenn wir sie mit einem Male im Winde flattern lassen? Was werden die Menschen im Thale, besonders in Schaumburg dazu sagen, da sie das gar nicht an uns gewohnt sind?«

»Lassen Sie doch die Menschen reden, was sie wollen,« nahm Treu wieder das Wort, »das stört Sie doch in Ihrer Ruhe nicht? Ueberhaupt ist es ja jetzt Mode, ein Bischen prahlerisch zu sein, und warum sollen wir es nicht sein, wenn alle Andern es sind? Auch braucht sie ja nie lange zu wehen. Wenn sie ihren Dienst gethan und Herrn von Rodenberg auf den Berg gerufen hat, ziehen wir sie wieder ein und packen sie sorgsam in ihren Kasten, wo sie jetzt schon so viele Jahre ruht.«

»Wenn ich die Zeit dazu hätte,« sagte Fräulein Wanner, »dann stickte ich rasch eine neue und Angela hülfe mir gewiß dabei.«

»Ganz gewiß, liebe Wanner. Aber Treu, der ganz Recht hat, sagt ja, die alte sei noch gut genug. O, ich freue mich schon darauf, sie flattern zu sehen, und noch mehr freue ich mich im Stillen darüber, was die Leute auf Schaumburg dazu sagen werden, wenn sie sie sehen und sich fragen, was das zu bedeuten habe. Ja, das macht mir gerade den meisten Spaß.«

»Mag es sein wie es will,« schloß der Baron mit seltener Entschiedenheit die Berathung, »die Idee gefällt mir und sie soll recht bald in's Leben treten. – Treu, da meine Tochter diese glückliche Idee gehabt hat und meinen Dank dafür verdient, so soll sie auch belohnt werden. Geh' und bestelle ihren Lieblingswein, eine Flasche guten Champagner, und dann wollen wir gleich die Fahnenweihe damit halten.«

»Es ist schon Alles besorgt, Herr Baron,« erwiderte Treu, »und ich werde gleich damit zu Diensten stehen.«

Dabei ging er hinaus und kam gleich darauf mit einer im silbernen Eiskühler stehenden Flasche herein, während ihm der kleine Groom bis zur Thür die ebenfalls schon bereitstehenden Gläser nachtrug.

Als der blaßrothe Wein in den schön geschliffenen Gläsern perlte und nachdem Angela mit ihren rothen Lippen freudig den ersten süßen Schaum davon genippt hatte, hob der Baron zu allgemeinem Erstaunen sein Glas in die Höhe und sagte:

»Ich bin kein Toastsprecher, Herr von Rodenberg, denn ich komme selten zu dieser Ehre, aber heute will ich es von Herzen sein und ein Wort aus dem Herzen dazu sprechen. Ich habe lange nicht einen so frohen Tag auf dem Schneckenberg erlebt, wie heute, und diesen Tag haben Sie mir durch Ihren Besuch geschenkt. Mag es nicht das letzte Glas sein, welches wir in so froher Gesellschaft leeren und mögen Sie bald wieder und recht oft unser Gast sein!«

Alle erhoben sich und stießen mit den dumpf klingenden Gläsern an, der Inspector aber, als sie wieder Platz genommen, blieb aufrecht stehen und indem er sein frisch gestilltes Glas hob, sprach er laut und fest:

»Ein Wort, das aus dem Herzen kommt, muß mit einem eben solchen erwidert werden und so erlaube ich mir auf das fernere Wohl des Herrn vom Hause und seiner Familie zu trinken. Glückliche und frohe zu sein ist nicht allen Menschen beschieden, leider nicht; wo aber so viele Bedingungen zum Glück und Frohsinn vorhanden sind, wie hier, da muß man am Ende vollkommen glücklich werden, so weit es ein Mensch auf Erden werden kann. Mag dieses Ihr Glück früh oder spät kommen, Herr Baron, ich bin überzeugt, es kommt einmal, und daß es recht bald und in Fülle komme, darauf leere ich dieses mein Glas!«

»Das war ein bedeutungsvoller Trinkspruch!« sagte der Baron, als er sein Glas mit dem seines Gastes zusammenstieß, und dann setzte er sich still nieder und starrte eine Weile gedankenvoll vor sich hin, während Angela und

Fräulein Wanner sich lebhafter denn je mit dem jungen Manne unterhielten und Wilhelm Treu ganz heimlich bei Seite auch ein Glas Champagner trank, als wolle er im Stillen auch auf das etwas spät kommende Glück seines Herrn trinken.

Plötzlich und kurz vor Aufhub der Tafel war ein neuer Gedanke in dem Baron aufgestiegen, und ohne ihn weiter zu überlegen und nur einem gewaltsam hervorbrechenden inneren Triebe folgend, sagte er etwas hastig:

»Apropos, mein lieber Herr von Rodenberg, mir fällt eben Etwas ein, wonach ich schon heute Morgen fragen wollte und wovon wir nur wieder durch die – durch die Stephani's abgekommen sind. Sie haben mir vorher gesagt, daß Ihr Herr Vater königlicher Beamter war und viel in der Welt umhergeworfen worden ist – aber von Ihrer Frau Mutter haben Sie mir nichts gesagt. Wer war die?«

Die Frage kam so plötzlich und unerwartet für den Inspector, der gerade an etwas ganz Anderes denken mochte, daß ihm das Blut unwillkürlich in's Gesicht schoß und dieses einige Secunden wie mit Flammen übergossen war. Scheinbar verlegen blickte er einen Moment vor sich nieder, als sinne er über die zu gebende Antwort nach, aber das dauerte nur eine sehr kurze Zeit, er hatte sich schnell gefaßt und erhob nun lächelnd sein edles Gesicht, das wieder seine gewöhnliche Farbe angenommen, um eben etwas zu erwidern, als der Baron, der mit Schrecken diesen Wechsel wahrgenommen, rasch fortfuhr:

»Erlauben Sie, mein lieber Herr von Rodenberg, daß ich mich erst über die von mir gestellte Frage entschuldige, die ich mir wohl nicht so recht überlegt habe, Sie war etwas indiscret, denn man fragt in guter Gesellschaft die Leute nicht, wer ihre Mutter war. Allein mich bewegte ein persönliches Interesse dazu und so lassen Sie Gnade für Recht ergehen und bestrafen mich dadurch, daß Sie mir keine Sylbe darauf erwidern.«

»O nein,« nahm nun Felix von Rodenberg mit ungemein verbindlichem Lächeln das Wort, »das will ich dennoch nicht thun. Wenn Sie ein persönliches Interesse dabei hatten, so gestehe ich Ihnen wohl das Recht zu, die bewußte Frage zu stellen und nun habe ich sogar die Pflicht, im Namen meiner Mutter dieselbe zu beantworten. Ich selbst freue mich sehr, Ihnen sagen zu können, daß meine Mutter eine vortreffliche Frau ist, aus einer altadligen Familie stammt und meinen Vater, der viel ärmer war als sie, aus voller Liebe geheirathet und mit ihm bis an sein frühes Ende in der herzlichsten Eintracht gelebt hat.«

Treu hatte diesen Vorgang mit der schärfsten Aufmerksamkeit verfolgt, und auf das, was der Inspector eben gesprochen, horchte er namentlich hoch auf, eben so wie der Baron, der ernstlich seine voreilige Frage bereute; ob ihnen aber die eben ertheilte Auskunft genügte, oder ob sie vielleicht eine andere, umständlichere erwartet, das wollen wir hier noch unerörtert lassen.

Angela indessen, die das Gespräch in dieser Richtung nicht gern länger fortgesetzt sah und damit dem Gaste



ihres Vaters einen Gefallen zu erweisen glaubte, nickte demselben freundlich zu und indem sie sagte: »Das, was Sie eben von Ihrer Frau Mutter gesagt, Herr von Rodenberg, ist das Beste, was ein Sohn von seiner Mutter sagen kann!« erhob sie sich rasch, eilte auf den Vater zu und umschlang ihn mit beiden Armen, um ihm wie alle Tage auf diese Weise ihre »Gesegnete Mahlzeit!« zu wünschen.

So standen denn natürlich auch die Uebrigen auf und das eben so verhänglich werdende Tafelgespräch war glücklich für alle Theile beendet. Bald darauf hatte sich der Baron in sein Zimmer begeben, um seine Mittagsruhe zu halten, Angela aber forderte den Gast und Fräulein Wanner auf, mit ihr unterdeß nach dem Weinberg zu spazieren, den der Erstere bis dahin noch nicht gesehen hatte.

Felix von Rodenberg durchschritt während einer kleinen Stunde mit den beiden Damen den ganzen reizend gelegenen Weinberg, besah die niedlichen Winzerhäuschen und die Kelterei, die er ihrem Zweck überaus entsprechend eingerichtet fand, und trat dann wieder den Rückweg nach der großen Rosenlaube an, wo man heute wie sonst den Kaffee einnehmen wollte.

Vor ihnen aber war diesmal schon der Baron zur Stelle, der heute nicht lange geschlafen hatte und eben mit Treu ein sehr interessantes Gespräch geführt haben mußte, denn beide alten Männer sahen etwas erregt aus und Beide begegneten dem wieder ganz ruhig gewordenen Gaste mit noch größerer Aufmerksamkeit als vorher.

»Was fangen wir nachher an, Kinder,« fragte der Baron, als man um den eisernen Gartentisch Platz genommen und den von Johannes gebrachten Kaffee trank, »ich bin zu Allem geneigt und füge mich heute ganz und gar Eurem Wunsche.«

»Wir haben auch schon darüber gesprochen,« nahm Angela das Wort, »und Herr von Rodenberg hat einen ganz artigen Vorschlag gemacht.«

»Ich nehme ihn an,« rief der Baron auf der Stelle, als habe er irgend etwas gegen seinen Gast gut zu machen, »ja, ich nehme ihn gern an, wie er auch lauten mag.«

»Nun, er ist so gefährlich nicht, lieb' Väterchen. So wollen wir also einmal nach dem Thale hinab fahren und Herr von Rodenberg wird Dir Deine mit dem schönsten Getreide bedeckten Aecker zeigen, die Du ja, wie er von mir zu seiner Bewunderung hörte, diesen Sommer noch gar nicht in Augenschein genommen hast.«

»Gut,« erwiderte der Baron langsam, der vielleicht doch nicht erwartet hatte, daß man ihn von seinem geliebten Berge fortführen wolle, »ich habe einmal A gesagt und muß nun auch B sagen. Aber worin fahren wir denn?«

»Das ist auch schon besprochen, Väterchen. Fräulein Wanner möchte gern zu Hause bleiben und Treu braucht auch nicht mitzufahren. Da haben wir Drei denn in meinem kleinen Wägelchen Platz und Du sollst doch auch einmal die Schatten in der Ebene laufen sehen.«

Der Baron machte ein bedenkliches Gesicht. »In dem kleinen Wagen,« aus dem man so leicht herausfallen

kann, wenn die Pferde einen Seitensprung machen oder ein Rad gegen einen Stein stößt?»

»Haben Sie keine Sorge,« sagte nun Felix von Rodenberg mit seiner überzeugenden Sicherheit. »Der kleine Kutscher fährt gut und die Pferde machen keine Seitensprünge, ich habe sie schon hinreichend erprobt.«

»Nun, wenn *Sie* das sagen, glaube ich es. Also, mit Gott, Treu, bestelle immerhin das kleine Gefährt.«

»Und ich halte Dich recht fest, lieb' Väterchen,« scherzte Angela und legte ihren Arm um seinen Leib, als wolle sie schon jetzt ihren Beistand beginnen lassen. –

In einer Viertelstunde war Johannes mit dem Wagen und Treu mit den Tüchern zur Stelle, und nachdem der Inspector den Baron und seine Tochter auf ihren Plätzen wohl untergebracht, stieg er wieder wie neulich auf den schmalen Hintersitz und Treu sah den Wagen mit den vier Personen mit vergnügtem Gesicht abfahren, nachdem der Baron dem jungen Kutscher noch eine längere Vorlesung gehalten und ihn zur größten Vorsicht ermahnt hatte.

Ziemlich langsam und höchst vorsichtig ging es den schön bewaldeten Berg hinunter und der Baron überzeugte sich bald, daß gar keine Gefahr dabei sei, zumal seine Tochter fest ihren Arm um ihn gelegt und der Inspector von hinten her jeden Augenblick seinen Beistand zugesagt hatte. Als die Ebene aber erreicht war, flogen die schnellfüßigen Thiere in rascherem Laufe davon und bald befand sich der alte Herr mitten in seinen schönen

Gefilden und freute sich wie ein Kind über die mannshohen Halme, die anmuthig im leichten Winde nickten, als wollten sie den noch nie gesehenen Herrn unterthänig begrüßen.

»Nun,« sagte Angela unter Anderm zu ihrem Vater, »ist das nicht hübsch, lieb Väterchen? Sieh, wie angenehm es sich in der Ebene fahren läßt und Du machst Dir doch so selten das Vergnügen.«

»Ich muß es erst wieder als ein solches kennen lernen, Kind, denn ich bin ja von so Vielem entwöhnt. Nun, laß es nur gut sein; ich fühle schon einige Besserung und namentlich den guten Willen dazu, und bald sollst Du Dich über nichts mehr zu beklagen haben.«

Die Fahrt dehnte sich etwas länger aus, als man anfangs vermuthet, denn Felix von Rodenberg war es daran gelegen, seinem Gutsherrn einmal das ganze Gut oder wenigstens einen großen Theil desselben in seinem jetzigen Zustande zu zeigen und die Neuerungen, die er für künftige Zeiten im Auge hatte, an Ort und Stelle anzuzeigen. Der Baron war über Alles, was er sah, eben so erstaunt wie erfreut, eine ganz neue Welt schien vor ihm aufzugehen und wiederholt sprach er dem Inspector seinen Beifall und Dank mit den herzlichsten Worten aus.

Als man endlich von der Fohlenkoppel her, die der Baron Jahre lang nicht gesehen, was dem Inspector natürlich die größte Verwunderung erregte, auf dem alten Fahrwege langsam bergan zurückfuhr und wieder im

Schlosse anlangte, war bereits die Theestunde gekommen, und als man auf dem schönen Balkon vor der Bibliothek diesmal das einfache Mahl eingenommen, sah der Inspector zum ersten Mal an diesem Tage nach der Uhr.

»Haben Sie heute einen unbegrenzten Urlaub?« fragte der Baron im Scherz.

»Ich bin ja heute Freiherr, wie Sie wissen,« lautete die eben so gegebene Antwort, »aber um neun Uhr möchte ich doch zu Hause sein.«

»Nun, dann bestelle das Pferd um halb Neun, Treu,« rief der Baron, »ich weiß wohl, daß Sie doch einmal nach Schaumburg müssen und ich habe ja meinen Tag in Hülle und Fülle genossen.« –

Um halb neun Uhr wurde der Rappe, der heute lange genug Ruhe und auch einen guten Tisch gehabt, vor das Schloß geführt und der Baron wie alle Uebrigen begleiteten den Inspector dahin.

Als Letzterer sich verabschiedet und seinen Dank ausgesprochen hatte, ergriff der Baron seine Hand und sagte herzlich: »Auch heute nichts von Dank – vielleicht ein andermal. Ich bedanke mich auch nicht mehr, sondern nehme jede mir von Ihnen gebotene Stunde wie eine selbstverständliche Gabe hin, die man einem Bedürftigen reicht. Gehaben Sie sich also wohl, kommen Sie gut nach Haus und vergessen Sie nicht, nach der bewußten Flagge auszuschaun. Sobald Sie sie flattern sehen, Morgens oder Abends, in welcher Stunde es sei, so kommen Sie so

bald wie möglich herauf und Sie werden mich jederzeit Ihrer wartend finden. Und nun gehen Sie mit Gott!«

Der Inspector verneigte sich noch einmal vor den Damen, dann schwang er sich leicht in den Sattel und, ohne sein schönes Pferd zur geringsten Aeüßerung seiner Kraft zu nöthigen, ritt er ruhig davon, wie ein Mann, der sich bewußt ist, nicht solcher alltäglichen Künsteleien zu bedürfen, um Achtung und Ansehen in den Augen der ihn theilnehmend verfolgenden Zuschauer zu erwerben.

### DRITTES CAPITEL. DER INSPECTOR ERHÄLT EINE ANDERE WOHNUNG ANGEWIESEN.

Wenn der Inspector vorher gesagt, er wünsche um neun Uhr zu Hause zu sein, so schien ihm das kein rechter Ernst gewesen zu sein, denn jetzt, da er unterwegs war, dachte er noch nicht daran, so bald schon nach Schaumburg zu reiten, da sein dumpfiges Zimmer und die dortige Gesellschaft wenig Anlockendes für ihn be- saß, nachdem er fast einen ganzen Tag in dem Kreise ihm immer lieber und werther werdender Menschen zu- gebracht. So ritt er denn, als er den Berg hinter sich gelas- sen, am Parkthor von Schaumburg vorbei und ließ seinen Rappen, der auch noch kein Bedürfniß nach dem nahen Stall zu haben schien, gehen, wohin er Lust hatte.

Dem jungen Mamm war auf diesem einsamen Ritt, in der Stille des friedlich herabgesunkenen Abends, wo Alles um ihn so behaglich und erquickend war, gar seltsam zu Muthe. Trotz seiner ihm von Natur eigenen Ruhe und seiner männlichen Fassungskraft, die er in manchen schwierigen Momenten des heutigen Tages so glänzend bewährt, summte und brauste es ihm doch in seinem übervollen Innern und er fand genug Stoff vor, um mit sich zu Rathe zu gehen und seine ferneren Schritte in der verhängnißvollen Stellung, die ihm auf dem Gute zwischen den beiden sich im Stillen bekämpfenden Potenzen zu Theil geworden, klüglichst zu überlegen.

Am wenigsten kümmerte ihn noch der Amtsrath und dessen Familie, denn über diese Alle hatte er schon längst insgeheim mit sich abgeschlossen. Er kannte jeden Einzelnen zur Genüge, um sich entweder vor ihm zu schützen oder ihm aus dem Wege zu gehen, und was der schlaue Gerichtsmann mit seinem noch schlaueren Helfershelfer auch unternehmen mochte, er sorgte nicht darum, denn er sah in seinem vertrauens- und einsichtsvollen Geist gewisse unausbleibliche Dinge voraus und sagte sich, was die nähere oder fernere Zukunft in ihrem Schooße berge, da der plauderhafte Amtsrath durchaus nicht der Mann war, seine Absichten auf irgend Jemanden, der ihm im Wege stand oder mit dem er sich in einen Strauß einlassen wollte, vor aller Welt zu verbergen – so mächtig und stark fühlte sich der verblendete Mann, ein

solches Vertrauen hatte er auf sich selber und seine Hülfquellen gesetzt, und das Glück, das ihm bei der Resignation und erschlafften Thatkraft seines Herrn bisher zur Seite gestanden, glaubte er so fest an seine Fersen gefesselt zu haben, daß es ihn nie wieder verlassen könne.

Nein, um Schaumburg und seine Bewohner bewegten sich auf diesem Abendritt die Gedanken Felix von Rodenberg's nicht, viel eifriger flatterten sie um den schönen Schneckenberg herum, denn was er da mit Augen gesehen und mit Ohren gehört, das war tief in sein Inneres gedrungen und hatte sein Herz zu lauterem und sympathischerem Schlage gebracht. Nie wie dort oben, das gestand er sich ehrlich, hatte er ein solches Verhältniß zwischen Vater und Tochter gesehen, nie zwei Personen kennen gelernt, die sich Beide zu einem so schönen Ganzen zusammenschlossen. Konnte sich innigere Liebe zu einander wohl in den Augen zweier Menschen abspiegeln? Konnten zwei getrennte Wesen so in und mit einander leben, daß sie nur eins zu bilden schienen? O, dieser weiche, wachsartig bildsame Vater und dieses zarte und doch so geistesstarke Kind, von denen der eine das andere zu stützen schien und doch von ihm am Gängelbände der Liebe und Hingebung auf dem rauhen Pfade des Lebens so sanft geführt wurde, wie waren sie ihm in so kurzer Zeit so seltsam tief in das Herz gedrungen und wie füllten sie in diesem Augenblick seine ganze Seele aus! Ja, der junge Mann, wenn er sich so recht in das Verhältniß dieses Vaters und dieser Tochter versetzte, und das that er recht gründlich an diesem Abend, wie fühlte er nicht das



innigste Mitleid mit dem halb gebrochenen alten Mann und wie blickte er bewundernd zu seinem lieblichen Kinde auf, dessen Sanftmuth und Milde in Blick und Wesen in der That etwas Engelhaftes an sich trug und das eben so wie Treu, wie ihm der Baron gesagt, schon von der Geburt an von Gott den rechten Namen für sein Dasein und Wirken erhalten hatte.

Lange schwelgte Felix von Rodenberg in der Rückerinnerung an jede einzelne Stunde dieses schönen Tages und, so oft er es mochte, er konnte sich von seinen kleinen Erlebnissen da oben gar nicht losreißen; immer wieder kehrte er in seinen Gedanken dahin zurück, und was ihn so wohlthätig dabei unterstützte und zu neuen Wünschen dahin anspornte, das war die Freundlichkeit, mit der man ihn selbst empfangen, und das Wohlwollen, das man ihm, dem Unbekannten, mit jeder Handlung, ja mit jedem Worte entgegengetragen hatte.

Endlich aber riß er sich doch aus seiner Träumerei empor und da der Abend immer dunkler herabsank und die Sterne schon am lichtklaren Himmel sichtbar wurden, lenkte er sein Pferd langsam nach dem Gutshofe zurück, und als er es dem harrenden Knechte übergeben, begab er sich in sein ödes Zimmer, dessen Fenster er noch rasch öffnete, um wenigstens einige frische Luft hereinströmen zu lassen, da es ihm heute dumpfiger und kühler denn je darin vorkam.

Abermals setzte er sich nach einiger Zeit an den Schreibtisch und schnell flog seine Feder über das Papier.

Wieder bis nach Mitternacht schrieb er und wieder siegelte er den Brief gleich in der Nacht, um ihn am nächsten Morgen, wie das erste Mal, selbst auf die Post zu tragen.

An diesem Morgen aber ging er ruhig und fleißig wie sonst seiner täglichen Arbeit nach und keine der Personen, die auf Schaumburg den ersten Ton angaben, sah er früher als am Mittag, der ihm viel schneller herangekommen war, als ihm lieb sein mochte.

Als er in den glänzenden Speisesaal trat, fand er den Amtsrath, Cornelia und den Secretair schon darin vor und er wurde von den beiden Männern anfangs mit ziemlicher Gleichgültigkeit, von Cornelia dagegen mit freundlicher Höflichkeit empfangen.

»Na,« sagte der Amtsrath, als die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren, »sind Sie einmal wieder sichtbar auf Schaumburg! Ich dachte schon, Sie würden uns unter den Händen verschwinden, wie ein Geist in der *Laterne magica*, um den sich alle *Dii majorum gentium* reißen. Das muß ich sagen, Sie haben ja gestern wacker auf dem Schneckenberg ausgehalten. Wann sind Sie denn eigentlich zurückgekommen?«

»Ich bin schon um halb neun Uhr fortgeritten,« versetzte der Inspector mit seiner alten Ruhe, ohne auf die Sticheleien des Hausherrn, die von einem höhnischen Lächeln des Secretairs begleitet wurden, einzugehen, aber da ich noch einige Bewegung haben wollte, bin ich noch eine gute Stunde auf den Feldern umhergeritten.«

»So, so! Also bis halb Neun? Dann haben Sie sich wohl sehr gut bei dem Herrn Baron unterhalten?«

»Außerordentlich gut, Herr Amtrath, ja, und die Stunden sind mir in Wahrheit wie Minuten verflogen.«

»Sie Glücklicher! So weit habe ich es da oben noch nicht gebracht; ich bin immer froh, wenn ich den Alten vom Berge nach fünf Minuten wieder hinter mir habe, da er mir mit seinen ewigen Klagen die Ohren gellen macht.«

»Gegen mich hat er noch nie geklagt über Nichts, über Niemanden!« versetzte der Inspector ruhig.

»Aber womit, um Gottes willen, haben Sie dann die lange Zeit hingebraht?«

»Mit ruhigem Gespräch und Spazierengehen, mit Betrachtung der schönen Sammlungen des Herrn Barons, mit Essen und Trinken und endlich mit einer Spazierfahrt durch die Felder, wozu der Baron einmal eine große Neigung hatte.«

»Der Tausend! Das ist allerdings etwas Seltenes. Also er ist wirklich einmal auf seinem Gute umhergefahren und hat keine Angst gehabt, daß die Pferde mit ihm durchgehen werden?«

»Nicht die geringste, Herr Amtrath.«

»Na, das wird immer hübscher, wahrhaftig! Hat er Ihnen denn auch von seinem selbst producirtten Wein vorgesetzt?« fügte er spöttisch hinzu.

»Auch das und ich habe ihn sehr trinkbar gefunden und mir auch den sehr ansehnlichen Weinberg betrachtet, was zu erwähnen ich vorher noch vergessen hatte. Zum Ueberfluß haben wir auch Champagner getrunken

– sehr guten Moët – und sind dabei recht vergnügt gewesen.«

»Champagner? Moët? Der Baron? Na, da muß der Welt Ende nahe sein, denn einen solchen Luxus hat sich der alte Geizhals – das ist er nämlich in solchen Dingen – ja in Ewigkeit nicht gestattet und Sie scheinen ihm wirklich schnell an's Herz gewachsen zu sein.«

Der Inspector wollte eben etwas darauf erwidern, ohne im Geringsten seinen Gleichmuth zu verlieren, als ein anderer Kämpfe sich in's Mittel legte und Cornelia ruhig sagte:

»Ich finde es ganz natürlich, Vater, daß der Baron, wenn er einmal Gesellschaft hat, seine einfache Lebensgewohnheit bei Seite legt und lebt, wie ein Mann in seinen Verhältnissen leben kann. Jetzt thut es mir erst recht leid, daß ich Sie nicht nach dem Berge begleiten konnte, Herr von Rodenberg, denn die liebe Angela hatte mich auch auf den ganzen Tag eingeladen.«

»Ich weiß es!« sagte der freundlich Angeredete und nickte eben so freundlich mit dem Kopf.

Der Amtsrath sah seine Tochter mit großen Augen an. »Nun, das ist ja natürlich,« sagte er mit bitterer Ironie, »daß Du seine Stange hältst, daran bin ich gewöhnt. Doch, lassen wir dies Gespräch, der Kampf mit zwei solchen legitimen Rittern wird mir zu ungleich, der ich hier ganz vereinzelt stehe, denn der Herr Secretair hat, wie ich sehe, nur Lust, eine Lanze gegen das gebratene Fleisch einzulegen, aber keine Neigung, mir gegen meine

rebellischen Unterthanen – Verzeihung, Herr Inspector! – beizustehen.«

»Wenn Du nicht stärkere Widersacher und rebellischere Unterthanen findest, als Herrn von Rodenberg und mich,« erwiderte Cornelia trocken, »so gieb Dich zufrieden, und da wir merken, daß Dir dies Gespräch nicht angenehm ist, so schweigen wir alle Beide. Darf ich Ihnen noch ein Glas Wein anbieten, Herr von Rodenberg?«

Felix verbeugte sich dankbar und sagte: »Wenn Sie mir es so freundlich bieten, wäre es Unrecht, es nicht anzunehmen.« Und er hielt sein Glas hin und sie goß es ihm bis an den Rand voll, was der eifersüchtige Secretair mit grollendem Blick sah und dafür von dem Amtsrath dadurch belohnt wurde, daß dieser ihm sein Glas auch bis zum Ueberlaufen füllte.

---

Man hätte meinen sollen, daß der Baron nach einem so glücklichen Tage, wie er ihn nach seinem eigenen Geständniß am Sonntag verlebt, am nächsten Morgen recht heiter und vergnügt hätte gestimmt sein müssen, aber das war seltsamer Weise durchaus nicht der Fall. Schon bald nach Anbruch des Tages und etwas später am Frühstückstisch bemerkte Angela, daß der Vater sehr wenig zum Gespräch aufgelegt sei, daß er meist in sich versunken dasaß und sogar bisweilen eine ihrer an ihn gerichteten Fragen unbeantwortet ließ, als ob er sie gar nicht gehört hätte.

Um ihn nicht noch mehr zu verstimmen, schwieg auch sie endlich und ließ den seltsamen Mann gewähren, fragte aber bei der ersten Gelegenheit Wilhelm Treu, ob er nicht wisse, was vorgefallen sei und was den gestern so heiteren Mann heute so nachdenklich und betrübt mache.

»Ei, gnädiges Fräulein,« sagte Treu mit einem sehr verschmitzten Gesicht und winkte beschwichtigend mit der Hand, betrübt ist der Herr Baron gar nicht, nur ein Bißchen nachdenklich, das habe ich schon bemerkt, als er heute aufgestanden war. Lassen Sie ihn nur ruhig gehen, es spukt ihm so Mancherlei im Kopf herum, aber wenn er lange genug nachgedacht hat und mit sich zu Rathe gegangen ist, wird es schon zum Vorschein kommen und dann wird er auch wieder so glücklich wie gestern und vielleicht noch glücklicher werden.«

Angela mußte dem alten Treu, wie schon so oft, auch diesmal Recht geben. Auch sie wußte aus langer Erfahrung, daß bei dem so tief fühlenden und leicht erregbaren Vater solche anscheinend trübe Stimmungen oft vorkamen und dann wieder plötzlich in das Gegentheil umschlugen. So schwieg sie denn jetzt und setzte nur ihre liebevollen Beobachtungen fort, ohne sie merken zu lassen, in der Hoffnung, daß gegen Mittag oder im Verlauf des Tages eine Aenderung in seinem Verhalten eintreten würde. Allein sie hatte sich diesmal leider darin geirrt, der Baron blieb den ganzen Tag still, fast traurig und in sich gekehrt; nichts befriedigte ihn, womit er sich auch beschäftigen mochte, Alles, was er anfaßte, legte er bald

wieder hin, und so, da er dabei unstät aus einem Zimmer in das andere lief, merkte man ihm wohl an, daß er irgend einen Gedanken in sich verarbeite, dessen er allein nicht Herr werden konnte.

Möglich war es auch, daß das Wetter einigen Einfluß auf die Stimmung des Barons ausübte, wie schon so oft, denn in der Nacht hatte sich der Wind nach Westen gedreht und düstere Wolken und starke Regenschauer heraufgeführt, die den Tag über anhielten und eine um so unangenehmere Kühle mit sich brachten, als die letzten Tage nicht nur warm, sondern sogar heiß gewesen waren. Es sah ganz so aus, als ob es, wie in der Nähe unter den Menschen in Schaumburg, auch in der Ferne in der Luft ein Gewitter gegeben hätte und schon der Gedanke an ein solches übte bei dem ängstlichen Baron immer eine niederschlagende Wirkung aus.

Treu, der dies Alles wußte, da er den Baron aus langer Beobachtung am genauesten kannte, hatte dies auch mit in Anschlag gebracht und um seinem Herrn etwas Angenehmes zu erweisen, im Kamin der Bibliothek ein kleines Holzfeuer anmachen lassen. Als der Baron ihn die Vorrichtungen dazu treffen sah, nickte er dem alten Diener freundlich zu, denn er liebte das Feuer im Kamin über Alles und war gegen die von außen hereindringende feuchte Kühle außerordentlich empfindlich. So verließ er denn, in seinen warmen Sammetrock gehüllt, den ganzen Tag die Bibliothek nicht, außer zur Mittagszeit, und als er selbst darin seine Mittagsruhe gehalten, setzte er

sich wieder in die Nähe des Feuers, bald lesend, bald grübelnd und nur bisweilen aus dem Fenster schauend, um zu sehen, ob die Nebel denn noch nicht gewichen wären, die nicht nur die weitere Ferne, sondern sogar das Thal in der Nähe vollständig verdeckten, so daß sein Auge nicht einmal bis zu dem so nahen Schaumburg dringen konnte.

Treu, der alle seine Regungen und Gedanken instinktmäßig zu errathen schien, ließ ihn fast den ganzen Tag nicht aus dem Auge; sobald er zu entnehmen glaubte, daß sein Herr irgend ein Bedürfniß nach einem Gegenstande habe, legte er ihn bequem zur Hand, und wenn er dann durch einen freundlichen Blick belohnt wurde, freute er sich im Stillen und sagte sich, daß es schon allmählig besser gehe und daß sein Herr seinen inneren Kampf ungestört und eifrig fortsetzen werde bis zum Abend, wo die Entscheidung endlich eintreffen und alles Trübe und Dunkle an den Tag bringen würde.

In dieser Voraussetzung sollte sich der kluge Diener auch nicht geirrt haben und schon in der Theestunde hatte er die Freude, zu hören, daß er es sogar sei, der den ersten Erguß seines Herrn zu vernehmen bestimmt war. Als man sich nämlich zum Thee in der angenehm durchwärmten Bibliothek versammelt hatte, während der Wind draußen heftig blies und dann und wann noch immer kalte Regenschauer gegen die Fenster trieb, sagte der Baron zu den Damen, sobald sie am Tisch saßen:

»Es ist heute sehr übles Wetter, Kinder, und ich habe mich den ganzen Tag in einer sehr unangenehmen Laune



befunden. Das ist wahr, ich gestehe es selbst, aber ich bitte Euch auch zugleich um Verzeihung. Wenn Ihr erfahren werdet, was mich beschäftigt hat, werdet Ihr mir wirklich verzeihen, denn es ist mir sehr schwer geworden, damit zu Ende zu kommen. Doch nun ist es so gut wie überstanden und nachher, wenn Ihr hier fertig seid, laßt mich zuerst eine halbe Stunde mit Treu allein, da ich mit ihm zu reden habe.«

Und als ob er sich nach dieser Mittheilung außerordentlich erleichtert fühle, aß und trank er zum ersten Mal an diesem Tage mit einigem Appetit und sein blaues Auge strahlte gegen Angela eine so liebevolle Wärme aus, daß sie nicht umhin konnte, ihn, als sie ihn verließ, noch viel herzlicher als sonst zu küssen, wozu sie die Bitte fügte, sie sogleich rufen zu lassen, sobald er mit Treu umständlich Rath gepflogen.

»Ja, natürlich!« sagte der Baron, wieder ganz aufgeheitert, denn nun war ja das Eis gebrochen, er hatte von seinem inneren Kampf gesprochen und das erheitert ja immer ein reizbares und empfindungsreiches Menschenherz.

Die Damen hatten die Bibliothek verlassen und Treu und Johannes das Geräth vom Theetisch schnell abgeräumt. Als der Baron sein liebes Bücherzimmer wieder in der alten Ordnung sah und hier und da noch irgend ein Buch oder einen anderen Gegenstand nach seiner Gewohnheit zurechtgerückt hatte, ging er in dem großen Raum langsam auf und nieder, bald in Gedanken versunken, bald freundlich um sich her blickend, bis ihm

Treu in die Augen fiel, der geduldig harrend am Kamin stand, dessen Wärme seinen alten Gliedern auch behagen mochte.

Plötzlich ging der Baron auf ihn zu, rieb sich vergnügt die Hände und sagte: »Treu, gib mir eine Cigarre und stelle ein Wachlicht auf den kleinen Tisch zur Hand, damit ich sie wieder gleich anzünden kann, wenn sie mir ausgehen sollte.«

Als Treu diese wundersamen Worte hörte, deren Sinn er im ersten Augenblick gar nicht zu fassen schien, prallte er förmlich einen Schritt zurück, denn daß sein Herr einmal eine Cigarre rauchen wolle, was seit Jahren nicht vorgekommen, erfüllte ihn mit dem höchsten Erstaunen. So sah er denn den Baron mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde an und beinahe klangen die Worte hohl, als er rief:

»Wie, Herr Baron, Sie wollen rauchen? Ei mein Gott, das haben Sie ja lange, lange nicht gethan.«

Der Baron lachte herzlich auf und nickte mit dem Kopf. »Ja,« sagte er, »das ist wahr, aber ich will wirklich einmal rauchen, denn ich muß etwas Dampf machen, wie so viele andere Menschen, wenn auch nichts dabei herauskommt, aber ich habe heute gerade Neigung dazu.«

Jetzt erst heiterte sich des alten Treu's Gesicht vollkommen auf, denn er wußte sehr wohl, daß sein Herr, wenn er einmal rauchte, in günstigster Gemüthsstimmung sei, daß dann sein innerer Kampf ausgekämpft war und er einen bestimmten, entscheidenden Entschluß gefaßt hatte.

So lief er denn eilig nach dem Schrank in der Bibliothek, in dessen unteren Fächern, wie von allen möglichen Dingen im Hause, ein großer Vorrath köstlicher Havannah-Cigarren vorhanden war, und aus einem vorsorglich geschlossenen Kistchen eine Hand voll davon nehmend, legte er sie auf eine zu diesem Zweck vorhandene Porzellanschale und brachte sie dem Baron, der gemüthlich lächelnd dem Beginnen des alten Dieners zugeschaut hatte und aus allen seinen Bewegungen und Geberden auf seine innere Zufriedenheit schloß, was ihn stets glücklich machte, denn wenn er auch nicht oft selbst glücklich war, so sah er doch seine Umgebung gern in froher und heiterer Stimmung.

Als nun auch die brennende Wachskerze ihm von Treu vorgehalten wurde und er die schnell mundgerecht gemachte Cigarre anbrannte, sah er zuerst den alten Mann behaglich schmunzelnd an und dann schaute er den wohlriechenden Rauchwirbeln nach, die aus seinem Munde aufstiegen und sich langsam nach dem offenen Kamin schlängelten.

Als er dies unschuldige und stets neue Vergnügen eine Zeitlang genossen, setzte er sich auf den bequemen, von Treu herangerollten Sessel neben den kleinen Tisch mit der Marmorplatte, auf dem die Kerze brannte, und sagte:

»Nimm Dir auch einen Stuhl, alter Freund, und setze Dich zu mir. So. Und jetzt sollst Du hören, was in mir vorgegangen ist, den ganzen Tag über, aber Du mußt mir ganz ehrlich Deine Meinung sagen, wenn ich Dich frage, und vor allen Dingen mit dem Rath nicht zurückhalten,

den Du mir geben sollst. – Willst Du vielleicht auch eine Cigarre rauchen?« setzte er mit einer unendlich gütigen Miene hinzu. »Dann genire Dich nicht.«

Treu, der zu Zeiten auch sehr gern rauchte, hatte jedoch so viel Respect vor seinem Herrn, daß er von diesem lebenswürdigen Anerbieten, zumal in der für ihn fast heiligen Bibliothek, keinen Gebrauch machen wollte, und so schüttelte er nur dankend den Kopf und sagte bescheiden:

»Jetzt nicht, Herr Baron, da ich ja gewiß etwas Interessantes zu hören haben werde; aber wenn Sie mir nachher, wenn Sie zu Bett gehen, eine von den schönen Dingen da schenken wollen, so werde ich sie mit herzlichem Dank annehmen.«

»Gut – da hast Du gleich einige. So. Nun aber höre und gieb auf meine erste Frage Acht, denn sie ist die wichtigste von allen, die ich an Dich zu richten denke.« – Und er hob bedeutungsvoll die rechte Hand, worin er die Cigarre hielt, in die Höhe und fuhr mit ernster Miene zu sprechen fort: »Hältst Du es erstens für möglich und dann auch für rathsam, daß der Inspector von Schaumburg – ich spreche jetzt nur im Allgemeinen und von keiner besonderen Person – nicht unmittelbar auf dem Schloß unten, sondern an einem nahe gelegenen Orte, zum Beispiel auf diesem Berge wohne?«

Dem alten Treu fuhr es bei dieser jetzt so unerwartet ertönenden Frage wie ein freudiger Schreck durch die Glieder. Was konnte der Baron damit Anderes meinen,

als was er sich selbst schon seit einigen Tagen in innerster Seele gewünscht hatte. »Warum denn nicht?« sagte er fast stammelnd, »ich finde durchaus keinen Grund auf, warum er nicht eben so gut hier oben als da unten sollte wohnen können!«

»O, Gründe giebt es doch wohl dafür,« erwiderte der Baron sinnend, »und gerade sie haben mich heute den ganzen Tag beschäftigt. Im Schaumburger Hof liegt der ganze große Wirthschaftsbetrieb, die meisten Arbeiter wohnen dort oder ganz in der Nähe, die Anwesenheit des Inspectors ist also dort unten jedenfalls nöthig und es fragt sich blos, ob er unbeschadet seiner Pflichterfüllung nur den größten Theil des Tages im Thale sein, auf dem Berge aber speisen und den Abend und die Nacht zubringen kann?«

»Ganz gewiß kann er das, Herr Baron!« rief der alte Treu mit warmem Eifer. »Er kann ja jeden Augenblick und zu jeder Tageszeit von hier nach Schaumburg reiten und sich dort unten so lange aufhalten, als seine Anwesenheit nothwendig ist. Auch hat er ja eben so viel, fast noch mehr, auf den Feldern zu thun und die kann er von hier noch besser übersehen und viel leichter erreichen, da der Schneckenberg ja gerade im Mittelpunkt des Gutsgebiets liegt.«

»Hm!« sagte der Baron wie zu sich und ließ den greisen Kopf bedächtig sinken, »also Du räthst mir auch dazu?«

»Wozu denn?« fragte der Alte mit unschuldig pfffiger Miene; »ich weiß ja noch gar nicht, was Sie im Stillen vorhaben.«

»Nun, das ist doch wohl klar, Alter! Wenn ein Inspector von Schaumburg überhaupt auf dem Berge wohnen kann, dann folgt auch daraus, daß der jetzige Inspector, Herr von Rodenberg, hier oben bei mir seine Wohnung aufschlagen darf.«

»Herr Baron,« rief Treu mit von Glück strahlendem Gesicht, »das ist ein herrlicher Gedanke von Ihnen, und es wäre für uns Alle eine trostreiche Aussicht, wenn gerade dieser junge Herr unter uns wohnte und Theil an allen unsern Freuden und Leiden nähme.«

Der Baron nickte beifällig und lächelte wehmüthig still vor sich hin. »Mir scheint es auch so, Treu,« sagte er dann. »Ich fühle mich schon lange allein und oft sogar recht einsam, namentlich des Abends, trotzdem daß Ihr Drei, Angela, Fräulein Wanner und Du, bei mir seid. Es ist ein gar zu angenehmes Ding, eine gute Gesellschaft zu haben, ich habe das an den beiden letzten Sonntagen recht lebhaft empfunden. Und daß mir Herr von Rodenberg als Gesellschafter zusagt, das wirst Du gewiß recht gut bemerkt haben, wie?«

»Ei natürlich, Herr Baron, und mir sagt er auch ganz über die Maaßen zu, zumal wenn ich mir sein Gesicht ansehe, was ich an den beiden Tagen recht gründlich gethan habe.«

»Laß sein Gesicht für's Erste ganz aus dem Spiel, Treu,« versetzte der Baron mit sichtbarer innerer Bewegung,

»davon mag ein andermal die Rede sein. Für jetzt wollen wir nur überlegen, ob es rathsam sei, daß wir unsern beiderseitigen Wunsch in Ausführung bringen.«

»Ganz gewiß ist es rathsam, ich kann Ihnen nichts Anderes sagen, als was Sie schon gehört haben.«

»So, dann sind wir mit einander fertig, Treu, und, ich habe mir gleich gedacht, daß Du mir darin beistimmen würdest. Aber nun wollen wir einmal meine kleine Angela fragen, die hat auch ein gutes Köpfchen und sie soll jetzt mit in unserm Rath sitzen. Geh' also zu ihr und bitte sie, sogleich hierher zu kommen.«

Treu sprang wie ein Jüngling vom Stuhle auf und eilte aus der Bibliothek nach Angela's Zimmer, der er hastig den Wunsch des Barons vortrug, ohne ihr ein Wort von der eben abgehaltenen Unterredung mitzutheilen.

Fünf Minuten später trat Angela in die Bibliothek ein und auf ihrem lieblichen Gesicht malte sich deutlich eine neugierige innere Spannung ab. Aber wie erstaunte sie, als sie den Vater auf dem Sessel am Kaminfeuer sitzen und behaglich seine Cigarre rauchen sah.

»Väterchen,« rief sie, vor Verwunderung beide Hände zusammenschlagend, »Du rauchst? O, das ist ja etwas ganz Seltenes bei Dir und Du hast mir gewiß etwas recht Angenehmes zu sagen.« Dabei stellte sie sich dicht neben ihn, umfaßte ihn und streichelte liebevoll sein weißes Haar.

»Warte es ab, Kind,« sagte er ruhig, »Du mußt nicht zu ungeduldig sein. Sieh, Treu und ich, wir haben so eben

eine Berathung abgehalten und die hat allerdings zu einem recht angenehmen Resultat geführt. Aber es ist auch etwas Ernstes und Du sollst darin diesmal den Ausschlag geben. Sieh, Du weißt, wie einsam wir hier oben leben und wie wir uns so oft eine erheiternde Gesellschaft gewünscht – o ich weiß, Du brauchst nicht zu erröthen, ich kenne Deine Neigungen so gut wie die meinen. Nun hält es etwas schwer, zu jeder Zeit die für uns geeigneten Menschen zu finden, aber wenn man einmal einen gefunden hat, dann muß man ihn festhalten und ihn so lange zu fesseln suchen, wie möglich. Da ist nun der Herr von Rodenberg in unsern Kreis getreten und mir hat der junge Mann gleich von Anfang an ausnehmend gefallen. Jetzt sage auch Du mir ernstlich, ob er auch Dir gefällt, denn ich will Niemanden im Hause haben, der Dir den geringsten Widerwillen einflößt.«

Angela, so ernstlich in Treu's Gegenwart befragt, erröthete sichtbar und war so erregt, daß sie kaum sprechen konnte. Sie wußte noch gar nicht, was der Vater eigentlich wollte, denn Herrn von Rodenberg konnte er ja nach der getroffenen Verabredung mit der Flagge in jedem Augenblick haben, wenn er seiner zu irgend einem Zweck bedurfte.

»Widerwillen?« fragte sie endlich. »Ich, gegen Herrn von Rodenberg? O, lieber Vater, wie kannst Du nur so etwas denken? Im Gegentheil, er gefällt auch mir sehr gut, das habe ich Dir ja schon gesagt und auch den Grund angegeben, warum er mir hauptsächlich gefällt.«



Der Baron nickte freundlich. »Ja wohl, das weiß ich. Aber möchtest Du ihn oft bei uns sehen, vielleicht alle Abende?«

»Gewiß,« sagte Angela ehrlich, der eine Ahnung des Vorgehenden aufzudämmern schien, »wenn es Dir Vergnügen macht, lieber Vater!«

»Nun, dann sind wir ja darin einig und jetzt sollst Du unsern Entschluß kennen lernen. Ich wünsche, daß der Inspector von Schaumburg seinen Wohnort wechsele und statt unten bei'm Amtsrath, bei mir oben auf dem Berge wohne – für immer, wenigstens so lange dieser Mann die Stelle des Inspectors bekleidet. Was sagst Du dazu?«

Angela war ganz still geworden. Offenbar empfand sie eine große Freude, der sie nur nicht den rechten Ausdruck zu geben wußte. Nachdem sie aber Treu angesehen und von Diesem einen flüchtigen Ermunterungsblick erhalten hatte, sagte sie schüchtern, was sonst gar nicht in ihrem Wesen lag:

»Ich billige es durchaus, namentlich wenn es Dir Vergnügen macht.«

»Gut, so wollen wir ihm unsern Wunsch vortragen, und wenn er nichts Ernstliches dagegen einzuwenden hat, unverzüglich zur Ausführung desselben schreiten.«

»O, er wird ganz gewiß damit einverstanden sein, denn Du allein hast ja über seinen Wohnort zu bestimmen und er ist gewiß recht gern auf dem Berge, von dem aus er zu jeder Zeit leicht nach dem Thale gehen kann.«

»So weit sind wir also!« sagte der Baron und senkte etwas träumerisch den Kopf. »Es giebt nur noch einen

Punkt, der zu bedenken ist, und das ist – für mich wenigstens – keine Kleinigkeit.«

»Was ist das für einer, lieber Vater?«

»Es betrifft den Amtrath, mein Kind, und dessen Meinung muß auch zu Tage gefördert werden,« fuhr der Baron etwas leiser und mit einem deutlichen Anflug ängstlicher Besorgniß fort.

»Herr Baron!« rief Treu plötzlich laut und stellte sich stolz vor seinem Herrn auf. »Das ist ein Irrthum von Ihnen, denn der Amtrath hat in diesem Falle gar nichts mitzureden. Sie sind der alleinige Herr auf Schaumburg und dem Schneckenberg, und er ist nichts als Ihr Beamter, dem Sie auftragen können, was Sie wollen, der thun muß, was Sie wünschen, und den die Wohnung des Wirthschaftsinspectors eigentlich gar nichts angeht.«

Der Baron wiegte bedenklich den Kopf. »Meinst Du?« fragte er schüchtern. »Was meinst Du, Angela?«

»Ich meine natürlich Dasselbe, lieber Vater. Herr von Rodenberg ist *Dein* Inspector, nicht der des Amtraths, und wenn Du Deinen Inspector aus irgend einem Grunde bei Dir wohnen lassen will, so ist das allein Deine Sache, gewissermaßen eine Privatsache, um die sich der Amtrath gar nicht zu bekümmern hat.«

Der Baron athmete tief auf. Er schien diese energisch gesprochenen Worte erwartet zu haben, ohne die Kraft zu besitzen, sie selbst auszusprechen. »Nun,« sagte er nach stillem Kampfe mit sich selber, »wenn es so ist und Ihr Beide darin übereinstimmt, dann haben wir ja mit dem

Ganzen abgeschlossen. Das Uebrige soll in meinem Namen Herr von Rodenberg mit dem Amtrath persönlich abmachen.«

Und als ob eine große Last von seinen Schultern genommen, athmete er noch einmal so frei auf als vorher, und brannte sich die vor innerer Erregung außer Acht gelassene und ausgegangene Cigarre von Neuem an. Als sie wieder duftende Rauchwolken von sich gab, sagte er, sich an Angela und Treu zugleich wendend, mit ungleich freier gewordener Miene:

»Gut, das ist also abgemacht. Aber wo soll er bei uns wohnen, wenn Alles so glatt verläuft, wie wir hoffen?

»Es wird Alles glatt verlaufen, Herr Baron, denn es muß,« nahm Treu entschieden das Wort, »und wenn Sie es mir erlauben, will ich Ihnen die Wohnung des jungen Herrn bezeichnen. Er kann ja die drei hübschen Zimmer auf der westlichen Schloßecke beziehen, wovon das eine im großen Thurm liegt und den kleinen Erker hat. Die stehen ja ganz leer und es ist, glaube ich, noch nie ein Besuch darin gewesen, wofür sie ursprünglich bestimmt waren.«

Der Baron sah Angela fragend an, und da diese durch Geberde und Miene dem alten Treu beistimmte, so sagte er: »Hm, wenn er das neulich gedacht hätte, als wir in der Rosenlaube Kaffee tranken, denn die liegt ja dicht darunter. Aber ich bin damit einverstanden. Wann kann die Wohnung für ihn in Bereitschaft sein?«

»Das kann kaum vierundzwanzig Stunden in Anspruch nehmen,« rief Treu schnell, »es ist ja Alles in der besten Ordnung.«

»Gut. Aber ich will, daß er anständig wohne, besser als in jenem traurigen Nest, das mir Angela beschrieben und worüber ich mich schon genug geärgert habe.«

»Das soll er auch,« bekräftigte Treu, der gleichsam elektrisirt schien. »Lassen Sie mich nur machen, Herr Baron, er soll an nichts den geringsten Mangel leiden.«

»Das ist brav von Dir, Treu. So begieb Dich morgen früh mit einigen Leuten an die Arbeit, und wenn Ihr fertig seid, sage es mir, ich will dann, ehe er kommt, Alles selbst in Augenschein nehmen.«

»Wann soll Herr von Rodenberg kommen?« fragte Angela mit einiger Neugierde.

Der Baron seufzte wieder auf. »Ach, das weiß ich selber noch nicht, Kind, aber wo möglich recht bald. Erst muß ich mit ihm sprechen, ob er auch in Betreff seines Dienstes nichts gegen unsern Beschluß einzuwenden hat und dann muß er mit dem Amstrath Rücksprache nehmen.«

»Dann soll er also vor allen Dingen nach dem Berge kommen, um mit Ihnen zu reden?« rief Treu hastig.

»Warum fragst Du das so eifrig, Treu?« fragte der Baron.

»Weil wir dann zum ersten Mal unsere Flagge der Welt und ihm zeigen müssen. Wann soll sie flattern?«

Der Baron besann sich eine Weile und sah Angela an. »Sage Du es, wann er kommen soll.«

Angela erröthete abermals, dann sagte sie ruhig: »Laß die Flagge morgen früh um acht Uhr aufziehen, dann kann er frühestens um Neun hier sein, wenn er sie überhaupt so zeitig wahrnimmt.«

Der Baron sprang von seinem Stuhl auf und schlug die Hände vor Freude zusammen. »Das ist herrlich,« sagte er, »das geht schneller, als ich vermuthet habe. Ja, Treu, laß in Gottes Namen das alte Ding im Winde wehen; mögen sie sich da unten die Köpfe darüber zerbrechen, was es zu bedeuten hat, wir aber wollen sehen, ob sie die gehoffte ›Wirkung in die Ferne‹ übt. Ja, und nun rauche ich noch eine Cigarre, denn jetzt habe ich doch meinen Plan einmal durchgesetzt.«



Während der folgenden Nacht hatte ein lebhafter Wind sehr günstig auf eine bessere Gestaltung des Wetters eingewirkt und als der Baron zur gewöhnlichen Zeit aufstand, fand er alle Anzeichen zu einem guten Tag vorhanden. Zwar verdeckte noch leichter Nebel die weite Ferne, aber von Osten her blitzten durch die Wolkengebilde schon silberne Streiflichter, die etwa um sieben Uhr sich in goldene Strahlen verwandelten, bis um acht Uhr der ganze Horizont klar war und das schöne grüne Thal wie neugeboren im frischesten Glanz vor seinen Augen lag.

Von allen Bewohnern des Schneckenbergs war der alte Treu heute einer der Geschäftigsten. Von einigen Männern begleitet, war er schon vor acht Uhr nach der Plattform des großen Thurmes hinaufgestiegen, auf der sich der hoch in die Lüfte ragende Flaggenstock mit dem weithin sichtbaren goldenen Knopfe befand, der nun auch einmal aus seiner langen Ruhe in Thätigkeit übergehen sollte. Der alte Mann, von einem liebenswürdigen Eifer beseelt, hatte schon früh angefangen, seine Flagge und die dazu gehörigen Leinen in Ordnung zu bringen und jetzt begab er sich an die mühelose Arbeit, sie in die Höhe zu ziehen.

Der Baron, Angela und Fräulein Wanner, von einiger Neugierde getrieben, die bei dem Ersteren doch mit merklicher Besorgniß verknüpft war, waren in den Vorgarten des Schlosses getreten und sahen von unten her dem nie gesehenen Schauspiel zu, das sich sogleich vor ihren Augen in der lustigen Höhe zeigen sollte. Es dauerte auch nicht lange, da zogen kräftige Arme das große Banner empor und als es die Einwirkung des Windes spürte, entwickelten sich die schweren Falten des dichten Stoffes langsam, das alte Wappen der Hartensteins den Augen der Menschen enthüllend und ein mächtiges Rauschen erzeugend, wie wenn ein gewaltiger Adler mit seinen wuchtigen Schwingen durch die Lüfte segelt.

Freudiger Zuruf von Angela's Lippen und wiederholtes Händeklatschen von Seiten Fräulein Wanner's von unten begrüßten die Männer und ihre gelungene Arbeit oben,

nur der Baron verhielt sich ganz still und schaute mit bewegtem Herzen empor, als ob er an frühere Zeiten denke und berechne, wie lange das heraldische Zeichen seines Hauses sich nicht den Blicken der umwohnenden Menschen gezeigt.

»Jetzt,« sagte er mit beklommener Stimme endlich zu den Damen, »hat es seinen Platz eingenommen, Kinder, und uns eine Freude gemacht, und nun wollen wir ruhig abwarten, ob es auch in der Ferne seine Schuldigkeit thut!« Mit diesen Worten kehrte er in die Bibliothek zurück, um vielleicht an die Unterredung zu denken, die ihm nun wahrscheinlich bald mit Herrn von Rodenberg über den Wohnungswechsel bevorstand. Angela und Fräulein Wanner folgten ihm in's Schloß und begaben sich auf ihre Zimmer, um ihn nicht zu stören, obgleich auch sie so begierig waren, wie er, zu erfahren, wie schnell ihr neuerrichteter Telegraph sich verständlich machen würde.

Treu dagegen blieb noch eine Weile auf der Plattform des Thurmes stehen und hatte sich zur genaueren Betrachtung der Umgegend ein Fernglas seines Herrn mit hinaufgenommen, durch das er jetzt geraume Zeit nach einem irgend wo auftauchenden Reiter Umschau hielt.

Allein seine haarscharfe Recognoscirung war länger als eine Stunde vergeblich; er sah nichts, und nun zu seinem Herrn zurückkehrend, nachdem auch er von unten sein Werk beschaut, berichtete er, daß bisjetzt noch Niemand die Flagge wahrgenommen zu haben scheine.

»Nun, das habe ich auch gar nicht so schnell erwartet,« erwiderte der Baron. »Es wäre ja ein reiner Zufall, wenn sie schon jetzt Jemand bemerkt hätte.«

»Aber Herr von Rodenberg,« versetzte Treu, »der wird doch wohl ein Auge darauf haben, da er ja von unserm Vorhaben in Kenntniß gesetzt ist.«

»O nein, Treu. So sei doch nicht so voreilig, alter Knaube. Wie wird er denn schon heute Morgen das Telegramm erwarten, da er erst vorgestern hier gewesen ist. Wenn er im Hofe ist, sieht er sie überhaupt vor den Bäumen des Parks nicht und sie wird ihm erst sichtbar werden, wenn er auf das Feld geht. Darum sei nur geduldig, Alter, ich selbst erwarte ihn kaum noch vor Tisch.«

Trotzdem aber stieg Treu gegen elf Uhr noch einmal auf die Plattform und wieder gebrauchte er sein Glas, um in die Ferne zu spähen. Diesmal sollte er, was er auch fest gehofft, glücklicher sein, denn in der That sah er von der Gegend des Parkthors her, das man vom Berge aus selbst nicht sehen konnte, da es zu weit seitwärts und hinter Bäumen versteckt lag, aus einer kleinen Gruppe dort stehender Menschen einen Reiter hervorkommen, der, wie er allmählig deutlicher wahrnahm, auf dem Feldwege trabte und die Richtung nach dem Berge nahm. Mit zitternden Händen hielt er das Glas auf den beweglichen Punkt gerichtet, aber er verlor ihn immer wieder, bis er ihn endlich noch einmal dicht vor dem Schneckenberg wiederfand, und nun eilte er, was er kannte, die Thurm-treppen hinunter und überbrachte seinem ruhig lesenden Herrn die Nachricht, daß ein Reiter sich rasch dem Berge



nähere und daß es also höchst wahrscheinlich Herr von Rodenberg sei.

Der Baron schlug sein Buch hastig zu, stand auf und legte es an den ihm bestimmten Platz. Dann schickte er Treu hinaus, um dem Besuch, wenn er es wirklich wäre, das Pferd abnehmen zu lassen und ihn gleich nach der Bibliothek zu führen. Er selbst aber ging unruhig darin umher, trat bald auf den Balkon hinaus, um tiefer hinter spähen zu können, bald suchte er wieder voll steigender Erwartung das Zimmer auf, denn er sagte sich, daß, wenn der nahende Reiter der Erwartete war, es bald entschieden sein müßte, ob sein so eifrig bedachter Plan, über dessen unabsehbare Folgen er sich bereits im Stillen freute, zur Wirklichkeit werden würde.

Der rasch nahende Reiter war in der That Felix von Rodenberg und er hatte das Aufziehen der Flagge auf dem Berge nicht mit eigenen Augen gesehen, den nächsten Erfolg davon indessen auf eine für ihn höchst interessante Weise erfahren.

Um halb elf Uhr nämlich war er aus den Wirthschaftsgebäuden auf den Gutshof getreten, um sich sein Pferd satteln zu lassen und seinen gewöhnlichen Ritt über die Felder anzutreten. Während der Rappe gesattelt wurde, ging er in den Stall, in welchem die Arbeitspferde und in einem abgesonderten Raum daneben die schönen Gäule des Amtraths standen, und hier traf er zufällig diesen Letzteren selbst, der seinem Kutscher persönlich den Befehl gab, Mittags um zwölf Uhr die Victoriachaise zu

bespannen, da er mit seiner Tochter auf ein benachbartes Gut fahren wolle, wohin er eine Einladung erhalten hatte.

Der Inspector hörte diese Bestellung mit an und wollte eben zu seinem Pferde zurückkehren, als der Amtsrath zu ihm sagte:

»Ja, Herr Inspector, ich bin heute leider nicht zu Tisch in Schaumburg, ich fahre nach Wolfingen. Lassen Sie es sich also mit Herrn Fuchs gut schmecken.«

Der Angeredete wollte eben etwas erwidern, als der Wolf aus der Fabel, der aber diesmal ein Fuchs war, in der Gestalt des Secretairs erschien und mit allen Anzeichen der höchsten Verwunderung auf dem Gesicht schnell zu dem Amtsrath trat.

»Herr Amtsrath,« sagte er hastig, »kommen Sie doch und sehen Sie sich das Wunder an. Ich habe Sie schon überall gesucht. Vor einer Viertelstunde kam der Postbote nach dem Bureau und erzählte, daß auf dem Schneckenberg eine große weiße Flagge wehe.«

»Was? Eine Flagge? Auf dem Schneckenberg?« rief der Amtsrath im größten Erstaunen. »Wie wäre denn das möglich und was sollte es wohl bedeuten? Ist es denn wahr?«

»Ganz gewiß, Herr Amtsrath, ich bin so eben nach dem Felde gelaufen und habe sie in Wahrheit lustig im Winde flattern sehen.«

»Das muß ich auch sehen!« rief der Amtsrath. »Kommen Sie mit, Fuchs!« Und fort lief er, als ob er das neue

Wunder nicht schnell genug mit eigenen Augen wahrnehmen könne

Der Inspector, im Stillen dankbar für die auf diese Weise ihm zugekommenen Nachricht, bestieg ruhig sein Pferd und ritt ganz gemächlich den vorangegangenen Männern nach. Jenseits der Forellenbachbrücke, wo man den ersten Blick auf die Höhe des Schneckenberges gewann, traf er sie wieder und war nun ein persönlicher Zeuge von der Verwunderung des Herrn Amtsraths sowohl, wie von der Fülle der Vermuthungen, die man über dies seltene Schauspiel laut werden ließ.

»Bei Gott, ja, Sie haben Recht!« sagte der Amtsrath, als er des großen, langsam im Winde sich auf- und abrollenden Banners ansichtig wurde. »Aber was soll denn der alte Lappen da oben bedeuten? Ist es wieder eine neue Marotte des Alten und hat er sich einmal erinnert, daß er ein Edelmann ist und auch solch ein Ding auf sein Eremitenschloß aufstecken kann?«

»Er hat vielleicht Besuch!« bemerkte Herr Fuchs, seinem Gönner sich so nahe drängend wie möglich.

»Ach, was Besuch! Wo soll denn der herkommen? Nein, das ist einmal wieder so eine funkelnagelneue Idee, die dem Doctor Camp zu schaffen machen wird, haha! Ja, das wird es sein, ein frischer Ausbruch des halb vermoderten Ahnenstolzes! Na, die Geschichte wird immer amüsanter, das muß ich sagen!«

Der Inspector, der auf seinem Rappen neben den beiden Männern hielt, hatte genug gehört. Er zog seinen Hut und indem er langsam weiter ritt, rief er zurück:

»Vielleicht erfahre ich von irgend Jemanden, was es zu bedeuten hat; ich reite um den Berg herum. Guten Morgen!«

»Ja, fragen Sie doch danach und berichten Sie mir morgen darüber!« rief ihm der Amtsrath nach.

Während der Inspector sein Pferd bald in Trab setzte, standen die beiden Herren vom Hofe noch immer voller Verwunderung auf ihrem Platz; bald aber lachte der Amtsrath laut auf und sagte zu seinem Secretair:

»Kommen Sie und lassen wir uns durch solche Lappalien nicht von unseren Arbeiten abhalten. Es wird schon zu Tage kommen, was das Ding bedeutet, denn mir ist auf die Dauer noch nichts verborgen geblieben, was da oben geschieht. Lächerlich, bei Gott! Aber ich sage ja, man kann und muß bei dem Alten vom Berge auf Alles gefaßt sein!«

---

Es war etwa ein Viertel nach elf Uhr, als Felix von Rodenberg die Höhe des Schneckenberges erreichte und von dem alten Treu mit freudig strahlendem Gesicht in Empfang genommen wurde.

»Haben Sie unsere gute Flagge wirklich gleich gesehen?« fragte der alte Mann, nachdem er den Gast herzlich begrüßt und während derselbe aus dem Sattel stieg.

Der Inspector nickte und sagte: »Man sieht sie weit, wenn man gerade auf dem Felde ist; aber da war ich nicht, und so hat mich der höchlichst verwunderte Herr

Amtsraith davon unterrichtet, der es von Anderen gehört und mich zufällig traf. Wie lange weht sie schon?«

»Seit acht Uhr heute Morgen und wir haben Sie schon lange sehnsüchtig erwartet. Der Herr Baron ist ganz ungeduldig geworden, Herr von Rodenberg. Er hat Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen und ich bitte Sie, stimmen Sie ja von Herzen in seinen Vorschlag ein, er hat, so viel kann ich Ihnen sagen, einen guten, ja gewiß, einen sehr guten Zweck.«

Der Inspector sah den leise und bedachtsam Redenden etwas neugierig an, da er aber weiter nichts fragen wollte, so nickte er blos freundlich und erkundigte sich dann, wo der Baron zu finden sei.

»O, in der Bibliothek, natürlich, Herr von Rodenberg. Gehen Sie nur immer hinein, anzumelden brauche ich Sie nicht, Sie sind ihm jederzeit angenehm.«

Der Inspector gab ihm das Pferd und eilte die Treppe hinan. Als er aber eben die Thür der Bibliothek erreichte, öffnete sie sich schon von innen und der Baron trat dem sehnsüchtig Erwarteten mit heiterem und doch etwas beklommenem Gesicht entgegen.

»Hier bin ich, Herr Baron, so schnell ich kommen konnte,« sagte der junge Mann, und auf seinen Reitrock deutend, fügte er hinzu: »ich war gerade auf dem Wege nach den Feldern und so entschuldigen Sie wohl meinen Anzug.«

»Bitte, mein lieber Herr von Rodenberg, das ist in meinen Augen nur Nebensache, Sie werden mir auch so stets willkommen sein. Aber ich freue mich sehr, daß Sie so

schnell erschienen sind, Sie haben also die Flagge bald wehen sehen?«

Der Inspector erzählte mit kurzen Worten, wie und von Wem er darauf aufmerksam gemacht worden sei, ohne jedoch der Bemerkungen Erwähnung zu thun, die er über die Flagge hatte anhören müssen.

»Das ist ganz einerlei, wie Sie dazu gekommen sind,« versetzte der Baron, »der Einfall meiner Tochter hat sich also als gut bewährt und ich freue mich jetzt doppelt darüber. Aber nun nehmen Sie einen Augenblick Platz und hören Sie, warum ich Sie schon so bald zu mir beschieden habe.«

Und als die beiden Männer sich nun einander gegenüber saßen, fuhr er langsam und bedeutungsvoll also zu sprechen fort:

»Ich habe Sie heute wegen einer geschäftlichen Angelegenheit gerufen, die ich mir gestern reiflich überlegt habe, die aber allerdings auch einen nebensächlichen, einen sogenannten Privatcharakter hat. Doch ich will mich kurz fassen, um Sie nicht zu lange Ihrer Pflichterfüllung zu entziehen. Beantworten Sie mir also meine Fragen eben so kurz, dann werden wir bald zu Ende sein. So sagen Sie mir denn zuerst aufrichtig, fühlen Sie sich in Schaumburg im täglichen Verkehr mit dem Amtsrath und seiner Familie wohl?«

Der Inspector brauchte nicht viel Zeit, um sich zu besinnen, was er auf diese Frage antworten sollte, wohl aber etwas mehr, um darüber nachzudenken, warum ihm der Baron diese eigenthümliche Frage stellte. Doch,

nachdem er nur wenige Secunden mit seiner Antwort gezögert, sagte er so offen und ehrlich, wie der Baron es verlangen konnte:

»Nein, Herr Baron, ganz aufrichtig gestanden; ich fühle mich im täglichen Verkehr mit dem Herrn Amtsrath und seinen Hausgenossen nicht ganz wohl, durchaus nicht. Ich habe von Hause aus keine persönliche Abneigung gegen ihn gefühlt, aber er hat es sehr bald verstanden, alle Sympathie, die ich für ihn hätte haben können, aus meiner Seele zu reißen.«

»Ah,« sagte der Baron etwas verwundert, »das wußte ich nicht, aber wir haben freilich noch nicht so offenherzig über die Schaumburger Verhältnisse und Personen gesprochen. Doch danke ich Ihnen für Ihre jetzige Aufrichtigkeit. – Nun habe ich aber eine andere, eine für mich wichtigere Frage. Halten Sie es – ich bitte mir wieder eine ehrliche Antwort aus – für durchaus nothwendig, daß Sie auf Schaumburg wohnen bleiben, da der Hof unten liegt und das ganze Wirthschaftsgetriebe dort seinen Centralpunkt hat?«

Der Inspector war mit jedem Augenblick aufmerksamer geworden, jetzt wurde er auch vorsichtig. »Allerdings,« sagte er nach einigem Besinnen, »liegt der Hof und Alles, was dazu gehört, in Schaumburg, allein durchaus nothwendig, daß ich daselbst wohne, ist es nicht, falls ich nicht zu weit entfernt bin, um es jeden Augenblick erreichen zu können, wenn meine Gegenwart erfordert wird. Im Uebrigen ist mein beständiger Aufenthalt auf Schaumburg schon darum nicht geboten, weil ich ja

noch mehr auf den Feldern, wenigstens eben so viel, als im Hofe selbst zu thun habe.«

»So,« sagte der Baron sinnend, »nun, das ist mir lieb. Würden Sie also,« fuhr er etwas beklommen athmend fort, »Ihren dortigen Wohnort mit einem anderen vertauschen, wenn ich – ich sage ich – den Wechsel für angenehm hielte, mit einem Wort – ich will gar keine Umstände machen – würde Ihre Pflichterfüllung also nicht darunter leiden, wenn Sie, statt auf Schaumburg bei'm Amtrath, hier bei mir auf dem Schneckenberge wohnen?«

Ueber des Inspectors edles Gesicht zuckte einen Augenblick lang ein blitzartiger Freudenstrahl, aber er hatte sich so in seiner Gewalt, daß er den Ausdruck seiner Mienen vollkommen beherrschte und mit der möglichsten Ruhe, obwohl unwillkürlich leise bebender Stimme sagen konnte:

»Nein,« Herr Baron, meine Pflichterfüllung würde in letzterem Falle nicht darunter leiden, und wenn Sie es beföhlen oder wünschten, so würde ich den mir so gütig vorgeschlagenen Wechsel sogar sehr gern und mit dankbarem Herzen in's Leben treten sehen.«

»Ah,« rief der Baron freudig aus, »dann ist uns ja Beiden geholfen. Ja, ich – ich befehle es gerade nicht, aber ich wünsche es lebhaft, und sollten Sie, um täglich mehrmals nach Schaumburg zu reiten, noch eines Pferdes oder eines Wagens bedürfen, so sollen Ihnen auch die zu jeder Minute zu Gebote stehen. – Ja, ich wünsche es lebhaft,« fuhr er, sich ganz seiner Freude hingebend, fort,



»daß Sie bei mir Ihre Wohnung aufschlagen. Warum? Nun, das werden wir bald mit einander abgemacht haben, wenn wir erst näher bekannt geworden sind. Aber erfüllen Sie meinen Wunsch auch recht gern?« fragte er noch einmal mit einem so gütigen und sanften Lächeln, indem er die Hand nach dem Inspector ausstreckte, daß dieser innig gerührt erwiderte, indem er die dargebotene Hand ergriff und herzlich drückte:

»Ich wüßte nicht, Herr Baron, was ich in diesem Augenblick lieber thäte, als Schaumburg verlassen und nach dem Schneckenberg ziehen.«

Der Baron athmete tief auf und seine blauen Augen glänzten vor stillem Glück dabei. »Das ist mir lieb, das beruhigt mich,« sagte er leise. »Aber,« fuhr er wieder nach einigem Bedenken und viel langsamer sprechend fort: »thun Sie es auch gern, wenn ich Sie bitte, den Amtrath in meinem Namen von diesem meinem Wunsch in Kenntniß zu setzen? Ich möchte nämlich vor allen Dingen in Frieden mit dem Herrn leben und keine neuen Verdrießlichkeiten heraufbeschwören, deren ich schon genug mit ihm gehabt.«

Ueber des Inspectors Gesicht flog ein stilles, aber den Baron ungemein beruhigendes Lächeln. Er schien diese Verdrießlichkeiten und eben so den Baron, wie den Amtrath schon genau zu kennen. »Warum nicht?« antwortete er. »Und dieser Ihr Wunsch soll bald an den Mann gebracht und die ganze Angelegenheit eben so schnell abgethan sein. Ich werde sie geschäftsmäßig betreiben und

dazu gehören nur wenige Worte. Heute kann ich ihn leider nicht sprechen, da er mit seiner Tochter zum Besuch auf ein benachbartes Gut zu fahren beabsichtigt, aber morgen früh, sobald er im Bureau ist, werde ich mich zu ihm begeben und, verlassen Sie sich darauf, ich werde die Worte so zu wählen und abzuwägen wissen, daß er nichts gegen Ihren Wunsch oder eigentlich Ihren Befehl einzuwenden haben wird.«

»Ah,« sagte der Baron, von Neuem aufathmend, »das wäre ja prächtig! Mir ist schon ganz leicht zu Muthe. Aber wenn der Amtsrath heute nicht zu Hause ist, dann können Sie vielleicht gleich von heute an bei mir speisen, wie?«

»Heute doch wohl noch nicht, Herr Baron, das würde nicht gut gehen. Ich habe unten viel zu thun und habe mich nicht auf eine längere Abwesenheit vorbereitet, und dann ist ja auch noch auf meine Anwesenheit in Schaumburg gerechnet.«

»Wenn es so ist und Sie so gewissenhaft sind, haben Sie Recht,« sagte der Baron, »und ich will Sie am wenigsten Ihrer Pflicht abwendig machen. Doch noch Eins. Können Sie bald zu mir kommen?«

»Jeden Augenblick, sobald ich morgen den Amtsrath gesprochen habe.«

»Gut. So packen Sie noch heute Abend Ihre Sachen und morgen Vormittag werde ich einen Wagen senden, der sie holt. Abends erwarte ich Sie schon bei mir und dann sollen Sie sehen, wie es sich hier oben im Bereiche der Winde und im Säuseln der Blätter schlafen läßt. So,

jetzt ist Alles zwischen uns abgemacht, das Weitere morgen Abend. – Um welche Zeit kann ich Sie erwarten?« fragte er noch einmal.

»Schon um sechs Uhr, Herr Baron.«

»Das ist ja prächtig, dann haben wir ja noch hellen Tag. Und den ganzen Abend haben Sie dann für mich übrig?«

»Den ganzen Abend, diesen wie alle kommenden, wenn Sie meiner nicht überdrüssig werden.«

»O, o, was denken Sie! Doch nun gehen Sie, ich will Sie keinen Augenblick länger von Ihrer Arbeit abhalten.«

Er reichte ihm die Hand, nachdem Beide sich von ihren Sitzen erhoben, und der Inspector entfernte sich, seltsam wortkarg geworden und sich durchaus nicht verwundernd, diesmal keinen Anderen als den Baron und den alten Treu gesehen zu haben, der vor Freude außer sich war, als er dem jungen Mann das Pferd bringen ließ und von ihm hörte, daß er schon morgen Abend seinen Wohnsitz auf dem Berge aufschlagen werde.

Als Felix von Rodenberg langsam den Berg nach den Feldern hinabritt, während die Flagge hinter ihm schon wieder gesunken war, erfüllte ein unbeschreibliches Wohlgefühl seine Brust, nicht deshalb allein, weil er von nun an in der gemüthlichen Gesellschaft des alten Herrn und seiner schönen Tochter auf dem herrlichen Berge wohnen sollte, sondern weil er nun mit einem Mal, ganz wider Erwarten, dem peinlichen Zwange überhoben war, mit dem herrischen, dünkelhaften Amtsrath und seinem speichelleckerischen Secretair zweimal täglich an einem und demselben Tische sitzen zu müssen.

Doch, wir wollen uns mit seinen Empfindungen über den unerwarteten Wechsel seines Wohnorts hier noch nicht weiter beschäftigen, da die Folge von selbst ergeben wird, warum er so glücklich war. Nur das wollen wir noch erwähnen, daß es ihm widerstand, an diesem Tage, wo der Amtrath und Cornelia abwesend waren, allein mit Herrn Fuchs zu speisen, und so trug er, als er Mittags nach Hause kam, Auguste, der Stubenmagd, auf, ihm das Essen auf sein Zimmer zu bringen, ein Verlangen, welches diese sehr gern erfüllte, da sie, wie alle übrigen Dienstboten im Hause, dem jungen Manne außerordentlich ergeben war und wohl begreifen konnte, daß er dem ›rothhaarigen‹ Secretair, wie die Mädchen ihn nannten und den Niemand liebte und Viele fürchteten, nicht gern am Mittag dieses Tages allein Gesellschaft leisten mochte.

---

Der Amtrath war mit seiner Tochter erst spät in der Nacht nach Hause gekommen. Er war bei einem sehr reichen Herrn und in zahlreicher Gesellschaft gewesen. Man hatte tüchtig getrunken und, wie das zuweilen vorkam, ein kleines Spiel gemacht – zum Zeitvertreib, wie die gelangweilten reichen Herren sagen – und Herr Stephani, der nie im Spiel Glück hatte, war auch diesmal wieder ›das Schaaf‹ gewesen, welches ›die Wolle‹ lassen mußte. Daher befand er sich am nächsten Morgen aus doppelten Gründen in einer sehr schlechten Laune und er verließ

sein behagliches Wohngemach erst viel später als an anderen Tagen.

Der Inspector hatte sich schon zweimal im Bureau erkundigen lassen, ob der Amtrath noch nicht anwesend sei, aber jedesmal die Antwort erhalten, er schlafe noch. Endlich, als er etwa um zehn Uhr vom Hofe her in das Schloß trat, um irgend einen Gegenstand aus seinem Zimmer zu holen, sah er ihn mit schwerfälligen Schritten in das Bureau gehen, und nun war also für ihn die Zeit gekommen, um die bewußte geschäftliche Unterredung mit dem gestrengen Herrn abzuhalten, auf die er sich lange genug vorbereitet und die er mit dem ruhigsten Gleichmuth zu Ende zu führen beschlossen hatte, was und in welcher Form auch der Amtrath die ihm bevorstehende Mittheilung erwidern würde.

So trat er denn zuerst in das Zimmer ein, in welchem der Secretair seinen Platz hatte und auch jetzt fleißig bei der Arbeit saß. Als er den Inspector, einen ziemlich seltenen Besuch hier, eintreten sah, fuhr er hastig vom Schreiben empor, legte die Feder fort und blickte den jungen Mann mit neugierig glotzenden Augen an.

»Guten Morgen!« sagte der Inspector in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise.

»Guten Morgen, Herr Inspector!« rief Herr Fuchs und avancirte von seinem Platz sogleich um einige Schritte auf den Eintretenden zu. »Nun, haben Sie gestern in Bezug auf die Flagge etwas Neues gehört?

»Nein! – Ist der Herr Amtrath in seinem Zimmer?«

Der Secretair, über die Kürze dieser kalt gesprochenen Antwort schon etwas stutzig, trat einen Schritt zurück und sagte eben so kurz: »Ja!« und einen Augenblick darauf hatte der Inspector höflich an die Thür des amtsrätlichen Arbeitszimmers geklopft.

»Herein!« lautete der in schläfrigem Ton ausgestoßene Ruf, und als der Inspector in das ihm schon bekannte Zimmer trat, fand er den Amtrath nicht so fleißig bei der Arbeit, wie seinen Secretair, sondern er lag müßig und lang ausgestreckt auf dem Sopha und rauchte eine sehr fein duftende Cigarre, obwohl vor seinem Lager auf einem Stuhl ein noch unberührter Actenstoß der Durchsicht harrte. Sein immer etwas braunroth gefärbtes Gesicht sah heute merkwürdig aufgedunsen und grämlich aus und die Folgen der durchschwärmten Nacht und der verlorenen Geldsummen, die selbst auf den Gesichtern der kräftigsten Menschen ihre Spuren hinterlassen, waren deutlich darauf wahrzunehmen.

»Ah,« sagte der Amtrath, sich langsam aus seiner Lage aufrichtend und eine sitzende Stellung einnehmend, »Sie sind es! Nun, Sie erlauben wohl, daß ich sitzen bleibe, ich fühle mich etwas angegriffen. Die Sitzung in Wolfingen gestern war etwas lang und dabei – höchst fatal. Doch, Sie kommen gewiß, um mir zu sagen, was die Flagge gestern da oben zu bedeuten gehabt hat, nicht wahr?«

»Nein,« erwiderte der Inspector mit einer so ernsten und geschäftsmäßigen Miene und mit einem so festen und klaren Ton, daß der Amtrath, einigermaßen betroffen, sich etwas höher erhob, als säße er im Sattel und

wolle sich auf einen kühnen Ritt vorbereiten, »nein, ich bin nur beauftragt, und zwar von Seiten des Herrn Barons, den ich gestern persönlich gesprochen, Ihnen eine andere Mittheilung zu machen, da er dies für den kürzesten Weg hielt, um seinen Wunsch möglichst schnell ausgeführt zu sehen. Der Herr Baron wünscht nämlich, daß ich meine Wohnung von jetzt an auf dem Schneckenberg nehme und da ich auf sein Befragen gegen denselben nichts einzuwenden fand, und der Herr Baron als Gutsherr über meinen Wohnsitz zu bestimmen hat, so werde ich natürlich seinem Wunsche Folge leisten.«

Der Amtsrath war über diese ihm so unerwartet zukommende Mittheilung anfangs so verblüfft, daß er keine Worte für seine Empfindung fand; nur seine Augen rollten flammend an der stolz vor ihm stehenden Gestalt des Inspectors entlang, dem er nicht einmal einen Stuhl angeboten hatte, und blieben endlich auf seinem Gesichte haften, das ruhig, ohne alle Leidenschaft ihm entgegenblickte, so lange der junge Mann geduldig die Antwort erwartete, die ihm zu Theil werden würde.

»Wie?« rief der Amtsrath endlich, die Hand mit der Cigarre vor Erstaunen vom Munde sinken lassend, »Sie sollen auf den Schneckenberg ziehen? Schaumburg verlassen? Ah, haben Sie sich etwa über Ihre Wohnung bei mir beklagt?«

»Nicht im Geringsten. Der Herr Baron ist aus eigenem Antriebe darauf gekommen und wünscht eine männliche Person mehr auf dem Berge zu haben, auf die er sich – bei vorkommenden Fällen – verlassen kann.«

»Ah, nun verstehe ich, er fürchtet sich also schon wieder!« lachte der Amtrath hämisch auf. »Nun, das ist freilich etwas Anderes. Aber wie steht es mit Ihrem Amte hier unten, Herr Inspector,« fuhr er wieder mit seiner hochfahrenden Amtsmiene fort, »können Sie das, wenn Sie so weit vom Hofe entfernt wohnen, so gut versehen, wie es nothwendig ist?«

»Ganz eben so, Herr Amtrath, als ob ich auf Schaumburg selber wohnte. Es ist das Alles reiflich und nach allen Seiten überlegt. Der Berg liegt sogar, wie Sie wissen, noch mehr im Mittelpunkt des Gutes, als Schaumburg, und so werde ich den Gränzen desselben, wo ich auch zu thun haben werde, dort oben immer näher sein als hier.«

»Das ist richtig, aber Ihre Hauptthätigkeit ist doch hier, wo Sie die Arbeiter, die Scheunen, die Ställe zu überwachen haben, wissen Sie das wohl?«

»Gewiß weiß ich das und Sie werden mich stets da finden, wo ich gebraucht werde. Ich denke, wenn ich Morgens zwischen vier und fünf Uhr hier eintreffe und mich, mit Ausnahme der einstündigen Mittagsmahlzeit, erst Abends um sechs oder sieben Uhr nach Hause begebe, so wird kein Mensch von mir behaupten können, daß ich meinen Dienst vernachlässige.«

Der Amtrath senkte den Kopf. Die Art und Weise, wie dieser junge Mann sprach, und die Gründe, die er so ruhig vorbrachte, imponirten ihm heute mehr denn je und so blieb der Groll, der insgeheim in ihm kochte, weit mehr auf dem Baron, als auf dem von ihm so auffallend bevorzugten Beamten haften.



»Gut,« sagte er endlich, »ich kann natürlich nichts gegen die Bestimmung des Herrn Barons einwenden, wenn er sie einmal zu treffen *geruht* hat. Also ziehen Sie mit Gott! – Werden Sie auch bei dem gnädigen Herrn speisen?«

»Ja. Nur mein Zimmer in Schaumburg wünsche ich zu behalten, damit ich verschiedene Gebrauchsgegenstände hier zurücklassen kann.«

»Natürlich! Und wann werden Sie – Ihre neue Residenz beziehen?«

»Noch heute Abend. Meine Koffer sind bereits gepackt und der Herr Baron wird sie im Laufe des Tages abholen lassen.«

Der Amtrath knickte förmlich zusammen. Es war das Alles so gründlich und noch dazu ohne sein Wissen vorbereitet, daß er sich fast davon beleidigt fühlte. Aber er war zu stolz, um sich gegen den Inspector etwas merken zu lassen, und so gab er ihm blos einen vornehmen Wink mit der Hand, der zu bedeuten schien, daß er sich entfernen könne, wenn er ihm weiter nichts mitzutheilen habe.

Kaum aber hatte der Inspector mit höflichem Gruß das Zimmer verlassen und auch die Thür des Schreibzimmers hinter sich geschlossen, so ließ der Amtrath mit einer wahren Wuth die silberne Glocke ertönen, die auf seinem Arbeitstisch stand. Dieses Zeichen galt dem Secretair und derselbe eilte flugs in das Zimmer seines Gebieters, mit einem ganz eigenthümlich listigen und doch dummehrlichen Gesichtsausdruck, denn er wußte

bereits, was vorgegangen, da er sich nicht hatte enthalten können, sein gut organisirtes Ohr in die Nähe der Thürspalte des Amtraths zu bringen.

Als er bei demselben eintrat, sah er ihn wie ein wildes, im Käfig eingesperrtes Thier in seinem Zimmer auf- und niederrennen. Sein Gesicht war dunkelroth, seine schwarzen Augen blitzten vor Zorn und seine Hände ballten sich wiederholt, als wollten sie irgend einen Gegenstand ergreifen und, wenn sie ihn faßten, zermalmen. Der Secretair war an dergleichen Ausbrüche der jähzornigen Laune seines Herrn schon durch lange Erfahrung gewöhnt und so fürchtete er sich nicht mehr vor ihm; nur nahte er sich mit unterwürfiger Haltung und fragte mit aller Bescheidenheit, was den Herrn Amtrath so zornig mache.

Dieser war nicht in der Stimmung, ein Blatt vor den Mund zu nehmen und so polterte er fast in einem Athemzuge Alles heraus, was der Secretair bereits wußte. Als er aber damit zu Ende gekommen, stand er vor seinem Getreuen athemlos still, sah ihm drohend in die Augen und rief mit allmählig sich legendem Zorn.

»Und nun, Fuchs, frage ich Sie, was das zu bedeuten hat, he? Das ist doch offenbar wieder ein feindseliger Act des – des geisteskranken Menschen dort oben, ein Act, worin sich sein erbärmliches Mißtrauen eben so klar ausspricht, wie seine herrische Laune, seine freiherrliche Willkür. Am Ende holt er Sie auch noch nach dem Berge, damit ich meine Federfuchserieien allein abmache, wie?«

Der Secretair lachte mit beifälligem Kopfnicken und sagte: »Wohl möglich, Herr Amtrath, aber ich würde nicht so gleichgültig gehen, wie der Inspector, denn ich fühle mich hier wohler, als ich mich auf dem Berge fühlen würde und meine Füße sind, Sie wissen es ja, in Ihrem Grund und Boden festgewachsen. Aber Sie sollten sich darüber gar nicht ereifern, nicht im Geringsten, lieber Herr Amtrath. Ich sehe die vorliegende Angelegenheit aus einem ganz anderen Gesichtspunkte an.«

»Aus welchem denn?«

Herr Fuchs, der im Grunde höchst glücklich war, daß sein gehaßter und zugleich gefürchteter Nebenbuhler, der ihm seit seiner Ankunft hier überall im Wege gestanden, so bald wieder das Feld räumte, nannte diesen seinen Hauptgesichtspunkt natürlich nicht, und so sagte er nur mit zusammengekniffenen Augen und spöttisch aufgeworfenen Lippen:

»Aus dem Gesichtspunkt persönlicher Willkür des Barons allerdings auch, aber – wir sollten eigentlich froh sein, Herr Amtrath, wenn der Inspector nicht hier, sondern auf dem Berge wohnt. Wir haben so einen Aufpasser weniger am Orte, dem es bei seiner Gründlichkeit mit der Zeit doch wohl hätte einfallen können, sich um Dinge zu bekümmern, die nicht seines Amtes sind.«

Er sprach diese Worte mit bedeutungsvoller Hinweisung auf die auf dem Tisch liegenden Contobücher und indem er fast auf jedes Wort einen besonderen Nachdruck legte. Als er ausgesprochen, sah er den Amtrath fest an und auch die funkelnden Augen des Letzteren

wurzelten starr auf den ihn so schlaue und verschlagene anblickenden Augen des Secretairs. Ihre Blicke verschmolzen gleichsam in einander, als suchten sie mit geheimem Forschen in die Seele des Andern zu bringen, bis sie sich endlich verstanden zu haben schienen, und nun nickten sich Beide freundlich und vollkommen übereinstimmend zu.

»Ja,« sagte der Amtrath wie mit gebrochener Zunge, »Sie haben eigentlich Recht, aus dem Gesichtspunkt hatte ich den närrischen Wunsch des *gnädigen* Herrn bisher nicht betrachtet. Nun, so mag er denn in Gottes Namen von dannen ziehen, aber so viel weiß ich, und darin habe ich Recht, der Inspector ist an dieser freiherrlichen Laune nicht schuld, der Mann ist zu ehrlich, er kann sich nicht verstellen und er verstellt sich auch nicht. Und darauf können wir uns glücklicher Weise auch verlassen: seine Pflicht wird er, wie er gesagt, eben so gut erfüllen, ob er auf dem Schneckenberg oder in Schaumburg wohnt. Das ist meine Meinung, Fuchs, und Sie – theilen Sie sie?«

»Es ist möglich,« erwiderte der Gefragte etwas gedehnt, »ich kenne den Herrn nicht so genau und er hat eine so zugeknöpfte Weise, zu sprechen und sich zu betragen, daß man schwer in sein Herz zu schauen vermag.«

»Ja, das ist wahr, aber ich kann es nicht läugnen, ich habe doch einige Achtung vor ihm und ich bleibe dabei, er hat uns nicht aus freiem Willen verlassen. Geben Sie Acht, Cornelia wird darin einer und derselben Meinung mit mir sein.«

»Wenn das ist,« versetzte Fuchs mit unterwürfig zuckenden Achseln, »dann beuge ich mich. Das gnädige Fräulein ist eine Menschenkennerin, wie ich noch keine gesehen, und ihr Ausspruch flößt auch mir stets den größten Respect ein. – Kann ich jetzt wieder gehen, Herr Amtrath?«

»Ja! O ja – gehen Sie, ich bedarf der Ruhe mehr denn je, denn ein harter Schlag folgt bei mir jetzt rasch auf den andern. Aber dem Baron dem tränke ich es ein, darauf verlassen Sie sich, und er soll mir nicht noch einmal in die Quere kommen, sonst spiele ich ihm eine andere Melodie zu seinem Tanz auf. Guten Morgen!«

---

Felix von Rodenberg verhehlte es sich nicht, daß sein letzter Tischgang bei dem Amtrath, wenn nicht ein schwerer, doch gewiß kein angenehmer war, dennoch trat er ihn mit gefaßtem Herzen an und wider Vermuthen nahm Alles einen besseren Verlauf, als zu erwarten gewesen war, wenn es ihm auch einige Selbstüberwindung kostete, dem eigenthümlichen Verhalten seiner Tischgenossen gegenüber seine Ruhe und seinen Gleichmuth zu bewahren.

Als er einige Minuten nach dem Läuten der Eßglocke im Speisesaal eintraf, fand er die gewöhnlichen Tischgäste schon bei'm Essen. Der Amtrath und der Secretair, die ihn Beide, wie aus einem Horne blasend, mit kühler Höflichkeit begrüßten, hatten sich bereits in ein geschäftliches Gespräch eingelassen, das er natürlich nicht

zu stören unternahm, und Cornelia, still und zurückhaltend, ließ ihn auf keine Weise merken, daß sie bereits von dem Vorgehenden in Kenntniß gesetzt sei. Ohne im Mindesten sich bemerklich zu machen, aß er von den ihm dargereichten Speisen, und als dann ein längeres Schweigen eintrat, unterbrach er es mit keiner Sylbe, nur darauf bedacht, die nie außer Acht gelassene Höflichkeit auch jetzt gegen Jedermann zu beobachten, bis der Augenblick gekommen sei, wo er sich eben so gelassen wieder entfernen könne, wie er eingetreten war.

Dieser Augenblick blieb auch nicht aus, und da der Secretair diesmal keine Neigung verrieth, vor ihm den Speisesaal zu verlassen, so stand er gegen Ende des Mahles auf und entfernte sich, nachdem er den versammelten Personen eine etwas förmlichere Verbeugung als sonst gemacht hatte.

Kaum aber war er zur Thür hinaus, so athmeten der Amtsrath und der Secretair wie neugeboren auf, und nachdem sie sich heiter angeblickt, sagte der Erstere:

»Na, das wäre also der letzte Zwang gewesen, den wir uns in des Herrn Gesellschaft haben anthun müssen. Gott sei Dank, nun sind wir wieder unter uns, wie früher, und nun lauert uns Niemand auf, was wir etwa denken oder sprechen mögen.«

Cornelia sah ihren Vater bei diesen Worten verwundert an und dann sagte sie mit ernstem, gehaltenem Wesen, indem sie ihre Rede nur an ihn richtete, den Secretair aber keines Blickes würdigte:

»Ich habe nicht bemerkt, daß Herr von Rodenberg uns unsere Gedanken und Worte abgelauert hätte und es thut mir in der That leid, daß er schon so bald unser Haus und unsern Tisch verlassen hat. Im Grunde kann ich es dem Baron nicht verdenken, daß er sich einen solchen Mann in seine einsame Wohnung nimmt, er hat dadurch eine Gesellschaft gewonnen, wie er sie so bald nicht wieder finden wird, und wir werden noch oft daran zurückdenken, daß des Barons Gewinn für uns ein Verlust gewesen ist.«

Der Amtrath, seiner muthigen Tochter einen zornigen Blick zuschleudernd, den sie nicht zu bemerken schien, schwieg, aber der Secretair, durch das Verhalten seines Gönners kühn gemacht und seiner Eifersucht einmal die vollen Zügel schießen lassend, rief mit einem Mal:

»Ah, die Flagge, die Flagge! Jetzt weiß ich, was das plötzliche Aufziehen derselben zu bedeuten gehabt hat!«

»Was denn?« fragte der Amtrath mehr durch seinen ermunternden Blick, als durch seine leise gesprochene, kaum hörbare Frage.

»Nun, Herr Amtrath, es ist ganz einfach eine Freudenfahne gewesen, die er ausgesteckt hat, um der Umgegend seine Genugthuung kund zu thun, daß er – einen Lakaien mehr für seinen Dienst gewonnen hat!«

Der Amtrath lachte über den schlechten und frechen Witz seines Lieblings, Cornelia aber, zornig erglühend, runzelte die glatte Stirn und indem sie einen finsternen Blick auf den kühnen Sprecher warf, sagte sie fest und klar:

»Herr Fuchs! Das Wort, welches Sie eben gesprochen, paßt nicht auf Herrn von Rodenberg. Nehmen Sie sich in Acht, daß er Ihnen nicht beweist, daß Sie – der Diener einer Privatperson und er der Beamte eines vielvermögenden Mannes ist, dessen Freund er vielleicht bald sein und dann eine andere Rolle in seinem Rathe spielen wird, als Sie bis jetzt vermuthet haben.«

»Hoho!« rief der Amtsrath, halb drohend, halb eingeschüchtert, denn die Worte seiner Tochter und der Nachdruck, womit sie gesprochen, hatten ihn empfindlich getroffen, »Du spielst einmal wieder die Cassandra oder Pythia, mit deren Orakelsprüchen Du schon so oft geprahlt hast, und Sie, lieber Fuchs, haben hier gleich wieder eine neue Probe von der vorher gerühmten Menschenkenntniß meiner Tochter. Haha! Na, wenn er ein Freund des verrückten Barons würde, dann wäre er auch etwas Rechtes! Ich bin nun ganz zufrieden, daß er aus unserm Kreis getreten ist, wir haben von dem hochnasigen Menschen so gut wie gar nichts gehabt und alle meine Hoffnungen, die ich auf ihn gesetzt, waren nichts als Wind, wie es im Leben mit unseren Einbildungen so oft zu gehen pflegt. Gesegnete Mahlzeit! Und von morgen an werden wir hoffentlich eine bessere Unterhaltung haben. Ich verbitte mir ein für alle Mal, das Gespräch wieder auf den zukünftigen – Freund eines Narren zu bringen!« –

Gegen sechs Uhr an diesem Nachmittag kam der Inspector von seinem Ritt auf den Feldern zurück und als er



in sein Zimmer trat, erzählte ihm Auguste, die darin aufräumte, daß vor einer Stunde ein Wagen vom Schneckenberge gekommen sei und seine beiden großen Koffer abgeholt habe.

»Ich danke Ihnen,« entgegnete der Inspector, »und nun bitte ich Sie, sich zu dem Herrn Amtsrath zu begeben und ihn zu fragen, ob er mir gestatten wolle, ihm meinen Dank für seine gute Bewirthung auszusprechen.«

»Der Herr Amtsrath ist ausgeritten,« sagte das Mädchen mit trauriger Miene, denn ihr that es leid, daß sie den jungen Mann nicht weiter bedienen solle, wie man ihr schon gesagt. »Aber das Fräulein,« setzte sie hinzu, »ist in ihrem Zimmer, und wenn Sie das sprechen wollen, so will ich Sie gleich anmelden.«

Felix von Rodenberg besann sich einen Augenblick, dann sagte er: »Ja, gehen Sie hinauf und melden Sie mich an, ich will ihr in der That noch Adieu sagen, ehe ich mich nach dem Berge begeben.«

Fünf Minuten später kam Auguste zurück und meldete, daß Fräulein Cornelia gern bereit sei, den Herrn Inspector zu empfangen. Dieser blickte sich noch einmal im Zimmer um, ehe er es verließ, dann nahm er Hut und Reitgerte und schloß hinter sich und dem Mädchen die Thür zu, den Schlüssel, da er ihn jeden Tag gebrauchen konnte, in die Tasche steckend.

Langsam stieg er die Treppe hinauf und bald klopfte er an die Thür des Zimmers, welches Cornelia bewohnte und von ihm noch nie betreten worden war. Auf ihren Hereinruf trat er ein und gleich darauf stand er der

schönen Tochter seines bisherigen Wirths gegenüber. Sie sah etwas bleicher als gewöhnlich und augenscheinlich auch angegriffen aus, aber sie verneigte sich freundlich vor dem Eintretenden und sagte sogleich mit unwillkürlicher Hast:

»Ich weiß, warum Sie zu mir kommen, Herr von Rodenberg, und ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit. Ich kann Sie leider nicht auf Schaumburg zurückhalten, Sie gehen einem angenehmeren Aufenthaltsort entgegen, als Sie hier gehabt, doch, wenn es Ihnen hier nicht so gefallen, wie Sie vielleicht erwarteten, so trage ich keine Schuld davon. Auch gönne ich Ihnen die *Freundschaft* des Barons, die Sie sich ohne Zweifel erwerben werden, er ist in jeder Beziehung – glauben Sie mir, denn ich kenne ihn – ein braver und achtbarer Mann.«

»Es freut mich, mein Fräulein,« erwiderte der Inspector, »das aus Ihrem Munde zu hören, und das ist der freundlichste Abschiedsgruß, den Sie mir können zu Theil werden lassen. Zuletzt aber danke ich auch Ihnen für die Freundlichkeit, die Sie mir während meines kurzen Aufenthalts hierselbst erwiesen haben und ich sage Ihnen ausdrücklich, daß ich dieselbe zu schätzen weiß, wie ich sie auch *unter allen Umständen*« – er betonte diese Worte stark – »zu erwidern suchen werde.«

Cornelia verneigte sich schweigend. Dann sagte sie mit etwas scheuem Augenaufschlag: »Wir werden uns doch wohl bisweilen sehen?«

»Ohne Zweifel, da ich ja hier eben so gut zu Hause bin, wie auf dem Berge.«

»Dieser Ausspruch beruhigt mich, Herr von Rodenberg. Wir scheiden also – *unter allen Umständen*« – auch sie betonte diese Worte – »als gute Freunde, nicht wahr?«

»Ja,« sagte der Inspector mit fester Stimme und reichte ihr die Hand, da es ihm vorkam, als strecke sie die ihre unwillkürlich nach ihm aus. Sie ergriff sie ohne Zögern und nach einem leisen gegenseitigen Druck verbeugte er sich noch einmal und hatte dann schnell das Zimmer verlassen.

Rasch und ohne sich noch einmal umzublicken, verließ er das Schloß und ging über den Teichdamm den nahen Ställen zu. Sein Rappe wurde ihm schon entgegen geführt und, ohne ein Wort zu sprechen, schwang er sich auf den Rücken des stolzen Thiers und ritt ruhig, wie immer, aus Schaumburg fort. Erst als er aus freiem Felde war und die Lerchen ihr Abendlied über sich jubeln hörte, athmete er frei und leicht auf, wie ein Vogel, der seinem Käfig entronnen ist, und nun gab er seinem Pferde die Sporen und galoppierte dem grünen, im Abendsonnenglanz prangenden Berge zu, auf dem er von jetzt an seine Nachtruhe halten und mit freundlicheren Menschen, als er sie hier unten um sich gesehen, verkehren sollte.

---

Auf dem Schneckenberge hatte an diesem Tage im Gegensatz zu Schaumburg, wo nur Aufregung, Unruhe und Groll ihren Wohnsitz aufgeschlagen, die größte Freude

und der regste Eifer geherrscht, dem am Abend erwarteten Gäste eine möglichst behagliche und angenehme Unterkunft zu bereiten. Nicht nur die Damen und Treu und mit Ihnen verschiedene Diener und Mägde des Schlosses hatten sich beeifert, seine Wohnung in den besten Stand zu setzen, sondern auch der Baron war ein thätiger Theilnehmer ihrer leichten Sorgen und Mühen gewesen. Der alte Herr hatte an diesem Tage gar keine Ruhe, bis er den jungen Mann, den er so bald für sich gewonnen, in seiner Nähe sah. Nur bisweilen, je weiter der Tag vorschritt, suchte ihn noch die Besorgniß heim, der Amtsrath könne und werde ihm einen unerwarteten Strich durch die Rechnung machen, aber Treu stand ihm dann jedesmal trostreich zur Seite, und da auch Angela und Fräulein Wanner Mittags den alten Diener darin unterstützten, wurde ihm wieder auf einige Stunden leichter und freier um's Herz, bis der Nachmittag allmählig vorschritt und nun gegen Abend seine Ungeduld und Unruhe wieder sichtbar zunahmen.

Schon vier oder fünf Mal war er im Laufe des Tages in den drei schönen Zimmern gewesen, die man Herrn von Rodenberg zugedacht und jedesmal hatte er irgend eine Kleinigkeit dahin gebracht, um auch für alle Bequemlichkeiten seines Gastes zu sorgen, wobei er in seinem freudigen Eifer ganz vergessen zu haben schien, daß derselbe doch eigentlich nur sein untergebener und für seinen Dienst besoldeter Beamter sei. Das letzte Mal, als er allein die in den großen Thurm führende Wendeltreppe hinaufstieg, trug er zwei Kistchen feiner Cigarren unter

dem Arm und als er nun in dem Wohnzimmer stand, setzte er sie behutsam auf einen kleinen Ecktisch und schaute sich behaglich in den ihm wohlgefällenden Räumen um.

Das größte Zimmer, welches, wie schon gesagt, im Thurm lag und vor dem mittelsten seiner drei Fenster einen gothisch verzierten Erker trug, hatte eine vortreffliche Lage und bot im Ganzen dieselbe Aussicht dar, wie man sie von der Bibliothek aus genoß. Im Erker hatte man auf sein Geheiß wohlriechende Blumen und Blattgewächse aufgestellt. Alle Möbel waren neu und von dunkelbraunem Nußbaumholz, die Tische und der Fußboden mit buntgemusterten Teppichen bedeckt, wie sie den in pompejanischem Roth gehaltenen Wänden entsprachen. An diesen hingen große Oelbilder eines Düsseldorfer Künstlers, die vorzüglichsten Rheinansichten darstellend, dazwischen ein schöner Chronometer, der noch vor Kurzem eins seiner eigenen Zimmer geschmückt hatte. Vor den hohen Spiegelfenstern fielen klare, mit reichen Stickereien versehene Tüllgardinen herab. Der Schreibtisch, ein Cylinderbureau, war mit allem nothwendigen Schreibmaterial aus des Barons reichen Vorräthen ausgestattet und der Bücherschrank war schon zum Theil mit Büchern gefüllt, die sich auf die landwirthschaftliche Wissenschaft bezogen und aus der Bibliothek hierhergewandert waren, und alles Einzelne sonst, was ein junger Mann, der an einer hübschen Zimmereinrichtung Gefallen findet, nur wünschen kann, war in der schönsten Ordnung aufgestellt und sauber von jedem Staubfleckchen gereinigt.

Auch das grüntapezirte Schlafzimmer war einladend und für einen Oeconomie-Inspector, der nicht lange darin zu verweilen pflegte, fast zu reichlich bedacht. Vor dem breiten, mit seinen rothseidenen Decken belegten Bett hingen Vorhänge von grüngestreiftem Damast, wie auch die Fenster mit demselben Stoff bekleidet waren, und das dritte kleinere Cabinet war zur Garderobe eingerichtet und mit allen darin nothwendigen Gegenständen wohl versehen.

Als der Baron sich in diesen drei Zimmern genügend umgeschaut und jede einzelne Kleinigkeit wohl zehnmal in's Auge gefaßt und gerade gerückt, wollte er sich auch überzeugen, ob der Herrn von Rodenberg zugewiesene Diener aufmerksam sei, und so zog er an der Glockenschnur, die neben der Eingangsthür des großen Zimmers hing. In wenigen Minuten erschien Johannes, der kleine Groom, und fragte nach des gnädigen Herrn Begeh.

»Johannes,« empfing ihn der Baron, »es freut mich, daß Du so rasch herbeigeeilt bist; so thue dasselbe, wenn Herr von Rodenberg erst hier wohnt. Du hast bis jetzt nur sehr wenig zu thun gehabt, aber jetzt wird es anders kommen und Du mußt hübsch aufmerksam, schnell und stets bei der Hand sein, wenn Du gefordert wirst.«

Johannes versprach es und entfernte sich dann wieder. Bald nach ihm stieg auch der Baron die Treppe hinab, voller Freude, daß er Alles nach Wunsch vorgefunden. »So,« sagte er zu sich, »nun kann er kommen, es ist Alles bereit, ihm den Aufenthalt bei mir lieb und angenehm zu machen. Man muß für die Menschen, die Einem das Brod

verdienen, sorgen, als ob sie ein Theil von uns selber wären, denn nur so kann man von ihnen die viele Arbeit und Mühe beanspruchen, die sie sich unsretwegen auferlegen. – Doch, was ist die Uhr? Ah, es ist schon Fünf. Nun kann ich ihn bald erwarten und hoffentlich wird er mich von meiner Sorge erlösen, die mich noch immer wegen des Amtsraths beschleicht. Ja!«

Er ging wieder in den Garten hinab, wo sich bald die beiden Damen zu ihm gesellten und mit heiteren Geschichten die ihm heute so langsam verstreichende Zeit vertrieben. Aber immer wieder sah er nach der Uhr und als es endlich Sechs und der Inspector noch nicht da war, rief er Treu herbei und fragte ihn, was er meine und warum Herr von Rodenberg wohl noch nicht da sei?

»Er wird noch zu arbeiten haben,« erwiderte Treu, »und daran werden Sie sich gewöhnen müssen, Herr Baron. Der Herr hat ja da unten viel mehr zu thun, als wir hier oben.«

»Ah, da hast Du Recht – Du bist doch ein kluger Patron, aber etwas lange bleibt er mir doch.«

Ein Viertel nach sechs Uhr hatten sich fast alle Bewohner des Schlosses vor den Thüren oder in den nächsten Umgebungen derselben eingefunden, um den neuen Gast ankommen zu sehen, denn es war auf dem Schneckenberg etwas so Seltenes, einen solchen zu haben, daß Alle sich mehr oder minder darauf freuten, zumal der Baron und Treu so große Stücke auf den Ankömmling hielten. Der Baron ging mit den Damen und Treu zwischen den Blumen auf und nieder, die Mägde und Diener guckten

neugierig aus Fenstern und Thüren und nur der kleine Groom hielt sich in der Nähe seines Herrn, um dem ankommenden Reiter gleich das Pferd abzunehmen.

Endlich um halb sieben Uhr kam der so sehnlich Erwartete in leichtem Trabe den Berg herauf. Als man, noch ehe man ihn sah, sein Pferd schon von Weitem schnauben hörte, rief der Baron: »Ah, da kommt er! Nun laßt mich mit ihm zuerst allein, Kinder, nachher sollt Ihr auch Euern Antheil an ihm haben!«

Da, als Angela und Fräulein Wanner sich eben entfernt hatten, wurde Felix von Rodenberg auf seinem Rappen sichtbar, und rasch sprang er aus dem Sattel, um den Baron, der ihn mit leuchtenden Augen erwartete, zu begrüßen. Anfangs war der alte Herr vor innerer Freude etwas schweigsam, aber die wenigen Worte, die er sprach, klangen so herzlich, daß der Inspector mit seinem Empfang zufrieden sein konnte. Sogleich nahm ihn der Baron am Arm und führte ihn nach der großen Rosenlaube hin bei Seite.

»Nun erzählen Sie mir,« sagte er mit erregter Miene, »wie ist es unten abgelaufen und sind Sie mit heiler Haut aus Ihrem düsteren Kerker da unten fortgekommen?«

Der Inspector lächelte still und erwiderte: »Gewiß, Herr Baron, ganz mit heiler Haut, und Alles ist gegangen, wie ich es gedacht. Das Geschäftliche war zwischen dem Amtsrath und mir bald abgethan und auf Privatliches habe ich mich mit keinem Wort eingelassen.«

»Das ist recht. Aber wie war er sonst? Brauste er wieder auf, wurde er zornig, wie gewöhnlich?«



»Nicht im Geringsten. Ich hielt ihn am Zügel fest, wie ein Pferd, das durchgehen will. Uebrigens war er so erstaunt und verwundert über Ihren von mir als unabänderlich bezeichneten Willen, daß er kaum Worte fand, sich auszusprechen, und hätte er sie gefunden, so wäre mir die Antwort wahrscheinlich auch nicht ausgeblieben.«

»Ah, Sie sind ein seltener Mann! Wer doch auch immer so gefaßt wäre und sich und die Menschen beherrschen könnte! Ach, ich kann es leider nicht und verliere gleich den Muth, wenn ich nur den geringsten Unfrieden voraussehe. – Doch nun weiter, was geschah dann?«

»Dann blieb mir noch eine unangenehme halbe Stunde bei Tisch vorbehalten, wo Niemand mit mir und ich mit Niemandem sprach, und als ich um sechs Uhr Abschied nehmen wollte, war der Amtrath ausgeritten und nur Fräulein Stephani war so gütig, mir einige verbindliche, ja fast herzliche Worte zu sagen.«

»Die gute Seele!« rief der Baron mitleidig, »das wird meine Tochter recht erfreuen. O, das arme Mädchen, die Cornelia, dauert mich auch, aber ich kann ihr leider nicht helfen. Die ist mit ihren guten Anlagen und Eigenschaften da unten auch nicht an dem rechten Platz. Doch nun zur Hauptsache: Ich habe Sie! habe ich Sie ganz und gar?«

»So lange Sie wollen, Herr Baron, oder der Himmel es will.«

»Ach ja, der Himmel! Der spricht freilich auch ein Wort mit. Aber wird es Ihnen nicht langweilig bei mir stillem

Einsiedler oder, wie die Leute mich nennen – ich weiß es recht wohl – dem Alten vom Berge werden?»

»Ich denke nicht, zumal meine Arbeit den größten Theil meiner Zeit in Anspruch nehmen wird.«

»Wieviel Stunden haben Sie täglich für mich?«

Der Inspector zuckte die Achseln. »Morgens um fünf Uhr muß ich unten im Hofe sein und die Arbeit vertheilen, dann hält mich die Beaufsichtigung der Arbeiter und der Felder bis Mittag fest.«

»O! Sie müssen doch frühstücken?«

»Das zweite Frühstück nehme ich mir in der Satteltasche mit, wenn Sie es erlauben, denn ich mag dem Herrn Amtsrath auf keine Weise mehr lästig fallen. Bisweilen, wenn ich zufällig in der Nähe des Berges bin, kann ich zum Frühstück auch oben sein.«

»O, das wäre herrlich, wenn es auch nur zwanzig Minuten wären! Man spricht sich doch über das Eine oder Andere gern aus, ohne bis zum Mittag oder Abend warten zu müssen. Und hören Sie, lieber Herr von Rodenberg, noch Eins will ich Ihnen sagen. Achten Sie, wenn Sie auf den Feldern sind, immerhin auf die Flagge. Es könnte doch einmal der Fall eintreten, daß ich Sie schnell sprechen möchte, und dann folgen Sie wieder dem Wink. Wollen Sie das?«

»Sehr gern. Und Mittags um Zwei bin ich bestimmt hier und bleibe bis Drei –«

»Und dann?« unterbrach ihn der Baron, der in seiner Freude gar nicht abwarten konnte, bis sein neuer Hausbewohner in seiner Berechnung der Zeit auf den stillen Abend kam.

»Um Sechs mache ich wie die meisten Arbeiter Feierabend und dann gehöre ich Ihnen ganz, wenn Sie meiner bedürfen.«

»Haben Sie niemals unten länger zu thun?«

»In Ausnahmefällen und während der Erndte, o ja, aber dann weiß ich es immer schon vorher und kann es Ihnen melden.«

Der Baron war in ernstes Sinnen versunken. »Hören Sie,« sagte er, »ich habe da eben einen Gedanken, der nicht übel ist. Das Gut ist etwas zu groß für *einen* Inspector, selbst wenn er Ihre Arbeitskraft besitzt. Ich habe schon früher dem Amtsrath meine Meinung darüber gesagt, allein er hat sich geweigert, darauf einzugehen. Er habe auch nur *einen* Secretair, sagte er, man müsse nur die rechten Menschen für seine Zwecke ausfindig machen. Wenn es nach mir ginge, stellte ich noch einen jungen Verwalter an, der Ihnen viel Arbeit abnehmen und zugleich unter Ihrer Leitung sich hübsche Kenntnisse aneignen könnte.«

Der Inspector hatte bei diesen Worten hoch aufgehört und jetzt nickte er freudig. »Der Gedanke ist in Wahrheit gut und ich begreife nicht, wie der Amtsrath sich dagegen sträuben kann,« versetzte er. »Ja, ein junger Verwalter ist unten sehr nöthig und könnte auf den Feldern viel Gutes leisten. – Soll ich vielleicht in Ihrem

Namen,« fügte er lächelnd hinzu, »bei Gelegenheit mit dem Amtrath darüber sprechen?«

»Ja, ja, ja!« rief der Baron ganz entzückt aus. »Thun Sie das nach Ihrer bekannten Art, Sie machen mich glücklich damit. Doch, darüber wollen wir heute Abend noch mehr sprechen. Haben Sie vielleicht einen jungen Mann unter Ihren Bekannten, der diese Stelle in Schaumburg annähme, wo er natürlich wohnen muß?«

»Ohne Zweifel, Herr Baron. Ich kenne viele junge und tüchtige Oeconomen und sie werden mir für meine Verwendung dankbar sein.«

»Gut. So haben wir denn die Geschäfte zuerst abgemacht und nun kommen Sie, daß ich Sie meinen Damen als Mitbewohner des Hauses vorstelle.«

Felix von Rodenberg ließ sich nicht zweimal zu dieser Vorstellung auffordern und der Baron führte seinen neugewonnenen Gesellschafter wie im Triumph in das Schloß, und diesnr Abend wie viele andere schwelgte er in einem Genuß, wie ihn der reiche und an Freunden doch so arme Mann vielleicht noch nie in seinem Leben gehabt.

#### VIERTES CAPITEL. DER NEUE STANDESHERR BETRITT DIE BÜHNE.

Die so plötzliche und unvorhergesehene Abberufung des Wirthschaftsinspectors von Schaumburg, wo derselbe seit Menschengedenken gewohnt und gewissermaßen als der oberste Diener des gestrengen Herrn Amtraths gegolten hatte, kränkte denselben tiefer, als er es seine

Umgebung merken lassen wollte. An eine solche eigenmächtige Handlungsweise des in geschäftlichen Dingen sonst so gleichgültigen und lässigen Barons war er nicht gewöhnt und gerade die Hast, mit der dieser willkürliche Act in's Leben getreten war, und die seltsame Weise, wie der Baron sich des Inspectors selbst als seines Stellvertreters bedient und damit gewissermaßen seinen Administrator, nach dessen eigener Meinung, vor den Kopf gestoßen hatte, war ganz und gar dazu geeignet, den heftigen Mann noch mehr in Harnisch zu bringen. So zeigte er sich denn in den nächsten Tagen ingrimmig gegen Jedermann und zumeist gegen seine Tochter, als ob diese einen Theil der Schuld des Geschehenen durch ihre Sympathie für die Baronenfamilie, die er ihr nie verziehen, auf sich geladen hätte. Ja, selbst gegen den Secretair erwies er sich zum ersten Mal ungewöhnlich brummig und rauh, und wenn Herr Fuchs sich deshalb gegen Niemanden beklagte und sein Schicksal mit ruhiger Ergebung trug, so hatte das seine sehr guten Gründe und er wußte wohl, daß sein Gönner, sobald er seiner nur ernstlich bedurfte, sich schon wieder eines Besseren besinnen und ihm dann ein glatteres Gesicht zeigen würde.

Indessen in den ersten zwei Tagen war davon keine Spur zu bemerken, denn der Amtsrath war innerlich eigentlich zumeist über die Schnelligkeit betroffen, mit der so viele unvorhergesehene Verdrießlichkeiten sich jetzt auf einander häuften und zu seinen vielen anderen Sorgen, die wir noch gar nicht kennen, noch ganz neue fügten. Und seltsam, gerade der letzte Schlag, der ihn von

Seiten des Barons durch die Abberufung des Inspectors getroffen, war ihm, weil er seine Eitelkeit und sein hochgeschraubtes Selbstgefühl verletzte, fast der empfindlichste, obgleich der Verlust bei der verunglückten Speculation in Bezug auf das Kohlenbergwerk doch ein ungleich härterer war. Aber Alles, was ihm vom Baron Feindseliges – und so nahm er den Wohnungswechsel des jungen Mannes auf – geschah, reizte und verdroß ihn mehr, als was ein Anderer ihm anthat, da er, durch die langjährige Duldsamkeit des Gutsherrn verblendet, das Privilegium zu haben glaubte, von diesem Manne, den er nie richtig erkannt und noch weniger nach seinen trefflichen Eigenschaften geschätzt, vielmehr nur als eine für ihn unvermeidliche Bürde betrachtet hatte, in seiner gewohnten herrischen Verfahrungsweise in allen das Gut betreffenden Angelegenheiten in nichts behindert zu werden.

So war er also jetzt in eine Fülle von Sorgen und Aergernissen gerathen, aus denen er sich nicht emporzuraffen wußte, denn gegen Wen sollte er sichtbar und fühlbar zu Felde ziehen? Das bankerott gewordene Directorium der Kohlenbergwerks-Gesellschaft konnte er nicht angreifen; sich Recht und Ersatz für den gehaltenen Verlust zu verschaffen, gab es kein juristisches Mittel, da er sich desselben gleich von vornherein durch Unterzeichnung der ihm vorgelegten Schriftstücke bei Uebernahme der Actien begeben hatte, worauf ihn jetzt erst Herr Fuchs nach genauerem Studium der darüber vorhandenen Acten aufmerksam gemacht. Gegen den Baron konnte er vor der Hand auch noch nichts Durchgreifendes oder gar

Feindseliges beginnen, denn er hielt noch immer den Gedanken fest, bevor er sich, wie er sagte, zum Aeußersten gegen den kränklichen Mann entschloß, erst noch den uns bekannten milderen Weg zu betreten, der, wenn er glückte, wie er noch immer hoffte, ihn ja aus allen seinen Verlegenheiten riß und ihn noch mehr als zuvor fast zum unumschränkten Nutznießer der reichen Einkünfte seines Herrn machte.

Und wie es so oft im Leben geschieht, daß der Mensch zu einer Zeit, wo er am bedrängtesten ist, gleichsam durch die Fügung des Himmels aus seiner Noth gerissen wird, so wurde auch der Amtsrath durch eine besondere Fügung der Umstände ganz von selbst auf das Betreten dieser milderen Bahn geführt, denn von seinem Sohn Kuno traf am zweiten Morgen nach des Inspectors Auszug ein wichtiger Brief ein, der nichts Anderes als die glückliche Nachricht enthielt, daß er endlich einen vierzehntägigen Urlaub erhalten und denselben ohne Abzug auf Schaumburg bei seinem Vater zubringen wolle, um, wie es in dem Schreiben hieß, über den bewußten großen Plan die letzte Besprechung zu halten und dann ohne Zögern, im Nothfall selbst im Sturm, die wahrscheinlich nicht einmal stark verschanzte Festung auf dem Kegelberge einzunehmen.

Man sieht, Kuno von Stephani hatte den Krieg mitgemacht und wie so viele Soldaten daraus die falsche Einbildung sich angeeignet, daß, wie im Kriege oder in der Schlacht, wo die Gewalt und das Recht des Stärkeren vorherrschen, so auch im Frieden bei stillen, sanften

Menschen die Grundsätze jenes geltend gemacht werden könnten.

»Nun,« sagte der Amtrath, als er diese Zeilen las, »der lebt auch noch in einer kleinen Täuschung, wenn er oben bei dem Baron auf einen Sturm denkt. Ach Du lieber Gott, da würde er dem armen Mann das Lebenslicht vor Angst ausblasen und seinen Zweck doch nicht erreichen. Nein, das muß da oben ganz anders angefaßt werden und diesmal werde ich der sanfte Stürmer sein, denn ich kenne meine Leute. Aber das ist ja Alles für jetzt nur Nebensache; Hauptsache ist und bleibt, daß er kommt, daß er sich zeigt und dann wollen wir sehen, ob er nicht noch die alte Unwiderstehlichkeit an sich hat, die ihn früher zum Liebling und Besieger aller schönen Frauen und Mädchen machte!«

So hing denn der so lange verschleierte Himmel in Schaumburg mit einem Mal voller Geigen und Flöten und eine große Freude schien das ganze Schloß umsponnen zu haben, wenigstens glaubte der Amtrath, daß alle seine Untergebenen seine Vorliebe für den Lieblingssohn theilen müßten und daß ein Jeder nach Kräften sich beeifern werde, ihm den kurzen Aufenthalt auf Schaumburg so angenehm wie möglich zu machen.

So war es denn sehr natürlich, daß in der amträthlichen Wohnung Vorbereitungen getroffen wurden, als ob ein Prinz käme, und gar zu gern hätte der Hausherr einige Prunksäle des Schlosses geöffnet, um sie dem jungen adligen Herrn, der sie künftig voraussichtlich ja doch bewohnen würde, zur Residenz anzubieten, wenn



er schließlich nicht gefürchtet hätte, daß der Baron ihm dies ernstlich übel deuten werde und so auf seinen Sohn selbst gleich von vornherein ein Schatten fallen könnte, den er möglichst vermeiden wollte, zumal ja seine eigene Amtswohnung groß und elegant genug war, um den Premierlieutenant Kuno von Stephani standesgemäß zu logiren.

Am schlimmsten waren in diesen Tagen der Vorbereitung die Diener im Schlosse daran. Die Mägde in Haus und Küche hatten vom Morgen bis zum Abend alle Hände voll zu thun und ein reitender Bote nach dem andern mußte nach der nächsten Stadt jagen, um Leckerbissen und sonstige Erfordernisse herbeizuholen, obwohl Küche und Keller des Amtraths von jeher reichlich genug damit versorgt waren. Auch der arme Heinrich und sein Pferd wurden über alle Maaßen in Anspruch genommen, denn er mußte nach den benachbarten Gutshöfen Einladungen auf Einladungen bringen, da es ja selbstverständlich war, daß der stolze Amtrath seinen geadelten Sohn allen Adligen aus seiner Bekanntschaft als Ebenbürtigen, und allen Bürgerlichen als unübertreffliches Vorbild aufstellen müsse. Fast auf jeden Tag, die ganze erste Woche hindurch – in der zweiten rechnete man auf Einladungen nach außerhalb – wurde irgend eine Festlichkeit, ein Dinner oder Souper festgesetzt und der verschwenderische Herr hätte sich sogar zu einem Ball entschlossen, wenn die Jahreszeit dies nicht untersagt und Cornelia entschieden schon aus dem Grunde sich dagegen aufgelehnt hätte, weil die Hauptperson, Angela von Hartenstein, doch

auf keinen Fall an einem so rauschenden Vergnügen Theil nehmen würde.

In seinem letzten Briefe hatte sich der gute Kuno aber doch wieder von seiner alten leichtfertigen Seite gezeigt. Er hatte zwar geschrieben, daß er in den nächsten Tagen eintreffen würde, aber den Tag und die Stunde, zu welcher man ihn auf der Eisenbahn erwarten könnte, hatte er zu nennen vergessen.

Daraus war nun wieder eine neue Verlegenheit für den Amtsrath entsprungen, denn nun konnte man ihn nicht mit dem gehörigen und bereits beschlossenen Pomp abholen, wenn man nicht Tag und Nacht auf der langweiligen Eisenbahnstation zubringen wollte. Telegraphiren konnte man auch nicht mehr, da der junge Mann sich wahrscheinlich schon auf der Reise befand. So blieb denn dem mißmuthigen Amtsrath nichts Anderes übrig, als von dem Tage an, wo er ihn erwarten zu dürfen glaubte, jeden Morgen seinen Galawagen nach der Station zu senden, aber jeden Mittag kamen der verdrießliche Kutscher und Jean in ihren neuen Livréen bestäubt und gelangweilt mit dem leeren Wagen zurück.

Der Amtsrath war schon wieder ärgerlich und aufgeregt und schalt laut auf den gränzenlosen Leichtsinn der Herren vom Militair, die wahrscheinlich der Meinung wären, daß die Pferde und Menschen jetzt nichts Anderes mehr zu thun hätten, als zwecklos in der Welt umherzukutschiren; aber da sollte er noch etwas mehr Grund zum Aerger bekommen und mit der Ankunft des Sohnes eine ganz neue und unerwartete Demüthigung erleben.

Der Inspector war eines Nachmittags in Geschäften nach der Eisenbahnstation geritten und hatte einen Landwagen mitgenommen, der Getreide dahin brachte. Hier wollte es der Zufall, daß vor nicht langer Zeit Kuno von Stephani angekommen war und sich eben um ein Fuhrwerk bemühte, das hier indeß schwer zu finden war. Ein Eisenbahnbeamter kannte beide Herren und Kuno erfuhr bald, wer der junge hochgewachsene Mann mit der edlen Haltung und dem imponirenden Wesen sei. Da war er denn mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit an ihn herantreten, hatte sich vorgestellt und die Bekanntschaft zwischen Beiden war wider Erwarten gemacht. Der Inspector erzählte ihm, wie schon seit zwei Tagen an jedem Morgen die Galakutsche seines Vaters an Ort und Stelle gewesen und daß der Herr Amtsrath unglücklich sein würde, daß dieselbe den Sohn verfehlt habe.

Kuno lachte und fragte: »Haben Sie oder wissen Sie vielleicht irgend ein Gefährt in der Nähe, auf dem ich mit meinem Burschen nach Schaumburg fahren könnte?«

»Warten Sie hier gefälligst,« erwiderte Felix von Rodenberg mit seiner ruhigen Höflichkeit, »bis ich schnell dahin geritten bin und Ihnen einen Wagen sende; für den Augenblick habe ich nur einen Leiterwagen mit einem Sack als Sitz bei mir und auf dem können Sie Ihren Einzug in Schaumburg doch nicht halten.«

Der junge Offizier lachte noch herzlicher und sagte: »Also Sie haben doch einen Wagen? Nun, was will man denn mehr! Ich bin schon öfter, selbst mit meiner stolzen

Schwester, auf einem Leiterwagen gefahren, und so werde ich mich seiner auch heute bedienen. Ich freue mich schon über die Miene meines Vaters, wenn er mich so »in die ehrwürdigen Hallen« – und er parodirte seinen Vater und ahmte seine hochtrabende Sprechweise nach – »seines alten Residenzschlosses einziehen sieht.«

»Ich habe noch einen anderen Vorschlag,« begann der Inspector von Neuem. »Nehmen Sie mein Pferd und reiten Sie nach Schaumburg, und ich werde mit Ihrem Burschen auf dem Leiterwagen fahren, der für mich nichts Absonderliches hat.«

»Sie sind sehr gütig,« entgegnete Kuno und reichte dem Herrn die Hand, »aber ich bin fest entschlossen, mich des Leiterwagens zu bedienen. Das ist ja eben ein Spaß, den man nicht alle Tage hat, und für solche Späße aus dem Stegreif schwärme ich.«

So setzte er sich denn, obgleich er in Uniform reiste und mit allen seinen Orden geschmückt war, mit seinem in feine hellblaue Livrée gekleideten Burschen, ohne den er nun einmal wie ein ächter Lieutenant nicht leben konnte, auf den zurechtgeschüttelten Sack des Leiterwagens, und während der Inspector auf seinem Rappen nebenherritt, entspann sich eine muntere Unterhaltung zwischen ihnen, zumal Kuno's militairisches Auge bald den Landwehrkameraden in Felix von Rodenberg erkannt hatte.

Indessen möchte es hier zuerst rathsam sein, Kuno von Stephani wenigstens mit einigen Strichen zu zeichnen,

wenngleich er nicht lange in der Nähe der uns bisher bekannt gewordenen Personen weilen wird und auch vom Schicksal nicht bestimmt war, in den Gang der Begebenheiten, die wir zu schildern haben werden, thatsächlich einzugreifen.

Er war in der That ein leidlich ansehnlicher Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, hoch und schlank gewachsen, mit dunklem Haar, das freilich schon in der Mitte des Kopfes Etwas durchsichtig wurde, und einem ungeheuren schwarzen Bart, der sich in der Mitte des Kinnes theilte und in zwei dicke Zipfel auslief, die bis zur Mitte der Brust herabfielen, wodurch die ganze untere Hälfte des Gesichts, zumal auch der Schnurrbart sehr stark war und weit über die Wangen hinaus reichte, vollständig verdeckt wurde. Das übrige Sichtbare desselben war recht hübsch, die Nase sogar edel und von derselben Bildung und Form wie die seiner Schwester, mit der er überhaupt, da auch seine Augen so groß, dunkel und sprühend waren, eine große Aehnlichkeit hatte.

In seinem Wesen und Benehmen war er ganz und gar Offizier, wie wir deren so viele kennen lernen, mit aller Liebenswürdigkeit, aber auch mit allen Schwächen seines Standes ausgerüstet. Leichtlebig, schnell mit dem Wort bei der Hand und sich gern in drastischen Ausdrücken ergehend, die etwas nach dem Campagneleben schmeckten, zeigte er fast stets nur ein lachendes oder wenigstens ein heiteres Gesicht. Ernste Kümmernisse und gewissenhafte Bedenken gab es für ihn nicht und er war noch in den Jahren jener Glücklichen, die Allem, es sei was es sei,

eine rosige Seite abzugewinnen verstehen, selbst wenn es einen Fehlschlag ihrer Hoffnungen betreffen sollte. Da es ihm Dank der Freigebigkeit seines auf den Stand und Rang des Sohnes stolzen Vaters nie an Geld gefehlt, war er auch nie in der Lage gewesen, den eigentlichen Werth des Geldes schätzen zu lernen, wenschon er, gleichsam aus militairischem Instinkt, darauf bedacht war, in dieser Beziehung für seine Zukunft zu sorgen und, wie es so viele seiner Kameraden thun, in der Aussicht auf eine reiche Frau sich goldenen Zukunftsträumen zu überlassen. So, für jetzt noch in allen Bewegungen frei und, wenn nicht im Dienst, vollständig unabhängig, genoß er bei seiner heiteren Gemüthsstimmung das Leben in vollen Zügen und wo ihm ein neuer Genuß geboten wurde, ging er ihm niemals vorbei. Gegen Damen war er vor allen Dingen ein galanter, liebenswürdiger Cavalier, er wußte sich ihnen stets von seiner besten Seite zu zeigen und sie namentlich so interessant zu unterhalten, daß nur wenige und unter diesen seine Schwester voran, ihm anmerkten, daß seine eigentliche Geistesbildung nur eine oberflächliche und lückenhafte sei und daß man an dem ganzen feinen Herrn mehr den glatten und goldenen äußeren Firniß, als den eigentlichen Kern seines inneren Wesens sehe. –

Man kann sich denken, wie dem hochmüthigen Amtsrath zu Muthe war, als er seinen Sohn Kuno, auf den er alle seine hochfliegenden Hoffnungen gebaut, und der das einzige Mitglied seiner Familie war, vor dem er einigen Respect hatte, in ganz besonders guter Laune mit

seinem Burschen auf einem gemeinen Leiterwagen über den Teichdamm bis in den Schloßhof fahren sah, nachdem der Inspector sich schon am Gehöft von dem seltsamen Zuge getrennt hatte. Beinahe wäre ihm dadurch seine ganze Freude über die endliche Ankunft des Lieblingssohnes verdorben worden. Schon wollte er, als er demselben in den Hof entgegengesprungen war und den herbeieilenden Fuchs, damit er seine eigene Beschämung nicht wahrnehme, in das Bureau zurückgesandt hatte, in einige vorwurfsvolle Worte ausbrechen, als er das lachende Gesicht und die unverwüstlich gute Laune des Sohnes bemerkte, der ihm mit pathetischen Worten dankte, daß er ihm seinen besten Wagen zur Heimholung entgegengesandt habe.

»Aber mein Gott,« rief der Amtrath, als er seinen Sohn umarmt und schnell in das erste beste Zimmer geführt hatte, »wie kommst Du zu *dem* Wagen?«

»Ganz einfach, Papa. Auf der Eisenbahn traf ich mit dem netten Kerl, Deinem neuen Inspector zusammen, der mir als ächter Cavalier sein Pferd anbot, aber es machte mir ungeheuren Spaß, mich so als ächten Landjunker zu zeigen und *voilà*, da bin ich und noch dazu in ganz guter Gesellschaft hier angekommen.«

»Mein Gott, ja, ich glaube Dir es schon, aber warum hast Du mir nicht geschrieben, wann Du auf der Eisenbahn eintriffst. In Deinem Briefe steht nichts davon.«

»Das glaube ich Dir auf's Wort, Papa, aber wer kann in solcher Zeit, wo Einem der Kanonendonner noch im Kopfe summt, an Alles denken? Ich habe ganz einfach

vergessen, die wichtige Stunde meiner Ankunft dem Papiere anzuvertrauen. Aber was ist denn dabei? Dich wird doch eine solche Lumperei nicht grämlich stimmen? Laß Dir daraus kein graues Haar wachsen, Alterchen. Sieh, da bin ich, heil und gesund, und nun wollen wir recht vergnügt mit einander leben. Aber wo ist meine kluge Schwester Cornelia?»

In demselben Augenblick kam sie herein und lag kurze Zeit an des Bruders Brust. Dann aber trat sie einen Schritt von ihm zurück, durchforschte sein männlich gebräuntes Gesicht mit prüfendem Blick und blieb damit eine Weile auf seinem langen Barte haften.

»Das ist wohl Dein bester Freund,« sagte sie scherzend, den Bart mit ihren weißen Händen ergreifend und ihn durch die Finger gleiten lassend, »denn von ihm scheinst Du Dich nicht wieder trennen zu können?«

Der Bruder nickte lachend und rief: »Ja, Cornelchen, Du hast Recht, er bleibt mir immer treu, wie Dir Deine Schönheit. Nun, habe ich nicht auch Recht?«

Sie schlug ihm auf die Hand, mit der er über ihre glatte Wange strich, und dann führte sie ihn in die ihm bereitete Wohnung, wo sein Bursche schon mit dem Auspacken eines kleinen Koffers beschäftigt war.

---

Die Stunde des Abendessens war gekommen und man saß zu Vieren um den mit seltenem Luxus ausgestatteten Tisch, da auch dem Secretair durch die Gunst seines



Herrn Ehre zu Theil geworden war, auf eine halbe Stunde zur Gesellschaft des Herrn Kuno von Stephani zugelassen zu werden. Aber seltsam, dieser, der von dem Augenblick an, wo er in seines Vaters Haus getreten, eine äußerst lebhaft, fast unruhige Beweglichkeit gezeigt hatte und schon im ganzen Schlosse umhergelaufen war, um die ihm von früherer Zeit her bekannten Persönlichkeiten aufzusuchen und mit ihnen zu plaudern, war bei Tische mit einem Male wunderbar wortkarg und zurückhaltend geworden und erst, als er hastig ein paar Gläser feurigen Weines getrunken, und noch mehr, als Herr Fuchs nach einer tiefen Verbeugung vor den drei Verwandten das Zimmer verlassen hatte, erhielt er seine Munterkeit wieder, und aus dem Blick, mit dem er dem weggehenden Secretair nachsah, schloß Cornelia ganz richtig, daß ihm die Anwesenheit desselben nicht sonderlich behagt habe. Da nun bei seiner offenen Weise vorauszusetzen war, daß er seinen Empfindungen darüber auf der Stelle freien Lauf lassen würde, gab sie ihm schnell einen vom Vater unbemerkt bleibenden Wink, daß er schweigen und seine Gedanken darüber für sich behalten solle.

Indessen so leicht und ganz war des jungen Offiziers Mittheilungsdrang nicht in Schranken zu halten und so sagte er, als die Thür kaum hinter Herrn Fuchs geschlossen war, und während er ihm noch mit vornehm zugekniffenen Augen nachsah, mit gerunzelter Stirn, obwohl er sich in Folge des erhaltenen Winks sichtbar bemühte, seiner Meinung einen milderen Ausdruck zu geben:

»Sage mir einmal, Papa, warum ißt denn Dein Inspector nicht bei Dir, da doch Dein Secretair zu dieser Ehre zugelassen wird?«

Der Amtrath schaute seinen Sohn mit offenbarem Mißvergnügen an und erst nach einigem Bedenken antwortete er: »Mein lieber Sohn! Der Herr Baron hat den naiven Einfall gehabt, mir vor einigen Tagen klar zu machen, daß der Inspector von Schaumburg nicht mein, sondern sein Inspector ist. Aber Du fängst da gleich nach einer sehr fatalen Angelegenheit zu fragen an. Ja, der Herr ist mit einem Mal ein souverainer und noch dazu absolut regierender Herr geworden, was er bisher noch nie gewesen, und ohne mich um meine Meinung zu fragen, hat er *nolens volens* den Herrn von Rodenberg auf Schaumburg ausquartiert und ihm seine Wohnung auf dem Schneckenberg angewiesen. Heute Morgen sogar hat er mir wiederum durch den Inspector kund und zu wissen gethan, daß er es für gerathen halte, noch einen jungen Gutsverwalter auf Schaumburg zu bestellen, da die Arbeit für den Inspector allein zu schwer und umfänglich sei. Da ich nun nichts Entscheidendes dagegen einwenden konnte und es mir im Ganzen auch einerlei ist, ob der gnädige Herr zwei oder drei Inspectoren anstellt, wenn er sie nur besolden kann, so habe ich mich natürlich dazu bereit erklärt und so werden wir bald einen neuen jungen Herrn hier einziehen sehen, den Herr von Rodenberg wahrscheinlich schon lange als seinen Adlatus *in petto* hat. Doch ich will mich nicht wieder darüber

ärgern; laß Dir von Cornelia die ganze Geschichte bei Gelegenheit erzählen. Sage mir lieber, wie es mit Deinem Avancement bestellt ist. Wirst Du bald Hauptmann werden?»

»Ich denke, im nächsten Jahr, Papa, wenn kein neuer Einschub kommt, wie bei Dir der Verwalter, haha! Eine verdamnte Geschichte, ein solcher Einschub, aber für Dich wahrhaftig nicht so unbequem wie für uns, wenn anstatt der Engel die Herren Kameraden vom Himmel herunterfallen. – Aber Deine Zulage, hoffe ich,« setzte er nach kurzem Bedenken hinzu, »wirst Du mir doch wohl noch fortgeben, wenn ich auch schon Hauptmann bin, nicht wahr?«

»Nun das versteht sich!« sagte der Amtsrath kurz, sich mit der rechten Hand hinter dem Ohr kratzend, als sei das Gespräch im besten Gange, schon wieder auf einen fatalen Punkt zu gerathen.

Der Lieutenant that, als bemerke er diese Handbewegung nicht, obgleich er sie recht gut gesehen. »Du glaubst gar nicht, fuhr er lebhaft und immer mit heiterem Gesicht redend fort, »was ich in meinen *jetzigen* Verhältnissen« – er betonte das Wort sehr stark – »für Geldausgaben habe. Sie scheinen eben auch aus dem Himmel oder vielleicht auch aus der Hölle zu fallen, und jetzt erst begreife ich das merkwürdige Wort: *Noblesse oblige!* Aber es ist das ganz natürlich, Papa. Die Herren von Adel stammen alle aus alten Häusern und haben heidenmässig viel Geld. Alle Onkel und Tanten schicken ihnen von ihrem Ueberfluß. Und da ich leider weder Onkel nach Tanten habe,

so muß eben mein guter Papa *nolens volens* ihre Stelle vertreten.«

Der Amtsrath nickte nur mit einer sauersüßen Miene, denn er kannte schon die stricthen Beweisführungen seines militairischen Sohnes. Dann sagte er langsam und lauernnd: »Dein letzter Wechsel ist doch noch nicht ganz verzehrt? Er war etwas groß, denke ich.«

»Ja freilich, aber er ist vollständig verduftet und ich sitze völlig auf dem Trocknen. Ich bin Compagnieführer geworden und habe mir ein theures Pferd kaufen müssen, und ein solches Thier, obgleich es nur Hafer und Heu frißt, greift die Finanzen eines Premierlieutenants immer etwas stark an, wie Du Dir selbst sagen wirst.«

Der Amtsrath runzelte die Stirn. »Das hättest Du von mir billiger haben können,« sagte er, »wenn Du es mir geschrieben hättest. Aber Du hast es vielleicht wieder vergessen, wie?«

»Bitte, nein, Papa, diesmal nicht, in Geldangelegenheiten habe ich ein merkwürdiges Gedächtniß. Ich hätte von Dir wohl ein Pferd erhalten können, aber kein militairisch gerittenes, und das ist die Hauptsache für einen Offizier. So ein vertracktes Landpferd, das nur Heu- und Strohwagen zu sehen gewohnt ist und widerspenstig vor jedem Trompetenstoß seine Capriolen macht, hat schon manchen Kameraden in seinem Avancement zu Falle gebracht. Das wirst Du doch bei mir nicht wollen, nicht wahr? Nun, da bleibt Dir nichts übrig, als mir wenigstens das Pferd zu ersetzen, das mir baare fünfhundert Thaler gekostet hat.«

Es entstand eine kurze Pause, die Cornelia für sich mit dem Gedanken ausfüllte: »Ah, da haben wir schon wieder das alte Lieutenantslied, die ewige Geldnoth, und das wird der erste Aufzug des beginnenden Trauerspiels sein!«

»Ich werde Dir morgen früh meine Antwort darauf geben,« nahm der Amtsrath nach einigem Besinnen wieder das Wort. »Komme um sieben Uhr in mein Zimmer, da wollen wir unsere Geldangelegenheiten und den bewußten Plan in Bezug auf Deine Zukunft besprechen.«

»Um sieben Uhr schon, Papa? O, da schlafe ich noch, denn Du mußt wissen, ich will mich hier einmal ausruhen, was ich nicht kann, wenn ich im Dienst bin.«

»Nun, so sei es um Acht!« brummte der Amtsrath.

»Um Acht? Ach, da werde ich sehr schlecht bei Laune und arm an Worten sein, denn da bin ich noch nüchtern und schlaftrunken, Papa. Aber freilich, wenn es sein muß, werde ich pünktlich sein, denn wenn es sich um Geldinteressen handelt, opfere ich sogar eine Stunde vom schönsten Theil meines Lebens, vom Schlaf.«

Der Amtsrath wollte eben etwas erwidern, als Jean hereintrat und den Herrn bat, wenn es möglich wäre, einige Augenblicke zu dem Secretair hinunterzukommen; es wäre eben ein eiliger Brief eingetroffen und Herr Fuchs wolle die Gesellschaft nicht noch einmal stören.

»Na, was wird denn das schon wieder sein!« rief der Amtsrath unmuthig aus. »Hat denn der Fuchs mit seinem Arbeitseifer den Teufel im Leibe?« Und er trank schnell

noch ein Glas Wein und begab sich sogleich in das Bureau.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so wandte sich Kuno an seine heute so stille Schwester und sagte: »Ich habe Deinen Wink vorher wohl verstanden, Cornelia, und meine Galle über den Herrn Fuchs hinuntergeschluckt. Glücklicher Weise ist der Wein, der ihn in die Unterwelt beförderte, gut. Aber jetzt will ich kein Blatt vor den Mund nehmen und Dir sagen, daß eben so, wie mir der Inspector gefällt, dieser rothhaarige, speichel-leckerische Kerl – er heißt mit Recht Fuchs – mir im höchsten Grade mißfällt. Seine Gegenwart hätte mir der Vater bei meinem kurzen Aufenthalt hier, wenigstens bei Tische, auch ersparen können. Und was für Blicke Dir dieser Bursche zuwirft, Dich gleichsam mit seinen Glasaugen verschlingt – es ist kaum zum Aushalten. Ich möchte ihm wahrhaftig bei nächster Gelegenheit Eins auswischen!«

»Thu das um des Himmelswillen nicht, Kuno, wenn Du den Frieden im Hause bewahren willst,« bat Cornelia mit lebhafterem Wesen, als sie bisher gezeigt. »Du würdest es ein für alle Mal mit dem Vater verderben, der durch allerlei Aergerniß jetzt schon genug gereizt ist. – Dieser Fuchs ist einmal sein Liebling,« setzte sie achselzuckend hinzu, »was soll man dazu sagen? Nimm also ein Beispiel an mir und füge Dich in diese häusliche Calamität, wie ich mich darein füge. Ich sehe ihn auch lieber gehen als kommen.«

»Aha! Also so stehen die Sachen!« rief der Lieutenant, über diese neue Aufklärung der Verhältnisse in seinem väterlichen Hause nicht gerade entzückt. »Aber wie ist denn der – der Inspector mit diesem aufdringlichen Kerl ausgekommen? Der sieht mir doch nicht danach aus, als setzte er den Fuß milde bei Seite, wenn er solches Gewürm zertreten kann?«

»O, der hat das Verhältniß, so viel ich gesehen, gleich von Hause aus durchschaut und den besten Weg eingeschlagen, ihm aus dem Wege zu gehen. Er hat sich um ihn gar nicht bekümmert. Das war das Klügste, was er thun konnte. Folge Du ihm darin und Herr Fuchs wird vor Dir bald in seinen Bau kriechen, wo er im Stillen ämsig arbeitet und in der That dem Vater ein unentbehrlicher Gehülfe zu sein scheint. Leider! sage ich mir oft, denn ich fürchte, daß dieser Mann auf unseren Vater einen schädlichen Einfluß übt und ihn zu Dingen verleitet, die wohl in den Bau eines Fuchses gehören mögen, aber nicht für einen Mann passen, dem eine so bedeutungsvolle Obliegenheit auf den Schultern ruht, wie dem Amtsrath auf Schaumburg.«

»Na, das ist ja sehr erbaulich!« bemerkte der Lieutenant ironisch. »So werde ich denn dem Kerl mit der ihm gebührenden: ›Achtung, präsentirt das Gewehr!‹ begegnen. Aber daß ich von dem Inspector gar nichts haben soll, so lange ich hier bin, thut mir wahrhaftig leid. Der Mann hat mir gleich im ersten Augenblick sehr gut gefallen. Außerdem ist er ein Kamerad, zwar von der Landwehr, aber das ist mir ganz einerlei. Unsere Landwehr

hat sich bewährt. Er ist gewiß ein nobler Mann, das steht ihm auf dem Gesicht geschrieben. Was meinst Du dazu?«

Cornelia war bei den letzten Worten sichtbar erröthet und nickte jetzt dem Bruder beistimmend zu. »Ja,« sagte sie energisch, »darin hast Du Recht, ich bin ganz Deiner Meinung. Herr von Rodenberg ist gewiß ein Ehrenmann und als Inspector ein vortrefflicher Arbeiter, das erkennt der Vater auch selbst an. Ich bedaure auch, daß er uns so bald entzogen ist.«

»Warum hat der Baron ihn denn von Schaumburg fortgenommen?« fragte der Lieutenant voll Eifer. »Du sollst mir ja darüber Auskunft geben.«

»Eigentlich wissen wir es nicht, Kuno. Aber ich denke mir, der alte Herr fühlt sich auf seinem Berge oft und namentlich Abends sehr einsam und da berief er ihn zu sich und er konnte in der That keinen besseren Gesellschafter finden, wenn sich Herr von Rodenberg nur im Mindesten in seine Eigenheiten zu schicken weiß, was er gewiß kann und thut, da er von dem Baron mit aller Achtung und Liebe spricht.«

»Aha! Also so ist es – und Dir gefällt dieser Rodenberg auch?« fragte er noch einmal mit vielsagendem, lächelndem Gesicht.

»So mußt Du nicht fragen, Kuno, wenigstens darfst Du dabei nicht so verschlagen aussehen. Ich kann Dir nur sagen, daß ich bedaure, daß es Dir jetzt schwer fallen wird, seine nähere Bekanntschaft zu machen, da er bei Tage immer in Thätigkeit, und Mittags und Abends bei



dem Baron ist. Indessen wirst Du Zerstreung genug haben. Dafür hat der Vater genügend gesorgt. Uebermorgen ist schon das erste Diner, dann folgt einen Tag darauf ein Souper und so geht es fort, eine ganze Woche hindurch, daß wir kaum zu Athem kommen werden.«

»Um Gotteswillen!« rief der Lieutenant und griff in wahrhafter Angst mit beiden Händen in seinen Bart, den er nach verschiedenen Richtungen weit auseinander zog. »Also wirklich? Geht die alte Leier hier schon wieder los? Nein, Cornelia, das liebe ich nicht und jetzt alle Tage weniger als früher, wo ich noch an Essen und Trinken und Euren sogenannten lustigen Leuten Geschmack fand. Aber aufrichtig, hier auf dem Lande giebt es gar keine lustigen Leute, hier sehen sie alle grämlich und überlastet aus, als zögen sie an einer unsichtbaren Kette ihre schweren Mistwagen hinter sich her. Von nichts wissen sie zu erzählen, als von Dünger und Drainage, von Heu und Stroh, von Kartoffeln und dergleichen mehr. Nein, nein, solche Dinners, wenn ich sie suchen wollte, habe ich in der Garnison alle Tage und Du weißt das wohl. Ich bin diesmal hierhergekommen, um mich von dem ewigen Schwärmen einmal gründlich zu kuriren, und nun wird mir auch *der* Spaß verdorben. Wann soll ich denn ruhen, wenn mir der Vater alle Tage eine ganze Horde Gänsezüchter und Fohlenverkäufer auf den Hals setzt? O, Cornelia, ich bitte Dich, kannst Du diese seltsame Sorte landherrlicher Vergnügungen nicht hintertreiben? Ich würde Dir sehr dankbar sein, wenn Du es thätest.«

Cornelia zuckte die Achseln und ihre Miene sah dabei hoffnungslos aus. »Ergieb Dich,« sagte sie, »wie ich mich schon ergeben habe. Für eine ganze Woche sind bereits die Einladungen erfolgt und die nimmt der Vater um keinen Preis zurück, zumal er Dir damit ein Vergnügen zu bereiten gedachte. Aber ich freue mich, daß Du Vergnügungen dieser Art, die eigentlich nur unnöthige Schlemmereien sind, abhold geworden bist.«

»Ja, von ganzer Seele, liebe Cornelia. Nichts wird man leichter satt, als überflüssiges Essen und Trinken, selbst wenn es aus der Küche und dem Keller der Götter herkommt. Ein Magen bleibt immer nur ein Magen und er kann die Unendlichkeit nicht so leicht fassen, wie das Herz oder der Geist. Also da giebt es keine Rettung?«

»Keine. Acht Tage lang nicht; dann erst gehörst Du vielleicht Dir, wenn Du es über Dich gewinnen kannst, die Einladungen, die der Vater erwartet, ohne Erbarmen abzuschlagen.«

»Sie sind schon abgeschlagen, Schwester, noch ehe sie eingelaufen sind. Ich nehme sie auf keinen Fall an. Aber sage mir, wohin hat der Vater denn eigentlich gedacht? Wann soll ich denn zu dem Baron gehen, was doch die Hauptsache ist, wenn er mich alle Tage hier mit Weinflaschen annagelt?«

Cornelia sah etwas betrübt vor sich nieder und spielte mit einer ihrer herabhängenden Haarlocken. Sie war erst ganz still, dann sagte sie, ohne den Blick zu ihrem Bruder zu erheben:

»Du hast morgen einen Tag frei und den kannst Du ja benutzen. Außerdem beginnen die Diners erst um vier und die Soupers erst um acht Uhr, Du hast also jedenfalls bis dahin Zeit, um Deine Besuche auf dem Schneckenberg abzustatten.«

»Ja, aber mit was für einem käsebleichen Gesicht! Ha! – Also *einen* Tag habe ich frei! Na, das ist doch noch ein Trost. Ja, dann will ich morgen gleich hinauf. Fährst Du mit mir, Cornelia?«

Cornelia sah wieder vor sich nieder und fing das Lockenspiel von Neuem an. »Ich glaube,« sagte sie endlich, »Du thust wohl, das erste Mal allein zu gehen. Du bewegst Dich freier, wenn Du Niemanden zur Seite hast, und wenn Du denn doch die liebe Angela behufs des Planes unseres Vaters genauer kennen lernen willst, so wird es besser sein, wenn Du Dich mit ihr allein befindest.«

Jetzt schaute Kuno seine Schwester scharf an und dann griff er wieder nachdenklich in seinen Bart, der unter seinen weißen, wohlgepflegten Händen die verschiedensten Gestaltungen annehmen mußte.

»Ich weiß nicht, Cornelia,« sagte er langsam, »mir kommt es so vor, als ob Du keine so große Hoffnung auf die Realisirung unserer Wünsche in Bezug auf Angela von Hartenstein setztest, wenigstens hast Du mir nie ein Wort darüber geschrieben.«

»Nein, geschrieben habe ich nicht, dafür hat der Vater ja eine ewige Epistel darüber fortgesetzt. Aber wodurch habe ich Dich merken lassen, daß ich keine Hoffnung auf die Erfüllung Deines Wunsches setzte? Ich habe kein

Wort dafür und keins dagegen gesprochen, das ist wahr, und ich gestehe gern, daß der Plan auch nicht in meinem Kopfe entsprungen ist. Indessen sollte es mich doch freuen, wenn es Dir gelänge, diesen wahrhaften Engel, diese Angela, für Dich zu gewinnen und so den Lieblingwunsch des Vaters zu erfüllen.«

»Hm! Also sie ist wirklich so schön geworden, diese kleine Angela?« fragte der Lieutenant mit blitzenden Augen. »Hübsch war sie immer, noch mehr niedlich als hübsch, und sanft wie ein Täubchen, das so zahm ist, daß es Einem aus der Hand das Futter nimmt.«

Er hatte dabei gelächelt, aber Cornelia bewahrte fortwährend ihren strengen Ernst. Die Sache, um die es sich hier handelte, sah sie einmal nicht von der spaßhaften Seite an. »Sie ist auch jetzt mehr reizend als schön,« versetzte sie, nachdem sie einige Zeit nachgedacht, »und von einer Liebenswürdigkeit und Herzengüte, wie ich sie noch nie an einem weiblichen Wesen kennen gelernt habe.«

Kuno verfiel in ein längeres, bei ihm nicht gewöhnliches ernstes Sinnen, als er diesen Ernst seiner Schwester sah und ihn auch aus ihren Worten, die mit leisem Beben der Lippen gesprochen wurden, heraushörte. Aber er schüttelte es bald wieder von sich ab und rief plötzlich, wie von einer inneren Eingebung ermuthigt:

»Nun, falle es aus, wie es wolle, Schwesterchen, versuchen kann man ja auch das Schwerste und sterben werde ich von dem bloßen Versuch nicht, wenn er mißglückt. Nur dem Muthigen gehört die Welt und ihr hübsches Gut

und das schöne Schloß Schaumburg, welches ein kleiner Theil davon ist, wäre doch auch nicht zu verachten. Ha-ha!«

»Gewiß nicht, Kuno, aber ich bitte Dich, nimm die Sache nicht zu leicht. Der Baron ist ein schwacher alter Mann und Angela ist ein sanftes liebes Kind, ja, aber, so weit ich sie kenne, lassen sie Beide, wenn es eine ernste Sache gilt, nicht mit sich spaßen und – in Wahrheit, es muß dem guten Baron doch eine schwere Ueberwindung kosten, wenn er sich von seinem liebsten Gut, seinem einzigen Kinde trennen soll.«

»O, das verlange ich nicht, er kann bei mir oder ich bei ihm wohnen, dann hat er seine Tochter immer bei sich.«

Cornelia wollte eben etwas darauf erwidern, als der Amtrath wieder eintrat und ihre interessante Unterredung unterbrach. Er sah ziemlich heiter aus und man merkte ihm an, daß er froh war, das Geschäft, wegen dessen er abgerufen war, hinter sich zu haben.

Sobald sein Sohn die Unterredung mit der Schwester abgebrochen sah, nahm er eine Cigarre aus seinem Etui und brannte sie sich an einer Wachskerze an.

»Ah,« rief der Amtrath, den Rauch der Cigarre seines Sohnes begierig mit der Nase aufsaugend, »Deine Cigarre riecht gut. Eine so feine Sorte habe ich freilich nicht, obgleich ich auch darin ein Kenner und Feinschmecker bin.«

Kuno lachte und bot seinem Vater eine aus seinem Etui an. »*Conde de Bismarck*. Achtzig Thaler. Importirt!« sagte er im Lieutenantston.

»Was? Ist das ihr wirklicher Name?« fragte der Amtrath.

»Auf Ehre, Papa, und ist das nicht ein schöner Name? Ja, das ist ein Mann, den man jetzt nicht oft genug in den Mund nehmen kann und so habe auch ich die Mode mitgemacht und bin ganz zufrieden damit. Soll ich Dir einmal tausend Stück zur Probe davon schicken?«

»Achtzig Thaler? Nein, ich danke. Der Bismarck ist mir zu theuer und da mein Sohn so kostbare Cigarren raucht, werde ich mich wohl mit einer billigeren Sorte begnügen müssen. – Aber wie ist es, trinken wir noch eine Flasche alten Steinberger, Doctor Camp's Lieblingswein, he? Herr Gott, Cornelia, da fällt mir ein, der Mann ist ja seit undenklichen Zeiten nicht bei mir gewesen, er wird doch nicht krank sein?«

»Auf dem Schneckenberg war er am Sonnabend auch nicht,« erwiderte Cornelia, »das hat mir Angela gesagt, die gerade an diesem Tage hier war, aber gesund war er noch, da sie ihm auf dem Felde begegnet ist.«

»Nun, so sende ihm morgen einen Boten, er soll auch bei unseren Dinern sein und Kuno sehen. Vergiß das nicht, hörst Du?«

»Ad Steinberger!« fiel ihm hier der Sohn in die Rede. »Heraus damit, Papa, den Sprung versagt ein gutes Campagnepferd niemals. Ich bin zwar kein besonderer Freund von Steinen, aber wenn sie mit einem so schönen Berge verbunden sind« – und dabei warf er dem Vater einen verständlichen Blick und Wink zu – »dann genieße ich sie.«

Der Amtrath lachte fröhlich auf, als er die gute Laune seines Sohnes wahrte, und rasch schellte er und Jean mußte eine Flasche Steinberger-Cabinet und drei schön geschliffene, halb grüne, halb weiße Römergläser bringen.

---

Am Morgen des nächsten Tages bald nach acht Uhr hatte die festgesetzte Unterredung zwischen Vater und Sohn, obgleich Letzterer sich in der That noch etwas schläfrig und nüchtern erwies, stattgefunden und schien nach Wunsch des Herrn Lieutenants geendet zu haben, wenn der Amtrath auch mit etwas rothem Kopf und in einer nicht gerade übermäßig sanften Stimmung daraus hervorgegangen war. Beide waren in der That nach längerem und heißem Redekampf ziemlich einig geworden. Der Vater hatte das gewünschte Geld für das Pferd und noch etwas mehr gezahlt, aber auch einige bittere Expectorationen über theure Zeiten und unvorhergesehene Unglücksfälle daran geknüpft; dagegen hatte der Lieutenant sich über die vielen Festlichkeiten, die ihm während seines kurzen Urlaubs aufgebürdet werden sollten, bitter beklagt.

In Bezug auf die letzte Frage sagte der Amtrath schließlich: »Das mußt Du nun schon einmal so hinnehmen, wie es liegt, da es nicht mehr zu ändern ist. Ich habe es gerade mit Dir gut gemeint und glaubte, Du würdest

Dich in Deiner neuen Würde den Nachbarn von Adel gern einmal zeigen wollen.«

»Ach, was diese Herren von mir denken, Papa,« lautete die Antwort des Sohnes, der bereits etwas milder auftrat, da er sein Geld in der Tasche sicher fühlte, »ist mir im Ganzen höchst einerlei. Ich denke auch von ihnen, was mir beliebt. Im Allgemeinen, will ich Dir sagen, denkt man über einen Berg, wenn man ihn erst mit Mühe erklettert hat, ganz anders, als wenn man noch unten an seinem Fuße steht. Der eigentliche Zweck aber, weshalb ich hierhergekommen, scheint mir durch diese vielen Besuche eben nicht gefördert zu werden, denn er galt doch eigentlich dem hier noch nicht erkletterten Berge, nicht wahr?«

»Ah, ich verstehe, Kuno, Du meinst den Baron,« erwiderte der Amtsrath mit freudig aufblitzendem Auge, der ein vom Sohn beliebtes Wortspiel immer sehr witzig fand. »Nun sieh, wie Du Dich wieder in meinen wohlberechneten Absichten täuschest. Gerade deswegen habe ich die Einladungen zu so später Zeit angesetzt, damit Du Zeit genug behieltest, Deinen hiesigen Berg zu erklettern und Dich darauf umzuschauen. Und das erkennst Du leider nicht an, da Du doch sonst nicht auf den Kopf gefallen bist.«

»O ja, die gute Absicht erkenne ich schon, aber sage mir nun: glaubst Du wirklich, daß die Sache da oben gehen wird?«

»Warum nicht? Sie muß gehen, wenn Du sie auf die rechte Weise angreifst. Doch sprechen wir jetzt noch



nicht davon. Erst geh' einmal hinauf, und wenn Du, nachdem Du genaue Kundschaft eingezogen, heimkehrst und selbst entschieden ›Nein!‹ sagst, dann erachte ich – die Sache für erledigt. Sagst Du aber ›Ja!‹, dann wollen wir sie schärfer in's Auge fassen und wie besonnene Männer mit Ruhe weiter überlegen.« –

Hier trennten sich Vater und Sohn und Letzterer nahm nun erst sein Frühstück mit einem Appetit ein, der erkennen ließ, daß sein gleichsam mit Beschlag belegter Magen bis jetzt noch keine merkliche Abschwächung erlitten habe.

Bald darauf aber begann er seine Vorbereitungen zu dem Besuch auf dem Berge mit großem Eifer zu treffen und sein Bursche hatte, wie schon so oft, die schöne Pflicht, seinen jungen Herrn vollkommen parademäßig mit allen Orden und Zubehör auszustaffiren. Da Cornelia ihn nicht begleiten wollte, was ihm eigentlich lieb war, da er sich so ganz seinen eigenen Eingebungen überlassen konnte, hatte er den Entschluß gefaßt, den Besuch zu Pferde auszuführen, obgleich der Amtsrath vorsorglich den Galawagen zu dem Unternehmen schon hatte in Bereitschaft setzen lassen. »Ein Lieutenant in Uniform,« sagte Kuno zu seinem Vater, »sieht zehnmal besser zu Pferde, als in einer verschlossenen Kutsche aus. Darin sieht man ihn weder ankommen noch abfahren, während man ihn in der ersteren Position noch lange sieht und wenigstens die Capriolen seines Pferdes bewundert. Nein, gieb mir Dein bestes Pferd, nur so kann und will ich mich als wahrer Cavalier präsentiren.«

So wurde denn der edle Braune des Amtraths mit seinem besten Sattel und Zaumzeug ausgerüstet und von den scharf prüfenden Augen des Offiziers für würdig befunden, ihn seinem Glück und Sieg entgegenzutragen; und von den im Stillen gesprochenen Segenswünschen der Seinigen begleitet, trat Kuno von Stephani seinen ersten Ritt nach dem Berge an, den er mit bewundernden Augen schon von unten begrüßte, noch lange bevor die Füße seines flott gehenden Pferdes seinen Gipfel betreten. –

Um elf Uhr war der hoffnungsvolle Cavalier, natürlich im Galopp, von Schaumburg abgeritten, und erst kurz vor zwei Uhr – man hatte mit dem Essen so lange auf ihn gewartet – kam er in ganz langsamem Schritt wieder zurück. Die Erste, die er aufsuchte, war Cornelia. Sie trat ihm in ihrem Zimmer mit leuchtenden Augen entgegen, eine Frage auf dem Herzen, wenn auch nicht auf den Lippen.

Kuno verstand sie und wollte eben zu erzählen beginnen, als auch schon der Amtrath mit lebhaft gespannter Miene eintrat und die Frage nun selber aussprach, die Cornelia noch immer für sich behalten hatte.

»Nun,« lautete sie, in neugieriger Hast hingeworfen, »wie ist Dein Ritt ausgefallen, mein Junge, bringst Du uns gute Botschaft mit?«

»Hört,« begann Kuno seine Erzählung, »ich bin ganz entzückt von diesem Berge. So etwas Schönes habe ich lange nicht gesehen.«

»Sprichst Du von den Menschen, die darauf wohnen?« fragte der Vater mit erwartungsvoll vorspringenden Augen.

»Nein, für's Erste nur von der Aussicht, Papa. Wir stehen ja erst bei der Einleitung, den Präliminarien, wie die Diplomaten sagen, die doch jeder officiellen Handlung erst vorausgehen müssen.«

»Ach so!« rief der Amtrath. »Nun fahre nur ruhig weiter fort, ich gedulde mich.«

»Ich werde schnell zum Hauptthema übergehen und so sage ich Dir, daß auch die Menschen da oben ganz besondere Menschen sind.«

»Da hast Du Recht, so handle sie denn Einen nach dem Andern ab.«

»Ich beginne schon und da muß ich Euch zuerst den alten Treu vorführen, der mir von früherer Zeit her recht gut bekannt war. Das ist ein närrischer Kerl, ja! Er war ganz allein sichtbar, als ich ankam und beschnüffelte mich von allen Seiten, wie ein knurriger, wachsamer Haushund, als ob ich ein gefährliches Raubthier wäre, und als er meine Fährte eingesogen, verließ er mich mit keinem Schritt, bis er mich dem Baron überliefert, als befürchtete er, ich könne unterwegs irgend eine Kleinigkeit in meine enge Uniformtasche stecken.«

»In welchem Zimmer empfing Dich der Baron?« unterbrach ihn der Vater.

»In einem sehr schönen und freundlichen Zimmer, das reich mit Gemälden und allerlei Kunstgegenständen ausgestopft war.«

»Also nicht in der Bibliothek?« fragte der Amtrath mit etwas langem Gesicht.

»Nein, in's Allerheiligste bin ich dieses Mal noch nicht vorgedrungen, aber doch bin ich mit dem mir zu Theil gewordenen Empfang überaus zufrieden. Der Baron war sehr höflich, sogar freundlich gegen mich und wir gerie-then bald in ein höchst interessantes Gespräch. Ich mußte ihm viel von dem Kriege erzählen und da habe ich meine Thaten denn natürlich warm an den Mann gebracht.«

»Das war recht!« rief der Amtrath mit freudigem Gesicht. »Das war der beste Anfang, den Du finden konntest. Nun nur weiter!«

»Nachdem er mir verschiedene Fragen über Personen und Dinge vorgelegt, wobei ich mich über sein reges Interesse an den Weltbegebenheiten außerordentlich wunderte, ließ er durch Treu seine Tochter rufen, damit sie, wie er sagte, doch auch einigen Nutzen von meiner Erzählung hätte. Wahrhaftig, er sagte ›Nutzen‹ und er ist also so simpel nicht, wie er aussieht.«

»Also er machte doch den Eindruck eines simplen Menschen auf Dich?«

»Im Allgemeinen, ja, aber, wie gesagt, ich fand ihn sehr unterrichtet und er schien wenigstens ein vortreffliches Gedächtniß zu haben.«

»Komm nur rasch auf Angela,« nahm jetzt Cornelia zum ersten Mal das Wort, als ob sie die ewigen Fragen des Vaters über den Baron dadurch abkürzen wolle.

»Ha, ja! Als ihr Name genannt wurde, richtete ich mich in courmäßiger Haltung auf und zupfte vor einem mir

glücklicher Weise gegenüberhängenden Spiegel meinen Bart zurecht, wozu mir vorher der alte Treu gar keine Zeit gelassen. Da ging die Thür auf und herein trat – der leibhaftige Engel vom Berge.«

Kuno schwieg einen Augenblick, als rufe er sich das gesehene Bild recht warm und lebhaft in's Gedächtniß zurück.

»Was sagte sie?« fragte der mit jedem Augenblick neugieriger werdende Amtsrath.

»O, sie war sehr freundlich und hieß mich fast herzlich als alten Bekannten willkommen. Ihr ganzes Gesicht war wie in Morgenroth getaucht, aber dabei schielte sie beständig nach meinem Bart, als hege sie einige Furcht vor ihm. Da erlaubte ich mir einen Scherz und sagte, wenn er ihr nicht gefiele und sie es beföhle, so würde ich mir ihn abschneiden bis auf die Haut, obgleich er eine meiner besten Erinnerungen aus dem Kriege wäre.«

»Nein,« sagte sie zum ersten Mal ganz ernst, »ich befehle das ganz gewiß nicht, aber Sie haben ja noch andere Erinnerungen an den Krieg,« und dabei zeigte sie mit ihrem Rosenfinger auf dieses Kreuz hier. – Nun, da erzählte ich denn noch einmal, aber in einer anderen Art, was ich dem Baron schon erzählt, alle meine Kreuz- und Querzüge, meine Affairen und Attaquen und so verging die Zeit in bester Plauderei und mir war eine Stunde wie im Fluge verschwunden. Darauf gingen wir in den Garten und da habe ich ein wahres idyllisches Vergnügen gehabt. Die Aussicht von da oben ist herrlich, Papa, und

so etwas haben wir hier wahrhaftig nicht. Nur das Wasser fehlt in der Nähe, sagte ich unter Anderm; hier in der Mitte vor dem Schloß müßte ein Springbrunnen, wie wir unten mehrere haben, sich stattlich ausnehmen. – Na, da hättet Ihr die kleine Angela sehen sollen! Sie klatschte vor Freude in die Hände und rief einmal über das Andere: ›Das ist herrlich, daß auch Sie das sagen, es ist schon lange mein Lieblingswunsch gewesen, aber bisher ist er noch nicht zur Ausführung gekommen.‹

»Beruhige Dich,‹ sagte da der Baron, der ganz schweigsam geworden war, ›es soll bald geschehen. Herr von Rodenberg hat schon mit mir darüber gesprochen.«

»So,« sagte der Amtrath wieder mit leicht erregtem Groll, »also der hat auch schon seine Stimme im Rathe der Götter?«

»Mag sein, aber sonst fiel kein Wort über ihn und ich fragte auch nicht nach ihm, da ich auf einmal neidisch auf ihn geworden war, denn auf Ehre, Kinder, die Angela, das Wunderkind, der Engel vom Berge, hat mir ›ein Leid's angethan‹, sie ist ein himmlischer Bissen und könnte einem Prinzen das Leben versüßen.«

»Na, das ist mir lieb!« jubelte der Vater. »Hast aber auch Du einen guten Eindruck auf sie gemacht? Das scheint mir die Hauptsache zu sein.«

»Versteht sich. Ich hatte ganz das prickelnde Vorgefühl, was man vor irgend einer bedeutsamen Affaire immer hat, daß ich auch diesmal mit heiler Haut daraus hervorgehen würde. Sie fragte auch nach Dir, Cornelia, mit großer Wärme, und beklagte sich, daß Du sie gar

nicht besuchtest. Du mußt also wirklich hin und sie zu irgend einem bestimmten Tage zu Dir einladen.«

»Das will ich gleich morgen thun,« erwiderte Cornelia, »ich hatte es mir schon vorgenommen. Vormittags habe ich Zeit genug dazu und das Diner wird auch ohne mein Zuthun fertig werden.«

»Das ist prächtig, Schwesterchen und somit schließe ich meine Erzählung vom ersten Bergbesuch, der mir gelungen scheint. Papa, vorwärts, mein Alter, unsere Actien steigen, die Hausse nimmt überhand. – Aber nun laßt mich bald etwas Substantielles genießen, denn selbst der göttliche Aether da oben macht einen jungen hoffnungsvollen Menschen nicht satt!«

---

Wie der Amtrath es durch sein einmal entworfenes Programm festgesetzt, so wurde die Tageseintheilung auf Schaumburg in der nächsten Woche unwiderruflich beibehalten, denn wie im Ganzen und Großen alles Geschäftliche nach seinem Kopf gehen mußte, so sollte diesmal auch das Vergnügen sich seinem unumschränkten Willen beugen. Nachdem man also am ersten Tage nach des Lieutenants Rückkehr vom Berge vortrefflich gespeist, dann der Hausherr mit seinem Sohn am Nachmittag eine weite Spazierfahrt gemacht hatte und der Abend in heiteren Gesprächen, die Kuno mit seinen soldatischen Schlagwörtern würzte, zugebracht war, fuhr

Cornelia am nächsten Morgen zum Besuch nach dem Schneckenberge.

Sie wurde freundlich wie immer aufgenommen und hörte, ohne besonders danach zu fragen, daß Kuno dem Baron recht gut gefallen und Letzterer namentlich über seine spaßhaften Erzählungen mehr als gewöhnlich gelacht habe. Angela nahm die alsbald vorgebrachte Einladung nach Schaumburg zum nächsten Tage für einige Vormittagsstunden an, lehnte aber jede Theilnahme an einer größeren Gesellschaft entschieden ab, da sie ohne ihren Vater an eine solche nicht denken könne und dieser selbstverständlich niemals nach Schaumburg kam.

Als Cornelia ihrem Bruder diese Mittheilung überbrachte, fügte sie hinzu: »Du kannst mit diesem meinem Erfolge auch zufrieden sein; wenigstens zeigt sich Angela Dir nicht abgeneigt, sonst würde sie unser Haus mit keinem Schritt betreten, so lange Du hier bist. Daß sie die Theilnahme an der Gesellschaft ablehnen würde, war vorauszusehen und Du hast wohl selbst nichts Anderes erwartet. Nun rüste Dich, ihr morgen ein paar recht vergnügte Stunden zu bereiten und dann hast Du wieder die gute Aussicht, an einem der nächsten Tage auf dem Berge wohlaufgenommen zu sein.« –

Am nächsten Morgen um elf Uhr kam Angela mit Fräulein Wanner auch wirklich in ihrem kleinen Ponywagen in das Schloß gerollt und wurde, so zu sagen, von Allen auf den Händen getragen. Jedermann beeiferte sich,



ihr Liebes und Gutes zu erweisen und selbst der Amtrath zeigte sich von einer so sanften und liebenswürdigen Seite, wie Angela ihn noch niemals gesehen. In Gesellschaft Cornelia's, Kuno's und Fräulein Wanner's ging sie wiederholt durch die schönsten Anlagen des herrlichen Parks und hielt sich namentlich vor der Frontseite des Schlosses längere Zeit auf, wo inmitten eines üppigen, mit wundervollen Baumgruppen und Blumenbeeten bedeckten Rasenplatzes die große Fontaine sprudelte, die Kuno schon seit dem Abend vorher hatte in Gang bringen lassen und die er nun mit eigener Hand in allen möglichen Formen spielen ließ. Sie war dabei ungemein heiter und sprach mehrmals ihre Freude über das schöne Schaumburg und den großartig angelegten ebenen Park und Garten aus. In das Innere des Schlosses kam man jedoch auch an diesem Tage nicht; Der, dem sie es zeigen wollte, war ja nicht anwesend, und außerdem war auch keine Zeit dazu vorhanden, obwohl Cornelia einige der prachtvollsten, nach dem Garten hinaus gelegenen Säle hatte öffnen lassen.

Um ein Uhr fuhr sie wieder nach ihrem stillen Berge zurück und ließ in der That glückliche Menschen hinter sich, da Alle von ihrem Liebreiz, ihrer Sanftmuth und ihrer Klugheit bezaubert waren. Vor Allen schwelgte der Lieutenant in Wonne und er bewies das bei der nachfolgenden Tafel dadurch, daß er sich einen kleinen Rausch trank und ganz gegen seine Gewohnheit lange vor Aufbruch der Gesellschaft sein Zimmer aufsuchen mußte.

Auch der Amtsrath war durch die Huld der kleinen Baroneß beglückt, er sprudelte von Muthwillen gegen seine Gäste und Keiner von ihnen begriff eigentlich, wie ein so verständiger Mann, für den man ihn allgemein hielt, und der doch zwei andere, noch vortrefflichere Kinder hatte, gerade über diesen einen Sohn, der Allen am wenigsten behagte, entzückt sein könne, denn die eigentliche Ursache der heutigen frohen Stimmung des Festgebers ahnte kein Einziger.

Nur eine Person war im Schaumburger Schloß, die Alles, was geschah, wie durch einen trüben Florschleier erblickte, und das war Cornelia. Wider Wissen und Willen behielt sie bei jeder Tischunterhaltung und nachher noch ihre ernste, nachdenkliche Miene bei, denn ihr gingen die Ereignisse wirklich zu Herzen, deren Entwicklung sie in so naher Zukunft unmittelbar um sich und vor sich sah. Wohl gönnte sie ihrem Bruder alles Gute, aber Angela, nein, die gönnte sie ihm aufrichtig nicht. So sehr war sie nicht von ihrer schwesterlichen Liebe verblendet, daß sie nicht hinter den Firniß, der des jungen adligen Herrn Aeußeres bedeckte, hätte blicken und sein hohles und längst verblaßtes Innere wahrnehmen sollen. Angela aber gewann sie unbewußt, unwillkürlich alle Tage lieber, je mehr sie einsah, mit wie starrer Consequenz und egoistischer Selbstsucht um das Wohl und Weh dieses unschuldigen Wesens gewürfelt wurde, und daß sie auch heute in Schaumburg liebevoll, herzlich und wohlwollend gegen Jedermann gewesen, war ihr kein Beweis,

daß ihr Bruder Kuno den geringsten Einfluß auf sie geübt, denn so, wie sie sich heute gezeigt, war sie ihr schon früher alle Tage erschienen, so oft sie mit ihr in Berührung getreten war.

Am darauf folgenden Tage, nachdem er sich von seiner Niederlage am Abend vorher waidlich ausgeruht, ritt Kuno wiederum, obwohl nicht im Paradeanzug – denn die Parade war ja abgethan – nach dem Berge und abermals ward er freundlich und gastlich empfangen und er erzählte eine solche Menge neuer spaßhafter Geschichten, daß sogar Fräulein Wanner laut lachen mußte und, als er wieder fortgeritten, die Bemerkung machte, daß er gar kein Sohn des ernstesten Amtraths zu sein scheine.

Weder der Baron noch Angela erwiderten hierauf ein Wort und nur der alte Treu warf ihr einen Blick zu, als wollte er sagen: »Sie hätte auch klüger gethan, zu schweigen, denn daß das Kind eines Wolfes oder Tigers ein Wolf oder Tiger bleibe, auch wenn es sich in ein Lammfell kleide, sei eine unumstößliche Wahrheit, so gut wie drei mal drei neun sei.«

Aber so gut Kuno dem Baron auch gefallen haben mochte, in seine Bibliothek wurde er zu Treu's Troste nicht geführt und eben so wenig zu Tisch geladen, was er auch nicht hätte annehmen können, da heute ja wieder neue Gäste auf Schaumburg erwartet wurden. So gingen die Besuche auf dem Schneckenberg und die Festlichkeiten in Schaumburg ohne Ausnahme fort und eine Woche war bald verstrichen und Niemand wußte eigentlich, wo sie geblieben war. Der liebe militairische Gast amüsirte

sich Dank seiner unausgesetzten Morgenritte nach dem Berge auf das Höchste und vergaß darüber, sich über die Gäste seines Vaters zu beklagen, die in der That nur selten nach seinem Geschmack waren und in Anbetracht der Verwöhnung des jungen Herrn es auch nicht sein konnten.

Nur ein Gast, den der Amtrath am liebsten bei sich gesehen, hatte ein für alle Mal für die ihn in Schaumburg erwartenden Tafelfreuden gedankt, und das war der Doctor Camp, auf dessen Beistand der Amtrath, wenn das Glück mit Kuno ihm seine Kehrseite zeigen sollte, noch immer mit großem Vertrauen rechnete. Der Doctor hatte durch den ihn einladenden Jean zurücksagen lassen: In einem fern gelegenen Dorfe sei eine epidemische Krankheit ausgebrochen, die ihn täglich stundenlang in Anspruch nehme, und deshalb könne er jetzt keiner Einladung zu Mahlzeiten Folge leisten. Etwas Aehnliches hatte er auch dem Baron geschrieben und damit sein Ausbleiben am vorigen Sonnabend und wahrscheinlich auch am künftigen entschuldigt. Da er aber gehört, daß es ihm und der Baroneß ganz wohl ergehe, so halte er es für seine Schuldigkeit, jetzt lieber vom Berge einige Zeit fern zu bleiben, und diese Entschuldigung ließ der ängstliche Baron natürlich gelten, obgleich er den guten Doctor einmal gern bei sich gesehen, ihn um Angela's Gesundheit befragt und dabei auch mit Vergnügen ihm seinen neuen Hausgenossen vorgestellt hätte, von dessen Uebersiedelung nach dem Berge der alle Neuigkeiten der Gegend erfahrene Doctor übrigens längst in Kenntniß gesetzt war.

Nach Ablauf der ersten Woche wurde der allem Einerlei abholde Lieutenant denn doch des vielen Essens und Trinkens von Herzen überdrüssig und er hätte sich ohne kameradschaftlichen Verkehr entsetzlich gelangweilt, wenn nicht jeder neue Besuch auf dem Schneckenberg eine frische Anziehungskraft auf ihn geübt hätte. Den nun auf ihn eindringenden Einladungen nach benachbarten Gütern zu folgen, weigerte er sich entschieden und erst als der im Genuß unersättliche Vater böse wurde, willigte er ein, ihm bei zweien derselben Gesellschaft zu leisten, was den Amtrath nicht verhinderte, den übrigen allein nachzugehen, denn die Lebenskraft dieses alten Herrn war außergewöhnlich und im Taumel der Vergnügungen schwanden ihm die Sorgen unter den Händen dahin, die ihn in der sonstigen Stille seines Haushalts wohl oft besuchen mochten.

So gewann denn Kuno endlich Zeit genug, sich des Morgens von seinen geselligen Strapazen auszuruhen, dann ein Lustbad auf dem Berge zu nehmen, wie er sich ausdrückte, und endlich, wenn er von Neuem entzückt nach Hause zurückkehrte, mit seiner Schwester einige Stunden zu verplaudern, wobei er immer eifriger behauptete, sich sterblich in den Engel vom Berge verliebt zu haben, und den Vorsatz aussprach, nicht eher von Schaumburg wegzugehen, als bis der große Wurf, dessen Entscheidung nun alle Tage näher rückte, versucht und wo möglich geglückt sei.

An einem der letzten Tage seines Urlaubs, als er wiederholt dasselbe äußerte, wobei Cornelia bisher stets eine schweigsame Zuhörerin gewesen, fragte sie ihn mit einer weichen Rührung, die ihr sonst nicht eigenthümlich war: »Sage mir aufrichtig, Kuno, liebst Du Angela wirklich?«

»Ja, so sehr ich ein Weib lieben kann, liebe ich sie.«

»Und bist Du überzeugt, daß Du die Partie, die Du im Auge hast, das heißt ihr Herz und ihre Hand, gewinnen wirst?«

Der kühne Lieutenant zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte er: »Ja, ich bin so gut wie überzeugt davon.«

»Nun gut, dann will ich nichts mehr dagegen sagen. So sprich noch einmal recht ernstlich mit dem Vater darüber und dann mag Gott seinen Segen geben, in welche Gestalt er ihn auch diesmal kleiden mag!«

»Amen!« spöttelte der leichtfertige Bruder, indem er sich kühn in den Bart griff; und dabei sah er nicht, wie Cornelia sich zur Seite wandte und still eine Thräne zerdrückte, die ihr unwillkürlich in das schöne Auge getreten war.

#### FÜNFTES CAPITEL. STILLEBEN BEI DEM ALTEN VOM BERGE.

Felix von Rodenberg bewohnte nun schon beinahe vierzehn Tage seine reizenden Thurmzimmer im Schlosse auf dem Schneckenberg, die er freilich leider nur wenige Stunden den Tag über genießen konnte, und er hatte

sich in dieser kurzen Zeit äußerlich und innerlich schon so in die Gewohnheiten der Dinge und Personen daselbst eingelebt, als hätte er bereits Jahre lang bei ihnen zugebracht und die Freundschaft und das Vertrauen genossen, die sie ihm vom ersten Tage an mit wahrhafter Herzenswärme entgegengetragen. Wie diese Gewöhnung und Hingebung an einander, die übrigens auf der einen Seite eben so warm und uneigennützig wie auf der andern war, in so kurzer Zeit möglich gewesen, davon möchte der Grund wohl eben so gut in der Anlage des Charakters und Wesens der auf beiden Seiten handelnd auftretenden Personen, wie in dem bisher so abgeschlossenen Leben der Familie und den eigenthümlichen Schicksalen des Barons selber zu suchen sein. Wenn man bedenkt, wie bei ihm und seinen so still lebenden Hausgenossen schon lange das Bedürfniß vorhanden gewesen war, sich an irgend eine theilnehmende Seele aus der Außenwelt anzuschließen, und wenn nun diese Seele in Gestalt eines so lebenswürdigen, rechtschaffenen und gebildeten Mannes erschien, als welcher sich der Inspector vom ersten Augenblick seines Auftretens an allen ihm Begegnenden gezeigt hatte, so kann es eben kein Wunder nehmen, daß dieser Anschluß so rasch erfolgt und von so wohlthätigen Folgen begleitet war, wie wir sie noch in diesem Capitel mit eigenen Augen auf dem stillen Berge wahrnehmen werden.

Daß das Gut und die Beaufsichtigung desselben durch den Inspector in Folge seiner Uebersiedelung nach dem Berge übrigens keinen Schaden erlitten hatte, das stand

schon nach einigen Tagen als unumstößlich bewiesen fest, denn jetzt, wo er ein Bewohner des Schneckenbergs war, sah man ihn eben so oft und lange, eben so früh und spät im Gutshofe und auf den Feldern, wie vor vierzehn Tagen, und selbst der ihm aufsässig gewordene Amtsrath mußte bekennen, daß der Umstand, der Gutsinspector esse und schlafe bei'm Baron, seinem Fleiß, seiner Umsicht und überhaupt seiner Pflichterfüllung durchaus keinen Abbruch gethan habe.

Wenn nun in Schaumburg keine wesentliche Veränderung – die Tischgesellschaft des Amtsraths nehmen wir natürlich hiervon aus – durch den Abzug des Inspectors wahrzunehmen war, auf dem Berge war seine Ankunft und sein Eintritt in die Familie bald von sehr sichtbaren Folgen und einer Reihe von Erscheinungen im Lebensgange derselben begleitet gewesen, wie sie so bald und in solcher Ausdehnung wohl keiner der Schloßbewohner erwartet hatte. Es war mit einem Wort, als ob mit Felix von Rodenberg ein ganz anderer Geist und Schwung dort oben eingekehrt sei, als ob das Leben daselbst eine ganz andere Gestaltung, mehr Farbe und Licht erhalten hätte, denn wo früher nur Sorge und Angst, in das dunkle Schattenkleid unbestimmter Vorstellungen gehüllt, sichtbar gewesen, da war es plötzlich heller Tag geworden und eine frohe Zuversicht auf eine heiterere Zukunft war an die Stelle der früheren zum Mitleid auffordernden Resignation getreten.



Doch wir wollen hier nicht so allgemein in unserer Schilderung zu Werke gehen, sondern viel lieber die Personen einzeln betrachten, und beobachten, wie sie sich zu dem neu hinzugekommenen Gaste gestellt, um daraus am besten die Wirkung zu erkennen, die der Umgang und Verkehr mit ihm mehr oder weniger auf Alle ausgeübt hatte.

Am tiefsten von Allen war unstreitig der Baron selber durch ihn ergriffen, wenigstens zeigte er seine Freude und sein Wohlbehagen am lautesten und sprach sich oft ganz offen gegen seine Umgebung und Felix von Rodenberg selber darüber aus. Wie lange schon hatte der alte Herr so allein und von allen Bekannten und Freunden seiner Jugend verlassen, auf seinem einsamen Schlosse gelebt, nur von den wenigen Personen umgeben, die Gottes Fügung, so lange er und sie lebten, an sein Schicksal auf Erden gebunden hatte! Ja, die Welt und der Verkehr mit ihr war ihm in seinem einsamen Leben verschlossen geblieben, Alles was außer und um ihn geschah, sah er nur weit vor und tief unter sich, gleichsam in die Nebel der Ferne, oft sogar in düsterfarbige Wolken gehüllt. Kein Laut der Freude, was die Leute im Thal wenigstens Freude nannten und womit sie sich die Zeit vertrieben, drang zu seiner stillen Höhe empor; die rastlose Thätigkeit, die da unten herrschte und nach einem endlosen Ziele jagte, die sah und empfand er nicht, und wenn einmal einer ihrer Töne zu ihm heraufklang, war es meist ein unangenehmer Mißton, der von Schaumburg kam, und Alles,

was dort seinen Ursprung nahm, war ihm – jetzt können, jetzt müssen wir es sogar offen bekennen – so zu sagen ein Gräuel, denn alle seine kleinen häuslichen Besorgnisse und Aengste hatten sich gleichsam von allen übrigen Punkten zurückgezogen und ihre ganze lähmende Gewalt nur auf diesen einen, den Brennpunkt seiner Schmerzen aus der Vergangenheit, und seiner Sorgen und Befürchtungen für die Zukunft concentrirt.

Nun war das mit einem Schlage ganz anders geworden und sollte sehr bald noch in größerem Maaßstabe anders werden; ein frisch belebender Hauch, wie ein erquickender Windzug von der Ebene in die Höhe dringend, hatte die schwüle Atmosphäre da oben gekühlt und es war, als ob sogar mit dem in seinen Kreis eintretenden jungen Mann ein reinerer arterieller Lebensstrom in den träg und schlaff dahinsinkenden Organismus des Barons übergeflossen sei. Denn kaum hatte er die erste erschütternde Einwirkung seines Wortes, seines Blickes, seiner Miene gespürt, so war er ja, Allen ersichtlich, wie eine Pflanze aufgelebt, die mit einem Mal die ihr gebührende Nahrung und das ihr zusagende Licht erhält. Ja, an die Seite des schwächlichen, ewig besorgnißvollen, sich Schmerzen aller Art widerstandslos hingebenden Mannes war ein jugendlich starker, offen edler, mit allen männlichen Eigenschaften ausgerüsteter Mann getreten und hatte ihn mit kräftiger Hand unter den erlahmten Arm gefaßt, um ihn schon durch sein Beispiel, vielmehr noch durch seine täglich wiederholte Lehre, vor fernem Schwanken und Irren zu bewahren.

Namentlich aber hatte der Inspector dadurch in so kurzer Zeit einen so bedeutenden Einfluß auf ihn gewonnen, daß er sich nicht nur rasch in seine Gewohnheiten und Eigenheiten fand, sondern es auch aus dem Grunde verstand, gegen die kleinen Sorgen und Aengstlichkeiten anzukämpfen, von denen der Baron tagtäglich, fast in jeder Stunde gequält wurde, die ihm so recht eigentlich die Sonne seines Lebens verdunkelten und ihn in den Augen unnachsichtiger, oberflächlich urtheilender Menschen zu dem Schwächling gemacht hatten, als welcher er zum Beispiel im Thal bei dem Amtsrath Stephani und dessen Helfershelfern erschienen war. Ja, in der Bekämpfung dieser vielen kleinen, wie Insectenstiche peinlich wirkenden Sorgen, hatte sich Felix von Rodenberg mit seiner offenen, geraden Handlungsweise als unübertrefflicher Meister gezeigt. Durch praktische Belehrung und den steten Hinweis auf das Reale bewies er dem ihm aufmerksam zuhörenden Baron, daß alle diese kleinen Besorgnisse und Befürchtungen gar nicht in der Wirklichkeit ihre Berechtigung fänden, daß sie nur in einer schlaffen Angewöhnung, in einem fahrlässigen Sichgehenlassen beständen, und daß sie ganz von selbst schwinden würden, wenn er einmal die Kraft in sich sammeln und den Entschluß fassen könne, sich selbst zu sagen: »Nein, die von mir gehegte Sorge ist in der That nicht vorhanden, ich habe also auch nicht nöthig, sie mir künstlich zu erzeugen, ich brauche nichts zu fürchten, da mich nichts Wesentliches, Sichtbares, Fühlbares bedroht, und sollte

einmal wirklich ein Feind in irgend einer Gestalt sich zeigen, dann wird es Zeit genug sein, mich emporzuraffen und in rechtschaffenem und gerechtem Kampf ihm siegreich entgegenzutreten.«

Die Art und Weise, wie Felix von Rodenberg dem Baron diese seine Ansicht und Beurtheilung der Dinge vorlegte, war so überzeugend, die Wärme und Kraft seines wohlwollenden Herzens leuchtete so siegesgewiß aus seinen Augen und Mienen dabei, daß es ihm, von Angela und Treu unterstützt, in der That gelang, den alten Mann in kurzer Zeit von einer Menge kleiner Sorgen zu befreien, die ihm früher manche Stunde seines Lebens verbittert hatten. Und eben, weil der Baron die Wahrheit der ihm vorgetragenen Lebensweisheit erkannte, weil er an sich selbst fühlte, daß sein junger Mentor mit seiner Beweisführung Recht habe, eben darum hatte er ihn so schnell in sein Herz geschlossen und ihm seine Freundschaft geschenkt, denn derselbe hatte ihm mit dieser seiner Geistes- und Widerstandserweckung eine Kraft gegeben und ein Selbstvertrauen eingeflößt, die er früher noch nie mit eigentlichem Bewußtsein besessen hatte.

So hatten sich die beiden Männer denn sehr bald an einander gewöhnt und wenigstens der Baron suchte seinen jungen Freund überall auf, wo er ihn nur zu finden wußte, da ihm stets zu Muthe war, als habe er noch lange nicht Alles mit ihm besprochen, was zwischen ihnen zu besprechen, und als könne er die Zeit nicht erwarten, bis dies geschehen sei. Was dies eigentlich war, wußte er

selber nicht zu sagen, es verrieth vielleicht nur seine allstündlich wachsende Neigung zu dem jungen Mann, die derselbe nach seiner stillen Art gewiß innig, doch am wenigsten mit hochtrabenden Worten und alltäglichen Redensarten erwiderte.

Indessen ward durch diese gegenseitige Zuneigung, wengleich die beiden Männer so verschiedenen Alters und gewiß noch mehr verschiedener Erziehung und Lebenserfahrung waren, ihr Verkehr mit einander ein ungemein gemüthlicher und allgemein zufriedenstellender. Der Baron konnte fast nie erwarten, bis die Zeit kam, wo er den von seiner anstrengenden Thätigkeit Zurückkehrenden wiedersah, und er sehnte oft den Abend herbei, um ihn nur nicht wieder aus den Händen lassen zu müssen. Wenn er wußte, welchen Weg der Inspector vom Felde her nach dem Bergschloß einschlug, ging er ihm oft eine halbe Stunde weit entgegen, und wenn er ihn endlich von Weitem kommen sah, schlug sein Herz rascher und lebhafter. Aber auch dem Inspector schien es in seiner Nähe wohl zu sein, denn er beschleunigte stets, sobald er den Baron bemerkte, den Gang seines Pferdes und sprang, bei ihm angelangt, sogleich aus dem Sattel, den wohlgeschulnten Rappen sich selbst überlassend, der ohne Führer jetzt ruhig seinen Stall suchte und fand, in dem es ihm ganz so wohlig zu Muthe sein mochte, wie seinem Herrn in den schön gelegenen Thurmzimmern.

Wenn die Männer dann oft noch stundenlang in stillem Geplauder hin- und hergeschritten waren, fanden sie

sich endlich zum Abendtisch bei den sie schon erwartenden Damen ein, und nach demselben entspannen sich, bei gutem Wetter im Freien unter dem leuchtenden Sternenhimmel, bei kühlem oder feuchtem in der Bibliothek, lange und interessante Gespräche über allerlei Gegenstände, wie sie gerade die Tagesereignisse, die man in den Zeitungen gelesen, auftauchen ließen oder die Laune der Einzelnen sie zu Tage förderte. Oft wurden dieselben bis spät in die Nacht fortgesetzt und nie war der Baron der Erste, der zum Aufbruch mahnte, vielmehr sagte er oft, wenn Angela oder Fräulein Wanner ihn an die nöthige Nachtruhe erinnerte:

»Laßt mich, Kinder, und gönnt mir den Genuß der gegenwärtigen Stunde. Ich habe nicht viele solche Freuden, wie ich sie jetzt genieße, in meinem Leben gehabt, und so sage ich mir stets: halte den Moment der Freude fest, so lange es geht, er kommt nie wieder in derselben Gestalt, wie er jetzt abgebrochen wird, und wenn eine neue Freude kommt, ist sie eine andere geworden und ganz gewiß nicht die, über die jetzt unser Herz so voll und feurig schlägt.«

Bei diesen Gesprächen, wenn sie sehr lange dauerten, blieben die Männer bisweilen allein, oft aber war auch Angela und dann und wann auch Fräulein Wanner zugegen; Derjenige aber, der nie fehlte und bis auf den letzten Moment in ihrer unmittelbaren Nähe aufhielt, war der alte Treu, denn, nachdem er von seinem Herrn, der ihn ja fast wie einen Freund behandelte, die Erlaubniß erhalten, auf einem Sorgenstuhl in der Ecke der Bibliothek

zu bleiben, konnte er nie aufmerksam genug hören, was die beiden klugen Männer, wie er sie nannte, mit einander verhandelten, und doch war sein Interesse an Beiden vielleicht ein ganz anderes, als das, welches ihm gerade ihre Unterhaltung bieten konnte.

Auf diese Weise behielt der Inspector wenig Zeit für sich selbst übrig, und so ward er oft genöthigt, noch später in die Nacht hinein aufzubleiben, wenn er die Correspondenz, die er eifrig mit seinen Verwandten unterhielt, nicht abbrechen wollte. Und das that er in der That nicht, lieber schrieb er bisweilen bis ein Uhr, wenigstens eine Stunde lang, und dann war er stets ein so gewissenhafter Briefsteller, daß er noch jetzt auf dem Schneckenberg, wie früher in Schaumburg, die sorgfältig geschlossene Epistel stets selbst am nächsten Morgen dem Postbureau im Dorfe überlieferte.

So haben wir denn ausführlich genug die Ursachen entwickelt, die den Baron so schnell und ganz zu dem jungen Mann hingezogen hatten, allein es war, wie im Anfang, auch jetzt noch eine andere vorhanden, die ihn fast täglich und in gewissen Momenten mit wachsender Spannung und immer reger werdendem Interesse auf Felix von Rodenberg blicken ließ. Das war die bereits erwähnte Aehnlichkeit, die der Baron mit einem anderen menschlichen Wesen in ihm gefunden haben wollte, und wirklich mußte dieselbe bisweilen in hohem Grade vorhanden sein, denn mitten im Gespräch hielt der alte Herr oft inne und suchte Treu's Gesicht zu erreichen, um dann

mit ihm einen wohlverstandenen Blick auszutauschen, der besagen sollte:

»Sieh' ihn Dir an! Ist es nicht wunderbar, daß wir Beide Dasselbe denken und fühlen und daß uns noch immer keine Erklärung dafür geboten ist?«

Ja, über diese auffallende Aehnlichkeit geriethen die beiden alten Männer oft von Neuem in Erstaunen, aber dabei blieb es auch, und nichts war vorhanden, was Einen von ihnen – so viel sie Beide auch schon insgeheim geforscht haben mochten – auf irgend eine Spur geführt hätte, die sie beruhigen konnte, bis der Inspector eines Abends, als er ihre Blicke bemerkte und in seiner offenen Weise nach ihrer Bedeutung fragte und, nachdem man ihm daraus ehrlich die Wahrnehmung einer Aehnlichkeit zwischen ihm und einer ihnen bekannt gewesenen Person zugestanden, sagte: sie seien nicht die Ersten, die ihm bemerklich gemacht, daß er mit irgend Wem eine auffallende Aehnlichkeit besitze, aber so oft er auch nach dem Namen der betreffenden Person geforscht, stets habe er gefunden, daß man sich geirrt, wenn man daraus auf eine Verwandtschaft geschlossen, da er diese Person gar nicht kenne und daß also ein bloßes Spiel des Zufalls oder eine optische Täuschung den Gedanken einer bestimmten Aehnlichkeit herbeigeführt haben müsse.

Die zweite Person, deren wir hier in Bezug auf den Inspector Erwähnung thun müssen, ist ohne Zweifel Angela. Das kluge Mädchen sah mit ihrem scharfen Verstande und ihrem klaren Blick sehr wohl und bald, was Felix von Rodenberg ihrem Vater in so kurzer Zeit geworden war



und daß er ihm mit jedem Tage unentbehrlicher werden würde. Daraus entsprang ganz von selbst, daß auch ihr der junge Mann werther und werther ward, denn wenn zwei Personen sich in Güte und Liebe so ähnlich sehen, wie dieser Vater und diese Tochter, wenn sie fast in allen Dingen die gleichen Bestrebungen und Wünsche haben und nach einem und demselben Ziele gegenseitiger Beglückung streben, dann theilen sie in der Regel, wenigstens sehr oft, ihre Neigungen einander mit und was dem Einen lieb und werth ist, schätzt der Andere nicht minder hoch.

So war es auch hier der Fall. Angela erkannte nicht allein instinktartig, sondern mit sehenden Augen und hörenden Ohren, welche selbst für sie bedeutsame Einwirkung Herr von Rodenberg auf ihren Vater übte, und so fühlte auch sie sich von demselben geistig belebt und angeregt, zumal sie ja mit so wenigen anderen Menschen in Berührung kam. Auch sie war seit der Anwesenheit des Inspectors auf dem Berge viel heiterer, gesprächiger und mittheilender geworden, und da sie immer gleich natürlich und offenherzig blieb und keinen Grund zum mißtrauischen Zurückhalten kannte, so verstand sie sich mit dem jungen Manne sehr bald und ein wirklich freundschaftliches Verhältniß war zwischen ihnen Beiden im besten Gedeihen begriffen. Auch erhob der offen zu Tage tretende biedere Charakter Herrn von Rodenberg's ihn in ihren Augen zu einer bedeutenden Potenz. Er, der immer

das Rechte und Beste wollte und stets das Nothwendige zuerst that, das Nebensächliche dagegen auf gelegene Zeit verschob, er wirkte auch belebend und fördernd auf ihre eigene Thätigkeit ein; durch seinen Muth wuchs der ihre, durch seine Thatkraft wurde die ihre erzeugt und befeuert, die, wenn sie sich auch nur vor der Hand in kleinen alltäglichen Dingen erprobte, doch immerhin den Beweis lieferte, wie schnell ein zart organisirtes Weib von dem stärkeren Manne annimmt, was ihren Charakter stählt, ihren Geist erweitert und ihrer Kenntniß von den Vorgängen in der Welt einen viel größeren Horizont verleiht.

Ob sein gefälliges Aeußere, sein natürlich männliches Betragen und der sonore Klang seiner stets mit durchgreifendem Ernst gesprochenen Worte mit auf sie einwirkte, lassen wir noch dahingestellt, daß er aber bereits ihr Freund geworden war, wenn auch noch ganz im Stillen zuerst, das verrieth ihr Blick, ihr freudiges Lächeln, wenn er kam und ging, und die Art und Weise, wie sie ihm vertraulich die Hand bot, wenn er auf längere Zeit von ihr Abschied nahm und in seiner oft mühsamen Pflichterfüllung einen meilenweiten Ritt zu machen hatte. Vor Allem aber bewies es ihre Neigung, ihm überall beizustimmen, wenn er eine Meinung aussprach, über welche die Anderen noch hin und her überlegten, und wenn Jemand es hätte beobachten können, würde er es am schlagendsten bemerkt haben, als zum ersten Mal die Rede auf den gewünschten und vom Baron bereits bewilligten Springbrunnen kam, gegen den sich der Inspector,

als aus der Sache Ernst werden sollte, entschieden erklärte, wenigstens für den Augenblick, und worin ihm Angela auf der Stelle Beifall schenkte, als er sagte:

»Ich stimme Ihnen vollkommen bei, daß ein solcher Wassersprudel eine schöne Zierde für den ausgesuchten Ort wäre, aber ich würde an Ihrer Stelle mit der Anlage desselben bis zum Herbst warten. Sehen Sie doch die herrlichen Rosen und die kostbaren anderen Blumen mit ihren Tausenden von Knospen und Blüthen an. Wollen Sie die in ihrer vollsten Lebenspracht zerstören, um lange Zeit nichts an ihrer Stelle als einen traurigen Wust zu sehen? Nein, wenn ich Ihnen rathen darf, lassen Sie die Blumen ihren Duft und ihre Farbenpracht zu Ende tragen, und wenn sie sich zur winterlichen Ruhe neigen, dann wollen wir Hand an sie legen und an einen anderen Ort, wenn auch zuerst in das Treibhaus verpflanzen. Dann bedrückt und betrübt uns der öde Bauplatz nicht, wir suchen die Zimmer auf und tragen den schönen Trost mit hinein, daß im nächsten Frühjahr unser Auge nicht mehr auf Trümmer, sondern auf eine neue und schönere Schöpfung fällt.«

»Sie haben Recht,« sagte sie gleich darauf und nickte ihm freundlich zu. »So lassen wir also den Springbrunnen bis zum nächsten Herbst ruhen, Väterchen, und genießen einstweilen noch die Rosenpracht, die ja eigentlich auch das Schönste ist, was die Natur uns nur bieten kann.«

Der Baron sah und hörte alle diese kleinen Zeichen innerer Uebereinstimmung und verständiger Unterordnung mit der größten Befriedigung und er gestand sich

mit heimlichem Wohlbehagen ein, daß er nicht allein der Mann sei, der Vortheil, Genuß und Freude an dem Umgang mit einem gebildeten Menschen von der Art des Inspectors habe, sondern auch sein geliebtes Kind von demselben ganz still und unbemerkt weiter erzogen und geistig entwickelt werde.

Daß auch Fräulein Wanner jetzt auf dem Berge ein ganz anderes Leben führte als früher, manche bisher dort unbekannte Zerstreung und Abwechselung genoß und gewissermaßen aus dem alten gleichmäßigen Einerlei, welches ihr bisweilen doch etwas schwer auf der Seele gelegen, frei aufathmete, ist gewiß nicht zu längnen, und auch sie gab sich dem allgemeinen, durch den neuen Schloßbewohner gebotenen Genuß mit täglich wachsendem Antheil hin. Aber nicht an ihre eigene Person dachte und für ihr eigenes Wohlergehen sorgte sie zumeist dabei, ach nein, dazu war sie viel zu bescheiden und auch nicht gewöhnt, sich irgend wo und wie in die erste Reihe der Genießenden zu stellen; nein, sie dachte und sorgte hauptsächlich nur an und für die von ihr so geliebte Tochter des Barons, die sie, wie diese selbst schon gesagt, wie eine zweite Mutter liebte und deren gegenwärtiges und zukünftiges Glück ihre ganze Phantasie Tag und Nacht beschäftigte. Schon deshalb, weil dies ihr geliebtes Kind und der gute Baron durch den Inspector sichtlich beglückt waren, fühlte auch sie ein warmes Wohlwollen für den jungen Mann und sie verhehlte ihm das auf keine Weise, ja sie trug Alles, was in ihren Kräften stand, dazu

bei, ihm das Leben auf dem Berge so leicht und angenehm wie möglich zu machen. Und wie groß ihre Vorliebe für ihn geworden war, das zeigte sich ganz insgeheim schon darin, daß sie eine bedeutungsvolle Inconsequenz beging und einmal ganz aus ihrem bisherigen Charakter fiel.

Sie war nämlich nie eine Freundin und Pflegerin von weitausschauenden Plänen gewesen; nie hatte sie, wie so viele unverheirathete Frauen und Mädchen es thun, weder für sich – ach nein, darauf hatte sie lange verzichtet – noch für irgend einen Anderen ein kleines phantastisches Netz gesponnen, aber jetzt zum ersten Mal in ihrem Leben spann sie an einem solchen Netz und trug sich mit einem solchen Plan herum, dessen endliche Ausführung ihr durchaus nicht außer dem Bereich der Möglichkeit zu liegen schien. Indessen verschloß sie denselben noch fest in ihr Herz, das durch lange Uebung Schweigen und Dulden gelernt hatte, und höchstens Abends im heißen Gebet, das sie immer im Stillen an ihren Gott richtete, sprach sie ihn aus, denn das Wohl und Wehe der Familie, in der sie schon so lange lebte, beschäftigte sie nur noch allein, und nachdem sie so viel Trübes in derselben mit durchgemacht, war es ihr, dem gefühlvollen Weibe, gewiß nicht zu verdenken, daß sie auch einmal etwas Freudiges dachte und hoffte, und daß dieser ihr geheimnißvoller Plan dergleichen in sich barg, das dürfen wir hier ja wohl verrathen, ohne dem Leser damit eine unglaubliche Mähr oder ein absolut unlösbares Problem vorgespiegelt zu haben.

Die vierte Person, die schon in früheren Zeiten im Leben des Barons eine so bedeutsame Rolle spielte und die Neigung und den inneren Trieb besaß, auch fernerhin mit allen Kräften in die Entwicklung der ihr unausbleiblich erscheinenden Dinge einzugreifen, Wilhelm Treu, ist bei unserer jetzigen Betrachtung mit ganz besonderem Bedacht zu erwähnen. Ja, er, Wilhelm Treu, war durch den Inspector von Schaumburg in eine ganz neue Bahn von Gedanken und Vermuthungen gerissen worden und wenn er selbst seinem Herrn darüber noch keine Mittheilung gemacht, so war er doch innerlich so weit mit sich im Reinen, daß seine Ansicht der Sache keine Täuschung, sondern allein die Wirkung einer inneren Eingebung sei, die ihn überkommen war in dem Augenblick, als er sein kluges scharfes Auge zum ersten Mal auf den neuen Inspector von Schaumburg gerichtet hatte.

Woher das Vertrauen eigentlich stammte, welches der alte Mann zu dem jungen hegte, dürfte schwer zu sagen sein, aber so viel ist gewiß, es war da, eigentlich gleich von Anfang an, denn auch auf ihn hatte der Ausdruck des Gesichts, die Miene, das Auge, die Sprechweise des Inspectors einen merkwürdig tiefen Eindruck gemacht. Verschiedene, oft zufällig erscheinende Fragen, um sich dadurch die ihm gänzlich fehlende Klarheit über seine Persönlichkeit zu verschaffen, hatte der alte Mann oft genug an ihn gerichtet, und Felix von Rodenberg war es oft schwer geworden, die ihm für den Augenblick zusagende Antwort darauf zu finden, indessen hatte sie dem Alten immer so ziemlich genügt und zuletzt schien es fast, als

ob er sich einbilde, mehr von dem jungen Manne und seinen früheren Verhältnissen zu wissen, als er wirklich wußte, und dieser war freundlich und wohlwollend genug, ihn bei dem einmal angenommenen Glauben zu lassen.

So viel war dem alten Treu wenigstens klar und davon ließ er sich durch keinen Vernunftgrund abbringen: etwas Geheimnißvolles, wie Cornelia schon ihrem Vater etwas Aehnliches über den Inspector gesagt, klebte an Diesem auch in seinen Augen, und oft schien der alte Mann, gerade wenn er am wenigsten von ihm beachtet ward, in den Blicken, der Seele Desselben zu suchen, gleichsam zu buchstabiren, und stets glaubte er heraus zu finden und zu lesen, was er so gern gefunden und gelesen hätte.

So kam es denn, daß Treu ein fast gränzenloses Vertrauen auf den Inspector setzte, von ihm alles Mögliche hoffte und ihm bei seinen bisweiligen Besuchen Abends ganz spät im Thurmzimmer Dinge sagte, die Felix von Rodenberg noch nicht wußte oder nicht zu wissen schien, und namentlich solche Dinge, die sich auf das Verhältniß des Barons zu Schaumburg und dem Amtsrath Stephani bezogen. Durch diese kleinen Plaudereien, mit denen in der Regel seine Fragen und Forschungen endeten, war der Inspector endlich so in jenes unliebsame Verhältniß eingeweiht worden, daß er als völlig Wissender zu betrachten war, und wenn er dennoch, wie wir später sehen werden, darüber Fragen an den Baron selber richtete, als kenne und wisse er diese Verhältnisse nicht, so schien er damit einen ganz besonderen Zweck zu verfolgen – und

dieser Zweck eben, der dem scharfsichtigen Treu nicht entging, war demselben das unaufgeklärte Geheimniß, welches den jungen Mann in seinen Augen umgab.

Nachdem wir so viel zur Erläuterung des Folgenden und um uns in der Fülle der Handlung späterhin nicht zu lange dabei aufhalten zu müssen, vorangeschickt, wollen wir einen Tag aus dem Stilleben auf dem Berge beschreiben, denn wie dieser eine Tag, verliefen im Ganzen alle übrigen, bis eines Tages – ob durch Zufall, ob in Folge einer bestimmten Absicht, bleibe noch dahingestellt, – das große Wort gesprochen ward, welches eine völlige Revolution in allen zwischen Schaumburg und dem Schneckenberg bestehenden Verhältnissen erzeugen sollte.

Es war kaum fünf Uhr Morgens, als Felix von Rodenberg seine Wohnung verließ und in den duftigen Garten hinabstieg, um sein Pferd zu erwarten, welches ihm Johannes pünktlich um diese Zeit zum ersten Ritt nach Schaumburg vorführte. Es war ein etwas dunstiger Morgen, schwül und windstill und die Ferne lag fast unerkennbar hinter einem nebelartigen Schleier verborgen. Als Johannes mit dem Rappen einige Minuten zögerte und der Inspector, die Windrichtung und die Wolken prüfend, unterdeß auf und nieder schritt, kam er vor den Balkon der Bibliothek und da hatte ihn das Auge des schon munteren Barons bald erspäht. Rasch öffnete der alte Herr das Thürfenster und trat im warmen Morgenrock auf den Balkon hinaus



»Guten Morgen, lieber Rodenberg,« rief er so eilig hinter, daß der Inspector seinen Gruß nicht vor ihm aussprechen konnte, »haben Sie gut geschlafen?«

»Gewiß, Herr Baron, ich schlafe immer gut und Sie doch auch?«

»O ja! Aber hören Sie, Sie sind gestern wieder sehr spät zu Bett gegangen. Denn als ich um Mitternacht unter den Sternen auf- und abwandelte und als guter alter Nachtwächter das Schloß umschritt, habe ich noch Licht in Ihrem Zimmer gesehen.«

»Ja, Herr Baron, ich habe gestern einmal Briefe geschrieben. Ich bin in meiner Correspondenz beständig etwas zurück, da ich bei Tage so wenig Zeit habe, und so muß ich die Nacht zu Hülfe nehmen, wenn ich nicht arg gescholten werden will.«

»Natürlich, Sie sind ein armer geplagter Mann. Nun, lassen Sie nur erst den Verwalter hier sein, dann wird es schon besser werden. Ich habe auch vortrefflich geschlafen und schlafe jetzt immer gut, wenigstens vier Stunden, und mehr brauche ich nicht. Auch weiß ich, woher das kommt. Wir sprechen uns müde und handeln Alles, was wir uns mittheilen, ohne Leidenschaft ab. Das ist eben das Angenehme und darum bin ich so glücklich jetzt. – Doch, da kommt Ihr Pferd, nun müssen Sie wieder an die Arbeit. Aber wie ist es, kommen Sie heute zum Frühstück herauf?«

»Ja, es wird gehen, denke ich. Ich hoffe um halb Zehn auf dem Felde bei den Wiesen fertig zu sein.«

»So leben Sie wohl! Auf Wiedersehen und bringen Sie guten Appetit mit!«

Der Inspector zog höflich den Hut und nickte freundlich dabei. Dann schwang er sich leicht auf's Pferd und ritt langsam ab, noch einmal einen Blick nach dem alten Herrn zurücksendend, der so lange auf dem Balkon stehen blieb, bis der Reiter hinter dem nächsten Gebüsch verschwunden war.

Nun erst begab sich der Baron an Angela's Thür und das gewöhnliche Examen nach ihrem Befinden begann, wie jeden Morgen. Später beim Frühstück erzählte er ihr, daß er den Inspector gesprochen und daß derselbe zum zweiten Frühstück zu Hause sein werde. Nachdem er seinen Kaffee getrunken, las er die Zeitung, beobachtete das Wetterglas und ging nach dem Stall zu seinen schönen Pferden, für die er seit des Inspectors Anwesenheit auf dem Berge eine viel größere Aufmerksamkeit gewonnen hatte und die er jetzt viel häufiger in Bewegung setzen ließ, wie es denn früher oft vorgekommen, daß er vierzehn Tage lang nicht in den Wagen gestiegen war, bloß aus Angst, daß auf den bergigen Wegen irgend Jemand Schaden nehmen könne. Das lag nun schon Alles weit hinter ihm und er fuhr fast alle Tage mit den Damen eine Stunde umher, oft nach den Feldern, um dem Inspector zu begegnen, oft, um sich den Segen zu betrachten, der ihm im nächsten Monat durch Gottes Güte erwachsen würde.

Nachdem er sich einige Zeit im Stalle beschäftigt, mit den Kutschern gesprochen, die sich über ihre schwere

Arbeit auch nicht zu beklagen hatten, dann dem Gärtner und seiner Frau, die zugleich die Kastellanstelle im Schlosse versahen, einen Besuch abgestattet, kehrte er in die Bibliothek zurück, um die Damen zu dem gewöhnlichen Morgenspaziergang abzuholen. Sie waren schon bereit und zum Ausgang gerüstet und nun begab man sich nach dem Weinberg, den der Inspector mit ganz besonderer Vorliebe im Auge behielt und für den auf seinen Rath noch einige zuverlässige Arbeiter aus der Ferne verschrieben waren. Nachdem man hier die Terrassen einzeln besichtigt, auch mit den Winzern gesprochen und Alles, um was sie baten, bewilligt hatte, führte der Baron die Damen nach dem Park zurück und hier stiegen sie bergauf, bergab, aber immer darauf bedacht, die Stunde nicht zu versäumen, in welcher der Inspector nach Hause kam, der nie viel Zeit übrig hatte und mit jeder Minute des Tages zu geizen pflegte.

So richtete der Baron denn auch, sobald er eine Stelle des Parks betrat, von der aus er ein Stück freies Feld überschauen konnte, seine Augen in die Ferne, ob er vielleicht irgend Etwas sähe, was ihm Vergnügen machte, aber bisher war er noch nicht so glücklich gewesen, das Rechte zu treffen. Endlich war man an eine freie Waldstelle gelangt, die eine bequeme Bank zeigte, von der aus man eine weite Aussicht in die Ferne gewann. Hier lud der Baron die Damen zum Sitzen ein und hielt lange Rundschau ab, so weit seine Augen reichten, die bisher noch nichts von ihrer Sehkraft eingebüßt hatten.

»Was suchst Du denn eigentlich so eifrig da unten?« fragte plötzlich Angela mit einem schelmischen Blick auf die sie sehr bald verstehende ältere Freundin.

»Wen sonst als unsern jungen Freund?« antwortete der Baron, unausgesetzt die Augen nach dem Felde wendend.

»Da reitet er,« sagte Angela, auf einen Mann zu Pferde deutend, der in der That erst in diesem Augenblick zwischen den hochragenden Halmen auf einem Wege auftauchte, der von hier oben aus erkennbar vor ihnen lag.

»Du hast scharfe Augen, mein Kind,« sagte der Vater. »Schade, daß ich mein Glas, wie gewöhnlich, wenn ich es brauche, zu Hause gelassen habe!«

»Soll ich es Dir rasch holen?« fragte Angela. »Ich bin in fünf Minuten wieder da.«

»O bewahre, nein, dann wäre er auch schon lange wieder weg. Ah, jetzt erkenne ich ihn auch – richtig, er ist es, ich sehe es ganz deutlich. O, wenn er wüßte, daß wir hier oben sitzen und ihn betrachten! Da nun ist er wieder verschwunden. Hei, das geht bei ihm wie der Wind. Wie der Mensch nur Alles so rasch fertig bringt! Aber freilich, er ist jung und stark und – ach!« – hier seufzte er laut – »ihm ist im Innern noch nichts gebrochen; die edle Maschine, die der Schöpfer in ihm gebaut, geht ganz von selbst ihren regelmäßigen Gang.«

Nach einer Weile, denn nun war ja auf dieser Bank nichts mehr zu sehen, ging man weiter. Es war unterdeß

sehr heiß geworden, obgleich die Sonne den Dunstschleier noch nicht durchbrechen hatte. Der Baron sah nach der Uhr, es war eben Neun.

»Wir wollen in's Haus gehen,« sagte er. »Herr von Rodenberg wird nun auch bald kommen und er soll auf sein Frühstück nicht warten. Bitte, Fräulein Wanner, sehen Sie nach, ob Alles in Ordnung ist.«

Es war natürlich Alles in Ordnung, denn Treu war diesmal zu Hause geblieben und hatte für jedes einzelne Bedürfniß gesorgt. So trafen die Herrschaften denn den Tisch im großen kühlen Speisesaal gedeckt und die kalten Speisen, den Wein und das Bier bereits aufgetragen, da bei'm Frühstück Jeder nach seinem Belieben das Eine oder Andere wählen konnte.

Kaum hatten die drei Personen sich darin versammelt, so hörte man das Pferd des Inspectors auf dem Kies vor dem Schloß, und einige Minuten darauf trat er in seinem Reitanzug, worin der Baron ihn am liebsten sah, in den Saal. Er war von der Hitze etwas mitgenommen, das merkte man ihm wohl an, dennoch sah er vergnügt aus und begrüßte die Damen mit dem freundlichsten Gesicht. Aber nur dem Baron, auf den er zuerst zutrat, reichte er die Hand.

»Guten Morgen, meine Damen, guten Morgen, Herr Baron,« sagte er, sich zu den Ersteren zumeist wendend, die unmittelbar neben dem Hausherrn standen und den allgemeinen Freund mit leuchtenden Augen betrachteten.

»Nun,« sagte der Baron, als Felix sich nur vor den Damen verbeugte, »geben Sie meiner Kleinen denn heute nicht die Hand? Sie hat vom Berge aus so eifrig nach Ihnen ausgeschaut, daß Sie ihr wohl dafür dankbar sein könnten.«

Im Augenblick darauf berührten sich die beiden Hände, Angela aber sagte mit leichtem Erröthen: »Wir Alle haben nach Ihnen ausgeschaut, Herr von Rodenberg, nachdem mein Väterchen uns dazu aufgefordert. Aber Sie sehen ja so vergnügt aus, was bringen Sie für Neuigkeiten mit?«

«Ich bringe in der That gute Botschaft,« erwiderte der Inspector »Der Postbote begegnete mir auf dem Felde und gab mir einen Brief. Hier ist er. Der junge Verwalter, an den ich schrieb, weil ich wußte, daß er außer Dienst war und sich zur Erholung bei seinen Eltern aufhielt, hat angenommen und übermorgen schon trifft er hier ein. Ich werde mit Ihrer Erlaubniß mit einem unserer Bergespanne selbst nach der Eisenbahnstation fahren und ihn dann gleich nach Schaumburg bringen; in den nächsten Tagen schon werde ich ihn Ihnen vorstellen und Sie werden Ihre Freude an ihm haben. Er ist ächtes pommerisches Vollblut, heißt Wilhelm Stern, ist der Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers und kann arbeiten, wie es Unsereins nur wünschen mag.«

Der Baron nickte befriedigt. »Das ist gut,« sagte er langsam. »Aber weiß es Gott, Alles, was Sie anfassen, gelingt Ihnen.«

»Gebe es Gott, daß Sie Recht haben, Herr Baron. Ich danke für die Prophezeiung!«

»Bitte! Aber Sie werden wieder viel zu thun haben, bis der junge Mann sich eingearbeitet hat.«

»Nur ein oder zwei Tage. Er begleitet mich überall hin und da sieht er gleich, was und wo Etwas nothwendig zu thun ist. Die Arbeit auf dem Lande ist überall dieselbe, nur die Oertlichkeiten und die Personen weichen von einander ab. Indessen, ich werde für meinen Adlatus um ein Pferd bitten müssen, da er keines mitbringt und doch dasselbe hier nothwendig gebraucht.«

»Natürlich!« sprach der Baron mit etwas unsicherer Stimme und blickte dabei unruhig in's Weite.

»Wenn Sie es erlauben,« fuhr der Inspector fort, »werde ich in Ihrem Namen darüber mit dem Herrn Amtsrath sprechen. Ich habe mir schon das Pferd ausgesucht, welches ich dem jungen Mann zu geben gedenke.«

Der Baron blickte rasch und freudig auf und alle Besorgniß und Unruhe war plötzlich aus seinem Wesen verschwunden. »Ja, ja,« sagte er hastig, »thun Sie das. Man soll ihm geben, was er braucht und mir das Gebrauchte auf die Rechnung setzen. Hm! – Treu, ich habe Appetit auf ein Glas Wein – gieb mir eins.«

Man hatte sich unterdessen längst an den Tisch gesetzt und, ohne eines aufwartenden Dieners außer Treu zu bedürfen, die Speisen von Hand zu Hand herumgereicht. Jetzt trat Treu heran und goß dem Baron den grünen Römer voll, aus dem er gewöhnlich trank.

»Geben Sie mir auch eins, lieber Treu!« sagte der Inspector und hielt schon sein Glas hin.

»O, dann trinken wir auch ein Gläschen!« rief Angela, und bald hatten sie Alle, was sie wünschten und schlürften mit Vergnügen von dem schönen selbstgepreßten Wein, der dem Inspector alle Tage besser schmeckte, je häufiger er ihn trank. Bald darauf aber sah er nach der Uhr und leerte dann sein Glas.

»Müssen Sie schon wieder fort?« fragte der Baron.

»Bald, Herr Baron. Sie bekommen ja nun Ihren Besuch, wie alle Tage.«

»Ach so!« sagte Dieser etwas gedehnt und blickte still und nachdenklich seine Tochter und Fräulein Wanner an.

»Na,« mischte sich der alte Treu da mit einem Mal in das Gespräch, »er wird doch nicht alle Tage kommen? Hat er denn sonst gar keine Besuche zu machen, als immer nur auf unserm Berge?«

Die Frage ward hörbar von Niemandem beantwortet und Alle schauten bedächtig vor sich auf ihre Teller hin. Als aber gleich darauf der Inspector sich von seinem Stuhle erhob und zum Gehen anschickte, erhoben sich auch die Uebrigen und nahmen kurz Abschied von dem Scheidenden.

»Bekomme ich wieder eine Hand?« fragte Angela neckisch, »oder müssen Sie erst wie vorher von meinem Väterchen dazu aufgefordert werden?«



Ohne ein Wort zu sprechen, verbeugte sich der junge Mann nur mit einem freundlichen Blick und gleich darauf hatte er seine feine Hand der noch feineren des jungen Mädchens entgegengestreckt, worauf auch Fräulein Wanner mit einem Druck derselben bedacht wurde.

Ehe er aber aus dem Zimmer ging, fragte der Baron: »Von welcher Seite kommen Sie heute Mittag zurück?«

»Von der Fohlenkoppel, Herr Baron!«

»Aha, da ist der Weg schattig, wenn die Sonne durchbrechen sollte; ich denke Ihnen ein Streckchen entgegenzukommen. Guten Morgen und strengen Sie sich nicht zu sehr an.«



Um halb elf Uhr saß der Baron wieder in der Bibliothek und las und war eine halbe Stunde lang so sehr in sein Buch vertieft, welches er in der Hand hielt, daß er fast erschrak, als Treu etwas eilig hereintrat und mit einer Stimme, die seine innere Erregung verrieth, rief:

»Herr Baron, da ist der Unvermeidliche schon wieder! Aber der vornehme Herr kommt heute nicht zu Pferde, sondern in der Victoriachaise seines Vaters angefahren.«

Der Baron schlug ruhig sein Buch zu und indem er den alten Diener mit still lächelndem Blick ansah, sagte er mit ungewöhnlicher Gelassenheit:

»Laß es gut sein, Treu. Der Urlaub, den Herr von Stephani hat, wird auch einmal zu Ende gehen. Geh ihm entgegen und führe ihn in das Empfangszimmer, ich werde sogleich kommen.«

Treu verließ ihn mit Kopfschütteln, er konnte die so natürliche Ruhe seines Herrn über diesen ihm selbst so lästigen Besuch gar nicht begreifen. Der Baron aber, nachdem er sich mit beiden Händen über sein in der Mitte gescheiteltes weißes Haar gestrichen, als wolle er es noch mehr glätten, ging langsam dem Diener nach und bald war er wieder mit seinem Besuch im Gespräch begriffen, wobei ihn nach einer Viertelstunde die Damen unterstützten, die er von der Ankunft des Gastes hatte benachrichtigen lassen. –

Nach zwei Stunden war Kuno wieder abgefahren und auf Treu's Geheiß harkten die Gärtnerburschen den Fahrweg unmittelbar hinter ihm wieder glatt, als wären sie bemüht, schnell jede Spur zu verwischen, welche die Räder des Wagens aus Schaumburg zurückgelassen hatten.

Als sein Gast ihn verlassen und bald auch die Damen ihre Gemächer aufgesucht hatten, blieb der Baron sinnend auf seinem Stuhl im Empfangszimmer sitzen und erst, als er eine Uhr schlagen hörte, sah er auf, und als er bemerkte, daß es ein Uhr sei, gebot er Treu, ihm Hut und Stock zu holen, da er ja dem Inspector versprochen, ihm auf dem Wege nach der Fohlenkoppel entgegenzukommen.

Eine halbe Stunde später hatten sich die beiden Männer auch getroffen, und in ruhigem Gespräch kehrten

sie nach dem Schlosse zurück, um bald darauf zu Tisch zu gehen. Das Gespräch dabei war wie alle Tage ziemlich lebhaft, doch wurde von dem Offizier kein Wort gesprochen und der Inspector hätte von seinem Besuch gar nichts erfahren, wenn Fräulein Wanner nicht einige Geschichten wiedererzählt hätte, die sie heute gehört, ohne jedoch des Urhebers derselben mit einer Sylbe zu gedenken. Man lachte freilich über den blühenden Unsinn dieser Geschichten, die sich im Munde der sonst so ernstern Dame gar seltsam ausnahmen, aber man ließ auch kein Wort weiter darüber fallen, als wüßte doch Jeder, wem sie dieselben zu verdanken hatten.

Erst um drei Uhr bestieg der Inspector sein Pferd wieder und ritt langsam nach Schaumburg zurück, denn die Hitze war überaus groß und drückend geworden. Gleich nachdem er fort war, begab sich der Baron zur Ruhe, und um vier Uhr nahm er in der Rosenlaube wie gewöhnlich mit den Damen den Kaffee ein, wobei er ihnen einige interessante Artikel aus der neuesten Zeitung vorlas. Endlich gegen Fünf ließ man den großen Wagen kommen und fuhr darin eine Stunde spazieren, in den Wäldern umher, bergauf und ab, aber der Baron empfand keine Besorgniß mehr dabei, denn die hatte er ja in Folge der besonnenen Vorstellungen des Inspectors auch bereits abgestreift.

Um Sechs war man wieder im Schloß und gleich darauf langte der Inspector an. Als er in die Bibliothek trat, wo der Baron und Angela, Beide mit Lesen beschäftigt, allein saßen, sagte er, nachdem er sie begrüßt:

»Die Erndte rückt allmählig heran, Herr Baron, und wir müssen uns bald darauf vorbereiten. Gut, daß übermorgen der Verwalter kommt. Die Hitze reift das Getreide schnell, heute Abend aber werden wir, wenn nicht ein Gewitter, doch gewiß anhaltenden Regen haben.«

»O, das ist schade!« sagte Angela. »Da können wir ja nicht unsern Abendspaziergang im Freien machen und ich hatte mich schon auf die kühlere Luft und den schönen Sternenhimmel gefreut.«

»Dann bleiben wir in der Bibliothek, mein Kind,« erwiderte der Baron, »da ist es auch recht hübsch, wenn man so belehrende Gespräche hört, wie sie jetzt darin gehalten werden.«

»Und der Regen ist für uns eine Wohlthat, ein Segen,« bemerkte der Inspector, »ich habe mich lange nach ihm gesehnt und für unsere Wiesen ist er sogar unentbehrlich.«

»Wenn das ist,« schloß Angela das kurze Gespräch, »so füge ich mich gern. Und nun will ich die Herren bis zum Thee allein lassen, da ich mit Fräulein Wanner etwas in der Wirthschaft zu thun habe.« Sie knixte anmuthig gegen Beide und dann schwebte sie mit ihrem elfenartigen Gange zur Thür hinaus.

Bald aber sollte sich die Voraussage des Inspectors bewähren, denn rasch zog von Südwesten her dunkles Gewölk heran und verfinsterte die Luft so sehr, daß Treu schon zum Thee die Lampen hereinbringen ließ. Man hielt sich nur kurze Zeit bei dem einfachen Abendessen auf und begab sich bald in die Bibliothek, wo man um

den ovalen Tisch Platz nahm, auf den Treu die hellbrennenden Lampen stellen ließ.

So saß man denn ganz behaglich beisammen. Die Damen hatten eine leichte Handarbeit hervorgeholt, der Baron lehnte ruhig in seinem Sessel, Treu hatte seinen gewöhnlichen Platz in der Ecke eingenommen und nur der Inspector trat bisweilen an ein Fenster, um nach dem Himmel auszuschauen, der einen recht ergiebigen und warmen Regen auf die schmachtenden Felder herabgoß.

Plötzlich, als der Inspector eben wieder vom Fenster zurückgekehrt war und seinen Platz dem Baron gegenüber eingenommen hatte, während zwischen ihnen auf der einen Seite Angela, auf der anderen Fräulein Warner saß, sah Angela ihren Vater lächelnd und fragend an. Er mußte sie sogleich verstanden haben, denn er winkte ihr beistimmend zu. Sie stand rasch auf, ging nach dem Schrank, wo die Cigarren standen, und holte ein Kistchen daraus hervor, das sie unmittelbar vor dem Inspector auf den Tisch stellte, worauf sie freundlich sagte:

»Bedienen Sie sich, Herr von Rodenberg.«

Dieser sah sie mit augenscheinlicher Verwunderung an, denn bisher war in der Bibliothek noch nie geraucht worden. »Wie,« fragte er mit heiterer Miene, »rauchen? Hier?«

»Warum nicht? Mein Väterchen erlaubt es und raucht vielleicht auch eine Cigarre mit, was ich so gern an ihm sehe. Der Rauch thut uns nichts, er zieht gleich in den Kamin und Treu wird die Klappe öffnen.«

Der Baron nickte den Worten seiner Tochter Beifall, Treu befolgte sogleich den ihm gegebenen Auftrag und stellte dann eine brennende Kerze vor den Inspector hin. Aber erst als der Baron lächelnd nach einer Cigarre griff und sie anzündete, wagte der Inspector ein Gleiches und so saß man sich noch traulicher gegenüber als sonst und der alte Treu hatte mit dem Gedanken, den er eben still in sich verarbeitete, ganz Recht, denn er sagte sich: »Es ist doch wunderbar, was dieser Mann auf meinen alten Herrn schon Gutes gewirkt hat. Ist er nicht ein ganz anderer Mensch geworden, seitdem er an seiner Seite steht? Ja, er sieht auch fester, männlicher, entschlossener aus, und wenn das so fort geht – und fortgehen muß es – so werden wir bald einen noch größeren Triumph erleben. Ah!« –

»Was haben Sie heute Alles vollbracht?« begann der Baron alsbald das Gespräch.

»Nicht gerade viel,« entgegnete der Inspector. »Ich habe nur zu sehen und zu beobachten gehabt. Aber das hat mir gerade heute eine recht besondere Freude gemacht. Ich bin langsam um das ganze Gut geritten und habe mir seine Lage und seine Verhältnisse von Neuem eingeprägt. Es ist doch ein ganz herrliches Stück Land, Herr Baron, welches der Himmel Ihnen zur Verfügung gestellt hat. Auf anmuthig geschweiften Hügelketten zieht sich Acker neben Acker, Wiese neben Wiese hin und alle sind mit dem fruchtbarsten Boden bedeckt, auf dem das

schönste Getreide und das saftigste Gras wächst. Dazwischen nehmen sich auf ihren kleinen Hügeln die Baumgruppen und namentlich die alten Schutzlinden gar malerisch aus. Auch in dem großen wildreichen Gehölz, welches an den Park stößt, bin ich gewesen und ich habe ein wahres Wohlgefallen an dem kräftigen Wuchs der Eichen und Buchen gehabt. Und was soll ich nun von Schloß Schaumburg und seinem Park selber sagen! Ich habe es mir einmal recht behaglich von den großen Rasenflächen der Vorderfront betrachtet. Es hat doch eine sehr ansehnliche Architektur, dies alte Schloß, und die Gartenpartien davor könnten mit leichter Mühe noch viel schöner hergestellt werden.«

Der Baron war, sobald die Rede auf Schaumburg kam, unruhig hin und hergerückt, Angela aber blickte bei den letzten Worten freudig auf und jetzt nickte sie dem Sprecher voller Antheil zu.

»Ach, wie sehr haben Sie Recht!« sagte sie rasch. »Und nun sollten Sie einmal das Schloß erst im Innern sehen, da hat man wahrhaftig noch mehr Genuß und Freude an Allem, was die Vorfahren meines Väterchens gebaut, zusammengetragen und so reich geschmückt haben. Aber leider sind wir noch immer nicht dazu gekommen, es zu besuchen und zu bewundern, und das thut mir recht leid.«

»Wir werden auch wohl so bald nicht dazu kommen,« erwiderte der Inspector, indem er es vermied, seine Augen zu dem Antlitz des lieblichen Mädchens zu erheben,

das die ihrigen in aller ihrer Unschuld und Milde aus ihm ruhen ließ.

»Warum denn nicht?« fragte sie verwundert.

»Wenn Sie es wünschen,« fuhr der Inspector fort, nachdem er sich rasch gefaßt und nun das forschend auf ihn blickende Mädchen voll und fest ansah, »so will ich Ihnen eine ehrliche Antwort darauf geben. So lange ich auf Schaumburg wohnte und mit dem Herrn Amtsrath und seiner Familie verkehrte, nothwendig mit ihm verkehren mußte, mochte die Möglichkeit und mit ihr die Gelegenheit zu dieser Besichtigung geboten sein, jetzt aber, seitdem ich auf dem Schneckenberge zu wohnen die Ehre und die Bekanntschaft Ihres Herrn Vaters und die Ihrige gemacht habe, mein gnädiges Fräulein, sagt mir die Gesellschaft dort unten nicht mehr zu und ich betrete das Schloß nur noch, wenn ich absolut muß.«

»Aber Sie müssen doch zugestehen,« fuhr Angela hocherröthend fort, »daß das Schloß an sich schön ist und daß es unter anderen Umständen wohl ein Glück sein könnte, dasselbe zu bewohnen?«

»Das habe ich schon dadurch zugestanden, daß ich es so schön und anziehend fand, wie ich vorher gesagt, und freilich, wenn Sie sagen: unter anderen Umständen, dann haben Sie noch mehr Recht. – Nur die Menschen, die einen Ort bewohnen,« fügte er ruhiger und bedacht-samer sprechend hinzu, »machen ihn liebsam oder nicht, und *unter Umständen* kann sogar ein an sich ganz reizloser Ort große Reize besitzen. Setzen Sie – ich will mich einmal recht stark ausdrücken und Sie müssen mir das



verzeihen – setzen Sie Engel in eine Wüste, so wird sie uns bewohnbar, ja anziehend erscheinen; setzen Sie dagegen Teufel in ein Paradies – und es wird uns kein Paradies mehr sein.«

Angela wurde wieder bleich, noch bleicher als sie gewöhnlich war. »Wer ist denn der Teufel unten im Schloß?« fragte sie mit bebenden Lippen.

»Ich sprach ja nicht von diesem Schloß,« erwiderte der Inspector lächelnd, »sondern nur ganz im Allgemeinen, also kann ich auch Niemanden dort unten als Teufel dencunciren. Nicht wahr, Herr Baron?«

Der Baron hatte dieser Unterhaltung, die ihm namentlich durch die darin Mitwirkenden interessant erschien, schweigend zugehört, jetzt aber zum Reden aufgefordert, sagte er sanft:

»Angela, liebes Kind, ich glaube, unser junger Freund hat auch diesmal Recht. Mir behagen die Menschen dort unten auch nicht, Du weißt es, und darum gehe ich auch nicht dahin. Aber laßt Schaumburg Schaumburg sein und sprechen wir lieber von etwas Anderem. Sie sagten vorher, Herr von Rodenberg, die Erndte würde dies Jahr eine gute sein. Das zu hören, ist mir angenehm. Nicht etwa darum, weil ich das daraus gewonnene Geld an sich selbst liebe, sondern weil mir wieder daraus die Aussicht erwächst, daß ich vielleicht in diesem Jahre mit meinen Ersparnissen – *für einen gewissen Zweck*« – er betonte diese Worte stark – »die Höhe erreichen kann, die ich vor meinem Tode noch einmal erreichen möchte.«

»Warum brauchen Sie denn Ihr Geld noch zu besonderen Zwecken anzulegen und Ersparnisse zu sammeln?« fragte der Inspector mit der natürlichsten Gelassenheit. »Ich dünkte, Ihre jährlichen Einkünfte aus Ihren Gütern, namentlich aus Schaumburg, wären Ihnen sicher genug?«

Der alte Treu war von seinem Platz ganz leise herangeschlichen und hatte sich dicht hinter den Stuhl des Barons gestellt. Von hier aus, dem Inspector gerade gegenüber stehend, sah er denselben mit einem bedeutungsvollen Kopfnicken an, als wolle er ihn ermutigen, fortzufahren, aber der Inspector schien seine Geberde nicht zu verstehen, auch wurde seine Aufmerksamkeit sogleich durch den Baron in Anspruch genommen, der die vorher gesprochene Frage mit den Worten erwiderte:

»Ach, mein lieber Herr von Rodenberg, nichts auf der Welt ist unsicherer als der irdische Geldbesitz. Wir glauben für unsere Zukunft völlig gesorgt zu haben, wenn wir unser Geld, wie man sagt, fest und sicher angelegt haben, entweder in Grundbesitz oder in Papieren oder sonst wie. Aber wie trügerisch ist leider oft das Alles! Schon morgen kann irgend ein Unglück hereinbrechen, an das heute noch kein Mensch denkt, und wir haben Alles verloren, was wir besaßen. Mein Gut ist freilich sicher, es kann mir ohne Ersatz nicht abbrennen und noch weniger geraubt werden; der Boden trägt schöne und kostbare Frucht, aber es könnten doch auch bei mir einmal Jahre hindurch Mißerndten kommen und die gehofften Einkünfte ausbleiben. Diesen Fall – Sie werden vielleicht

sagen, daß es auch eine überflüssige Sorge sei – habe ich nun beständig im Auge behalten, und so habe ich seit Jahren, ohne Jemandem ein Wort davon zu sagen, nur Treu wußte davon, und jetzt wissen Sie und Angela es – alles mögliche flüssige Geld, was ich erübrigen konnte, anderweitig und nach meinem Dafürhalten sicher angelegt, damit, wenn ich einmal sterben sollte, und plötzlich sterben, denn auch ich bin ja nur ein Mensch und mir kann also jeden Tag etwas Menschliches begegnen – wenigstens mein Kind außer ihrem Recht auf dies Gut und seine Einkünfte etwas Bestimmtes hat, worauf es fußen und sich das Leben nach gewohnter Weise angenehm und heiter gestalten kann. – Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß Sie über diese Sache nicht weiter sprechen mögen. Ich setze das voraus, weil ich Vertrauen zu Ihnen habe, und so dürfen Sie diese Bemerkung für eine überflüssige halten und ich bitte deshalb um Verzeihung.«

Es trat, da der Inspector nichts antwortete, eine längere Pause im Gespräch ein, die endlich, da sie etwas peinlich wurde, Fräulein Wanner unterbrechen zu müssen glaubte, und so sagte sie:

»O, Herr Baron, da fangen Sie einmal wieder von Ihrem Tode zu sprechen an. Daran sollten Sie jetzt doch nicht denken, wo Sie sich so gesund und munter fühlen, wie nie.«

»Warum nicht, liebe Wanner? O ja, der Mensch soll wohl bisweilen an den Tod denken und mag sogar davon sprechen, denn er ist dem Menschen das Unvermeidlichste und, wenn man will, auch das Natürlichste, und weil

ich davon spreche, darum sterbe ich keinen Augenblick früher, als mir beschieden ist, wie auch den stärksten und gesundesten Menschen der Tod überraschen kann, wenn er am wenigsten daran denkt. Ach ja, wir haben traurige Beispiele davon erlebt!«

»Sie haben Recht,« nahm der Inspector das Wort, der den üblen Eindruck, den dies Gespräch auf den Baron zu machen schien, so schnell wie möglich verwischen wollte. »Man kann wohl an den Tod denken, damit ruft man ihn nicht, obgleich es für viele Menschen etwas Furchtbares ist, sich vorzustellen, daß man einst sterben muß.«

»Ja, da haben Sie sehr Recht,« sagte eifrig und doch mit wehmüthiger Regung der Baron, »auch nach meinem Gefühl giebt es nichts Schmerzlicheres, als sich vorzustellen, daß man einst aufhören wird, zu athmen, zu denken, zu sorgen – für Die, die man liebt. Und wenn Einen dieser Gedanke einmal in der Nacht überkommt, so ist es mit der lieben Ruhe vorbei. Ja, mitten aus dem warmen Leben, aus dem man sich oft so behaglich und glücklich fühlt, sich hinauszudenken und sich zu sagen, daß man in der kalten Erde oder in feuchter Gruft – sei es wo es sei – kalt und starr daliegen wird, das ist nichts, was das froh schlagende Herz des Menschen angenehm belebt. Ich für meine Person würde es zwar nicht bedauern, einst dies Leben verlassen zu müssen und vielleicht – vielleicht mit anderen theuren Personen, die uns in jene Welt vorangegangen sind, wieder vereinigt zu werden, denn für mich hat das Leben, wenigstens in meiner Jugend, weit mehr Schmerzen und Qualen als Freuden und Genüsse gehabt,

aber – meine Angela verlassen zu müssen, ihre Augen nicht mehr zu sehen, ihre Stimme nicht mehr zu hören und sie vielleicht in Händen zu wissen, die sie nicht wie die meinigen pflegen und tragen, das ist mir ein herzzerreißender und kaum erträglicher Gedanke. Stimmen Sie mir nicht bei, Herr von Rodenberg?«

»Ja, aus vollem Herzen, Herr Baron, aber auch darüber dürfen Sie sich keine Sorge machen vor der Zeit, und müssen Gott, dem Allmächtigen, das Weitere überlassen. Er wird schon die Hände zu wählen und zu finden wissen, die Ihre Tochter eben so liebevoll beschützen und tragen, wie die Ihrigen, und wenn es freilich keine Vaterhände sind, so sind es eben – andere, die seine Stelle vertreten.«

»O, welchen Trost träufeln Sie da in mein Herz, mein Lieber!« rief der Baron mit überfließenden Augen. »Ach, wenn Sie doch die Macht besäßen, mir diese Hände im Voraus zu zeigen, ehe ich meine Augen schließe, wie würde ich Sie dafür segnen und mit Ruhe dem Ende meiner Tage entgensehen!«

»Zeigen kann ich Ihnen diese Hände nicht,« erwiderte der Inspector, indem eine glühende Röthe seine Wangen überflog, »aber das Vertrauen habe ich, das felsenfeste, daß sie sich einst finden werden. Und nach Allem, was ich bis jetzt von Ihnen und Ihrem Fräulein Tochter weiß, *muß* der Mann, der einst Ihre Stelle bei ihr vertreten wird, wenn er Ihre Gefühle und Besorgnisse über diesen Punkt kennt, sich um so mehr bemühen, den Schatz

zu ehren und zu behüten, den Sie in der ersten zarten Jugend mit so großer Sorgfalt bewacht und geliebt haben.«

Der Baron reichte dem Inspector über den Tisch fort die Hand und sagte warm und herzlich: »Ich danke Ihnen, das war wenigstens ein Trost, der aus dem Herzen kam und deshalb auch zum Herzen gegangen ist.«

---

Es war elf Uhr geworden und der Inspector hatte sich aus der Bibliothek verabschiedet, nachdem er Allen, selbst Treu, er wußte selbst eigentlich nicht, warum, die Hand gereicht. Bald nach ihm ging auch Fräulein Wanner zur Ruh und nur der Baron blieb, nachdem er Treu fortgeschickt, noch mit Angela einige Augenblicke allein.

Als sie sich Beide ungestört sahen, standen sie vor einander still und blickten sich lange liebevoll und zärtlich an. Plötzlich hatten sich ihre Arme umschlungen und der Vater drückte sein heißgeliebtes Kind innig an sein voll schlagendes Herz. Endlich ließ er sie sanft los und sagte:

»Nun, mein Kind, sind solche Abende und Gespräche nicht schön?«

»Gewiß, Väterchen, aber an den Tod wirst Du doch nicht so oft denken?«

Er sah sie mit seligem Lächeln an und sagte: »O, mein süßes, theures Kind! Ich will Dir einmal etwas recht im Vertrauen sagen. Ich habe früher oft mit innerem Schauder und tausend Schrecken daran gedacht, und jetzt, ich weiß nicht, wie es kommt, denke ich zwar auch noch mit

Schmerz daran, aber dieser Schmerz ist linder, ist erträglich geworden. Dieser junge Mann – Du weißt schon, wen ich meine – hat eine unglaubliche Einwirkung auf mich geübt, eine viel größere, als Du Dir vorstellen magst. Mit einem Wort: er hat mir meinen männlichen Muth wiedergegeben, mit dem man Alles ertragen kann, und das kommt allein daher, weil er selbst so muthig, so stark, so mächtig ist, daß er beinahe Alles kann, wie mir bisweilen scheinen will. Meinst Du nicht auch?«

Angela erhob ihren Kopf wieder, den sie gesenkt, und legte ihn an seine Schulter und dann sah sie ihn mit feuchtwerdenden Augen an.

»Alles?« hauchte sie fast nur. »Doch wohl nicht, denn er ist ja nur ein Mensch, aber Viel – Viel vermag er, das ist gewiß, und der lebende Beweis davon in meinen Augen – bist Du, den er mir jetzt in einem Lichte erscheinen läßt, wie ich ihn nie zuvor gesehen. Mag es zwischen ihm und Dir so bleiben, mein Vater!«

»So bleiben?« fragte der Baron wie im plötzlichen Freudenrausch.

»Was denn sonst, Väterchen?«

»Nun, kann es denn nicht noch besser werden, als es ist?«

»Ich verstehe Dich nicht!«

»Ach, Kind,« versetzte der Vater, ganz leise sprechend, »ich verstehe mich jetzt manchmal auch nicht; aber das ist es ja eben, ich bin an die Freude, die ich gegenwärtig habe, nicht gewöhnt und darum bin ich so glücklich und

aus mir selbst gerückt, und ein so glücklicher Mensch versteht sich immer so schwer und fragt sich tausend Mal: ist es denn wahr, daß ich so glücklich bin und warum bin ich es erst jetzt geworden?«

»Danke Deinem Gott dafür, Väterchen; und nun will ich Dir gestehen, daß ich jetzt auch recht glücklich bin und mich – mich auch bisweilen nicht recht verstehe.«

»Du auch? O, das ist ja herrlich! Sieh, da sind wir wieder einmal auf einen Punkt zusammengerathen und so muß es immer zwischen uns bleiben.«

»Nein, besser werden, Väterchen, Du hast es ja eben selbst gesagt.«

Er lächelte sie wieder selig an und Beide umschlangen sich nochmals und küßten sich innig, ehe sie von einander schieden.

#### SECHSTES CAPITEL. DER AMTSRATH TRITT ALS BRAUTWERBER AUF.

An demselben Abend, vielleicht zu derselben Stunde, als die letzte Unterredung zwischen dem Baron und Angela in der Bibliothek auf dem Schneckenberg stattfand, saßen in des Amtsraths elegantem Wohnzimmer zu Schaumburg dieser und sein Sohn, natürlich bei einigen Flaschen guten Weines beisammen und besprachen in ernster Rede das lange beschlossene Unternehmen, welches ihre Gemüther für den Augenblick ganz und gar beschäftigte und von dessen immerhin möglichem Erfolg der Amtsrath sich eine so große Erleichterung, wenn



nicht eine gänzliche Befreiung von allen ihn mehr und mehr bedrängenden Sorgen versprach.

Während der Sohn bei diesem für ihn so wichtigen Gespräch so ruhig geblieben war, als ob es sich um eine unbedeutende Kleinigkeit handle und selbst zwischen die ernstesten Vorhaltungen des Vaters seine witzigen Bemerkungen eingeflochten hatte, war Dieser in einen sehr warmen Eifer gerathen und hatte sich zuletzt einen ganz dicken und rothen Kopf gesprochen. Als er aber dann mit allen seinen Auseinandersetzungen, so weit er den leichtfertigen jungen Mann in seine geheimsten Verhältnisse blicken lassen wollte, zu Ende gekommen war, sagte er zu ihm, nachdem er gewissermaßen zur Stärkung nach solcher Anstrengung noch einen großen Römer goldgelben Rüdesheimers hinuntergestürzt:

»So stehen also die Sachen, Kuno. Nun kennst Du meine Ansicht der Dinge, die Verhältnisse dort und hier, und Du wirst endlich begriffen haben, was Dir bisher noch unbekannt war, daß es sich nämlich bei diesem Unternehmen für mich nicht um eine Bagatelle, sondern um die höchsten Lebensinteressen handelt. Beharrst Du nun darauf, daß ich morgen den Gang für Dich thue, der mir wahrhaftig nicht leicht werden wird, so sprich es noch einmal klar und verständlich aus.«

»Ja, ich beharre darauf,« erwiderte der leichtfertige Sohn ohne Besinnen. »Wie ich schon einmal gesagt: Nur dem Muthigen gehört die Welt, so sage ich noch jetzt, und wenn Dir der Gang auch etwas sauer werden mag,

thu' ihn in Gottes Namen, den Kopf kann es weder Dir noch mir kosten.«

»Den Kopf nicht, nein, aber Schweißtropfen genug, Kuno, wenn ich den häklichen alten Mann mit einer Bitte angehen soll, wie ich noch keine an ihn gerichtet, so lange ich auch schon mit ihm in geschäftlicher Verbindung stehe. Bisher galten alle Vorschläge, die ich ihm machte, immer nur seinem eigenen Nutzen, jetzt aber soll ich zum ersten Mal für mich und Dich das Wort ergreifen und zu unserm beiderseitigen Besten seine Gunst zu erlangen suchen.«

»Wie denn?« fragte Kuno mit etwas weit aufgerissenen Augen, denn er war bereits sehr müde und sehnte sich nach seinem behaglichen Bett, »ich verstehe Dich nicht recht. Hat der Baron denn nicht auch Nutzen davon, wenn ein ansehnlicher Mann seiner Tochter seine Gunst schenkt und, indem er sie zu seiner Gemahlin macht, auch ihre Zukunft sicher stellt und ihr das schöne Gut erhält, das, wenn ihr Vater morgen stürbe, ihr für ewige Zeiten verloren wäre?«

Der Amtsrath wiegte bedenklich den immer mehr anschwellenden Kopf. »Die Menschen haben über einen und denselben Punkt verschiedene Meinungen,« sagte er, »und der Baron ist von jeher ein eigensinniger, unberechenbarer und bei aller seiner scheinbaren Milde und Demuth auch ein hochmüthiger Narr gewesen, der zugleich seinen wahren Vortheil nie verstanden hat und ihn stets wo anders sucht, als er zu finden ist. Herr Gott, wenn

ich an seiner Stelle gewesen wäre, ich hätte wahrhaftig anders gewirthschaftet und gelebt, als er!«

»Ach was!« lallte Kuno, indem er wiederholt gähnte. »Das laß jetzt nur. Ich bin müde – Dein Wein ist schwer – ich muß schlafen.«

»Ja, Du schläfst ruhig und süß,« grollte der Vater, »aber ich – ich quäle mich in Gedanken ab, was für eine Scene morgen Abend bei uns abgespielt werden wird.«

»Eine gute und angenehme, verlaß Dich darauf. Mir sagt es ein ganz bestimmtes Vorgefühl, als ob ich zu einer siegreichen Schlacht ginge.«

»Nun, so sei es denn! Geh' und ruhe sanft. Du bist noch in den glücklichen Jahren, wo man Andere für sich sorgen läßt, aber Dein Haar wird auch einmal grau werden und dann wirst Du Dich dieser Nacht erinnern, wie da Dein Vater für Dich gebangt und sich gekümmert hat.«

»Ach, male den Teufel nicht an die Wand, Vater, mit dem grauen Haar. Ich habe schon genug und lasse sie mir nur alle Morgen ausreißen, damit man den Uebergang vom Sommer zum Herbst nicht so leicht gewahr werde. Aber nun gute Nacht – ich kann nicht mehr auf den Beinen stehen.«

»Gute Nacht!« sagte der Vater, dem Sohn verwundert nachblickend, der ohne weiteren Gruß zur Thür hinaus wankte und dann auf dem Corridor nach seinem Bur-schen brüllte, als ob er das ganze Haus zum Zeugen aufrufen wolle, daß jetzt die Zeit gekommen, wo Herr Kuno von Stephani zu Bett gehe. –

Der Amtrath hatte richtig vorausgesehen: viel Ruhe sollte er in dieser Nacht nicht finden. Es ging ihm mehr, viel mehr im Kopf herum, als er seinem Sohn in den all-gemeinsten Umrissen angedeutet, und der Gang, den er am anderen Morgen vorhatte, war in der That für ihn ein sehr schwerer und bedeutungsvoller, das verhehlte er sich gar nicht. Indessen wie die Sachen einmal lagen, mußte er gethan werden, und so sollte er gethan werden.

»Nein, den Kopf,« sagte er sich schließlich, als er schon im Bette lag und ruhelos von einer Seite zur anderen wandte, »den Kopf kann es mir nicht kosten, aber – mein schönes Amt. Denn wenn der Alte seine verrückte Laune bekommt, ehe er für unzurechnungsfähig erklärt und unter Curatel gestellt ist, dann kann es ihm plötzlich einfallen, zu sagen: ›Ich brauche keinen so kostspieligen Administrator auf Schaumburg mehr, ich bin selbst Mann genug, mir Gehorsam und Geltung zu verschaffen, und ich habe sogar das Recht dazu. Den Amtrath habe ich bisher nur aus purer Menschenfreundlichkeit und weil ich ein altes Gewohnheitsthier bin, geduldet, jetzt kann und will ich selbst für mich arbeiten, und wenn meine Kräfte nicht so weit reichen, so bestelle ich mir einen jungen Actuar, der mir nicht so viel Geld kostet und Dasselbe leistet.‹ Ja, das kann er thun, ich traue es seinem hartnäckigen Eigensinn sogar zu, aber nein,« sagte er nach einigem Besinnen, »das wird er doch nicht thun, dazu hat er keine Courage und ich werde mich morgen schon so freundlich und zärtlich benehmen, daß er höchstens

den Kopf schütteln und sagen kann: »Nein, mein Lieber, das geht nicht, aus den und den Gründen nicht!«

Er hielt wieder in seinem Selbstgespräch inne, dann fuhr er plötzlich in die Höhe, als hätte er den Baron wirklich ›Das geht nicht!‹ sprechen hören. »Wie,« sagte er zu sich, »das geht nicht? Nun, bei Gott, wenn er das sagt, dann hat er bei mir Alles verloren, dann gebe ich ihn auf und gehe mit seinen Sünden in's Gericht, und ich – ich werde ihm ein strenger Richter sein, ja, das werde ich und er soll seine wahrhafte Freude daran haben!«

Der gute Amtsrath sprach oder dachte schon halb im Schlaf, denn was er dachte und sprach, war eigentlich Unsinn, da seine Kraft allein ja nicht zum hundertsten Theil ausreichte, den Baron zu einem verlorenen Mann zu machen und sich das mit Gewalt anzueignen, was er jetzt durch eine klug ausgedachte List zum Seinigen zu machen den Entschluß gefaßt hatte. –

Als er nach wenigen Stunden unruhigen Schlummers, aus dem ihn mehrmals entsetzliche Träume aufgeschreckt hatten, am nächsten Morgen erwachte, sah er schon, noch ehe die Vorhänge aufgezogen waren, an dem trüben Licht im Zimmer, daß es schlecht Wetter sei, und bald hörte er auch an den vom Dach fallenden Tropfen, daß es stark regne. Mit einem unsäglich unangenehmen Gefühl zog er später einen Vorhang auf und als er in die von Nebel umhüllte Landschaft blickte und vor düsteren Wolken nichts vom blauen Himmel sah, sagte er zu sich:

»Das sind trübe Aussichten zu einer Brautwerbersfahrt, wie ich sie vorhabe. Aber – weg mit dem Jammer

und heraus mit der That, ich will wieder ein stählerner Mann sein und wie sonst immer den Stier bei den Hörnern fassen, und an den Regen werde ich so wenig denken, wie ihn empfinden, wenn ich in meinem verschlossenen Wagen sitze und meine Pferde den Berg hinauf galoppiren, ha!.«

Cornelia ließ sich, so lange der Vater noch im Hause war, nicht sehen, weder von Diesem, noch von dem Bruder. Sie habe Kopfschmerzen und liege im Bett, werde also auch nicht zum Frühstück kommen, ließ sie heruntersagen, und dem Amtrath war es ganz recht, einmal allein am Kaffeetisch zu sitzen, denn auch Kuno schlief ohne Kopfschmerzen noch süß, er hatte ja heute einmal Zeit, da der Vater den Besuch auf dem Schneckenberg für ihn übernommen hatte. So begab sich der Amtrath denn um acht Uhr in sein Bureau, conferirte mit seinem lieben Fuchs, der fleißig wie stets war, und als er mit ihm das Geschäftliche abgehandelt, sagte er mit vielsagender lächelnder Miene:

»Fuchs, ich fahre heute Morgen in einer wichtigen Angelegenheit nach dem Berge – Sie wissen es wohl schon?«

Fuchs machte ein verschmitztes Gesicht, wie er es auch anzunehmen verstand, wenn er nichts wußte, denn er gehörte zu den Menschen, die nie zugeben mögen, daß ihnen irgend Etwas, wenn sie es auch gar nicht wissen oder verstehen, unbekannt sei. Uebrigens hatte er bei Tische oder sonst wo genügende Einzelheiten aufgeschnappt, um bei seinem Combinationstalent so ziemlich das Richtige zu treffen. So sagte er denn:

»Ja wohl, Herr Amtsrath, ich denke es mir wenigstens.«

»Sie sind ein Schlaukopf! Nun, dann halten Sie reinen Mund und schwatzen Sie nicht aus der Schule, bis ich Ihnen das Schloß vom Munde nehme. Lange dauert es nicht, schon heute Abend vielleicht, Fuchs, lieber Fuchs, werden wir große und wichtige Dinge mit einander zu besprechen haben. Guten Morgen!«

Unmittelbar aus dem Bureau ging er in sein Ankleidezimmer und nun putzte er sich, als ob es schon zu einer Hochzeit ginge. Heute mußten einmal der selten getragene Frack, die weiße Cravatte und der feingebürstete Cylinderhut ihre Dienste thun, und so mit allem Erforderlichen ausgerüstet, erwartete er seinen schönen Wagen mit den im besten Geschirr prangenden Pferden, nebst Kutscher und Heinrich trotz Regen und Wetter in großer Livrée, um – im Galopp nach dem Berge zu fahren und, bis er oben war, unterwegs das martialische Gesicht in die rechten Falten zu legen und sich Muth über Muth einzusprechen, der ihm auch endlich wieder gekommen war, als er, ein so thatkräftiger und entschlossener Mann, sich erst im Beginn der lange bedachten Thätigkeit befand.

---

Der Baron saß in seiner Bibliothek und arbeitete mit einer wahren jugendlichen Lust und einem Eifer, wie er ihn lange nicht gespürt, an einem Schriftstück, welches ihn seit dem vorigen Abend und fast während der ganzen

Nacht beschäftigt hatte. Es war dies ein für ihn und seine einstigen Erben sehr werthvolles Dokument, denn es betraf nichts Anderes als sein Testament, an das er schon oft gedacht und welches ihm stets von Neuem bedenkenswerth erschien, wenn er einmal mit irgend Wem über seinen möglicher Weise bald bevorstehenden Tod gesprochen hatte. Heute indessen peinigten ihn nichts weniger als Todesgedanken, im Gegentheil, das Leben hatte ihn nie so süß angelächelt wie jetzt, nie hatte es ihm schönere Aussichten für die noch erreichbare Zukunft geboten und so befolgte er, wenn er seinen letzten Willen im Entwurf niederschrieb, nur mit eiserner Consequenz den stets geübten Grundsatz, das schon heute zu thun und abzumachen, was doch einmal geschehen mußte, und nichts für den ungewissen kommenden Moment aufzusparen, der ihm leicht unter den Händen entschlüpfen könnte, wenn er ihn nicht zu geeigneter Stunde festhielt und zu einem seinen Wünschen und Zwecken dienstbaren gestaltete.

Ja, er befand sich heute in einer außerordentlich behaglichen Stimmung. Das gestern Abend mit seiner Tochter geführte Gespräch, wenn es auch nur in vagen Andeutungen oder noch unerörterten, unklaren Vermuthungen bestanden hatte, erfreute ihn noch immer in innerster Seele, und so schrieb er Alles nieder, was sich mit dem gestern unausgesprochenen Gedanken verband und was seinem Kinde, wenn er nicht mehr war, beweisen sollte, daß er eben so liebevoll für dasselbe nach seinem



Tode gesorgt, wie er es während seines Lebens so überschwänglich und reich gethan hatte.

Da war es ihm – der Zeiger der Uhr deutete eben auf ein Viertel nach Elf – als ob er rasch einen Wagen heranrollen höre, und kaum hatte er von seinem Platz aus nach dem Fenster geblickt, so sah er in der That im vollen Regen einen dicht verschlossenen Wagen am Fenster vorbei nach dem Einfahrtsthor des Schlosses fahren. Er brauchte nur einen Blick darauf zu werfen, so hatte er ihn erkannt; es konnte kein anderer sein, als der Wagen des Amtraths aus Schaumburg, denn die schönen Grauschimmel, mit denen derselbe gewöhnlich fuhr, waren es ohne Zweifel und die glänzenden gelben Regenröcke, die über die Livréen des Kutschers und Bedienten gezogen waren, schienen ihm auch bekannt.

»Was,« sagte er zu sich, »schon wieder? Nun, der Herr Lieutenant ist ja sehr consequent, er scheut sogar den Regen nicht, um seinen Besuch abzustatten. Indessen, heute hätte er mich auch eine Stunde schreiben lassen können, ich wäre ihm recht dankbar dafür gewesen.«

Noch war er nicht von seinem Stuhle aufgestanden und hatte nur schnell sein kaum begonnenes Dokument in einen Kasten geschlossen, da riß Jemand von außen die nach dem Empfangssaale führende Thür etwas hastig auf und Treu, mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens im faltigen Gesicht, wurde sichtbar.

»Herr Baron,« rief er mit seltsamem Eifer, »so eben kommt der Amtrath von Schaumburg in voller Gala angefahren. Er trägt einen schwarzen Frack und hat eine

weiße Cravatte um den Hals, und er will Sie gewiß in einer wichtigen Angelegenheit sprechen.«

»Der Amtrath? Er selber?« fragte der Baron in sichtlicher Betroffenheit. »Was will denn der schon wieder in solchem Aufzuge bei mir? Will er sich etwa noch einmal verheirathen und mir die Meldung davon selbst überbringen? – Geh' ihm entgegen, Treu, und führe ihn in den Empfangssaal, ich werde nicht lange auf mich warten lassen, obgleich er mir gerade jetzt sehr ungelegen kommt.«

Treu war schon wieder fort und der Baron blieb in der That etwas bestürzt zurück, wie es denn einem fleißigen Arbeiter, der sich mit etwas Wichtigem beschäftigt, stets unangenehm ist, wenn er von einem Besuch, der noch dazu kein willkommener ist, in seinem stillen Treiben unterbrochen wird. Und so gebrauchte er einige Zeit, um sich zu sammeln, dann knöpfte er den kurzen Schnurrock von schwarzem Sammet, den er heute trug, fest zu und schickte sich an, dem störenden Besuch entgegenzugehen.

Der Amtrath wunderte sich, als er ausgestiegen war, daß ihn nicht gleich wie sonst irgend ein Diener oder der alte Treu empfing und er war schon die kleine Treppe nach der Halle emporgestiegen, als der Letztere endlich erschien und sich vor ihm mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, aber mit dem kalten Ernst verbeugte, den er diesem Herrn gegenüber stets zu zeigen pflegte.

»Guten Morgen, mein Lieber,« sagte der Amtrath mit herablassender Würde, »ist der Herr Baron zu sprechen?«

»Er wird sogleich die Ehre haben, Herr Amtrath. Bitte, treten Sie nur hier ein, ich werde Sie meinem Herrn sofort melden.«

Damit verließ er ihn, indem er nicht zum Baron ging, dem ja die Ankunft des Besuchs schon gemeldet war, sondern sich in irgend einer anderen Richtung des Schlosses begab, um in aller Ruhe das Resultat dieses seltenen Besuchs abzuwarten.

Der Amtrath befand sich also allein in dem schönen Empfangszimmer und behielt Zeit genug, sich darin gemächlich umzuschauen, denn der Baron ließ diesmal ungewöhnlich lange auf sich warten. Dem Herrn von Schaumburg war es durchaus nicht angenehm, daß er nicht gleich in die Bibliothek gerufen ward, in der er sich viel behaglicher und ungestörter befunden hätte, als in dem Raume, in welchem der Baron jeden Anderen, sogar jeden Bauer empfing, dem er keine besondere Aufmerksamkeit erweisen zu müssen glaubte. Als er sich aber lange genug die Gemälde an den Wänden betrachtet, ging er, leise auf den Zehen schleichend, nach den zwei Thüren, die in Seitengemächer führten, öffnete sie vorsichtig und blickte hinein. Er schien befriedigt, als er Niemanden sah und so konnte er sich für überzeugt halten, daß kein Mensch sein Gespräch mit dem Baron belauschen könne, wenn derselbe, wie nun zu erwarten stand, in diesem Zimmer mit ihm reden sollte.

Da hörte er ein leichtes Hüsteln von der Seite der Bibliothek her, und rasch in die Mitte des Zimmers tretend und den Cylinderhut zum ergebensten Gruß in der Hand

haltend, blieb er mit gespanntem und nach der Thür gewandtem Blick hochaufgerichtet stehen. Gleich darauf öffnete sie sich und der Baron wurde unter der zurückgeschlagenen Portièrè sichtbar, mit einer Miene, die so mild wie immer war, aber einem aufmerksamen Beobachter doch eine gewisse Betroffenheit und innere Spannung verrathen hätte.

»Guten Morgen, Stephani!« sagte er, als er dicht vor dem Amtrath stand und ihm zum Gruße die Hand bot. »Aber was sehe ich?« fügte er hinzu, »in solchem feierlichen Ornat? Und bei diesem bösen Wetter scheuen Sie nicht den Weg zu mir? Was ist denn geschehen, was Sie zu solchem Thun veranlaßt?«

»Herr Baron,« begann der Amtrath mit tiefer Verbeugung, wobei er seinem energischen Gesicht den Ausdruck wahrhafter Hingebung und mildester Gemüthsstimmung zu geben versuchte, »mein heutiger Morgenbesuch machte sich durchaus nothwendig; es war unter den vorliegenden Umständen keine Zeit zu verlieren und Sie werden sich das am Ende unseres hoffentlich zu einem guten Resultat führenden Gesprächs selbst sagen. Lassen Sie mich also, da es sich heute um etwas für mich sehr Bedeutsames handelt, einmal etwas umständlich sein und, wie die Lateiner sagen, deren Sprache wir ja Beide verstehen, *ab ovo* anfangen.«

Der Baron sah ihn immer erstaunter an, sprach aber nichts, sondern nickte nur. Eben wollte der Amtrath wieder zu reden beginnen, als der Baron ihm in's Wort fiel und sagte:

»Erlauben Sie. Wenn wir, wie es mir scheint, etwas lange mit einander zu sprechen haben, so dürfte es gerathen sein, uns zu setzen, oder haben Sie es vielleicht sehr eilig?«

»Durchaus nicht, Herr Baron!« lautete die mit dem wohlwollendsten Lächeln gegebene Antwort.

»Nun, so nehmen Sie gefälligst Platz!« Und er wies ihm einen bequemen Sessel an, jedoch so, daß das Licht auf das Gesicht des Gastes fiel, während er selbst einen leichteren Stuhl einnahm, dessen Stellung ihm erlaubte, den Rücken gegen das Fenster zu kehren.

»Ja,« fing der Amtsrath wieder an, als er saß, »ich will heute *ab ovo* beginnen und Sie an die lange Zeit erinnern, in der mein Großvater und Vater schon die Ehre hatten, Ihren Vorfahren in Schaumburg ihre hoffentlich ersprießlichen Dienste zu widmen. Nun, ich denke das Meinige auch gethan zu haben und Sie werden mit meinem Amtseifer ja wohl zufrieden gewesen sein.«

»Gewiß!« erwiderte der Baron trocken und kurz, als der so bedeutungsvoll Redende eine längere Pause eintreten ließ, zu sich selbst aber sagte er rasch: »Ah, jetzt weiß ich, was er will. Das Unglück mit dem Kohlenbergwerk hat ihn tiefer getroffen, als ich dachte, und nun kommt er zu mir, daß ich ihm mit etwas Geld unter die Arme greife. Nun, wenn er weiter nichts will, das soll ihm werden, in einer solchen traurigen Schweben kann ich meinen Administrator nicht hängen lassen. »Aber fahren Sie fort,« sagte er gleich darauf laut, »lassen Sie hören, was Sie zu mir führt.«

Der Amtrath räusperte sich. Er rückte seinem Ziele allmählig näher und nun galt es, jedes Wort auf die Goldwage zu legen. »Herr Baron,« sagte er, »Sie haben von jeher an den Ereignissen in meiner Familie den wärmsten Antheil genommen, nicht wahr?«

»Ja, Stephani, das habe ich. Sprechen Sie dreist. Ich sehe, daß es Ihnen etwas Mühe macht, zum eigentlichen Zweck zu kommen.«

»Ja, da haben Sie Recht, aber ich wollte nur sagen, daß Sie sich, wenn ich eine Freude gehabt, mit mir gefreut, und daß Sie, wenn mich einmal ein Unglücksfall betraf, wie damals, als meine gute Frau starb, mir Ihr tiefes Beileid durch Wort und That bewiesen haben.«

»Aha,« dachte der Baron, »jetzt kommt's!« Aber er sagte nichts und nickte blos mit gütiger Miene, wie er sie immer zeigte, wenn das Unglück irgend eines Menschen ihm näher trat.

»Nun denn,« fuhr der Amtrath nach einem tiefem Athemzug und mit freudiger Erregung fort, denn in dieser Stimmung wollte er den Baron haben, »ich habe in den letzten Wochen eine große Freude gehabt, nachdem ihr der Kummer vorangegangen, den ich über die Abreise meines Sohnes Rudolf nach Amerika empfinden mußte.«

»Ja, das hat mir auch leid gethan,« sagte der Baron rasch. »Ihren Rudolf habe ich von jeher sehr gern gehabt, er war ein braver Junge von Kindesbeinen an.«

»Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Güte, aber glücklicher Weise habe ich noch andere Kinder, die mit mir gern in der Heimath bleiben. An meinem Kuno werden

Sie doch hoffentlich auch nichts auszusetzen finden, an meinem lieben, guten Kuno, der sich so wacker benommen und im letzten Kriege so brav gekämpft hat, daß sogar Seine Majestät, unser allergnädigster König ihn seiner Gnade insofern gewürdigt hat, als er ihn, ganz ohne mein Hinzuthun und ohne daß er darum eine Bitte gewagt, in den Adelsstand erhoben und ihn so zu einem Mann gemacht, auf den ich stolz sein kann und der dadurch zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.«

»O ja,« erwiderte der Baron, freundlich mit dem Kopfe nickend, »über den Kuno habe ich mich auch recht gefreut; ich habe ihn ja alle Tage gesehen, so lange er hier ist. Er hat sich recht zum Soldaten ausgebildet und ist in seiner Art ein recht ansehnlicher Mann geworden. Ja, ich habe mich über seine Munterkeit eben so gefreut, wie über seine Tapferkeit im Kriege und über die Auszeichnungen, die er davon getragen, denn das ist gewiß wahr, brav muß er sich erwiesen haben, sonst würde ihm die Gnade Seiner Majestät nicht in so hervorragender Weise zugeflossen sein.«

»Nicht wahr? Das sage ich auch!« rief der Amtrath triumphirend, der seinen Sohn auch schon in diesem Kampfe siegreich sah.

Der Baron lachte fast fröhlich auf, nickte wieder und sagte dann: »Gewiß. Wir haben uns über die gute Laune Ihres Sohnes recht amüsirt. Er erzählt ganz allerliebste die seltsamsten Geschichten und weiß Personen und Dinge

von einer Seite zu beleuchten, die jedenfalls neu und originell ist. Ueberhaupt hat er uns in einer Stunde mehr angenehme Dinge erzählt, als ich in meinem ganzen Leben gesehen und gehört habe. Sie müssen eine große Freude an ihm haben und namentlich über seine anerkannte Bravour im Felde einen gewissen Stolz empfinden.«

Der Amtsrath warf sich in die Brust, legte die rechte Hand darauf und sagte mit starker, weithin dröhnender Stimme: »Ja, Herr Baron, diesen Stolz empfinde ich auch, und das ist ein Gefühl, welches ein Vater nicht für ein Königreich weggeben möchte.«

»Ich begreife das, gewiß. Welche Pläne hat er denn für die Zukunft gefaßt? Er bleibt natürlich Militair und wartet in Geduld sein ferneres Avancement ab, nicht wahr?«

»Ohne Zweifel, und er wird sein Glück unfehlbar machen, da er einen so guten Grund gelegt hat. Indessen – zu seinem gegenwärtigen und künftigen Glück fehlt ihm nur Etwas, und dazu – können *Sie* ihm verhelfen, Herr Baron, wenn Sie es wirklich mit mir und meiner Familie so wohl meinen, wie ich es bisher gedacht.«

»Ich? O, gern. Sind Sie vielleicht deshalb zu mir gekommen?«

»Aufrichtig gesagt, ja, Herr Baron.«

»So sprechen Sie ehrlich. Was ich für ihn thun kann, thue ich gern, nur reicht meine Hülfe nicht weit. Ich habe keine Verbindungen in der Welt, die ihm von Nutzen sein könnten.«



»In diesem Falle doch, Herr Baron. Sie selbst sind ihm die wichtigste und hülfreichste Person in dieser Beziehung.«

Der Baron machte ein überaus verwundertes Gesicht und sagte etwas zaghaft, aber doch freundlich: »So reden Sie, ich höre.«

Dabei setzte sich der gute Mann bequem auf seinem Stuhl zurecht, denn er hatte noch nicht die geringste Ahnung, was ihm bevorstand, da er die Hülfe, die er hier leisten sollte, in einer ganz anderen Richtung suchte, als sie beansprucht wurde. Der Amtrath dagegen räusperte sich noch einmal, nahm aus einer goldenen Dose eine Prise, was nur ein selten gebrauchtes Hülfsmittel war, wenn er sich in großer Verlegenheit befand, und sagte endlich mit einem lammfrommen Gesicht und einer so weichen Stimme, daß der härteste Mann dadurch hätte erweicht werden können:

»Herr Baron! Mein ältester Sohn ist nach Amerika gegangen, um wahrscheinlich nie wiederzukehren. Ich habe also nur noch diesen einen in meiner Nähe, den ich glücklich machen kann, so weit es meine Kräfte vermögen. Indessen reichen diese Kräfte nicht aus und ein Anderer, Mächtigerer, an Besitz Reicherer muß mir helfen. Dieser Andere nun sind Sie, auf den ich jetzt mit dem größten Vertrauen und einer felsenfesten Hoffnung blicke. Mit einem Wort: Sie – haben eine Tochter, ein reizendes wohlerzogenes, kluges Kind. Sie ist auch eine reiche Erbin, denn das Gut Schaumburg fällt ihr zu, wenn sie sich verheirathet, das heißt einen Mann heirathet,

dessen Stand ihrem Stande entspricht. Ein solcher Mann nun ist mein Sohn Kuno durch des Königs Gnade geworden und diese Gnade wird sich durch ein rasches Avancement ferner bewähren. Lassen Sie mich also kurz zum Ende kommen. Wir Beide sind durch langjährige Freundschaft, durch wichtige Geschäftsverbindungen und durch gegenseitige, wohlbegründete Ergebenheit mit einander verbunden – lassen Sie es auch unsere Kinder sein, denn mein Sohn er hat es mir unter heißen Zähren gestanden – liebt Ihre unvergleichliche Tochter und behauptet, sie liebe ihn auch, er habe die untrüglichen Beweise davon in Händen.«

Dem Baron, als er diese unerwarteten Worte vernahm, schienen sich die Haare auf dem Kopf emporzusträuben. Er war eine Weile so erschrocken, daß sein Auge irrend im Zimmer umherstarrte, als suche er irgend wo einen Halt, der ihn stütze und trage. Aber das ging rasch vorüber und, ohne es zu wissen, stand er auf und lief mit wankenden Schritten einige Mal, als ob ganz allein darin wäre, im Zimmer hin und her, bis er sich so weit gefaßt, daß er wieder sprechen konnte. Dann kehrte seine frühere Ruhe in ihn zurück und nur noch seine hochathmende Brust gab Zeugniß davon, wie tief und schmerzlich der Schlag, der ihm eben in's Herz gedrungen, war.

»Stephani,« sagte er mit stammelnder Zunge, indem er sich nahe vor den großen Mann stellte, der ebenfalls seinen Sitz verlassen hatte, und ihn dabei mit einem Blick ansah, als wolle er durch die Wandung seiner Brust in sein Herz blicken, »haben Sie das, was ich eben gehört,

mit voller Ueberzeugung gesprochen? Irren Sie sich auch nicht in Ihren Voraussetzungen?«

»In welchen denn?« fragte der Amtsrath mit wild aufflammendem Auge, da er schon aus dem Benehmen des Barons zu erkennen glaubte, auf welches Glatteis er sich an diesem Morgen begeben.

»Daß meine Tochter Ihren Sohn liebt, meine ich.«

»Ich glaube mich darin nicht zu irren, Herr Baron.«

»So, nun, darin kann ich Ihnen nicht entschieden widersprechen, denn ich kenne in dieser Beziehung die Gefühle meiner Tochter nicht, da wir noch nie über dergleichen unsere Gedanken ausgetauscht haben. Aber wissen Sie, Herr Amtsrath, um was Sie mich in diesem Augenblick bitten?« Und er drückte bei diesen Worten seine rechte Hand fest an die Stirn, als ob sie ihn heftig schmerze. »Sie bitten mich um mein Kind, das ich Ihrem Sohn überantworten soll. Wissen Sie, was mir mein Kind ist? Sie sollten es eigentlich wissen, aber da Sie es vergessen zu haben scheinen, so will ich es Ihnen wiederholen.« Und mit einer Thräne im Auge fuhr er mit herzerreißender Stimme fort: »Mein Kind ist mein einziger Schatz, viel wichtiger, viel bedeutungsvoller für mich, als alle meine übrigen Besitzthümer. Und diesen Schatz wollen Sie von meiner Seite reißen, in den Wirrwarr der Welt stürzen, an die Seite eines Mannes stellen, dem ich noch nicht in sein Inneres geschaut und der, so brav er sonst sein mag, doch immer noch für mich ein Fremder ist? Nehmen Sie mir mein Kind, so nehmen Sie mir meine Lebenslust, meine geistige Existenz, mit einem Wort, mein Alles, denn ohne

mein Kind bin ich, wie ich einmal bin – und das wissen Sie recht wohl, wenn Sie auch jetzt eine so verwunderete Miene annehmen – bin ich nichts, nichts als Staub und Asche, und stürbe mein Kind heute, so würde ich morgen auch nicht mehr am Leben sein. So, jetzt wissen Sie, was mir mein Kind ist, und bestehen Sie nun noch auf Ihrem Verlangen?«

»Aber mein Gott,« rief der Amtrath mit keuchendem Athem, »Sie werden Ihr Kind ja doch einst einem Manne geben und ihm in die Welt folgen lassen müssen. Sie können es ja nicht ewig in Ihrer Nähe behalten!«

»O ja, das will ich doch, Stephani. So lange ich lebe, behalte ich die Angela bei mir, und *will* und *muß* sie einmal einem Mann in die Welt folgen, so gehe ich mit ihr.«

»Aber Sie sagen ja selbst,« fuhr der Brautwerber hartnäckig und mit fast leidenschaftlicher Aufwallung fort, »Sie kennen die Gefühle Ihrer Tochter nicht und haben nie mit ihr darüber gesprochen. So fragen Sie sie doch erst, ob sie meinem Sohn nicht folgen will!«

Der Baron sah den Sprechenden mit einem Blick an, der demselben bis in die Seele hätte dringen müssen, wenn er nicht ein Mann von Stein und Eisen gewesen wäre, so klagend, so mild, so flehend war dieser Blick.

»Wollen Sie wirklich, daß ich sie frage und wollen Sie es aus ihrem eigenen Munde hören, daß sie jetzt noch keine Lust mich zu verlassen hat?«

»Ja, das will ich, ich bestehe darauf,« sagte der Amtrath fast grob, »denn meine Beweise gelten in diesem Fall so viel wie die Ihrigen.«

Bei diesen unhöflichen Worten überkam den Baron seine ganze Ruhe wieder. Er ging langsam nach dem Glockenzug und zog daran. Nach wenigen Secunden kam Treu herein und richtete nur seinen fragenden Blick scharf auf seinen Herrn. »Rufe meine Tochter hierher,« sagte der Baron mit seiner gewöhnlichen sanften Stimme, »aber sogleich!«

Die beiden zurückbleibenden Männer sprachen nicht mehr mit einander, sahen sich auch nicht mehr an, sondern gingen, weit von einander gesondert, ein Jeder für sich langsam und erwartungsvoll hin und her. Nach wenigen Minuten aber hörte man im Nebenzimmer Damenkleider rauschen und gleich darauf trat Angela in ihrer ganzen Anmuth und unschuldsvollen Lieblichkeit herein, die sogar auf den Amtsrath einen überwältigenden Eindruck machte, da er sie noch nie so schön und reizvoll gesehen zu haben glaubte.

Als sie die beiden Männer in so ernster Stimmung vor sich sah, verbeugte sie sich höflich zuerst vor dem Amtsrath, dann trat sie auf den Vater zu und blickte ihn lächelnd an; kaum aber hatte sie sein Auge erfaßt, so nahm ihr süßes Gesicht einen ganz anderen Ausdruck an, und noch einmal blickte sie fragend nach dem Amtsrath hin, als wollte sie sagen: »Hat Dir der Mann schon wieder etwas zu Leide gethan?«

»Angela!« begann der Vater seine Rede mit warmer, herzlicher Stimme und faßte ihre linke Hand. »Höre mich an, mein Kind. Hier, der Herr Amtsrath Stephani kommt

und sagt mir, daß sein Sohn Kuno Dich liebe und daß derselbe untrügliche Beweise in Händen habe, daß Du ihn wieder liebst. Ich wußte das nicht und konnte ihm keine Antwort darauf geben. Nun gieb Du mir und ihm Antwort, und wenn es wirklich wahr ist, was der Herr Amtsrath sagt, so scheue Dich keinen Augenblick, es uns zu bekennen, denn der Herr wirbt um Deine Hand eben für seinen Sohn, den Du nach seiner Angabe lieben sollst.«

In diesem Augenblick ging in Angela's Seele etwas vor, was mächtig auf beide Männer wirkte, denn auch der Baron hatte sein Kind noch nie so gesehen. Gleichsam aus Instinkt hatte sie Alles errathen, was hier vorgegangen, und augenblicklich warf sie sich auf die Seite der schwächeren Partei, die eigentlich ihrem Rechte nach die stärkere war. Es mußte eine stolze Regung in ihr erwacht sein, die sie noch nie geäußert, aber sie schien plötzlich zu wachsen; ihr blaues Auge warf gleichsam Strahlen vor sich her und mit einer Würde ohne Gleichen trat sie dem Amtsrath einen Schritt näher, verbeugte sich und, dann ihren Vater ansehend und nicht wieder ihre Augen von ihm wendend, als wolle sie die Wirkung in seinem Gesicht lesen, die ihre Worte auf ihn machten, sagte sie mit fester, klangvoller und im Herzen des Barons widerhallender Stimme:

»Mein Vater hat mir die Frage vorgelegt, ob ich Ihren Sohn liebe. Darauf kann ich nur einfach Nein! sagen. Nein, mein Vater, ich liebe den Herrn Sohn dieses Herrn wahrhaftig nicht.«

»Du willst mich also auch nicht verlassen und dem Sohn des Herrn Amtsraths in die Welt folgen?«

Angela besann sich, dann trat sie auf ihren Vater zu, umschlang ihn mit einem Arm und sagte fest und innig:

»Nein, mein Vater, das wirst Du nicht von mir verlangen. Ich möchte gern noch bei Dir bleiben, denn bei Dir ist mir allein wohl, nur bei Dir bin ich glücklich!«

»Wollen Sie noch mehr hören?« fragte der Baron mit zitternder Stimme, während er seine Tochter liebkostete und nur Augen für sie zu haben schien.

Der Amtsrath stand wie vom Donner gerührt vor den Beiden und seine dunklen Augen schossen verzehrende Blitze über sie hin. Da er aber seine Zunge wie gelähmt fühlte, sprach er kein Wort und ließ Angela Zeit, die Frage auszusprechen:

»Muß ich noch länger hier bleiben oder ist es mir erlaubt, dies Zimmer zu verlassen?«

»Du kannst gehen!« sagte der Baron sanft und gleich darauf hatte er sie aus seinen Armen losgelassen und, nachdem sie sich flüchtig vor dem Amtsrath verbeugt, ohne das Auge zu ihm zu erheben, war sie verschwunden, wie ein Meteor, das die Augen aller Derer, die es sehen, nur einen Augenblick mit Glanz erfüllt.

Angela hatte die Thür hinter sich geschlossen und die beiden Männer standen sich in einer so wunderbaren Stimmung einander gegenüber, wie noch nie zuvor, so oft sie auch schon die unangenehmsten Dinge Aug in Auge abgehandelt hatten. Der Baron, innerlich bewegt, wie selten in seinem Leben, hielt die linke Hand auf das Herz

gepreßt, das heftig schlug, und seine großen blauen Augen starrten den Amtrath an, als wollten sie aus seiner Seele herauslesen, was er nun vorzubringen haben werde. Dieser dagegen, von innerer verhaltener Wuth beinahe schäumend, that sich die größte Gewalt an, um möglichst ruhig zu bleiben, aber seine düster funkelnden Augen bohrten sich, eine Drohung nach der andern schleudernd, auf das ruhige Antlitz des Barons ein, ohne im Stande zu sein, den unsichtbaren Panzer zu durchdringen, der die schwache Brust des alten Mannes zu umgeben schien. In der That, seltsam war die Ruhe zu nennen, die Dieser an den Tag legte, aber sie ward dadurch mit herbeigeführt, daß ihm bei seinem milden und nachgiebigen Wesen der harte Mann, der ihn so eben durch sein herrisches Auftreten so bitter gekränkt, doch wieder leid that, da er sich gestehen mußte, daß die Täuschung, die er so eben in seinen Hoffnungen erfahren, eine bittere und herbe Empfindung verursachen müsse.

Endlich gelang es dem Letzteren, den still in ihm kochenden Grimm in so weit zu bewältigen, daß er sich wieder der Worte bedienen konnte und er brachte mit Mühe die Frage hervor:

»War das Ihr letztes Wort, Herr Baron? Also Sie wollen nicht auf meinen so wohlgemeinten Antrag und meine ergebenste Bitte eingehen?«

»Was hätte ich Ihnen noch weiter zu sagen?« fragte der Baron dagegen, indem er die Augen niederschlug, als besinne er sich, was er ihm sonst noch sagen solle.



»Also Sie haben weiter nichts zu sagen?« fuhr der Amtrath hartnäckig fort. »Kein Wort der Besänftigung, des Trostes für mich, der ich in diesem Augenblick der tiefsten Demüthigung mehr leide, als ich mein ganzes Leben gelitten habe?«

»Ach so! Eine Besänftigung, ein Trost! Nun, wenn es ein solcher für Sie ist, daß ich sage: Es thut mir leid, daß Sie und Ihr Sohn sich in den Gefühlen meiner Tochter geirrt, so sage ich es Ihnen, denn in Ihrer Seele thut mir dieser Irrthum wirklich recht leid, obgleich er mir in der meinigen unendlich wohl thut.«

»Wie? Es thut Ihnen wohl, daß ich einen Korb bekommen habe?« rief der Amtrath laut, im Stillen aber sagte er sich: »Der Kerl ist verrückt, ich sagte es ja, er weiß nicht mehr, was er spricht, da ihm dieselbe Sache zugleich leid und wohl thut!«

»Nein,« sagte der Baron mit sanfter Stimme, »verstehen Sie mich recht. Mir thut es nur wohl, daß ich meine Tochter für mich behalte, denn Sie wissen ja jetzt, daß Sie mein Alles auf der Welt ist.«

»Herr Baron,« rief da der Amtrath, der jetzt nur noch durch Hohn und Sarkasmus dem alten Mann imponiren zu können glaubte, mit einer höhnischen Verbeugung, »leben Sie wohl! Sie haben mich in persönlichen Angelegenheiten heute zum letzten Mal auf dem Schneckenberg gesehen, vielleicht, ich sage vielleicht, sehen Sie mich in *amtlicher*« – er legte einen besonderen Nachdruck auf das Wort – »hier oder in Schaumburg einmal wieder.«

»In Schaumburg?« fragte der Baron stammelnd. »Was wollen Sie damit sagen?« Und sein Gesicht verrieth bei dieser Frage, trotzdem der hinterlistige Schlag fürchterlich für ihn war, eine Ruhe, die der Amtrath eben so wenig begreifen konnte, wie der Baron dessen Heftigkeit begriff.

»Was – was ich damit sagen will? Das brauche ich Ihnen jetzt nicht zu sagen, aber vielleicht ein andermal.«

»Aber mein Gott, Stephani,« rief der Baron, »so seien Sie doch vernünftig! Sind Sie denn der erste Mann auf der Welt, dessen Sohnes Hand die Tochter eines anderen Mannes ausschlägt. Wenn mir meine Tochter gesagt hätte: »Ja, Vater, ich liebe Kuno von Stephani, ich will ihm folgen über Land und Meer!« nun, dann hätte ich gesagt: In Gottes Namen und ich ziehe mit, wohin Du willst! Aber Sie haben ja selbst gehört, daß sie das nicht wollte. Und Sie werden doch nicht verlangen, daß ich zu Ihres Sohnes Besten mein Kind zwingen soll, Gefühle zu hegen, die es in der That nicht hegt?«

»Nein, zwingen Sie es nicht,« schrie der Amtrath in wild ausbrechender Wuth, »zwingen Sie es um Gottes willen nicht. Es wäre um das Täubchen schade. Es könnte sonst eine Geschichte daraus entstehen – eine Geschichte, die ich nicht näher bezeichnen will, aber die der ganz ähnlich ist, wie sie hier ganz in der Nähe an einem Orte gespielt, den Sie wohl kennen werden!«

Der Baron war bei diesen Worten starr wie eine Bildsäule geworden. Sein Gesicht war leichenblaß, doch seine Miene drückte weit mehr aus der Tiefe aufgewühlte

Betrübniß, als einen hier wohl gerechtfertigten Zorn aus. Aber bald faßte sich der schwache Mann wieder und ein mildes Lächeln schwebte sogar über seine ermatteten Züge, als er fest und mit unnachahmlicher Würde sprach:

»Es ist gut, daß Sie mir selbst gesagt, daß Sie den Schneckenberg nie wieder in persönlichen Angelegenheiten betreten wollen. Hätten Sie es nicht gesagt, so würde ich Sie nach Dem, was heute zwischen uns vorgefallen ist, bitten, es nicht mehr zu thun. Und somit Herr Amtrath, wünsche ich Ihnen einen guten Morgen! Sie sind entlassen!«

Er drehte sich um, nachdem er mit der Hand auf eine fast hoheitsvolle Weise gewinkt, und der Amtrath taumelte mit zusammengebissenen Zähnen wie ein Betrunkener aus dem Zimmer, stürzte in seinen vor der Thür haltenden Wagen und fuhr in einer Wuth davon, die mit jedem Augenblick um so größer wurde, als er keinen Gegenstand fand, an dem er sie auslassen konnte. –

Fünf Minuten später saß der Baron in der Bibliothek an seinem Schreibtisch. Er hatte die Arme auf die Platte gestützt und seinen summenden Kopf darauf gelegt, der ihm nie schwerer und voller gewesen war, als in diesem schrecklichen Augenblick. Kaum aber hatte er eine Minute so gesessen, ganz seinem Schmerz und seiner Trauer hingegeben, als Treu hereingestürzt kam und rief:

»Herr Baron, er ist fort, die Luft ist rein! Ermannen Sie sich und sagen Sie mir, was der furchtbare Mann gewollt hat, der so laut schrie, daß es alle Leute im Schlosse hören konnten.«

Der Baron hob bei den ihm so lieben Tönen des Sprechenden sein bleiches Gesicht von den Händen empor und sah Treu mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Güte und doch des tiefsten Schmerzes an. »Was er gewollt hat?« fragte er leise, ohne aufzustehen. »Er wollte meiner Tochter Hand für seinen Sohn, und da sie ihm dieselbe abschlug, wurde er grob und beleidigte mich in meinem eigenen Hause.«

»Wie? Das hat er gewagt? Ist der Mann vor Hochmuth und Dünkel verrückt geworden? O, Herr Baron, Sie haben sich da eine Natter an Ihrem Herzen groß gezogen, ich habe es immer gesagt; jetzt beißt er Sie und er wird Ihnen noch einmal das Herz brechen.«

Der Baron schüttelte leise den weißen Kopf. »Nein, Treu, das Herz kann der mir nicht brechen; für die Beleidigungen aus seinem Munde giebt es keinen Widerhall in meiner Brust. Aber halb wahnsinnig erschien er mir wirklich in seinem alle Gränzen überfluthenden Zorn.«

»Und Sie haben ihn nicht mit Schimpf und Schande fortgejagt?« rief Treu, mit vor Zorn hochrothem Gesicht. »Wie kann ein Stephani, wie dieser da, einem Baron von Hartenstein einen solchen Antrag stellen und noch dazu grob und unhöflich werden!«

»Er hat ihn gestellt und ist doch unhöflich gewesen, mehr als das, obgleich ich ihm kein hartes Wort gesagt, denn man muß seine väterlichen Gefühle schonen, Treu. Es ist bitter, da zurückgewiesen zu werden, wo man die Hoffnung hegt, willkommen zu sein. Er sorgt ja nur für seinen Sohn, wenn er dessen Zukunft sicher stellen will,

und daß er sich dabei im Ton vergriff, ist eine andere Sache. Wie konnte er auch wissen, daß sein heißblütiger Sohn sich so in seinen Anschauungen geirrt hat!«

»Ach, Sie beurtheilen den Amtrath viel zu milde, Herr Baron, und sehen wieder Alles, was er Ihnen gethan, aus einem Gesichtspunkt an, wie ihn nur ein Mann haben kann, der so arglos ist, wie Sie, und darin thun Sie abermals Unrecht, wie schon so oft. Seine heutige Handlungsweise gegen Sie ist nur ein Beweis seines Trotzes, seines Uebermuths; er baut Felsen auf Ihre durch Nichts zu besiegende Schwäche, denn sonst würde sich ein Administrator von Schaumburg, *Ihr* Diener, denn weiter ist er ja nichts, nicht zu der Tochter des Barons von Hartenstein verstiegen haben. Die Anmaßung ist etwas stark, Herr Baron, nehmen Sie es mir nicht übel. Ach, was wird Herr von Rodenberg dazu sagen, wenn er es hört! Wenn er doch nur bald käme!«

»Ja!« rief der Baron, und jetzt erst sprang er von seinem Stuhle auf. »Wenn er doch nur bald käme! Das war ein guter Gedanke. Was ist die Uhr? Es ist eben erst Zwölf. O, Treu, geschwind, ziehe die Flagge auf. Vielleicht sieht er sie vom Felde aus. Ich habe mich nie nach diesem Manne so gesehnt, wie jetzt. Ja, ja, das war ein guter Gedanke!«

Treu besann sich keinen Augenblick und sprach auch nichts. Rasch war er zur Thür geeilt und wenige Minuten später stand er auf der Thurmplatte, wo er mit zitternden Händen die Flagge an ihren Stricken befestigte und sie

dann, als hätte er die Kraft eines jungen Mannes, ganz allein in die trüben Lüfte emporzog.

---

Der Inspector befand sich in dem Augenblick, wo so sehulich nach ihm verlangt wurde, zufällig ganz nahe am Berge, wo er gerade mit dem Förster des Barons über einige demnächst zu fällende alte Bäume und die Anpflanzung der neuen sprach. Hier war es auch, wo er den Wagen des Amtraths im raschesten Lauf der Pferde auf dem Feldwege nach Schaumburg zurückfahren sah, ohne ihm jedoch so nahe zu kommen, daß er den darin Sitzenden hätte genauer betrachten können. Der Regen hatte um diese Zeit aufgehört und es ging augenscheinlich schon wieder ein Wechsel in der Witterung vor, da die niedrig ziehenden Wolken sich getheilt hatten und vor einem leichten, sich eben erhebenden Winde das Weite suchten.

Der junge Mann, als er dies sah, freute sich in des Barons Seele, der den Sonnenschein und die Wärme über Alles liebte und stets so lange das Zimmer hüten mußte, als es draußen kühl und feucht war, und dabei dachte er lebhaft an den alten Mann, der seinen lästigen Morgenbesuch nun auch wieder hinter sich hatte, denn er glaubte, daß nicht der Amtrath, sondern sein Sohn in jenem Wagen gesessen habe.

Eben wandte er sich von dem Förster ab und lenkte seinen Rappen nach dem großen Feldwege zurück, um noch

einmal die jenseits des Berges liegenden Aecker und Wiesen zu durchreiten, als er an eine Stelle gelangte, von wo man die Spitze des großen Thurmes an der Höhe wahrnehmen konnte. Zufällig hob er das Auge dahin auf und siehe da, was er heute nicht erwartet, die große Flagge, sein bekanntes Telegraphenzeichen, entrollte eben ihre schweren Falten in dem noch matten Winde. Dies Zeichen konnte nur ihm gelten, man rief ihn flugs nach dem Berge, und mit dem Gedanken, daß irgend etwas Unerwartetes vorgefallen sein müsse, gab er seinem Pferde die Sporen und flog im Galopp auf dem nächsten Wege die Anhöhe hinauf.

In wenigen Minuten war er vor das Schloß gelangt und als er an den Fenstern der Bibliothek vorübersprengte, blickte er scharf danach hin, aber er sah Niemand, und nur Johannes stand vor dem Schloßportal, als ob er ihn schon erwartete.

»Es ist doch kein Unglück passiert?« fragte der Inspector den klugen Knaben, als er sich rasch aus dem Sattel schwang.

»Nein, Herr von Rodenberg. Nur der Amtrath von Schaumburg ist hier gewesen und hat mit dem gnädigen Herrn *sehr* laut gesprochen.«

»Der Amtrath selber und nicht sein Sohn?« fragte sich der Inspector, als er in fliegender Hast die Treppe erstieg. »Da scheint also wirklich etwas Neues vorgefallen zu sein.« Bald war er durch die ihm bekannten Zimmer geeilt, ohne irgend Jemanden zu treffen, und schon stand er an der Thür der Bibliothek. Er blieb einen Augenblick

stehen und horchte, die Portièrè davor mit der Hand zurückhaltend, denn das Herz schlug ihm heftig und sein Athem war durch den raschen Ritt und Lauf etwas kurz geworden.

Aber nichts regte sich in der Bibliothek, und selbst Treu, der sonst immer und überall gegenwärtig war, wenn man ein Bedürfniß nach ihm hatte, war nirgends zu sehen und zu hören. Mit etwas zaghafter Hand klopfte endlich der Inspector an die Thür und so scharf seine Ohren auch waren, er vermochte kaum das mit matter Stimme gesprochene »Herein!« zu vernehmen, welches ihn in die Nähe des darin wohnenden Mannes rief.

Als er in die Bibliothek trat, blieb er verwundert, fast erschrocken unmittelbar an der Thür stehen, denn was er sah, schien ihm nichts Gutes zu bedeuten. Der Baron war allein und hatte wieder dieselbe Stellung vor dem Schreibtisch eingenommen, in der ihn auch Treu kurz vorher gefunden. Anfangs hielt der Inspector ihn für krank, doch bald begriff er, daß dies nicht der Fall und daß der alte Herr nur von einer tief schmerzlichen Bewegung ergriffen sei.

»Herr Baron!« rief er mit seiner markigen und den Baron immer so ermuthigenden Stimme. »Was ist Ihnen? Sie sind doch nicht krank? Oder ist etwas von Bedeutung in meiner Abwesenheit vorgefallen?«

Kaum hörte der Baron diese Stimme, so sprang er vom Stuhl auf und eilte dem jungen Freunde entgegen, schon von Weitem beide Hände nach ihm ausstreckend. »Ah,« rief er freudig und wie neu belebt aus, »da sind Sie ja



schon! Das ist recht, das freut mich, o, nun ist ja Alles wieder gut!«

»Was soll denn gut sein? Was ist geschehen?« fragte der Inspector hastig weiter, indem er die Hände des Barons ergriff und ihn mit seinen großen blauen Augen voller Verwunderung betrachtete, denn nun sah er wohl, daß ein bitterer Schmerz in dem Herzen desselben gewählt hatte. »O bitte, so sagen Sie es mir doch!«

»Mein junger Freund,« sagte der Baron, nun schon wieder milde lächelnd, »ich habe Sie rufen lassen, da ich Ihrer wie nie bedurfte. Glücklicher Weise sind Sie bald gekommen und sollen mir nun einen harten Schlag überwinden helfen, der mich so eben ganz gegen alle Erwartung getroffen hat. Der Amtrath ist hier gewesen und hat bei mir um die Hand meiner Tochter für seinen Sohn Kuno geworben. Das wäre nun weiter kein Unglück gewesen, wenn es nicht noch andere Folgen gehabt hätte. Denn da ich ihn abschläglich beschied, aus dem Grunde, weil meine Tochter, was er verlangte, selbst erklärte, daß sie seinen Sohn nicht lieben könne, beleidigte er mich, als ob ich ihm etwas verweigert, was er zu fordern berechtigt wäre. Aber sagen Sie selbst, ist dieser Kuno etwa der Mann, den, wie Sie neulich prophezeiten, Gott selbst erwählt, um einst bei meiner Angela meine Stelle zu vertreten?«

Als der Inspector von der Werbung des Amtraths für seinen Sohn hörte, war ihm eine jähe Blutwelle über das Gesicht geschossen und hatte es einen Augenblick wie in Flammen getaucht; als er aber dann vernahm, daß der

Baron von dem heftigen Mann auch beleidigt sei, richtete er sich stolz in die Höhe und sein Auge schleuderte einen so drohenden Blitz vor sich her, wie der Baron ihn noch nie darin gesehen hatte.

»Was hat er denn gesagt?« fragte er mit bebender Lippe und immer noch kurzem Athem. »Bitte, erzählen Sie mir Alles, Wort für Wort, wenn ich es hören darf.«

Durch die bloße Gegenwart seines jungen Freundes, dem er so fest vertraute und den er schon liebte, als hätte er ihn Jahre lang um sich gehabt, hatte der Baron so viel Kraft gewonnen, um Alles berichten zu können, was vorgefallen war, und sein Gedächtniß zeigte sich so treu, daß ihm keine Wendung des stattgehabten Gesprächs entging. Der Inspector hörte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, aufmerksam zu. Auch, als er Alles vernommen, was der alte Mann ihm sagen konnte, war er noch still und ging dann, als ob er allein im Zimmer wäre, eine Weile gedankenvoll und mit gesenktem Kopf darin hin und her.

Der Baron sah, wie es in dem Innern des jungen Mannes arbeitete und er störte ihn in seinem ernstesten Nachdenken nicht. Als derselbe dann aber endlich still stand und den Baron, als habe er seinen Entschluß gefaßt, freundlich ansah, rief Dieser:

»Nun, was sagen Sie jetzt? Befand ich mich nicht in einer schlimmen und sogar bedenklichen Lage?«

»Ja, Herr Baron, das ist wahr. Die Frechheit dieses Mannes ist fast zu stark, um sie auf den ersten Augenblick begreifen zu können. Verzeihen Sie mir daher auch

dies starke Wort, aber ich kann nicht anders, ich muß eine solche Handlungsweise frech nennen. Indessen wird sie ihren Rächer finden, verlassen Sie sich darauf. Für den Augenblick – ich bin wirklich durch Ihre Mittheilung mehr erschüttert, als Sie glauben mögen, will ich weiter nichts darüber sagen, aber ein andermal und wo möglich bald, sollen Sie meine ganze Meinung hören, wenn Ihnen daran gelegen ist.«

»Ob mir daran gelegen ist! Können Sie daran zweifeln? Habe ich nicht ein großes Vertrauen zu Ihnen, da ich Sie ganz und gar, als ob Sie zu meiner Familie gehörten, in die Angelegenheiten derselben blicken lasse?«

Der Inspector streckte noch einmal dem Baron die Hand entgegen und sagte: »Ja, ich glaube, daß Sie es haben und ich danke Ihnen dafür mit der Versicherung, daß Sie sich in mir nicht täuschen sollen. Nur gönnen Sie mir einige Tage Zeit, um über die Handlungsweise, die Sie nach einem solchen Vorfall gegen den Amtrath nothwendig einzuschlagen haben, reiflich nachzudenken, denn dieser Ueberfall ist mir zu rasch gekommen, er hat mich in Wahrheit überrascht, um auf der Stelle das einzig Richtige und Zweckmäßige zu finden. Indessen glauben Sie mir, ich werde sehr, sehr vorsichtig und bedächtig zu Werke gehen.«

Er schien noch etwas mehr sagen zu wollen, aber er kam nicht dazu. Die Thür flog plötzlich auf und, von Treu gefolgt, stürzte Angela mit in Thränen schwimmenden Augen in die Bibliothek und eilte sogleich auf den Vater zu, der sich halb erschöpft auf einen Stuhl gesetzt,

vor dem sie nun auf ihre Kniee niedersank und, ohne im ersten Augenblick auf den Inspector zu achten, nur liebevolle Blicke und Worte für den geliebten Vater hatte, den sie fest mit ihren Armen umschlang, als wolle sie ihn gegen jede von außen andringende Gefahr in Schutz nehmen.

»Mein lieber, theurer Vater,« schluchzte sie, die goldenen Locken, die ihr vor das von Aufregung geröthete Gesicht fielen, unmuthig zurückschüttelnd, »beruhige Dich, fasse Dich! O, Treu hat mir Alles gesagt und ich weiß, ich sehe und fühle es, Du hast einen sehr großen Schmerz gehabt. Aber Du hast Dich über den bösen Mann doch nicht zu sehr geärgert?«

Der Baron sah, ehe er antwortete, erst den Inspector an, der seinen Blick fest und unverwandt auf ihm und seiner Tochter ruhen ließ, und als ob Muth und Kraft aus demselben in ihn überstrahle, sagte er, indem er Angela zärtlich umschlang und sich zu ihr niederbeugte:

»Nein, mein Kind, weine darüber nicht, es ist kein Grund dazu vorhanden. Ich habe mich eigentlich auch nicht geärgert, denn ich ärgere mich über diesen Mann schon lange nicht mehr; aber betrübt bin ich, daß es noch solche Menschen geben kann und daß gerade ich – ich mit einem solchen in so naher Verbindung zu leben gezwungen bin. Doch, ich habe Dir noch zu danken, mein Kind.«

»Wofür denn?«

»Daß Du diesem Mann Deine Hand verweigertest und es vorgezogen hast, bei mir zu bleiben.«

»Mein Vater, konntest Du es anders von mir erwarten?«

»Eigentlich nicht, aber es that mir doch unendlich wohl, als Du Dich dem gewaltthätigen Mann gegenüber mit einer Würde und Festigkeit benahmst, die ich Dir kaum zugetraut habe, und gerade das scheint ihn so verletzt und dazu angereizt zu haben, daß er so zornig und laut wurde.«

»O, wie beklage ich das, mein gutes Väterchen, ich habe Dir damit am Ende doch ein Aergerniß bereitet?«

»Ganz und gar nicht und so laß es nur gut sein, und jetzt, nachdem ich mich gegen Treu, gegen Herrn von Rodenberg und Dich ausgesprochen, ist der Druck von meinem Herzen gewichen, der es im ersten Augenblick fast zersprengen wollte. Kinder, ja« – und er wandte sich nun zu dem Inspector und Treu um, die diesem liebevollen Gespräch mit aufmerksamer Spannung gelauscht hatten – »seid heiter, seid froh! Wir sind wieder unter uns und im Frieden, denn der alte Feind meiner Ruhe ist einmal wieder von unserer stillen Heimath zurückgetrieben.«

Angela schien noch etwas sagen zu wollen, aber der Inspector gab ihr und Treu, der auch schon den Mund öffnen wollte, einen Wink, daß sie schweigen sollten. Keines von ihnen verstand eigentlich diesen mit leuchtendem Auge gegebenen Blick, aber Jedes befolgte ihn, denn bereits war die Einwirkung dieses Mannes auf Beide eine unwiderstehliche geworden. Und da, gerade in diesem Moment, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit von dem Vorgange in der Bibliothek nach außen gelenkt.

Allmählig und fast unbemerkt hatten sich die Nebel draußen zertheilt, der Himmel war stellenweise blau geworden und eben brach der erste Sonnenstrahl aus der letzten düsteren Wolke hervor und fiel, Alles vergoldend und verschönernd, was er traf, in die Bibliothek, und gerade der heiterste Strahl ergoß sich auf Angela's goldenes Haar, das der alte Vater wiederholt streichelte, als könne er das kostbare Kleinod nicht genug liebkosen, das ihm nun wieder ganz gehörte und das er so lange wie möglich in seinen Händen zu behalten entschlossen war.

SIEBENTES CAPITEL. AUF DEM BERGE FÄNGT ES AN ZU  
DONNERN.

Am nächsten Morgen zu der festgesetzten Zeit war der Inspector mit dem leichten Jagdwagen des Barons, von zwei flüchtigen Pferden gezogen, nach der Eisenbahnstation gefahren, um den neuen Verwalter abzuholen, den er jetzt alle Tage sehnsüchtiger erwartete, da er durch seinen Beistand mehr Zeit für sich zu gewinnen hoffte, von der er unter den jetzigen Umständen einen Theil auch dem Interesse seines Herrn widmen zu müssen glaubte. Der junge Mann war pünktlich gewesen, wie er es versprochen, und bald schüttelten sich die beiden alten Bekannten freundlich die Hände. Es war ein ansehnlicher Mann, groß und kräftig von Wuchs, mit einem entschiedenen Gesichtsausdruck, der dem Inspector verrieth, daß er sich nicht zum Spielball des herrischen Amtraths oder des ränkesüchtigen Secretairs auf Schaumburg würde machen lassen.

Nachdem man das Gepäck des Reisenden auf den Jagdwagen geladen, stiegen die Männer ein und der Kutscher fuhr sie nach Schaumburg, wo der Inspector seinen Gehülfen gleich dem Amtrath vorstellen und in seine Wohnung und sein Amt einführen wollte. Schon auf dem Wege dahin hatte Felix von Rodenberg Zeit genug, den jungen Mann von den obschwebenden Verhältnissen, so weit es noch nicht brieflich geschehen und vor der Hand nöthig war, zu unterrichten und ihm für alle möglichen Fälle seinen Rath zu ertheilen, und er fand, wie er erwartet, einen gelehrigen Schüler mit aufgewecktem Geist in ihm, der dem alten Freunde von ganzem Herzen dankbar war, daß er ihm so bald zu einem vortheilhaften Unterkommen verholfen hatte.

Im Schaumburger Schloß traf man den ingrimmig blickenden Amtrath in seinem Bureau, doch verhielt er sich, als die beiden Männer bei ihm eintraten, auffallend still und ernst, und nachdem der Inspector Herrn Stern als den erwarteten Inspector vorgestellt und dem Amtrath den Wunsch des Barons mitgetheilt, daß derselbe einstweilen in den vom Inspector verlassenen Zimmern wohnen solle, entfernte er sich wieder, um später den Verwalter auf dem Gutshofe zu erwarten und gleich mit ihm das nothwendigste Geschäftliche zu besprechen.

Der Amtrath zeigte sich dem neuen Beamten gegenüber sehr kurz und geschäftsmäßig und weiter schien der Letztere auch nichts zu verlangen. Als die Hauptsache zwischen ihnen verhandelt war und der Verwalter erfahren hatte, was ihm für's Erste zu wissen nothwendig war,

sagte der Amtrath mit einer Miene, als ob es eigentlich überflüssig sei, die ihm auf den Lippen schwebende Frage zu sprechen:

»Haben Sie sonst noch einen Wunsch in Bezug auf Ihre Stellung, so sprechen Sie ihn gefälligst gleich aus.«

»Ja,« entgegnete der wohlinstruirte junge Mann, »ich habe noch einen Wunsch oder, wenn Sie lieber wollen, eine Bitte. Ich möchte sowohl Mittags wie Abends auf meinem Zimmer allein speisen, da es mich genirt, in Gesellschaft mehrerer Personen bei Tafel zu sitzen, wenn ich von meiner Arbeit komme, die mich wohl den ganzen Tag in Anspruch nehmen wird.«

Der Amtrath sah ihn bei diesen Worten mit einem wild funkelnden Blick an. »Hat der Inspector Sie vielleicht zu dieser Bitte veranlaßt?« fragte er fast rauh.

»Nicht im Geringsten, Herr Amtrath. Sie stammt allein aus meiner eigenen Erfahrung. Auch in früheren Verhältnissen habe ich es so gehalten und mich dabei stets wohl befunden, sowohl was meine Person als was meine dienstlichen Functionen betraf.«

»Hm! Gut!« erwiderte der Amtrath, »Ihr Wunsch soll erfüllt werden und nun gehaben Sie sich wohl.« Zu sich selbst aber sagte er, sobald der junge Mann das Zimmer verlassen hatte: »Diese Bitte ist so übel nicht und sie war mir gleichsam aus der Seele gesprochen. Wir werden, wie die Sachen jetzt auf Schaumburg stehen, wohl Manches bei Tisch zu besprechen haben, was kein Unberufener zu hören braucht. Ja, ich bin damit ganz einverstanden, und wenn der Inspector dahinter steckt, was ich indeß nicht



glaube, so legt das gerade kein besonderes Zeugniß für seine Weltklugheit ab. Hm!« –

Unterdessen hatte der Inspector Herrn Stern draußen schon wieder in Empfang genommen und auf dem Guts-hof umhergeführt, um ihm einen allgemeinen Ueberblick über die Verhältnisse desselben zu geben. Nachmittags um drei Uhr war er wieder zu Pferde nach Schaumburg gekommen und nun wurde das für den Verwalter bestimmte Pferd gesattelt und beide Männer ritten auf dem Gut umher und der Jüngere lernte sehr bald von seinem Mentor, was er vor allen Dingen in seiner neuen Stellung wissen mußte. Auf dem Rückwege führte der Inspector den Verwalter nach dem Schneckenberg und da sich der Baron gerade bei dem schönen Wetter im Garten erging, stellte er ihm dem jungen Mann vor, mit den Worten, daß sich derselbe bald orientirt haben werde, sobald er nur erst einige Tage die ihm zugewiesene Arbeit kennen gelernt habe.

Der Baron empfing den jungen Mann mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit und sagte zu ihm:

»Ich freue mich sehr, Sie hier zu sehen, denn wir können Ihre Hülfe gerade bei der bevorstehenden Erndte sehr gut gebrauchen. Anweisungen für Ihren Beruf erwarten Sie von mir nicht, ich verweise Sie in Allem an Herrn von Rodenberg, der mein ganzes Vertrauen und die nöthige Kenntniß und Umsicht besitzt, Sie in Allem und Jedem zu unterrichten.«

Bald darauf empfahl sich der Verwalter und kehrte allein nach Schaumburg zurück, um sein neues Asyl genauer zu betrachten und sich darin so gemüthlich wie möglich einzurichten. Der Inspector aber blieb gleich auf dem Berge, denn von jetzt an war seine Anwesenheit auf Schaumburg nicht mehr so lange und so oft nöthig, da er einen Beistand und im Nothfall einen Stellvertreter gefunden hatte, auf den er sich in allen Dingen verlassen konnte.

---

Wie es ganz natürlich war, hatte nicht nur das reizbare Gemüth des Barons durch die unangenehme Scene zwischen ihm und dem Amtrath eine neue tiefe Wunde erhalten, die ihn bitter schmerzte, sondern auch die Stimmung seiner nächsten Umgebung hatte mehrere Tage darunter gelitten und gab sich durch einen sehr merkbaren Ernst und eine trübe Anschauung der Gegenwart kund. Freilich störten dieselben das gegenseitige herzliche Verhältniß nicht, aber es war doch eine gewisse Mattheit und Niedergeschlagenheit bei Allen sichtbar, die sich namentlich im Ton der Rede und in der Wahl des Stoffes bei ihrer Unterhaltung aussprachen. Man sah sich nach wie vor zu den gewöhnlichen Zeiten, man besprach

und berieth allerlei Gegenstände, wie sie die kleinen Ereignisse des Tages mit sich brachten, aber ein Jeder vermied es, wie in Folge einer Verabredung, auf den eigentlichen Hauptgegenstand zurückzukommen, der alle Gemüther zumeist beschäftigte, und so gingen fast zwei Tage hin, bis das alte ungezwungene Wesen und die ruhige Selbstbeherrschung in Geist und Herz der Betheiligten zurückgekehrt war.

Der Geschäftigste von Allen, wenn wir den Inspector ausnehmen, war noch der alte Treu, aber alle seine Bestrebungen richteten sich nur auf einen Punkt und er schien darüber fast alle übrigen Dinge aus den Augen verloren zu haben oder sie wenigstens nur durch einen Schleier zu sehen, und wenn er seinen gewöhnlichen Dienst bei'm Baron verrichtete, waren wohl seine Hände dabei, aber seine Gedanken schwärmten in ganz anderen Regionen umher. Und als ob er einen bestimmten, festen Halt suche, den er jetzt nur in einer Person zu finden glaubte, so suchte er gerade in diesen beiden Tagen am häufigsten den Inspector auf. Wo er ihn nur einige Minuten allein sprechen konnte, näherte er sich ihm und stets drehte sich sein Gespräch um den Amtsrath auf Schaumburg, mit dem er nun endlich ernstlich gebrochen zu haben schien, da er es ihm nicht verzeihen konnte, daß er seinen guten alten Herrn so plötzlich mit einem unverschämten Antrag sonder Gleichen überfallen und dann, als er keinen Erfolg damit erzielt, so gröblich beleidigt hatte.

»Diese Schandthat,« sagte er am Abend des zweiten Tages zum Inspector,« als Dieser etwa um zehn Uhr den Baron verlassen und sein Zimmer aufgesucht hatte, wohin ihm Treu alsbald folgte, »diese Schandthat, Herr von Rodenberg, hat meine lange Geduld endlich zu Falle gebracht und ich habe nicht eher Ruhe und Rast, als bis ich durch irgend eine große That den Hochmuth dieses jähzornigen Mannes gebrochen sehe, sonst erlebe ich es noch, daß es meinem Herrn an's Leben geht, denn er ist gar zu schwach und hinfällig, er widersteht solchen niederträchtigen Schlägen nicht lange, Sie können mir es glauben, denn ich kenne ihn von allen Menschen am besten.«

Der Inspector, der alle diese auf ihn einstürmenden Bitten des alten Mannes stets mit der größten Freundlichkeit aufgenommen hatte, sah zuletzt ein, daß er dem treuen Diener einen ernstern Trost sprechen müsse und so sagte er an diesem Abend zu ihm, um seinem Treiben und Drängen ein Ziel zu setzen:

»Haben Sie Geduld, Treu, nur noch einen Tag haben Sie Geduld. Ich sehe sehr wohl ein, daß hier irgend Etwas geschehen muß, was das Verhältniß zwischen dem Baron und dem Amtsrath klärt und den Ersteren frei und unabhängig von dem Letzteren macht. Aber so schnell geht das nicht, wie Sie wünschen. Wir haben eine schwierige Sache vor uns und die will mit Besonnenheit und haarscharfer Ueberlegung angefaßt sein. Ich bin seit gestern Morgen im Stillen recht fleißig gewesen, das können Sie mir glauben, und endlich habe ich den Entschluß gefaßt, das

Wagestück zu versuchen, welches mir, seitdem ich den Baron und seine Verhältnisse aus der Nähe kennen gelernt, als unumgänglich vor Augen steht. Morgen Abend nun werde ich diesen Entschluß auszuführen beginnen und ich fange damit an, daß ich, wenn wir in der Bibliothek ungestört sind, dem Baron einige Fragen über vergangene Dinge vorlege. Beantwortet er sie mir, wie ich es wünsche, so werden wir nicht lange im Trüben zu fischen brauchen und die Sache wird ruhig ihren weiteren Gang gehen und Sie werden also befriedigt werden. Seien Sie nur recht aufmerksam auf meine Rede und wenn es nöthig wird, unterstützen Sie mich mit Ihrer Beistimmung, da ja der Baron, wie Sie wissen, immer leichter zum Handeln veranlaßt wird, wenn ihm Zwei dasselbe sagen. Sie sollen sehen, auch diesmal werden unsere Bemühungen nicht fruchtlos sein, denn Sie haben Recht, diesem anmaßenden und herrischen Treiben des Amtraths muß doch endlich ein Ziel gesetzt werden und ich habe meinen Plan dazu schon fertig im Kopf.«

»Gott sei Dank, daß wir so weit gekommen sind,« rief Treu mit einem lauten, seine Brust erleichternden Seufzer. »O, nun athme ich einmal wieder frei auf, denn wir sind ja bisher reine Slaven in der Hand jenes Menschen gewesen, der sich ein Halbgott zu sein dünkt und seit Jahren gerade so thut und lebt, als wäre er der Herr von Schaumburg und unser Baron nur sein gehorsamer Diener. Aber fassen Sie die Sache nur recht scharf an, ich bitte Sie herzlich; so leicht ist der gestrenge Herr da unten nicht aus dem Sattel zu heben. Er sitzt in seinem Trotz,

seiner Sachkenntniß und seiner durch lange Gewohnheit ihm zur zweiten Natur gewordenen Herrschermacht gar zu fest und da er von Seiten des gnädigen Herrn nie einen ernststen Widerspruch erfahren, noch weniger eine durchgreifende Handlung erlebt, träumt er, mit Allem und Jedem nach Belieben schalten und walten zu können.«

»Haben Sie Geduld!« sagte der Inspector noch einmal mit einer energischen Handbewegung. »Mag er so fest sitzen, wie er will, und träumen, was ihm beliebt, ich – ich hebe ihn dennoch aus dem Sattel, mit Ihrer und des gnädigen Fräuleins Hülfe. Das ist nicht nur eine Wohlthat für den armen schwachen Mann da drüben, sondern auch eine Pflicht Derer, die einen vollen Blick in den Wirrwarr seines früheren Lebens und seiner jetzigen Verhältnisse geworfen haben.«

»O, was sind Sie für ein prächtiger Mann!« rief Treu mit freudestrahlendem Gesicht und griff nach der Hand des Inspectors, die Dieser ihm auch gern gab und ihn dann bat, daß er ihn verlassen möge, damit der Baron, wenn er ihn etwa gebrauche und höre, daß er bei ihm gewesen, nicht denke, daß sie über die obschwebenden Verhältnisse gesprochen, was ihn nur wieder von Neuem unruhig machen müsse. –

Die nächste Nacht und der nächste Tag vergingen wie alle Nächte und Tage ruhig und still auf dem Berge und nichts fiel vor, was den gewöhnlichen Gang der Arbeit wie der Muße im Leben der darauf Wohnenden unterbrochen hätte. Treu konnte kaum die Zeit erwarten, bis es Abend wurde; unruhig lief er hin und her und gab

sich nur dabei Mühe, daß der Baron, der sonst ein scharfes Auge auf Alles hatte, was um ihn her vorging, nicht merke, daß sein Gemüth mit einem so ernstern Unternehmen beschäftigt sei. Und endlich kam auch der ersehnte Abend heran und die Stunde der Unterhaltung in der Bibliothek näherte sich.

Die Sonne war vollkommen schön und klar untergegangen und vergoldete mit ihrer letzten Purpurgluth die Spitzen der fernen, jenseits des Thales liegenden Berge und die Fenster des schönen friedlichen Schlosses auf dem Schneckenberg. Aber zugleich hatte sich ein heftiger Wind erhoben, der sausend durch den Wald fegte, die alten Bäume schüttelte und dabei jene vielstimmige schöne Melodie erzeugte, die dem Ohr des Menschen, der die Natur und ihre Erscheinungen liebt, stets so verführerisch klingt. Der Inspector war den Nachmittag in Schaumburg gewesen und hatte mit dem Verwalter ein längeres Gespräch gehalten, aber um sechs Uhr kehrte er zurück, um nun wirklich an diesem Abend die Einleitung des Planes herbeizuführen, über den er mit Treu gesprochen hatte. So kam er langsam und in Gedanken versenkt den Berg heran geritten und sein Herz pochte ihm lebhafter denn je, denn er sagte sich wohl, welche schwere und bedeutungsvolle Arbeit er übernommen, und wie es noch manchen heißen Kampf kosten werde, ehe er an dem gewünschten Ziele sei. Indessen er verzagte nicht, er fühlte sich muthig und stark, auch das Schwerste zu unternehmen, und vielleicht war er mit Allem, was er bereits über den Amtsrath in Erfahrung gebracht, noch viel stärker

und gewaltiger, als er in seiner Bescheidenheit sich selbst zugestehen mochte. Am meisten sorgte er noch, daß er in der weichlichen Schwäche und der vorherrschend friedlichen Neigung des Barons den größten Widerstand gegen seine Anschauungen der Dinge finden würde, aber auch dieser Schwäche und Friedensliebe hoffte er Meister zu werden, wenngleich er sich dabei nicht verhehlte, daß er damit neue schwere Prüfungen und Sorgen über das schon so schwer bedrückte Herz des guten Mannes heraufbeschwören würde. –

Man hatte um halb acht Uhr gemüthlich den Thee zusammen getrunken, aber diesmal nicht in der Bibliothek, sondern in dem gewöhnlichen Speisesaal. Darauf waren Alle nach ihren Zimmern gegangen, mit dem Versprechen, schon eine halbe Stunde später in der Bibliothek bei'm Baron sich wieder einzufinden; nur Fräulein Wanner hatte gebeten, von der heutigen Unterhaltung fern bleiben zu dürfen, da sie nothwendig einige Briefe an ihre Verwandten schreiben müsse.

Es war halb neun Uhr Abends und der Baron ging in der Bibliothek noch allein auf und nieder, von Zeit zu Zeit erwartungsvoll nach den Thüren schauend, ob nicht bald der Eine oder Andere käme, um seine trübe Einsamkeit zu unterbrechen. Ja, er sah in der That recht betrübt aus und seine Stimmung war nichts weniger als eine freudige, gehobene, wozu vielleicht auch der heftige Wind beitrug, der immer stärker zu wehen begann, an den Jalousieen der Fenster rüttelte und die Baumwipfel tief zur



Erde beugte. Bei solchen äußeren Anlässen war der alte Herr immer etwas ängstlich und aufgereggt und am wenigsten gern allein, und nun kam noch seine innere Verstimmung hinzu, um seine Beklommenheit nur noch deutlicher an den Tag treten zu lassen.

Da kam endlich Treu, und als der Baron ihn sah, seufzte er erleichtert auf und rieb sich lebhaft die Hände. »Na, da bist Du ja endlich,« rief er ihm entgegen, »wo bleiben denn die Anderen?«

»Herr von Rodenberg ist vor einigen Minuten um das Schloß gegangen,« erwiderte Treu, »um nachzusehen, ob auch Alles gegen den Wind gut verwahrt sei. Er wird aber gewiß gleich kommen, denn er ist ja immer so pünktlich.«

»Ja, das ist er und auf seinem Posten ist er auch stets. Ja, das ist ein Mann, Treu, den man lieben muß! Wie schade, daß wir ihn nicht schon früher bei uns gehabt haben!«

In diesem Augenblick ging die Thür auf und Angela, heute in ein schwarzseidenes Gewand gehüllt, rauschte mit fliegenden Locken auf den Vater zu, den sie sogleich, wie gewöhnlich, liebevoll umschlang. »Verzeih', Väterchen,« sagte sie, »daß ich Dich habe warten lassen, aber ich sprach nur vom Fenster aus einige Augenblicke mit Herrn von Rodenberg, der gleich auch erscheinen wird.«

»Das ist gut!« sagte der Baron und setzte sich auf seinen gewöhnlichen Platz am Kamin, in dem wieder ein leichtes Holzfeuer brannte. Angela ließ sich dicht neben

ihm nieder und streichelte ihm die Hand, bis man im Vorzimmer männliche Schritte vernahm und gleich darauf der Inspector eintrat, nachdem er leise an die Thür geklopft.

Alle blickten ihm freudig entgegen und augenblicklich machte sich bei Jedermann eine größere Munterkeit bemerkbar, als ob der junge Mann nur gefehlt hätte, um die trübe Stimmung zu verscheuchen, die seit zwei Tagen im Schneckenberger Schloß in der Luft geschwebt hatte.

Er nahm alsbald seinen Platz dem Baron gegenüber ein, von wo aus er in die Ecke sehen konnte, wo Treu Abends zu sitzen pflegte. Aber er sprach nur wenige Worte über den heftigen Wind, der so stark in den Bäumen des Parks rauschte, daß man es bis in die wohlverwahrte Bibliothek hinein vernahm. Dann blieb er wieder still, schaute bald in das Feuer, bald nach Angela hinüber und schien wiederholt auf die Vorgänge draußen in der Natur zu lauschen, als ob er das Zu- oder Abnehmen des Windes erkunden wolle.

Da fiel sein Auge plötzlich auf den Baron, der ihn schon lange im Stillen beobachtet hatte und ihn jetzt voller Spannung ansah, als erwarte er von ihm etwas Besonderes zu hören. Allmählig wurzelten seine Blicke fester und fester auf dem alten Mann, als ob er ihn prüfe, wie hoch er seine Kräfte anschlagen dürfe, so daß es Diesem endlich auffiel und er fragte:

»Warum sehen Sie mich so ernst und bedächtig an, lieber Rodenberg?«

»Mir kommt es so vor,« versetzte der Gefragte, »als wüßte ich, was Sie in diesem Augenblick denken, Herr Baron.«

»Nun, was denke ich denn?« fragte Dieser mit einem leisen Seufzer.

»Sie denken noch immer an jenen unheilvollen Mann, der Ihnen neulich so weh gethan.«

Der Baron fuhr in die Höhe, als habe der Sprechende den Nagel auf den Kopf getroffen. »Ja, Sie haben Recht,« sagte er, »ich denke immer an ihn und leider Gottes kann ich jetzt gar nichts Anderes denken. Auch darin haben Sie Recht, daß Sie ihn einen unheilvollen Mann nennen. Nun, nachdem ich mich zum ersten Mal in meinem Leben so offenbar von ihm abgewandt und ihm seinen Willen nicht gethan, wird er erst recht mein Feind werden und mir zu schaden und mich zu ärgern suchen, wo er nur kann.«

»Oho!« sagte der Inspector mit nachdrücklichem Ernst, »dagegen sollte es doch wohl noch Mittel geben!«

»Mittel? Haben Sie eins? Geben Sie es mir und ich will Sie segnen! Doch warum sprechen wir immer von diesem Mann? Lassen Sie uns lieber davon abbrechen und ein anderes Thema wählen.«

»Nein,« erwiderte der Inspector mit großer Entschiedenheit, »das wollen wir nicht thun, Herr Baron, und ich will Ihnen auch sagen, warum. Ich weiß sehr wohl, daß es Ihnen unangenehm ist, so oft auf ihn zurückzukommen, aber wenn ich das heute abermals thue, so befolge ich damit nur ein gewisses System, oder, wenn Sie

lieber wollen, einen mir durch die Erfahrung bewährten Grundsatz, der mich nie im Stich gelassen hat, wo ich ihn folgerichtig anwandte. Je öfter man von etwas Unangenehmem spricht, sei es eine Gefahr, die man fürchtet, oder eine Schwierigkeit, die man überwinden muß, um so ungefährlicher und minder schwierig wird sie. Man stumpft sich gegen die bösen Einwirkungen derselben ab und spricht sie gewissermaßen todt, was doch ein unläugbarer Vortheil ist. Ich glaube, Sie werden mir auch darin Recht geben, wenn Sie sich meine Worte recht reiflich überlegen.«

Angela nickte dem Redenden schweigend Beifall zu und Treu richtete sich in seinem Stuhl halb auf, als ob seine Aufmerksamkeit im Wachsen begriffen sei oder als ob er die größte Lust habe, schon jetzt näher zu treten und auch ein Wort mit einfließen zu lassen, als der Baron ihm zuvorkam und sagte:

»Ja, Sie mögen wohl Recht haben, obgleich ich selbst diesen Grundsatz noch nie erprobt habe. So reden Sie denn von dem Mann, so viel Sie wollen, ich bin begierig, zu erfahren, ob Sie das Gefühl in meiner Brust gegen ihn abstumpfen oder gar todtsprechen können.«

»Wenigstens will ich es versuchen,« fuhr der Inspector fort, »und so lassen Sie mich einmal zuerst eine Frage thun, die mir schon lange auf dem Herzen liegt und die ich gern von Ihnen allein beantwortet haben möchte. Sagen Sie mir, wie ist denn eigentlich der Amtrath in seine jetzige Stellung gelangt und wie konnte es geschehen, daß er einen so großen Einfluß auf Sie gewann,

bis er sich zuletzt fast als gebietender Herr geberdete, der da drüben gewissermaßen beständig zu Gericht sitzt und mit seiner Laune und seinem Eigenwillen den ganzen Geschäftsgang auf Ihren Gütern beherrschen zu dürfen meint?«

Der Baron war, sobald das Gespräch in diese Richtung gerieth, die er doch eigentlich nicht erwartet, unruhig geworden. Er rückte auf seinem Sessel hin und her, strich wiederholt mit den Händen über sein weißes Haar und starrte ungewöhnlich lange in das Feuer zu seinen Füßen, während Angela und Treu mit athemloser Spannung auf das Kommende lauschten.

»Ach,« sagte er endlich ganz leise und zaghaft, »ich spreche freilich nur ungern von diesem Verhältniß, allein da Sie danach so ernst fragen, will ich ehrlich bekennen, wie die ganze Sache liegt und wie sie so weit hat kommen können. Vielleicht wissen Sie es schon, vielleicht auch nicht, daß der Großvater und der Vater des Amtraths schon dieselbe Stellung auf unsern Gütern bekleideten, wie er, wenigstens eine ähnliche, nur war sie dem Zeitgeist, der Sitte und den Verhältnissen entsprechend, die damals herrschten. Von seinem Großvater weiß ich Ihnen sehr wenig zu sagen und von seinem Vater auch nicht viel mehr, als daß er, als mein Vater meine Mutter heiratete, die Verwaltung, die Administration, Rentamt und Kasse mit eingeschlossen, von den beiden Gütern übernahm. Schon bei Lebzeiten seines Vaters war der jetzige Amtrath Stephani dessen Gehülfe und er erwies sich in allen Dingen sehr gewandt und brauchbar. Er kam als

junger Actuar nach Schaumburg, wurde nach dem Tode seines Vaters Justitiar, zeigte sich stets thätig, umsichtig und wußte sehr bald das Vertrauen meines Bruders zu gewinnen, zumal er ihm seine Geldangelegenheiten mit großer Umsicht und Pünktlichkeit führte, wozu mein Bruder kein Geschick und wahrscheinlich auch keine Neigung besaß. Meinem Bruder war das natürlich sehr bequem, und darin muß ich ihm Recht geben, obgleich ich sonst nur in wenigen Dingen mit ihm übereinstimmte.

»Mein Vater hatte sich noch am meisten um Schaumburg und dessen Verhältnisse bekümmert, doch überließ auch er dem Vater Stephani's Viel und dieser durfte fast unumschränkt nach eigenem Ermessen handeln. Weit weniger bekümmerte sich mein Bruder darum und am allerwenigsten um die finanziellen Verhältnisse, denn er fragte nie, woher das Geld kam, wenn ihm sein Rentmeister nur die Summe auszahlte, deren er gerade bedurfte. Nun, und ich – ich habe ihm natürlich Alles überlassen, da ich in meinen früheren Jahren so unglücklich war, daß ich gar nicht daran dachte, nach dem Gelde zu fragen oder nach den Quellen zu forschen, woher dasselbe kam.«

Der Baron schwieg eine Weile, als erwarte er, ein vorwurfsvolles Wort über diese seine ihm wohl bewußte Fahrlässigkeit von Seiten des Inspectors zu hören.

Dasselbe sollte auch nicht lange ausbleiben, aber er brachte es mit sanfter Miene und in sehr milder Weise vor.

»Das war doch gewiß nicht recht von Ihnen gehandelt, Herr Baron, wenn ich mir diesen Ausspruch erlauben darf,« sagte er.

»O, das weiß ich wohl, mein Lieber,« erwiderte der Baron eifrig und tief aufseufzend, »aber wenn Sie wüßten, in welcher trostlosen Lage und Stimmung ich mich befand, so würden Sie mich entschuldigen. Auch war ich so lange abwesend, erst auf langen und weiten Reisen, dann in der Pension mit meiner Angela und dann wieder auf Reisen, daß ich fast gar nichts mehr von den heimathlichen Verhältnissen kannte und in meiner Gleichgültigkeit gegen allen Besitz und in meiner Neigung nach Frieden und Ruhe alle Dinge gehen ließ, wie sie bisher gegangen waren und noch heute gehen. Ja,« fuhr er nach kurzer Pause fort, »als ich nach Gottes Willen und ganz gegen meinen Wunsch der Erbe von Schaumburg geworden war, fand auch ich, daß es sehr bequem sei, einen so treuen und zuverlässigen Beamten in dem Amtrath und Rentmeister auf dem Gute zu haben, und so glaubte derselbe wahrscheinlich selbst, er sei der eigentliche Herr, und wie mein Bruder aus Leichtsinne sich Alles hatte gefallen lassen, würde auch ich mir Alles aus Schwäche gefallen lassen, worin er sich denn auch in der That nicht geirrt hat. Nein, ich störte ihn in nichts, ich ließ ihn schalten und walten, und da ich keine Neigung hatte, auf Schaumburg zu wohnen und mir mein kleines Asyl hier oben viel besser gefiel, wo man frische Luft athmet, während man dort unten nur in drückender Schwüle lebt, so blieb ich hier oben in Frieden und ließ ihn unten nach

Herzenslust wirthschaften, was er denn auch bis heute redlich gethan hat.«

»Und wodurch er meinem lieben Väterchen so recht eigentlich über den Kopf gewachsen ist!« fügte Angela hinzu, indem sie sich liebevoll zu ihm hinwandte und ihren warmen Lockenkopf eine Minute lang auf seinen Arm legte. »Aber Du sagtest vorher, Väterchen,« fuhr sie in dieser Lage fort, »daß in Schaumburg nur schwüle Luft herrsche. Das müßtest Du eigentlich nicht sagen, denn das ist doch wohl nicht immer der Fall. Ich muß es noch einmal wiederholen, ich finde Schaumburg sehr schön; das große Schloß und der herrliche, seeartige Teich mit den Schwänen darin und der Park, das ist doch wahrhaftig Alles reizend – nicht wahr?«

Treu war während dieses Gesprächs langsam von seinem Stuhl aufgestanden und behutsam immer um einen Schritt näher herangeschlichen, bis er dicht hinter dem Stuhl des Barons stand, ohne daß Dieser es zu merken schien, und seine Hände auf die Lehne desselben stützte. Seine Augen sprangen, als Angela ausgesprochen, weit vor und der Inspector sah ihm die innere Spannung an, in der er sich befand und die er endlich nicht mehr zurückhalten konnte, so daß er in die schnell hervorgestoßenen Worte ausbrach:

»Sie vergessen noch Eins, gnädiges Fräulein. Ja, Schaumburg mit Allem, was dazu gehört, ist nicht allein ein wunderbar schönes Gut, sondern es hat auch *wunderbar reiche Einkünfte*.«



Aller Augen richteten sich bei diesen mit einem nachdrücklichen Accent gesprochenen Worten auf den Sprecher, selbst der Baron drehte sich nach ihm herum und blickte ihn fragend an, als wollte er sagen: »Ah, sieh, bist Du auch da, Treu?« Der Inspector aber nickte dem alten treuen Menschen, der überall das Hauptinteresse seines Herrn im Auge behielt, freundlich zu und schien mit der eben vernommenen Bemerkung sehr zufrieden zu sein, da sie ihm ohne sein Hinzuthun die Brücke zur weiteren Verfolgung seines Planes gebaut hatte.

»Ja,« sagte er auch gleich darauf, »das will ich gern glauben. Wieviel mag Schaumburg wohl einbringen? Ich habe mich schon oft im Stillen mit diesem nicht gar schwierigen Exempel beschäftigt.«

Es entstand eine längere Pause, die der Baron damit hinbrachte, daß er in sichtbarer Verlegenheit zu Boden blickte. Der Inspector aber gab jetzt Angela einen Wink und sie verstand und befolgte ihn sogleich.

»Nun, Väterchen,« sagte sie und streichelte wieder seine Hand, »willst Du Herrn von Rodenberg nicht die eben gehörte Frage beantworten?«

»Ach, mein Kind,« erwiderte er, diesmal nur sehr ungerne sprechend, »das weiß ich eigentlich selbst nicht. Einmal sind die Einnahmen des Gutes größer, ein andermal kleiner, je nachdem die Erndte ausfällt.«

»Aber die Durchschnittssumme werden Sie doch kennen, Herr Baron?« wandte sich der Inspector jetzt direct an Diesen.

»Nein, mein Lieber, ich muß meine Unwissenheit in diesem Punkt leider eingestehen, ich weiß in der That nicht, wieviel Einkünfte Schaumburg jährlich trägt.«

»Wie – das wissen Sie nicht? Legt Ihnen der Amtsrath denn keine Rechnung ab?«

»Gewiß; alle Jahre kommt er einmal im Januar mit seinen Büchern und legt mir Einnahmen und Ausgaben vor, aber ich vergesse immer bald wieder die Summe, denn ich bin nie ein Freund von solchen Zahlen und Rechnungen gewesen. Sie wissen es ja bereits, ich kümmere mich nicht gern um Dinge, die mich wenig interessiren.«

Diese mit matter Stimme gesprochene Antwort, die des Barons ganze Schwäche und Gleichgültigkeit in Bezug auf Geldangelegenheiten verrieth, erregte bei Allen, die sie hörten, eine sichtbare Unruhe und selbst Angela schaute ihren Vater mit unverhehlter Verwunderung an. Treu versuchte dem Inspector einen Wink über den andern zu geben, aber es bedurfte dessen nicht, denn dieser fühlte in seinem Innern eine so heftige Regung aufwallen, daß er aus eigenem Antrieb in seinem Examen weiter vorzudringen beschloß und so sagte er, indem er allmählig aus seiner bisherigen Zurückhaltung heraustrat, mit ernster Miene und kühnem Blick.

»Das ist Unrecht, Herr Baron; Sie *müssen* bestimmt wissen, was Ihnen Ihr Gut einträgt und Sie *müssen* sich auch dafür interessiren, da Sie ja sonst gar nicht wissen können, was Sie ausgeben dürfen und wie groß überhaupt Ihr Vermögen ist!«

»Ach, das will ich im Grunde auch gar nicht wissen,« seufzte der so von allen Seiten bedrängte Baron. »Geld hat noch nie allein einen Menschen glücklich gemacht, und ich weiß ja, daß ich genug habe und anständig leben kann und daß alljährlich noch eine hübsche Summe in der Kasse bleibt, die der Amtrath in Händen hat. Und darin ist er ein ehrlicher Mann. Wenn ich einmal viel gebrauche, brummt er zwar, aber er hat mir noch immer gegeben, wenn ich darauf bestand.«

»Nein, Herr Baron,« fuhr der Inspector mit noch größerer Entschiedenheit und Kühnheit fort, »das kann ich von Ihrer Seite nicht für recht und der Wichtigkeit der Sache gemäß halten. Ein Gutsherr, mag er so reich sein, wie er will, muß wissen, was sein Gut ihm einträgt, bis auf den Groschen, und wenn er es nicht sinetwegen wissen muß und sich für seinen Besitz so wenig interessirt, so müßte er es schon darum wissen, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß er nicht – selbst von einem ehrlichen Beamten – hintergangen, oder daß ich es geradeheraus sage, heillos betrogen wird. Ich will den Amtrath hiermit nicht anklagen,« fuhr er nach einem raschen Blick auf Angela fort, die ihr schönes Auge ängstlich auf ihn gerichtet hielt, da sie nach diesen Worten eine große Bestürzung aus ihres Vaters Zügen sich malen sah – »aber selbst gesetzt den Fall; daß er ehrlich ist – vielleicht so ehrlich wie sein Geheimsecretair Fuchs,« setzte er etwas ironisch hinzu, »so muß man ihn nicht in dem Glauben halten, daß man ihm blindlings vertraut, nein, er muß vielmehr auch in dieser Beziehung Respect vor seinem Gutsherrn

bekommen. Den hat er bis jetzt nicht gehabt und bewiesen, sonst würde er neulich nicht so unverschämt vor Ihnen aufgetreten sein und Sie nicht in einer Art und Weise gekränkt haben, wie kein Beamter seinen Herrn, dessen Brod er ißt, von Rechtswegen kränken darf.«

Der Baron schauerte sichtbar zusammen. Eine solche Sprache, so kühn und doch so ehrlich und offenherzig zu Tage tretend, hatte er noch nicht vernommen. Auch auf Angela machte sie einen tiefen Eindruck, sie war ganz bleich geworden und sah den so furchtlos Redenden mit verwunderten Augen an. Treu aber verhehlte seine Freude darüber nicht, er nickte verständlich dem Inspector zu und, hätte er seinen Gefühlen ganz die Zügel schießen lassen dürfen, so würde er in die Hände geklatscht haben, daß nun endlich die so unglücklich verwickelten Verhältnisse seines Herrn an's Licht des Tages gezogen und von einer kräftigen Hand, die hier von jeher gefehlt, angefaßt wurden.

»So viel weiß ich auch,« sagte er endlich, als der Baron noch immer nicht das Wort nahm, »daß der Amtrath sich in seiner Stellung sehr wohl befindet, und wenn man nach seinem luxuriösen Leben urtheilen darf, wie man es von Jedermann besprechen hört, so sollte man meinen, er lebe kostbarer als sein Herr und daraus würde ganz einfach hervorgehen, daß er sich auch besser steht, als sein Herr. Wie weit das aber mit seiner Ehrlichkeit sich verträgt, das kann ich nicht sagen und nur der Herr Amtrath und sein Secretair Fuchs mögen wissen, wie hoch sich die Einnahmen desselben in Wahrheit belaufen.«

Der Baron schien die hastig hervorgesprudelten Worte Treu's nicht recht verfolgt zu haben, so tief war er über die vorhergesprochene Rede des Inspectors in Gedanken versunken. Jetzt, als Alles wieder still war, seufzte er laut auf, hob den auf die Brust gesunkenen Kopf in die Höhe und sagte mit einer bei ihm seltenen Fassung, indem er seine Blicke wohlwollend auf den Inspector richtete:

»Sie haben eigentlich Recht, daß Sie mir das so ungeschminkt sagen. Ich bekenne, daß ich, so lange ich Besitzer von Schaumburg bin, große Fehler und Nachlässigkeiten begangen, die ich wohl immer gefühlt, aber nie zu verbessern den Muth und die Kraft gehabt habe. Doch wie soll ich Dem abhelfen? Nachdem das aber so lange und tief eingewurzelt ist, dürfte es nicht wieder auszurotten sein. Jetzt kann ich doch nicht mit einem Mal aus meiner bisherigen Versunkenheit hervortreten und sagen: Legen Sie mir von jetzt an wöchentlich oder monatlich Rechnung ab? O, das würde ja für mich selbst eine große Plage sein, abgesehen davon, daß es auch den Amtsrath, dem ich in Geldsachen stets mein Vertrauen bewiesen, furchtbar kränken würde.«

»O, das Letztere kommt hier gar nicht in Betracht,« sagte der Inspector nun ganz dreist. »Fragt *er* denn danach, ob Sie durch ihn gekränkt werden? Gewiß nicht. Doch auf die von Ihnen erwähnte Rechnungslegung komme ich noch später zurück; es ist leicht möglich, daß noch ein anderer, von uns noch nicht besprochener Fall sie ganz unnöthig macht.«

»Was könnte das für ein anderer Fall sein?« fragte der Baron, von Neuem beunruhigt. »Mein Gott, mein Kopf schwindelt mir schon von dem bisher Gehörten. Ach, das ist ja heute ein sehr angreifendes Gespräch!«

»Lassen Sie es immerhin für den Augenblick etwas angreifend sein, Herr Baron,« fuhr der Inspector mit sanftem Lächeln fort, »wenn der alte Alp abgeschüttelt, ist die Ruhe nachher um so wohlthätiger, und wenn Sie Jemanden gebrauchen, der Ihnen diese Ruhe verschaffen soll, so biete ich mich aus vollem und mit ganzem Herzen dazu an.«

»Ach, Sie sind ein herrlicher Mann!« rief schon wieder einigermaßen beruhigt der Baron und erhob sich etwas, um dem ihm entgegenkommenden jungen Mann die Hand zu reichen. »Wenn Sie reden, bin ich immer gleich getröstet; es ist mir stets zu Muthe, als ob noch etwas ganz Anderes als eine bloße Menschenstimme aus Ihnen herauspräche, etwas, was mir, Gott weiß wie! Allerlei aus einer anderen Welt zum Trost herniederbringt. Doch – was ist das für ein anderer Fall, den Sie vorher erwähnten und der die unglückselige Rechnungslegung unnöthig machen kann?«

»Ich will es unternehmen, Ihnen denselben vorzutragen, Herr Baron, wenn er Ihnen auch zuerst etwas herbe erscheinen sollte,« sagte der Inspector, sehr langsam und vorsichtig sprechend. »Indessen er verdient jedenfalls in Erwägung gezogen zu werden und Sie behalten es ja in Ihrer Hand, ihn anzunehmen oder zu verwerfen. Mit einem Wort: der Amtsrath ist Ihnen nicht nur unbequem

und in vielen Dingen hinderlich, nein, er erhebt sich auch über seine Stellung, er spielt den Herrn und vergißt nicht nur die Achtung, die er Ihnen schuldet, sondern auch das Recht, das auf Ihrer Seite ist, während er selbst es bei jeder Gelegenheit verletzt oder das von Ihnen Gewünschte nur gezwungen und mit Widerstreben thut. Nun, da der Amtrath Ihnen also so lästig ist, so lösen Sie doch Ihr Verhältniß zu ihm, machen Sie sich frei und übernehmen Sie entweder selbst die Administration Ihrer Güter oder geben Sie sie in eines anderen Mannes Hand, von dem Sie nicht so viel Trübes und Hartes zu erwarten haben, als von dem jetzigen auf Schaumburg regierenden Herrn.«

Der Baron schaute bei diesen Worten so erstaunt, fast erschrocken auf, als hörte er eine Stimme vom Himmel erschallen, und dabei athmete er schwer und bang, wie ein Mensch, von dem man etwas ganz Unmögliches verlangt. In seiner ersten Erregung konnte er auch keinen langen Satz sprechen und so sagte er nur ganz kurz:

»Wie wäre das möglich, mein lieber Herr von Rodenberg?«

»Warum nicht? Sind Sie nicht unbestritten der Guts herr von Schaumburg und dem Schneckenberg, das heißt unumschränkter Besitzer beider Güter, und ist der Amtrath nicht blos Ihr Beamter, den Sie selbst in seiner Stellung bestätigt haben, nachdem einer Ihrer Vorfahren ihn darin eingesetzt? Haben Sie sich etwa verpflichtet, ihn auf Lebenszeit in seiner jetzigen Stellung zu lassen? Oder

haben Sie einen Contract mit ihm abgeschlossen, der Ihnen für freies Handeln die Hände bindet?»

»Ei, mein Gott,« rief der Baron, noch halb starr vor Schreck, »das ist Alles ganz richtig, was Sie angeben, aber es ist dennoch nicht so leicht gethan, als Sie es aussprechen. Allerdings ist der Amtrath nicht auf Lebenszeit in sein Amt eingesetzt und ich habe auch keinen bindenden Contract mit ihm abgeschlossen; aber bedenken Sie doch, seine Vorfahren haben dasselbe Amt schon seit beinahe sechszig Jahren bekleidet und er ist also gewissermaßen durch Tradition auf dasselbe angewiesen. Und dann bedenken Sie auch, was würden die Leute sagen, wenn sie mit einem Mal hörten: der Baron Hartenstein hat seinen Amtrath seines Amtes entlassen und es einem Andern übergeben. O mein Gott, das wäre ja ein Ereigniß, was die ganze mich umgebende Welt gegen mich aufbringen würde!«

Der Inspector lächelte ganz ruhig bei diesen von ihm vorhergesehenen Einwürfen und erwiderte gelassen: »Was die Welt, das heißt die Leute, die in Ihrer Nachbarschaft wohnen, von diesem Vorfall sagen würden, kann Ihnen ganz einerlei sein, Herr Baron. Diese Leute haben sich um Schaumburg und was darauf im Wege des Rechts und des gesunden Menschenverstandes vorfällt, gar nicht zu kümmern und werden es auch nicht thun. Ihr eigenes persönliches Wohl ist allein bei der Sache betheilig, also haben Sie auch nur allein an sich zu denken, und wenn Sie nicht länger mit dem Amtrath auskommen können, wie es allen Anschein hat, so schicken Sie ihn fort. Das



scheint mir eine sehr selbstverständliche Handlung eines selbstständigen Mannes zu sein, wie Sie es in der That auf Ihrem eigenen Grund und Boden sind.«

»Ach Gott, nein, das will ich doch lieber nicht thun,« rief der Baron mit wahrer Herzensangst, »ich brächte es niemals fertig, dazu mangelt es mir an Kraft, an Nachdruck, kurz an Allem, was zu solchem entschiedenen Handeln nothwendig ist. Allerdings gestehe ich ein, daß ich unter der Fuchtel dieses ungeberdigen Mannes schon lange seufze, daß mich die Fessel, die ich mir mit ihm angelegt, schwer drückt, aber sie abzuschütteln, so wie Sie sich das denken oder mir anrathen, dazu fehlt mir durchaus die Kraft und der Muth.«

»Oder auch der Wille,« schaltete Treu ein, der sich wieder dicht an seinen Herrn herangedrängt hatte, um kein Wort des Inspectors zu verlieren. »Ach, Herr Baron,« fuhr er fort, »wenn Sie doch solchen guten Rathschlägen, wie Sie sie eben zum ersten Mal hören, ein geneigtes Ohr schenken wollten! Wenn nun der Amtsrath wirklich nicht so ehrlich mit Ihnen verfährt, wie ich Ihnen schon so oft gesagt und wie es sich alle Leute auf dem Schloß da unten zuflüstern, so wäre es ja Ihre Pflicht, schon Ihres Kindes wegen, sich den Vampyr von der Schulter zu schütteln, der Ihnen seit Jahren Ihr bestes Blut aussaugt, bis er an Ihr Herz dringen und dasselbe mit seinem Stachel tödtlich verwunden und vergiften wird.«

»Alter!« rief der Baron aufstehend und sich gegen Treu umwendend, »was sprichst Du da? Hast Du es wohl bedacht, wie schwer ein solches Unternehmen gegen einen

so hartgesottenen Rechtsgelehrten ist? Beweise mir erst, daß der Amtrath nicht ehrlich gegen mich verfährt, und hast Du mir diese Beweise in die Hand gelegt, dann, erst dann ließe sich die Sache in nähere Ueberlegung ziehen.«

»Ja,« sagte der Inspector, mit entschiedener Festigkeit und schnell die ihm durch diese Worte dargebotene Handhabe ergreifend, »da haben Sie Recht, Herr Baron. Diese Beweise müssen beigebracht werden, und wenn sie feststehen, dann – dann müssen Sie handeln, auf jeden Fall, unter jeder Bedingung, und Sie werden den Beifall aller guten und verständigen Menschen auf Ihrer Seite haben.«

»Wie soll ich denn aber seine Ehrlichkeit untersuchen?« fragte der Baron mit fast weinerlicher Stimme. »Wenn Sie mich denn doch einmal so bedrängen und zum Handeln treiben, was mir in Wahrheit eine schreckliche Aufgabe ist, so sagen Sie mir auch, wie ich mich überzeugen kann, daß Treu Recht hat, wenn er behauptet, der Amtrath habe unredlich und unehrlich gegen mich gehandelt.«

Der Inspector lächelte in einer Art, als habe er den schwersten Berg überstiegen und befinde sich jetzt auf ebenem glatten Boden zu seinem naheliegenden Ziele. »Gut,« sagte er, »jetzt stehen wir auf dem rechten Punkt und von hier aus muß Ihre Handlung beginnen, aber in der entschiedensten Weise, ohne Zaudern und Schwanken, sonder Furcht und Besorgniß. In der That kenne ich einen Weg, der gar nicht so schwierig zu betreten ist und man muß nur vor allen Dingen einen gewissen

Muth haben, um ihn mit Consequenz zu betreten. – Darf ich Ihnen ganz meine Meinung sagen und meinen Rath geben?« fragte er, als der Baron, der sich wieder gesetzt, schwieg und mit unruhiger Miene bald den Einen, bald den Andern in der kleinen Gesellschaft anblickte.

Der Baron antwortete nicht gleich, aber statt seiner riefen Angela und Treu zugleich freudig aus: »Ja, ja, sagen Sie Ihre Meinung und sprechen Sie Ihren Rath!«

Der Baron sank bleich und anscheinend erschöpft in seinen Lehnstuhl zurück, faltete die Hände vor der Brust und schien sich in sein Schicksal ergeben zu haben, das jetzt, wie nie, in starken Händen ruhte und unabwendbar seinen ruhigen Gang ging. »Ach Gott,« seufzte er, wie zu sich selbst sprechend, »da befinden wir uns ja schon wieder inmitten einer großen Sorge, die ich mir heute Morgen nicht habe träumen lassen, und welches Unglück kann daraus entstehen!«

»Gar kein Unglück!« fuhr der Inspector mit eiserner Consequenz fort, »lassen Sie mich nur ganz kurz meinen Plan entwickeln und, wenn er Ihnen zusagt, fassen Sie ihn mit schneller und starker Hand auf. Beginnen Sie also das Werk damit. Fordern Sie von dem Amtrath zu irgend einem Zweck eine große Summe Geldes, aber sie muß recht groß sein, damit er außer Stande ist, sie augenblicklich zu zahlen. Hat er wohl viel Geld in der Kasse?«

»O, er hat außer den Staatspapieren, die mein Vermögen enthalten, und einen eisernen Bestand für unberechenbare Nothfälle, immer einige Tausend Thaler vorräthig, theils in Metall, theils in Papiergeld, das weiß ich bestimmt,« sagte der Baron. »Die ersteren aber darf er niemals angreifen, das habe ich ihm ausdrücklich von jeher untersagt.«

»Gut, so fordern Sie mehr, als er Baares hat und nehmen Sie gleich eine so große Summe, daß es gar keinem Zweifel unterliegt, daß sie nicht vorhanden ist.«

»Wozu soll ich denn aber eine so große Summe fordern, was für einen Zweck soll ich angeben?«

»Das brauchen Sie ihm eigentlich gar nicht zu sagen, denn so weit reicht seine Autorität und Machtvollkommenheit nicht, daß er von Ihnen verlangen kann, zu wissen, wozu Sie Ihr eigenes Geld gebrauchen. Sagen Sie ihm jedoch immerhin, Sie wollten es, wie er es ja selbst neulich gethan, auch zu irgend einer industriellen Speculation verwenden, von der Sie Niemandem, also auch ihm nicht, etwas Genaueres mittheilen wollten.«

»Gut, aber wozu sollte das helfen, wenn er das Geld nicht hat?«

»Warten Sie es ab, Herr Baron!« warf hier Treu wieder ein. »Der Plan, den Herr von Rodenberg verfolgt, ist gut, ich glaube ihn bereits zu verstehen.«

Der Inspector nickte Treu freundlich zu und fuhr dann ruhig fort: »Es hilft Ihnen gewiß zu dem vorliegenden Zweck. Der Amtrath schlägt Ihnen also, so nehme ich an, die große Summe ab, einfach darum, weil er sie nicht

hat. So weit ist er in seinem Recht. Dann sind Sie aber auch in Ihrem Recht, wenn Sie diese Gelegenheit benutzen, um ihn zu veranlassen, Ihnen einmal außer der gewöhnlichen Zeit ernstlich Rechnung zu legen und Ihnen von den Einnahmen und Ausgaben, die Jahre hindurch, in denen er für Sie sein Amt führt, Rechenschaft zu geben. Das ist der einzige Weg, auf dem wir zu der Ueberzeugung gelangen können, ob die Geschäftsführung des Amtraths eine ehrliche war oder nicht.«

Der Baron hatte den Kopf wieder auf die Brust gesenkt und athmete schwer. »Ach ja,« stöhnte er, »ich glaube es wohl, aber das bringe ich allein nicht fertig, dazu gehört eine ausgiebigere Kraft, als die meine ist.«

»So lassen Sie es einen Anderen fertig bringen,« fuhr der Inspector fort, »dann haben Sie weder Unruhe noch Mühe davon.«

»Wer sollte denn dieser Andere sein?« fragte der Baron mit niedergeschlagenen Augen, der sich allmählig in das Unvermeidliche zu finden schien und doch schon im Stillen die Hoffnung hegte, daß dieser Andere sich gleich selber nennen werde, worin er sich auch nicht irrte.

»*Ich* will es sein, wenn Sie keinen Besseren haben!« sagte der Inspector fest und klar. »Ich will auch den Brief aufsetzen, der an den Amtrath abgehen soll, und wenn es Sie in Unruhe versetzt, so brauchen Sie denselben gar nicht zu lesen. Lassen Sie ihn nur von Menschen lesen, die Ihr ganzes Vertrauen besitzen, also von Ihrem Fräulein Tochter und von Treu, und wenn Die nichts daran auszusetzen finden, so schreibt Treu, der ja immer Ihr

Secretair war, den Brief ab, Sie unterzeichnen ihn und er geht auf der Stelle nach Schaumburg ab, ehe Sie wieder von einem Entschluß abkommen, der nach meinem Ermessen hier und jetzt durchaus nothwendig ist.«

Der Inspector schwieg und holte tief Athem, als habe er eine große Anstrengung hinter sich, und in der That hatte er ja nun endlich seinen wohlüberlegten Plan in's Werk gesetzt und hoffte auf eine pünktliche Ausführung desselben. Er sollte sich auch sehr bald überzeugen, daß dieser Plan Beifall fand, denn Angela sowohl wie Treu nickten ihm wiederholt freudig zu und gaben, ohne zu sprechen, durch Blicke und Geberden zu verstehen, daß sie vollkommen mit ihm einverstanden seien.

Nur in dem Baron ging noch, allen Augen erkennbar, ein schwerer, wiewohl kurzer Kampf vor. Er war aufgestanden und schritt langsam, mit vorübergebeugtem Kopf und gefalteten Händen in der Bibliothek hin und her. Endlich aber hatte er sich gefaßt, richtete den Kopf in die Höhe und ging auf den Inspector zu, der wie alle Uebrigen auch aufgestanden war.

»Herr von Rodenberg,« sagte er mit ernster Miene und indem er dem jungen Mann die Hand reichte, »Sie haben mich wenigstens überzeugt, daß hier gehandelt werden muß und ich glaube auch nicht, daß aus dieser Handlung für mich neues Trübsal und Kümmerniß hervorgehen kann, da ich in Ihnen einen so wackeren Gehülfen gefunden habe. Also will ich getrost Ihren Rath befolgen, und damit Sie nicht glauben, daß ich wirklich ein solcher Schwächling bin, der gar nichts für sich und die

Seinen zu thun im Stande ist, so will ich gern den Brief lesen, der an den Amtsrath abgehen soll und ihn mit dem vollen Bewußtsein, wie wichtig er ist, unterschreiben. Es wird das nur wenige bange Minuten kosten, doch die werden ja auch wie so viele andere und bangere vergehen. Nur erweisen Sie mir in der That den großen Dienst und setzen Sie den bewußten Brief auf. Aber drücken Sie sich ganz kurz und geschäftsmäßig aus und geben Sie als Grund meiner Forderung meine Absicht an, mich an irgend einem industriellen Unternehmen, das Sie nicht nennen, zu betheiligen. Dieser Gedanke von Ihnen war gut, denn zu solchem Zweck kann ich in der That eine größere Summe fordern. – Aber wenn er nun das Geld abschlägt, was dann?« fragte er, noch einmal in seine alte Aengstlichkeit zurückfallend.

»O, darum haben Sie keine Sorge!« rief der Inspector mit freudig aufblitzendem Auge. »Was dann folgt, das nehme ich Alles auf mich. Sobald das Geld abgeschlagen ist, fordern wir die Bücher und haben wir die erst – verweigern kann er sie Ihnen ja nicht – so sehe ich sie mit Treu's Hülfe genau durch und prüfe sie. Freilich kann ich nicht genau wissen, wieviel Einkünfte das Gut in den letzten zwanzig Jahren abgeworfen hat, aber ungefähr kann ich doch wohl berechnen, ob die angegebenen Summen der Wirklichkeit nahe kommen. Stimmen sie mit meiner Berechnung nur einigermaßen überein, gut, so schweigen wir und suchen uns einen anderen Angriffspunkt aus, den ich auch bereits im Kopfe habe, aber – ich fürchte – sie stimmen nicht, und das, glaube ich, ist auch allein der

Grund, warum sein eigener Sohn Rudolf meine Stelle, die ihm angeboten war, nicht annehmen wollte. Er konnte ohne Zweifel die Geschäftsführung seines Vaters und mochte als redlicher Mann an derselben keinen Theil haben. Darum und weil er wahrscheinlich über kurz oder lang ein Ereigniß von Wichtigkeit in dieser Beziehung voraussah und um so nicht in die traurige Lage zu gerathen, mit eigenen Augen und Ohren wahrnehmen zu müssen, was für sein Herz Betrübendes und sein Ehrgefühl Kränkendes auf Schaumburg vorfiel, zog er es vor, seine Heimath ganz zu verlassen und nach Amerika zu gehen. Ja, Herr Baron, daß die Sache so liegt, weiß ich bestimmt, denn wenn Rudolf Stephani seinen Vater auch nicht direct bei mir verklagt hat, so hat er doch dann und wann Andeutungen fallen lassen, die einen tiefen Schatten auf die Verhältnisse in der Geschäftsführung auf Schaumburg warfen, und mich auf eine ganz besondere Differenz in seines Vaters und seinen eigenen Ansichten über dergleichen Dinge schließen ließen.«

Der Baron, Angela und Treu waren bei dieser neuen und unerwarteten Mittheilung ganz starr vor Staunen und Verwunderung geworden und ihre Blicke wurzelten mit der größten Spannung auf des Inspectors Antlitz, das in diesem Augenblick Flammen sprühte und eine große männliche Entschlossenheit und Energie ausdrückte.

»Ach mein Gott,« rief der Baron, »also Sie waren schon von allen diesen Vorgängen unterrichtet, ehe Sie nach Schaumburg kamen?«



»Ja, Herr Baron, ich war, wie Sie sehen, davon unterrichtet.«

»Und Sie gingen dennoch dahin, ohne davor zurückzuschrecken?«

Der Inspector schüttelte mit heiterer Miene den Kopf. »Nein,« sagte er, »Sie sehen es ja, ich bin nicht davor zurückgeschreckt, ich kam sogar gern, denn ich habe ein besonderes Wohlgefallen daran, trügerische Menschen ihrer Masken zu entkleiden und Denen zu ihrem Recht zu verhelfen, denen man dasselbe so lange und schonungslos entzogen hat.«

»O, wie wunderbar!« rief der Baron, die Hände zusammenschlagend. »Aber, wissen Sie, mit dieser Ihrer Erklärung nimmt ja die ganze Geschichte eine andere Gestalt an. Es ist mir, als schaute ich plötzlich mit ganz anderen Augen in meine eigenen Verhältnisse hinein.«

»Väterchen!« rief Angela und schmiegte sich zärtlich an den mit einem Mal sichtbar beruhigten Vater an, »danke Du Herrn von Rodenberg aus voller Seele, daß er Dir endlich die Augen öffnete; Treu hast Du ja nie glauben wollen, so oft er Dir auch in meiner Gegenwart gesagt, daß Du von dem bösen Mann dort unten hintergangen wirst.«

»Still, mein Kind, das wissen wir ja noch nicht so bestimmt; urtheile nicht zu früh, man muß selbst gegen seinen Feind gerecht sein. Aber ja, nun sehe ich es ein, wie gut Ihr Rath und Plan ist, Herr von Rodenberg, denn er allein kann uns bald zu der so nothwendigen Klarheit

verhelfen. Mein Gott, was der Mensch doch Alles erleben kann! Ich glaubte, alles Unheil meines Lebens längst überstanden zu haben, und nun führt mir der Mann, auf dessen Ehrlichkeit ich Häuser gebaut; ein ganz neues und am wenigsten erwartetes herauf!«

»Sie sind nicht der Erste, der ein solches Vertrauen hegt und doch heimtückisch hintergangen wird,« bemerkte der Inspector, »und nun – habe ich Ihnen wirklich etwas zu Schweres gerathen?«

»Nein, ach nein, aber den Brief mag ich doch nicht selbst schreiben, dazu bin ich nicht muthig und unbefangen genug.«

»Das brauchen Sie ja auch nicht. Morgen früh schon sollen Sie die paar Zeilen in Händen haben, denn mehr bedarf es nicht, und den geschäftlichen Styl verstehe ich auch.«

Des Barons Gesicht klärte sich bei diesen Worten völlig auf. Er und alle Uebrigen mit ihm traten in den vorderen Theil der Bibliothek, um sich noch eine kurze Zeit über das Vorliegende zu unterhalten.

»Kinder,« sagte er zuletzt, »das war ein heißer Abend und ich habe bei dem langen Gespräch mehr gelitten, als Ihr denken könnt. Aber jetzt ist mir doch zu Muthe, als wäre ein schwerer Stein von meinem Herzen gewälzt und – Ihnen, Ihnen ganz allein, habe ich das zu verdanken, mein lieber, junger Freund. Geben Sie mir noch einmal Ihre Hand und Gott belohne Sie für Ihre Mühe – ich kann es nicht!«

»Es hat mir gar keine Mühe gemacht, Herr Baron, und zu solchem Unternehmen leiht ein Mensch gerne seine Hand, wenn er den Willen, die Lust und die Kraft dazu hat, und die habe ich alle Drei zusammen.«

»Ich weiß es, ich weiß es! Ach! Aber werde ich nach solcher Unterredung ruhig schlafen können? Ich fühle mich zwar müde und matt, aber mein laut pochendes Herz wird sich lange nicht einschläfern lassen.«

»Trinke ein Glas Wein, Väterchen!« schmeichelte Angela, »Du weißt ja, danach schläfst Du immer vortrefflich!«

»Da hast Du Recht, das war ein guter Vorschlag. Treu, hole uns eine Flasche und wir wollen sie Alle zusammen leeren.«

In wenigen Minuten waren der köstlichste Rüdesheimer und die Gläser zur Stelle, und der Baron trank mit großem Behagen seine zwei Gläser, wobei er einmal über das Andere einen Erleichterungsseufzer ausstieß und schließlich erklärte, nun hoffe er schlafen zu können, denn er fühle sich wie neugeboren.

Eine Viertelstunde später hatten sich die vier Menschen getrennt und Jeder war in sein Zimmer gegangen, um die Ruhe zu finden, die heute nach einem so hart erkämpften Entschluß, an dem Alle mitgeholfen, so wohl verdient war.

#### ACHTES CAPITEL. DIE ZAHMEN CANARIENVÖGEL UND DAS WETTERLEUCHTEN IN SCHAUMBURG.

Der nächste Tag war wieder ein Sonntag und die Natur hatte es gut mit den Menschen gemeint, die sich von der

Arbeit der Woche einmal ruhen wollten, denn der heftige Wind, der den Tag vorher geweht, hatte sich ausgetobt und es war eine friedliche Stille in den Lüften eingetreten. Dabei schien die Sonne warm vom Himmel hernieder und das schöne Thal, das bereits hier und da seine grüne Farbe verloren, zeigte sich ringsum in seinem sommerlichen Kleide, die Früchte des Feldes zeitigend und der immer näher rückenden Erndte die beste Aussicht verheißend. –

Der Inspector war an diesem Morgen zu Hause geblieben und wanderte schon gegen acht Uhr im Garten und Park umher, mit Freude gewahrend, daß der heftige Wind keinen Lieblingsbaum geknickt und selbst die schönen Blumen verschont hatte, unter denen der Gärtner mit seinen Gehülfen beschäftigt war, die losgerissenen Rosenstöcke wieder an neuen Stützen zu befestigen.

Eben kam er aus dem Park in den Vorgarten zurück, als er Angela im hellen Morgenkleide, mit Strohhut und Sonnenschirm daherschreiten sah, denn auch sie liebte den Genuß eines schönen Morgens im Freien und wollte ihn auch heute haben, da der Baron noch in der Bibliothek beschäftigt war und erklärt hatte, er werde seinen Morgenspaziergang erst dann abhalten, wenn die vorliegenden wichtigen Geschäfte geordnet und beseitigt wären.

Bald hatten sich die beiden Spaziergänger gefunden und nachdem sie einen freundlichen Morgengruß ausgetauscht, gingen sie zusammen umher, wozu sich der Inspector um so bereitwilliger zeigte, da er, wie er sagte, im Augenblick nichts Dringendes zu thun habe.

Nachdem sie eine Weile über den gestrigen Wind und seine Wirkungen gesprochen, lenkte Angela die Unterhaltung in eine andere Richtung und sagte zutraulich: »Lassen Sie uns, da wir gerade allein sind, zuerst das Wichtigere abhandeln und da muß ich Ihnen sagen, daß mein Vater diese Nacht wider Erwarten gut geschlafen hat, sich heute in einer vortrefflichen Stimmung befindet und in Bezug auf das gestern Abend Besprochene noch eben so denkt, wie in dem Augenblick, da Sie ihn verlassen haben. Aber Sie haben in der That eine schwere Aufgabe gelöst und ich habe Ihre unendliche Ausdauer und Geduld bewundert, mit der Sie alle seine Entwürfe entgegennahmen und ihn mit seltenem Geschick immer wieder auf die rechten Wege führten.«

Der Inspector zeigte ein heiteres Gesicht, als er versetzte: »Es ist mir gar nicht schwer geworden, einen mir so lieben und werthen Mann auf seine tief eingewurzelten Irrthümer aufmerksam zu machen, und da ich jetzt auch sein Beamter bin, sein Brod esse und zugleich sein Vertrauen besitze, so schien es mir Pflicht, die kleine Mühe nicht zu scheuen, die es gekostet hat.«

»Glauben Sie denn wirklich, daß das eingeleitete Unternehmen zu einem erwünschten Resultat führen wird?« fragte Angela weiter.

»Ganz gewiß, ich bin überzeugt davon, und wenn Sie heute noch zweifeln, werden Sie bald eines Besseren belehrt werden. Warten Sie geduldig noch einige Tage ab und Sie werden das Resultat mit Händen greifen können, wenn Ihr Herr Vater nur standhaft bleibt.«

»O, ich zweifle nicht und ich danke Ihnen im Stillen, daß Sie sich meines armen schwachen Vaters wie ein treuer Freund annehmen. Auch wird er gewiß standhaft bleiben, denn hat er einmal einen Entschluß gefaßt, so führt er ihn auch stets aus. – Aber welchen Sturm wird Ihr Brief in Schaumburg erregen, wenn der Amtsrath meinen Vater mit einem Mal so energisch handeln sieht, was er gar nicht an ihm gewohnt ist!«

Der Inspector lachte fröhlich auf. »Ja, dieser Sturm wird freilich nicht ausbleiben,« sagte er, »aber er wird dem in einem Glase Wasser gleichen und Keinem von uns etwas zu Leide thun. Es bleibt ihm ja nichts weiter übrig, als zu gehorchen. Der Herr Baron ist vollkommen in seinem Recht; er ist der unumschränkte Herr auf seinen Gütern und der Amtsrath ist nur der Beamte, der seine Befehle vollstrecken und seine Geschäfte so führen muß, wie es ihm durch Pflicht und Gewissen vorgeschrieben ist. Ich selbst aber werde nicht allein die Verantwortung, sondern auch die Mühe auf mich nehmen, das Werk weiter fortzusetzen, und Ihr Herr Vater soll nur das erfahren, was zu wissen ihm durchaus nöthig ist, damit wir ihm alle Unruhe und Sorge ersparen, deren er in seinem Leben schon genug gehabt hat.«

»O, wie gütig sind Sie!« rief Angela und sah ihren Begleiter mit einem innig dankbaren Blick an. – »Haben Sie schon an den Brief gedacht,« fuhr sie fort, »der das ganze Unternehmen einleiten soll?«

»Gewiß, ich habe ihn schon gestern Abend, noch ehe ich schlafen ging, aufgesetzt, denn man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Wollen Sie ihn vielleicht lesen?«

»Gern. Haben Sie ihn bei sich?«

»Ja, hier ist er.« Dabei zog er ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche und reichte es ihr hin. Sie nahm es mit zitternden Händen und schlug es auseinander. Das Schreiben bestand nur aus wenigen Zeilen und richtete einfach das Gesuch an den Amtrath, umgehend eine Summe Geldes nach dem Berge zu senden, welche der Baron behufs einer nur ihm allein zugänglichen Speculation in einem industriellen Unternehmen in diesen Tagen gebrauchen würde. Die Summe aber, war ausdrücklich beigefügt, solle nur von dem baar vorhandenen Gelde entnommen und der eiserne, für etwaige Nothfälle bestimmte Bestand, so wie das Privatvermögen in Staatspapieren nicht angegriffen werden. Nur die Summe hatte der Schreiber nicht genannt und dieselbe allein dem Ermessen des Barons überlassen.

Angela überlas das Blatt zweimal, dann, sagte sie: »Es ist ganz einfach und kurz und doch sagt es Alles, was es sagen soll. – Wie hoch denken Sie sich denn die Summe, die mein Vater fordern soll?« fragte sie gleich darauf. »Er

hat darüber schon heute Morgen mit mir gesprochen und ist in Zweifel, wie hoch er gehen darf.«

»Er muß eben sehr hoch gehen, um nicht etwa doch das Geld in der Kasse vorzufinden. Ich würde jedenfalls zehntausend Thaler fordern, denn nur eine solche Summe trägt die Wahrscheinlichkeit in sich, daß Ihr Herr Vater wirklich an eine Betheiligung bei dem bewußten Unternehmen denkt.«

»Zehntausend Thaler! Das ist viel,« sagte Angela nachdenklich, »aber Treu meinte sogar, daß er noch höher gehen müsse. Der alte Mann ist entzückt von Ihrem Plan und hat die ganze Nacht kein Auge zugethan, aus Freude, sagt er, daß dem alten Drachen da drüben nun endlich einmal die Zähne ausgebrochen werden sollen.«

Der Inspector lachte wieder herzlich auf. »Ja, es ist ein närrischer alter Mann,« sagte er, »aber treu wie Gold und Ihrem Herrn Vater mit ganzer Seele ergeben.«

»Ja, das ist er und darum liebe ich ihn auch so und mein Vater sieht in ihm ja weit mehr einen alten Freund, als einen Diener, dessen Function er doch ohne Nachlaß von Morgen bis zum Abend erfüllt. Ach, ich bin doch immer noch etwas besorgt, daß mein Vater vielen Kummer durch den Amtrath haben wird!«

»Seien Sie ganz außer Sorge, ich bürge Ihnen dafür; jeder Kummer soll ihm erspart werden, wenn er mir nur völlig die Führung der Sache überläßt.«

»Das thut er gewiß und er hat sich auch schon darüber ausgesprochen, er wird Ihnen durch Zagen und Zurückweichen kein Hinderniß in den Weg legen. Aber doch



wäre ich froh, wenn wir erst über den vor uns liegenden Berg wären.«

»Es sind noch mehrere zu übersteigen, bis wir am Ziele sind,« sagte der Inspector ernst, »aber ich hege die Zuversicht, daß wir bald auf dem höchsten Gipfel unserer Wünsche stehen werden. Doch, da sehen Sie,« setzte er wieder mit größerer Heiterkeit hinzu, »da haben wir auch einen kleinen Gipfel vor uns. Darf ich um Ihren Arm bitten und Ihnen beweisen, wie leicht man ihn mit Hülfe eines Stärkeren erklimmt?«

Die beiden Spaziergänger waren, ohne es zu bemerken, schon lange in den bergigen Park hinunter geschritten, der sich nach der Fohlenkoppel hinabzog, und da der Inspector nicht zu weit vom Schlosse abkommen wollte, war er darauf bedacht, immer einen dahin zurückführenden Weg einzuschlagen und so war man jetzt an einen ziemlich steilen Fußpfad gekommen, der unmittelbar nach dem Rosengarten auf der Höhe führte. Angela nickte ihm vertraulich zu und alsbald lag ihr schöner weicher Arm in dem seinen und er führte sie langsam und sicher die Höhe hinan, wobei er ihr erzählte, daß er sich jetzt zum Baron begeben wolle, um ihm den Brief zu überreichen, damit Treu ihn noch heute Morgen abschreibe und er dann, mit der Unterschrift des Barons versehen, gegen Mittag nach Schaumburg abgesandt werden könne. »Ich weiß wohl,« fügte er hinzu, »wenn der stets hungrige und durstige Amtrath bei Tische sitzt, hat er nicht gern eine geschäftliche Störung, aber ich kann dem guten Manne nicht helfen, er hat so

lange im Ueberfluß geschwelgt, daß er jetzt endlich einmal empfinden muß, wie einem Menschen zu Muthe ist, der in seiner Ruhe und in seinem Behagen gestört wird. Er hat Ihren Herrn Vater neulich auch um seine Mittagsruhe gebracht und dafür muß er gestraft werden, ich habe ihm das neulich gleich zgedacht. Darum allein möchte ich den Brief um die Mittagsstunde nach Schaumburg gesandt wissen.«

Angela blickte ihn scharf und doch etwas schalkhaft von der Seite an. »Sind Sie so unbarmherzig?« fragte sie dann.

»Nein, ganz gewiß nicht, ich bin nur gerecht und ich stelle mir mit Vergnügen den Augenblick vor, wo der Amtrath bei Tische sitzt und in Gegenwart des unvermeidlichen Herrn Fuchs den Brief erhält und öffnet, der eine so unerwartete Forderung an ihn stellt.«

»Ach, die arme Cornelia!« sagte Angela plötzlich. »An die habe ich dabei gar nicht gedacht. Sie thut mir sehr leid! Ueber sie wird sich auch der Zorn ihres Vaters ergießen, wie immer, wenn er keinen anderen Ableiter hat.«

Des Inspectors Gesicht nahm einen ernsteren Ausdruck an. »Ja,« sagte er, »das arme Mädchen thut auch mir leid, aber ich kann auch ihr nicht helfen. Sie ist einmal die Tochter dieses Mannes und wir können sie leider nicht vor den bösen Einflüssen ihres Vaters schützen. Indessen traue ich ihr so viel Gerechtigkeitsgefühl zu, daß sie, wenn sie früher oder später einmal den Zusammenhang unseres Beginns erfährt, dasselbe begreiflich, ja nothwendig finden wird. – Da kommt Fräulein Wanner!«

Die beiden Spaziergänger hatten gerade den ebenen Gartenboden in der Nähe des Schlosses erreicht, als die genannte Dame, die Angela zu suchen schien, ihnen entgegenkam. Sie wunderte sich durchaus nicht, den Inspector und ihr Pflegekind so vertraulich Arm in Arm daherschreiten zu sehen und begrüßte das Paar, das sie eben im Stillen als ein sehr schönes bezeichnet hatte, mit der freundlichsten Miene.

»Guten Morgen, liebe Wanner!« rief ihr Angela schon von Weitem zu. »O, Sie sind heute viel zu spät aufgestanden und ich habe Ihnen so viel zu erzählen. Wenn Sie doch gestern Abend keine Briefe zu schreiben gehabt hätten, was würden Sie für einen Hochgenuß gehabt haben! Sie ist nämlich auch eine abgesagte Feindin des jetzt auf Schaumburg regierenden Herrn,« setzte sie gegen den Inspector gewendet hinzu.

»Mein liebes Kind,« entgegnete Fräulein Wanner, nachdem sie sich mit dem Herrn begrüßt, »ich werde heute noch Zeit genug haben, die neue Mähr zu vernehmen, von der mir Treu schon vorher einige Worte zugeflüstert hat. – Doch ich wollte Dich nur an Deine armen Vögel erinnern; Du scheinst sie seit einiger Zeit etwas zu vernachlässigen und hast ihnen schon lange keine Lection mehr gegeben.«

»Ach, meine Vögel!« rief Angela und ließ des Inspector's Arm los, der sie bis jetzt geführt hatte. »Ja. Sie haben Recht, heute wenigstens hatte ich sie ganz vergessen, aber dafür will ich ihnen auch auf der Stelle eine Lection geben. Und da gerade Sonntag ist und Sie vielleicht

Zeit haben, Herr von Rodenberg, so sollen Sie gleich eine kleine Belohnung für Ihre gestrige Mühe erhalten und Sie können der Lection beiwohnen, was Sie schon lange wünschten. Aber dann muß ich Sie bitten, mit in mein Vogelzimmer zu kommen; da sind die Thierchen am gehorsamsten und ich möchte gern das erste Mal, wo Sie sie sehen, Ehre mit ihnen einlegen.«

»Gönnen Sie mir nur zehn Minuten Zeit, mein gnädiges Fräulein,« erwiderte der Inspector, »dann werde ich mit Vergnügen dem nie gesehenen Schauspiel beiwohnen. Ich will nur zum Herrn Baron gehen und den bewußten Brief abliefern.«

»Ja, thun Sie das, ich werde Sie so lange vor der Thür erwarten.« –

Eine Viertelstunde später trat der Inspector mit einem zufriedenen Gesicht wieder aus dem Schloß. Er hatte das wichtige Geschäft mit dem Baron abgemacht und denselben von dem Entwurf des Schreibens befriedigt verlassen. Er fand die Damen noch an derselben Stelle und sagte Angela, als er wieder zu ihnen getreten war:

»Es ist Alles in Richtigkeit und die Sache wird ihren vorbedachten Lauf nehmen. Treu wird den Brief gleich abschreiben und um halb ein Uhr soll Johannes nach Schaumburg reiten und ihn überliefern. So, jetzt bin ich bereit, Ihrer Lection mit beizuwohnen. Vielleicht fällt auch für mich eine kleine Lehre dabei ab und Sie sollen sehen, ein wie gelehriger Schüler ich bin.«

»Davon wollen wir uns gleich mit eigenen Augen überzeugen!« entgegnete Angela freundlich und führte nun

den Inspector durch eine Seitenthür in das Schloß, deren Treppe unmittelbar nach der Zimmerflucht führte, welche die beiden Damen bewohnten und der junge Mann bisher noch nie betreten hatte. Er sah sich daher etwas neugierig darin um und fand Alles so wohnlich, gemüthlich und bequem, wie er noch nichts dergleichen gesehen: aber da Angela den beiden ihr Folgenden rasch vorschritt, konnte er sich nicht lange mit der Betrachtung des Einzelnen aufhalten. Endlich öffnete sie eine mit einer grünen Portièere verhangene Thür und man war in das eigentliche Vogelzimmer gelangt.

Das Erste, was dem Inspector darin auffiel, war ein ziemlich umfangreicher frischer Tannenbaum, der an der Stelle, wo sonst der Kronleuchter eines Saales zu hängen pflegt, von der Mitte der Decke an einem grünen Seil herabhing, dergestalt frei in der Luft schwebend, daß er, so oft ein Vogel sich darauf setzte, in leise schwirrende oder tanzende Bewegung gerieth. Die grau tapezirten Wände des großen Gemachs waren mit Gegenständen der mannigfaltigsten Art ausgestattet, denn es fanden sich hier fast sämmtliche Spielsachen vor, die Angela von Kindheit an von ihrem freigebigen Vater zum Geschenk erhalten, und die im buntesten Gemisch übersichtlich und im besten Geschmack geordnet aufgestellt waren. Für eigentliche Möbel, einige Schränke mit niedlichen Sächelchen gefüllt abgerechnet, war nur wenig Platz übrig geblieben, denn außer einem grünbezogenen Plüschsofa zwischen den beiden Fenstern, und einem runden Tisch davor, auf dem ein kleiner Rollspiegel stand, waren nur

wenige Stühle vorhanden. Außerdem aber hingen von der Decke drei Käfige von Messingdraht herab, alle von gleicher Größe, blank geputzt und mit derselben Einrichtung versehen, das heißt, jeder war für drei Paare mit Nestern und Zubehör ausgestattet, denn sechs Canarienvögel, drei Männchen und drei Weibchen, waren es, die von Angela mit seltenem Geschick und unermüdlicher Geduld zu ihrer jetzigen, fast vollkommenen Künstlerschaft abgerichtet waren. Da die Thüren der Käfige Tag und Nacht offen standen, so war es ihnen auch gestattet, nach Belieben irgend einen Käfig zusammen zu bewohnen, indessen wie der Inspector später vernahm, nistete jedes Pärchen für sich allein in seinem ihm sehr wohlbekannten Häuschen, jedoch besuchten sich alle oft freundnachbarlich und speisten und tranken sich in jedem Raum satt nach Herzenslust. Andere Vögel außer diesen sechs waren keine im Zimmer vorhanden, da Angela deren Gesang mehr im freien Walde als im eng umgitterten Gefängniß liebte.

»Ja,« sagte Angela, als sie Felix von Rodenberg sich verwundert in dem bunten Raum umblicken sah, »Sie machen ein erstauntes Gesicht, denn ein solches Zimmer für Allerlei haben Sie gewiß noch nie betreten. Sie lächeln zwar, aber es ist doch einiger Ernst damit verbunden, denn wissen Sie, alle diese Puppen und Püppchen, alle diese Schränke voller Spielereien, diese Bettchen, Commoden, Wasch- und Kochküchen, alle diese Theater, Pferdeställe und Milchammern, alle, alle geben mir Zeugniß von der herzlichen Liebe, mit der mich mein

Väterchen von Jugend auf bedacht hat, denn Alles, was Sie hier sehen, ist ein Geschenk von ihm und Sie können, wenn Sie Jedes einzeln betrachten, genau verfolgen, welchen Bildungsgang in solchen Spielereien meine Jugend durchlaufen hat. Hier ist der Anfang, wenn Sie es zu wissen wünschen, und dort ist das Letzte; das allerletzte Spielzeug aber, womit ich mich, wie Sie sehen, noch heute beschäftige, das sind meine Vögel und die sollen Sie jetzt einmal genauer kennen lernen. Setzen Sie sich gefälligst auf jenen Stuhl nieder und verhalten Sie sich möglichst ruhig; zumeist aber müssen Sie alle hastigen Bewegungen vermeiden, damit meine kleinen Lieblinge sich nicht erschrecken, die schon ein verwundertes Gesicht machen, da sie einen Fremdling unter sich bemerken. Nun, das thut nichts, sie werden sich bald an Sie gewöhnt haben, sobald ich nur mit ihnen gesprochen habe, denn sie verstehen jedes Wort, wie Sie sich gleich überzeugen werden. Und Sie, liebe Wanner,« wandte sie sich an diese, die sich bereits auf einen Stuhl am Fenster niedergelassen hatte und bald Angela, bald den Inspector mit dem glücklichsten Gesicht anschaute, »verhalten sich heute auch ganz ruhig und sprechen kein Wort mit. Herr von Rodenberg soll ein volles Schauspiel genießen und ich möchte ihm seinen Genuß durch nichts verkümmern lassen. – So,« fuhr sie fort, indem sie sich selbst auf das Sopha setzte und den kleinen Rollspiegel so rückte, daß sie bequem hineinsehen konnte – »jetzt kann die Lektion beginnen.«

Als die drei Personen in das Zimmer eintraten, hatten die sechs Vögel sämmtlich ihre Käfige verlassen, und flogen laut schmetternd oder leise zwitschernd im Zimmer umher, meist den sich beständig langsam drehenden oder hin und her tanzenden Tannenbaum zu ihrem Ruheplatz wählend. Kaum aber war Angela ihnen sichtbar geworden, so verließen sie die grünen Zweige, flatterten unruhig hin und her und bemühten sich so viel wie möglich, in die Nähe ihrer wohlbekanntnen Herrin zu gelangen und dabei ließen sie ein so laut schmetterndes Concert vernehmen, daß man kaum die von Angela gesprochenen Worte verstehen konnte. Eine Weile ließ sie das ruhig geschehen, dann aber ergriff sie, ihrem aufmerksam lauschenden Zuschauer schalkhaft zunickend, eine kleine silberne Schelle, die auf dem Spiegel stand, und schellte laut damit. Auf der Stelle unterbrachen die Vögel ihren Gesang, aber sie flatterten lebhaft in ihrer Nähe umher, und verriethen die größte Neigung, sich ihr auf Kopf und Schultern zu setzen.

»Fort, Ihr kleinen Thiere!« rief sie mit ihrer silberklaren Stimme, »an Eure Plätze, und gebet Acht, ich werde Euch rufen, wie ich Euch haben will!«

Auf der Stelle gehorchten die Vögel, flatterten sämmtlich nach dem Tannenbaum und setzten sich alle so, daß sie Angela sehen konnten, die sie nun neugierig mit ihren schwarzen Perlaugen anblickten, vor Unruhe mit den



Flügeln schlagend und alle möglichen Sprünge und Bewegungen ausführend, die dem befremdeten Zuschauer verriethen, daß sie wohl wußten, was nun geschehen würde.

»Nun geben Sie Acht,« sagte Angela. »Ich rufe zuerst meinen König, wie es sich gebührt. Es ist der goldgelbe Vogel dort mit der schwarzen Tolle, die ich seine Krone und ihn daher König nenne, wie seine Gemahlin die Königin heißt. König, mein lieber König, komm her!«

Kaum hatte sie es gesprochen, so flog der bezeichnete Vogel von seinem Tannenzweig fort, beschrieb zwei große Kreise um seine Herrin und wartete, bis sie die Hand mit einem vorgestreckten Finger hingehalten hatte, auf den er sich sogleich niederließ, ein freudiges und langgezogenes Girren ausstoßend. Als er festsaß, rief Angela weiter: »Nun, Königin, komm' auch Du!« Im Augenblick kam auch das Weibchen des Königs geflogen und nahm neben ihrem Gemahl auf dem niedlichen Finger Platz.

»So,« fuhr Angela fort, als beide Vögel ruhig Seite an Seite saßen, »nun schnäbelt Euch und seid recht zärtlich mit einander.«

Die beiden Vögel schnäbelten sich mit lebhaftem Gezitscher herzhaft, eine ziemliche Zeit lang; als dann aber ihre Herrin rief: »Nun geht auf meinen Kopf!« flogen sie dahin und nisteten sich in den goldenen weichen Locken ein. »So,« sagte Angela, als sie in dem Spiegel sah, daß ihr Befehl befolgt war, »nun schnäbelt Euch wieder! So,« fuhr sie fort, als es geschah, »das ist recht, ein

Königspaar muß eben so zärtlich gegen einander sein, wie andere Menschenkinder. Jetzt habt Ihr Eure Pflicht gethan und könnt wieder in den Tannenbaum gehen.«

Als sie die Hand erhob, um ihrem Wunsch einigen Nachdruck zu geben, schwangen sich die Vögel empor, umkreisten einige Mal ihre Herrin und ließen sich dann wohlgemuth auf einem Zweige des grünen Baumes nieder.

»Jetzt kommt mein kleiner aufgeblasener Graf an die Reihe,« fuhr Angela gegen den Inspector gewendet fort. »Es ist der hübsche kleine Vogel dort mit dem mattgelben Gefieder und den schwarzen Streifen im Fittig. Komm', Graf, und bringe gleich Deine Gräfin mit, damit es nicht zu lange dauert.« Die Vögel gehorchten nach einer Weile, umkreisten wieder die Rufende und ließen sich dann auf ihren ausgestreckten Finger nieder, wobei sie mit den Flügeln gegen einander schlugen, als wollte einer dem andern den Rang streitig machen und zuerst seinen Ruhesitz erreichen. »Vertragt und schnäbelt Euch,« sagte sie, »Ihr seid ja Beide von gleichem Range und dürft den Andern kein böses Beispiel geben.« Und als die Vögel es gethan, führte sie den Finger langsam zum Munde und sagte: »Nun küsset auch mich, aber recht sanft, wie man eine Frau küssen muß.«

Die Vögel verstanden den Wunsch und drückten ihre Schnäbelchen gegen die weichen Lippen der anmuthigen Lehrerin, als fühlten sie sich ganz mollig dabei. »So,« fuhr Angela fort, als dies Schauspiel eine Weile gedauert hatte, »jetzt ist es genug. Nun macht Eure Verbeugung vor

dem Herrn da, aber recht tief und demüthig, wie es bei Hofe Sitte ist!« Die Vögel duckten sich nieder, als machten sie eine tiefe Verbeugung, dann fingen sie laut an zu zwitschern, als zankten sie sich, und als ob sie sich nun genug Mühe gegeben, flogen sie ohne weiteren Befehl davon.

Angela lachte freudig auf und sagte: »Sie sehen, das Verbeugen wird den Vögeln schwerer als den Menschen, die es doch alle Tage thun, am häufigsten bei Hofe, als wäre ihnen die Devotion angeboren. Aber ich bin wenigstens zufrieden, daß sie meinen Willen gethan. – Jetzt,« fuhr sie fort, »kommt mein Hauptpaar. Das Männchen heißt der Doctor und das Weibchen der Briefträger. Geben Sie Acht! – Doctor, wo bist Du? Komm her und nimm hier auf meinem Arm Platz.«

Es dauerte nicht lange, so kam das dritte Männchen geflogen und setzte sich auf den vorgestreckten Arm, seine Herrin mit klugen Aeuglein anschauend und mit dem Schwanz wippend und gelenkig umherspringend. »So,« sagte sie, »da bist Du ja, das ist artig von Dir. Jetzt untersuche meinen Puls und sieh', ob er ruhig schlägt.«

Der Vogel pickte mit seinem Schnabel leise auf die Handgend, wo der Puls schlägt, und sah die lachende Angela dann gleichsam fragend an. »Es ist gut,« sagte sie, »ich danke Dir. Du hast Deine Pflicht gethan, der Puls schlägt ruhig, wenn ich auch in lebhafter Freude über Dich bin. Jetzt geh' auf meinen Kopf und sieh' nach, ob ich Kopfschmerzen habe.« – Der Vogel flog auf den Kopf, hüpfte darauf herum und that, als ob er horche. Nach

einer Weile sagte Angela wieder: »So, es ist genug, Du hast Dich überzeugt, daß ich keine Kopfschmerzen habe; nun kannst Du gehen, Deine Bezahlung sollst Du nachher erhalten. – Briefträger!« rief sie etwas lauter als vorher, »komm' und statte mir Rapport ab, ob Du meinen letzten Brief bestellt hast!« – Der Vogel kam eilig angefliegen, setzte sich auf den vorgehaltenen Finger, der alsbald zum Munde geführt wurde und drückte seinen Schnabel an die ihm entgegenkommenden Lippen, als ob er der Herrin etwas zuflüstere.

»Jetzt geben Sie Acht,« sagte Angela zum Inspector, »wie zahm und klug dies Thierchen ist. – Briefträger, geh' zu dem Herrn da, bringe ihm einen Brief und einen Gruß von mir, er ist ein Freund!«

Nach einigem Zögern erhob sich der Vogel in die Lüfte, dann, der aufstehenden Angela und ihrem Fingerzeige folgend, setzte er sich etwas zaghaft und mit den Flügeln schlagend, dem Inspector auf die Schulter.

Da kam mit einem Mal ungerufen der Doctor herbeigeflogen, als ob er auf seine Frau eifersüchtig wäre und setzte sich ohne Weiteres auf den von Felix von Rodenberg ausgestreckten Finger, den derselbe ruhig zum Munde führte, wie er es bei Angela gesehen. Der Vogel that, als ob er Diese vor sich hätte und küßte den Inspector, wie es vorher seine Gefährten bei ihrer Lehrerin gethan.

»Sieh' doch den Doctor an!« rief Fräulein Wanner unwillkürlich laut aus, »er ist offenbar eifersüchtig auf seine Frau und will nicht haben, daß sie Herrn von Rodenberg küßt!«

»Ja,« sagte Angela, näher tretend, zu dem Vogel, »das solltest Du ja nicht thun, Doctor! Geschwind fort, das ist des Briefträgers Sache. Briefträger, komm' Du und führe meinen Befehl aus.«

Der Briefträger war davon geflogen, als der Doctor herangeflattert kam und hatte sich auf den Tannenbaum gesetzt. Jetzt stellte sich Angela dicht neben den Inspector und rief den verscheuchten Vogel noch einmal, indem sie die Hand ausstreckte, auf die sich derselbe alsbald niederließ, dann auf des Inspectors Finger sprang, von demselben zum Munde geführt wurde und seinen Schnabel auch gegen seine bärtige Lippe drückte. Als Angela dies sah, erröthete sie holdselig, und als der Vogel sein Kunststück länger ausführte, als er es sonst gewohnt war, sagte sie:

»Das ist sonderbar, das haben sie noch nie bei einem Fremden gethan. Sie müssen etwas Anziehendes an sich haben, Herr von Rodenberg, und ich fürchte fast, Sie werden mir meine Vögel abspenstig machen. Sie sollen nicht wieder Theil an meinen Lectionen nehmen.«

»Warum nicht?« fragte der Inspector mit einem so freundlichen Gesicht und einem so offenen Blick seines schönen Auges, daß sich darin wider seinen Willen sein ganzes gegenwärtiges Glück aussprach. »Gönnen Sie mir diese Gunst immerhin, ich habe sehr viel in diesen paar Minuten gelernt und weiß jetzt, wie man einem Freunde einen Gruß sendet, denn Sie haben mich ja selbst als einen solchen vor Ihren Vögeln bezeichnet.«

Sie blieb einige Zeit neben ihm stehen und sah ihn fragend an, wobei ihre Wangen eine glühende Purpurröthe überflog. »Nun,« sagte sie, »habe ich denn damit nicht recht gethan? Sind Sie nicht unser Aller, also auch mein Freund?«

Der Inspector, der den Vogel noch immer an seinen Lippen hielt, nickte ihr mit einem Blick zu, wie sie ihn noch nie an ihm gesehen, und sagte aus warmem, überströmendem Herzen: »Ja, ich bin es, ich will darauf schwören; aber mir machte es eine große Freude, von Ihnen so genannt zu werden, was ich heute zum ersten Mal von Ihnen gehört, und das ist der größte Gewinnst, den *ich* von dieser Lection mit aus dem Zimmer nehme.«

»O,« nahm nun Fräulein Wanner wieder das Wort, die sich auch rühmte, eine Freundin von Herrn von Rodenberg zu sein, »das hätten Sie schon oft hören können, aber man sagt den Leuten ja nur selten in's Gesicht, was man von ihnen denkt.«

»Liebe Wanner,« rief Angela, »Sie sollen ja schweigen, die Lection ist noch nicht zu Ende. Sie brechen Ihr Versprechen.«

»Ich habe ja keins gegeben!« lachte die gute Dame hell auf.

»Still!« rief Angela, die Hand mit freundlichem Drohen gegen sie erhebend. »Jetzt, König und Königin, Graf und Gräfin, Doctor und Briefträger, kommt Alle her und setzt Euch auf meinen Kopf!«

Alle sechs Vögel kamen einer nach dem andern angefliegen und nahmen die bezeichnete Stelle ein und sie

ging so, die goldenen Locken mit zwitschernden und mit den Flügeln schlagenden Vögeln geschmückt, langsam im Zimmer hin und her, in ihrem anmuthigen Gange selbst wie eine Königin anzusehen, vor der sich Alle beugen und die Alle lieblosen möchten, wenn es ihnen gestattet wäre. »Jetzt singt Alle zusammen ein recht schönes Lied und begrüßt *unsern* Freund, der Euer vollstimmiges Concert noch nicht gehört hat,« sagte sie, und die drei Männchen schlugen und schmetterten aus Leibeskräften und die Weibchen zwitscherten dazwischen, daß es eine Lust zu sehen und zu hören war und Felix von Rodenberg dem Schauspiel mit einem Gefühl zuschaute, das der Rührung eines tief bewegten Herzens nahe kam.

»So, jetzt ist es genug,« sagte Angela zuletzt. »Gebt in Eure Häuschen zurück und pflegt und stärkt Euch, hier habt Ihr ein paar Stückchen Zucker! – Sind Sie zufrieden?« fragte Angela mit überaus glücklich strahlendem Gesicht den ganz schweigsam gewordenen Mann, als die Vögel einer nach dem andern ihren Kopf verlassen hatten und sie nun ihre zerzausten Locken rasch vor dem Spiegel glättete.

»Ich weiß nicht,« erwiderte er, »ob ich mehr mit den Leistungen Ihrer Vögel oder mit Ihrer Lehrmethode zufrieden sein soll, aber ich danke Ihnen herzlich und glaube –«

»Was glauben Sie?« fragte Angela, da er plötzlich schwieg.

Er trug noch Bedenken, ob er weiter sprechen solle, als Fräulein Wanner abermals ihr ›nicht gegebenes‹ Versprechen brach und sagte:

»Herr von Rodenberg glaubt wahrscheinlich, daß er, wenn er ein solcher Vogel wäre, auch gar leicht ein so gelehriger Schüler werden würde, als Deine Vögel es sind.«

Angela schwieg lächelnd, während der Inspector der guten alten Dame beistimmend zunickte; dann aber bedankte er sich mit nur wenigen herzlichen Worten für den ihm gewährten Genuß und verließ das Zimmer, um sich zuerst in seine Wohnung zu begeben und seine Vorbereitungen zu einem Morgenausflug zu treffen. Als dies geschehen, begab er sich in den Stall und ließ sich seinen Rappen satteln, mit dem er einen flüchtigen Ritt über die Felder antreten wollte, denn ihm war es wunderbar schwül in dem Vogelzimmer geworden und es kam ihm vor, als ob seine Brust zusammengepreßt wäre und er frische Luft athmen müsse, um seinem hoch schlagenden Herzen Beruhigung zu gewähren, das von einem namenlosen Gefühl heimgesucht war, wie er es in solchem Umfang und in so allmächtiger Fülle noch nie in seinem Leben empfunden hatte.

---



Seit jenem, für den Amtrath Stephani so unheilvollen Tage, an welchem wir ihn, nach der mißglückten Werbung um die Hand der Baroneß von Hartenstein für seinen Sohn, in wüthender Stimmung vom Schneckenberger Schloß abfahren sahen, war in Schaumburg selbst nicht viel Freude und Heiterkeit eingekehrt. Als er mit seiner Trauerbotschaft, die in so starken Zügen auf seinem Gesicht ausgeprägt war, daß man sie schon auf hundert Schritte lesen konnte, vom Berge zurückkam, hatte er zum ersten Mal in seinem Leben vergessen, daß er sich zur Feier des Tages ein ganz besonders leckeres Mahl bestellt, und so blieb er weit über eine Stunde über die Essenszeit hinaus auf seinem Zimmer bei verschlossenen Thüren sitzen, als ob er sich schäme, mit der Meldung einer so unerwarteten Niederlage vor die Augen der Seinen zu treten. Vergebens bat Kuno einige Mal um Einlaß bei ihm, und selbst Cornelia ließ sich durch des Bruders Bitten bewegen, an des Vaters Thür zu klopfen und ihren Namen zu nennen, aber auch sie wies er ab, bis er seinen in ihm kochenden Grimm im Stillen niederkämpft zu haben glaubte. Erst da kam er wieder zum Vorschein und forderte Speise und Trank, in der Meinung, nun endlich etwas genießen zu können. Aber noch bevor es gebracht, war der kaum errungene Friede schon wieder verflogen, denn als im Speisezimmer Kuno an ihn herantrat und ihm mit gleichgültigem Gesicht die Frage vorlegte, warum er sich denn eigentlich so zornig oder unglücklich geberde, da ihm, dem zunächst Betheiligten, selbst wenn er einen Fehlschuß bei dem Baron gethan,

gar nicht so viel daran gelegen sei, da brach die jähzornige Stimmung des aufgeregten Mannes von Neuem hervor und er erging sich zuerst in den heftigsten Schmähungen über den Baron; sodann aber schien plötzlich seine bisherige Vorliebe für den Lieblingssohn erloschen zu sein, denn er enthielt sich nicht, ihm die bittersten Vorwürfe zu machen, daß er es nicht klüger angefangen, ein so liebenswürdiges und reiches Mädchen, dessen Gunst so leicht zu erringen gewesen, für sich zu gewinnen.

»Aber es ist Dein alter jugendlicher Leichtsinn wieder, der Dich lahm und schwach gemacht hat,« fuhr er in seinen Expectorationen fort, »Du bist Deiner Sache von jeher immer zu sicher gewesen und so hast Du auch diesmal alle Vorsicht außer Acht gelassen und Dich im Gefühl Deiner Schwäche allein auf mich gestützt, auf mich, der alle Irrthümer und Thorheiten seiner Kinder mit dem Verlust unnennbarer Summen ausbaden muß.«

Kuno hörte den laut Tobenden eine Zeit lang schweigend an, dann aber faßte er plötzlich seinen Entschluß und verkündete ihn auf der Stelle. Solchen väterlichen Vorwürfen und Zurechtweisungen, wie er sie eben gehört, glaubte er sich längst entwachsen, und da er in seiner apathischen und blasirten Weise keine Lust hatte, mit dem jähzornigen Vater Streit anzufangen, so hielt er es für das Beste, sogleich sein Bündel zu schnüren und noch an demselben Tage abzureisen, zumal sein Urlaub schon am nächsten Tage abgelaufen war. Als er dies seinem Vater mit kurzen Worten erklärte, ohne nur mit einer Sylbe

auf seinen Angriff zu antworten, sagte Dieser in seiner heftig polternden Weise:

»Gut. Ich stimme Dir bei, daß es das Beste ist, wenn Du so rasch wie möglich in Deine Garnison zurückkehrst. Für Euch junge Herren paßt der Aufenthalt auf dem Lande nicht mehr. Ihr seid so verwöhnt, so verzogen, so eingebildet auf Euern Rang und Stand, daß Ihr alle anderen Dinge mit verkehrten Augen ansehet und nur das Eine für erhaben, groß und nützlich haltet, was Euch eine bunte Schleife mehr in eins Eurer Kopflöcher bringt. Ja, reise in Gottes Namen ab, ich werde hier schon ohne Dich fertig werden. Das aber sage ich Dir, so bald vergesse ich Dir es nicht, daß Du mich auf so schnöde Weise mit dem Baron auseinandergebracht hast, denn daß von nun an kein Brod und Salz mehr zwischen ihm und mir getheilt wird, das sagt mir nach der mir widerfahrenen Demüthigung eine innere Stimme, und mit diesem offenen Bruch, den Du veranlaßt, ist der erste Nagel zu meinem Sarge geschmiedet.«

Kuno, der schon wußte, daß man seinem Vater nach solchen Reden nicht mit einer ruhigen Entgegnung antworten konnte, zuckte stillschweigend die Achseln, dann drehte er sich langsam nach der Thür, um zu gehen, kehrte aber noch einmal wieder um und sagte mit einer so bissigen Miene und so kaltem Ton, daß der Amtsrath von Neuem dadurch empört wurde:

»Uebrigens danke ich Dir für Deine Bewirthung. Darf ich noch die Bitte aussprechen, mir in einer Stunde einen Wagen zu geben, der mich nach der Eisenbahn bringt?«

»Ja, ja, ja, bestelle ihn Dir selber!« rief der Amtsrath mit geballten Fäusten. »Ich bekümmere mich um nichts mehr, was Dich betrifft; Du kannst, so lange Du hier bist, schalten und walten nach Belieben, wie mein Herr Sohn Kuno auf meine Kosten immer geschaltet und gewaltet hat!« –

Das war der Abschied zwischen dem Amtsrath und seinem Lieblingssohn, den er mit so großer Freude erwartet, auf den er so große Hoffnungen gebaut. Eine Stunde später schon war Kuno, nachdem er von Cornelia einen flüchtigen Abschied genommen und sonst mit Niemandem im Schlosse ein Wort gesprochen hatte, abgereist, Gott dankend, daß ein so ›fauler‹ Urlaub, wie er ihn im Stillen nannte, überstanden war.

Als aber der Amtsrath die Räder des Wagens, der seinen Sohn von Schaumburg wegführte, auf dem Hopfpflaster rollen hörte, kam ein ganz neuer Ingrimms über ihn, und wie er einmal war, mußte er, um nicht daran zu ersticken, sogleich einen Abfluß für denselben suchen. Der war denn auch bald gefunden und leider war es die arme unschuldige Cornelia, über die sich jetzt die ganze Bosheit des leidenschaftlichen Mannes in vollen Strömen ergoß. Um sich das Herz, das ihm zum Zerspringen voll war, frei zu sprechen, suchte er sie sogleich in ihrem Zimmer auf, und da er im Augenblick nicht wußte, wie er mit ihr, die sich seltsam ruhig und schweigsam verhielt, anders Streit anfangen könne, wählte er das ihm am geeignetsten erscheinende Mittel, ihre Entgegnung herauszufordern, und so begann er über den schwachköpfigen

Baron sich in Schmähungen zu ergehen, der, wie er sagte, so blind sei, daß er gar nicht erkenne, welches Glück seiner Tochter an der Seite eines Kuno von Stephani geblüht hätte, der auf dem besten Wege sei, in kurzer Zeit General zu werden.

Cornelia, die ihren Vater genau kannte und wußte, daß er durch solche Worte nur ihren Widerspruch hervorrufen wolle, sah ihn mit bleichem Gesicht und hochschlagendem Herzen an, aber sie sprach auch jetzt kein Wort, da sie aus Erfahrung wußte, daß nichts auf der Welt jetzt dem aufgeregten Manne genügen würde, um ihn von seinem festgewählten Zorn loszubringen.

Als der Amtsrath aber dies hartnäckige und wohlüberlegte Schweigen sah und seinen Grund zu erkennen glaubte, wurde er mit jedem Augenblick heftiger und fing endlich auf Cornelia selbst zu schelten an, daß sie nicht in seinen herben Erguß über den Baron mit einstimme, und hielt ihr dabei gleich einen Vortrag über den traurigen Mangel an kindlicher Liebe, der sich namentlich dadurch kundgebe, daß sie mit seinen Widersachern sympathisire, und das sei der zweite Nagel zu seinem Sarge, wie ihr Herr Bruder so eben den ersten durch seinen Leichtsinn geschmiedet habe.

Wie Kuno durch diese unväterliche Anspielung zum Reden genöthigt worden war, so bewirkte sie auch diesmal bei Cornelia Dasselbe. Sie sah ihren Vater mit einem herzerreißenden Blick an und sagte gefaßt, obwohl mit bebender Stimme:

»Wenn ich nur wüßte, was ich sagen soll, um Dich zu beruhigen, Vater, ich würde ja gern das Wort sprechen; aber ich weiß wahrhaftig nicht, womit ich Dich in einer so unangenehmen Lage trösten könnte. Glaube mir, auch ich bin sehr tief ergriffen, daß Dein Wunsch mit Kuno nicht in Erfüllung gegangen, aber ich finde mich darein, da ich es nicht ändern kann.«

»Du findest Dich darein!« äffte er ihr nach, »o ja, das sehe, merke und fühle ich. Du hast einen Geist und ein Herz, die sich in Alles finden, und ich glaube, Du würdest keinen Finger rühren, wenn Du Deinen Vater im tiefsten Unglück sähest und ihn mit einer bloßen Handbewegung retten könntest.«

Cornelia's Augen öffneten sich bei diesen ungerechten Worten, so weit sie konnten, und es war ein großer und vielsagender Blick, den das arme Mädchen in ihres Vaters hartes Herz senkte. »Vater!« sagte sie mit mühsam unterdrückten Thränen und hochwogendem Busen, »das war ein harter Vorwurf, und um so härter, da ich ihn durch nichts verdient zu haben glaube. Habe ich mich Dir nicht immer und in Allem gehorsam gezeigt? Und bist Du denn schon im Unglück gewesen, daß ich Dir hätte beweisen können, was ich für Dich zu thun im Stande bin? Nein, Gott sei Dank, Du hast nie ein eigentliches Unglück erlebt und Gott möge Dich fernerhin davor bewahren! Aber solltest Du einmal in irgend ein Unheil gerathen, so würde Deine Tochter gewiß die Erste sein, die Dir Hülfe und Trost bringt, wenn sie ihn bringen kann.«

Der Amtrath schien einen Augenblick lang von diesen mit herzlichem Ton gesprochenen Worten betroffen und auch der Blick Cornelia's vorher war in sein fest umpanzertes Herz gedrungen. Seine Miene nahm einen weniger strengen Ausdruck an und sein dunkles Auge blitzte nicht mehr so unstät umher, wie es vorher gethan.

»Es ist gut,« schnaubte er, »ich werde Dich bei'm Wort nehmen, wenn der Fall eintreten sollte. Bis jetzt halte ich Deine Rede nur für eine einfache Tirade, ein Weibergeschwätz, das über die Zunge läuft, ohne daß es das Herz berührt.«

»Nein, mein Vater,« erwiderte Cornelia ganz gegen ihre Gewohnheit fast sanft, »es ist kein Weibergeschwätz; nicht meine Zunge hat es blos gesprochen, sondern auch mein Herz, das von Deinen Worten tiefer berührt ist, als Du denken magst.«

Sie legte dabei beide Hände flach auf das hochschlagende Herz und sah ihren Vater mit ihren großen dunklen Augen noch einmal auf eine so ergreifende Weise an, daß Dieser sich in der That dadurch ergriffen fühlte. Im Bewußtsein aber, daß Cornelia ihm in dieser bei ihr so seltenen sanften Stimmung keinen Stoff zu neuen Angriffen biete, und ohne Neigung, wieder ein gefälligeres Verhältniß mit ihr anzubahnen, suchte er sein Heil in der Flucht und verließ das Zimmer seiner Tochter, nachdem er wenigstens den einen Zweck bei ihr erreicht, seine leidenschaftliche Wuth an einem unschuldigen Gegenstande ausgelassen und sein heiß wallendes Blut in Etwas abgekühlt zu haben.

So vergingen die Tage in Schaumburg bis zum Sonntagaber des Amtraths üble Laune war durch die beiden Unterredungen mit seinen Kindern keineswegs ganz erschöpft worden und sie hatte sich daher bei Anderen einen Abfluß gesucht, der auch nur zu leicht gefunden ward. In den drei Tagen, die zwischen jener Werbung auf dem Schneckenberg und diesem Sonntag lagen, war er ein strenger Gebieter und Gerichtsherr gewesen, und wehe dem armen Bauer oder Tagelöhner, der in diesen Tagen mit einer Klage oder Beschwerde vor sein Auge getreten war. Niemals hatte die Themis, die an der Wand in seinem Bureau hing, strenger geblickt, niemals hatte sie die Gerechtigkeit mit schärferer Genauigkeit abgewogen und niemals hatte das Urtheil des Richters so herbe und beißend geklungen, wie in diesen unglückseligen Tagen. Auch im Schlosse selbst stürmte der gestrenge Herr von Zimmer zu Zimmer, von Ort zu Ort, vom Boden bis in den Keller, und überall hatten die Dienstboten und wer ihm sonst in den Weg kam, unter seinem haar-scharf prüfenden Blick zu leiden, der jedes Versehen erkannte und mit den bittersten Worten rügte. Alles war so weit wie möglich von ihm weg in die entlegensten Winkel geflüchtet und Niemand war im Schlosse, vielleicht mit einziger Ausnahme des Secretairs, der in seine Nähe zu kommen die Neigung verrieth. Am wenigsten bekümmerte sich noch der junge Verwalter um ihn; er hatte sehr bald von Diesem und Jenem über die Vorgänge im Hause etwas flüstern gehört, aber er ging ruhig seinen ihm von dem Inspector vorgezeichneten Geschäften nach und



dankte es demselben im Stillen, daß er ihm, was er wirklich gethan, den Rath gegeben, nicht mit am Tisch des Schloßherrn zu speisen und so von den üblen Einflüssen desselben fast vollkommen frei zu bleiben.

So war also der Sonntag herangekommen und noch am frühen Morgen desselben hatte der Amtrath sich gegen einige Diener, die ihm seine Pferde und Wagen nicht sauber genug hielten, ausgetobt. Endlich gegen Mittag und als er sich mit Cornelia und Fuchs allein zur Tafel setzte, war Ruhe bei ihm eingetreten, aber keine friedliche, behagliche Ruhe, wie sie ein Mensch nach redlich vollbrachter Arbeit empfindet, sondern mehr ein stilles dumpfes Brüten, ein drohendes Abwarten auf irgend eine neue Gelegenheit zum Losbruch, denn in der Tiefe seiner zu keiner Versöhnung geneigten Brust kochte und gährte noch immer verhaltener Grimm, der nur für den Augenblick pausirte, um frischen Athem zu neuer Gewaltthat zu schöpfen. So saß er jetzt bei Tisch mit mürrischer Miene, ohne ein Wort zu sprechen, nur bisweilen warf er einen grollenden Blick auf die seltsam bleiche, schweigsame Cornelia, die, ohne es gegen irgend Jemanden ausprechen zu können, im Innern mehr litt, als der rauhe Vater glauben mochte.

Wie er nun aber mit dräuendem Gesicht und finster zusammengezogenen Braunen dasaß und eben sein sonntägliches Lieblingsgericht, ein saftiger Rehrücken, vor ihn hingesezt worden war und er schon das große Tranchirmesser und die Gabel ergriffen hatte, um ihn kunstgerecht zu zerschneiden, kam Jean, der die große Schüssel

vorher gebracht, noch einmal herein, einen Brief in der Hand haltend, und trat dicht an seine Seite.

»Der Herr Baron,« sagte der eingeschüchterte Diener, der heute auch schon einige harte Verweise erhalten hatte, in sehr bescheidenem Ton, »sendet so eben durch einen reitenden Boten diesen Brief, der Eile hat, und bittet sich eine Bescheinigung aus, daß Sie ihn erhalten haben, Herr Amtsrath.«

Dieser blickte bei Jean's ihn seltsam durchschauenden Worten hoch auf und ließ das Tranchirmesser, das schon seine Arbeit verrichtete, fallen. »Wie,« rief er, sogleich in zornige Aufwallung ausbrechend und den Brief kaum eines Blickes würdigend, »eine Bescheinigung verlangt der Bote? Was will er damit sagen? Was für eine seltsame Neuerung ist das wieder von diesem Narren?«

Bei diesen Worten warf er den Brief, den er unwillkürlich dem Diener abgenommen, verächtlich auf den Tisch und schaute Jean mit einem Blick an, als ob dieser die Schuld trage, daß er schon wieder zur un rechten Zeit gestört werde.

»Der Bote soll warten, bis ich gegessen habe!« schnaubte er den schweigenden und verlegen vor sich niederschauenden Jean an. »Ich werde mich hüten, vom Tisch, noch dazu Sonntags, aufzustehen, um den gehorsamen Diener des Herrn Barons zu spielen!«

Jean, der froh war, daß er abgefertigt worden, ohne Ohrfeigen zu bekommen, was früher auch schon geschehen, hatte schleunigst das Zimmer verlassen; er wie alle übrigen Diener fürchtete sich vor dem gestrengen Herrn,

mit dem in seinem jetzigen Gemüthszustande nicht zu spaßen war. Cornelia aber sah ihren Vater, der in Jean's Gegenwart den Baron einen Narren genannt, eine Weile groß an, dann stand sie, ohne ein Wort zu sprechen, leise vom Tisch auf und ging hinaus, um draußen mit freundlicher Miene zu bestellen, daß der Bote nur einige Minuten warten solle, die Bescheinigung werde alsbald geschrieben werden.

Als sie wieder hereintrat, was der Amtsrath in seinem Aerger kaum bemerkte, sah sie denselben mit einer Hast essen, als fürchte er, niemals satt werden zu können. Er verschlang die Speisen fast und immer irrte sein Auge dabei um den Brief herum, der neben seinem Teller lag und einen ganz neuen Gedankengang in ihm erregt zu haben schien.

Plötzlich, von einer Art innerer Eingebung ergriffen, hörte er zu essen auf, warf die silberne Gabel heftig auf den Tisch und griff nach dem Brief, dessen Couvert er in Stücke zerriß, um nur so schnell wie möglich an die Einlage zu gelangen.

Kaum aber hatte er die paar Zeilen mit flüchtigen Augen überlaufen, so rief er mit einem gellenden Ton, der einem Angstruf ganz ähnlich sah: »Ha! Was ist das? Täuschen mich meine Augen oder bin ich etwa blind geworden? Da, Fuchs, lesen Sie einmal diesen Wisch, und sagen Sie mir, ob ich recht gelesen.«

Der Secretair nahm den hingehaltenen Brief mit spitzen Fingern auf, als fürchte auch er seine feinen Hände

damit zu besudeln, auf die er seit einiger Zeit große Sorgfalt verwandte, nachdem ihm der Amtsrath hinterbracht, daß Cornelia des Inspector's feine Hand gelobt, und las still vor sich hin das kurze Schreiben. Dabei wurde er feuerroth und als er fertig war, sah er seinen Herrn und Meister starr an und nickte dabei mit grinsendem Lächeln, als wolle er damit schon im Voraus die Erwartung des Amtsraths bestätigen.

»Ja,« sagte er mit unterwürfigem und leisem Ton, »es ist richtig, Sie werden wohl nicht blind geworden sein und nur das gelesen haben, was in dem Brief steht. Ich kann auch nur das lesen, was ich vor mir sehe.«

»Was steht denn darin?« fragte Cornelia mit sichtbarer Angst, seitwärts nach dem Briefe schauend, den der Secretair, äußerlich glatt und ruhig, aber innerlich wie erstarrt, noch immer in der Hand hielt.

»Was darin steht?« rief der Amtsrath hohnlachend. »Haha! Es wäre zum Todtlachen, wenn es nicht zum Todtärger'n wäre! Der Narr! Weiter nichts steht darin, als daß der gnädige Herr auf dem Schneckenberg umgehend zehntausend Thaler verlangt, um sie in einer industriellen Unternehmung, bei der er sich betheiligen will, anzulegen, die er mir nicht einmal zu nennen Lust hat. Haha!«

Cornelia sann eine Weile nach und sagte dann, fast unwillkürlich: »Ist denn das etwas so Großes für ihn? Zehntausend Thaler? Du hast ja neulich noch mehr in einer ähnlichen Unternehmung angelegt.«

»Etwas Großes?« rief der Amtsrath. »Wie Du so einfältig fragen kannst! Hat er denn das Geld auf der Stelle,

wie ich es mir seit langen Jahren dazu erspart hatte? Ich soll ja – das steht in dem Wisch – weder seine Staatspapiere, noch den eisernen Bestand seiner Kasse angreifen, sondern ihm die zehntausend Thaler nur von dem baar vorhandenen Gelde schicken. Als ob ich jemals so viel baares Geld in Vorrath gehabt hätte! Das ist ja eben das Nürrische und ganz Unbegreifliche dabei. Da, lies doch selbst und überzeuge Dich!«

Er wartete nicht ab, bis Cornelia den Brief, den sie aus den Händen des Secretairs genommen, zu Ende gelesen; plötzlich warf er zornig die Serviette auf den Tisch, daß sein Weinglas umfiel und zerbrach, und verließ mit dröhnenden Schritten das Speisezimmer. Wenige Augenblicke darauf folgte ihm Herr Fuchs, nachdem er in großer Spannung so lange gewartet, bis Cornelia das Schreiben zweimal gelesen und ihm zurückgegeben hatte, als er darum bat.

Das arme Mädchen blieb allein in athemloser Beklemmung zurück, nicht etwa aus Angst und Besorgniß um diese armseligen zehntausend Thaler, die ja, wie sie wußte, für den reichen Baron, dessen Vermögen oft genug in ihrer Gegenwart abgeschätzt worden, eine Kleinigkeit war, sondern aus einer ihr unklaren Sorge um den Vater, dessen Gemüthszustand ihr seit einiger Zeit von Tag zu Tag räthselhafter vorgekommen war und dessen Unwirschheit sie eigentlich gar nicht begreifen konnte, da er sich noch nie so anhaltend von einer so unliebenswürdigen Seite gezeigt. Auch sie hatte dabei den Appetit verloren und stand vom Tisch auf, um an das Fenster zu

treten und mit trübseliger Miene in den grünen Park hinauszuschauen, der in seiner ganzen herrlichen Sommerschöne so friedlich und verlockend zu ihr herüber leuchtete. Aber sie sah eigentlich nichts von Allem, was vor ihren Augen lag. Bäume, Blumen, Teich, Schwäne und andere Vögel, Alles schwirrte bunt und kalt durch einander und in ihrem Geiste folgten in raschem Fluge die verschiedenen Bilder der Ereignisse, die sich in den letzten Tagen vor ihren Augen abgewickelt hatten und in denen der Baron, Angela, ihr Vater und ihr Bruder Kuno die Hauptrollen spielten. Ach! so viel Kummer war ihr noch nie in so kurzer Zeit zugestoßen und ihre ahnende Phantasie drang unwillkürlich noch weiter in die Zukunft vor und malte sich die möglichen ferneren Ereignisse und ihre erschreckenden Bilder noch lebhafter aus, und was sie in solchem trüben Gedankenmoment im Voraus sah, das war nicht dazu angethan, um sie fröhlicher und hoffnungsreicher zu stimmen.

Unterdessen war ihr Vater in sein Bureau hinabgestiegen und hatte auf dem Sopha darin Platz genommen, in der gewissen Ueberzeugung, er werde nicht lange allein bleiben und Fuchs werde ihm auf dem Fuße folgen. Er hatte sich darin auch nicht geirrt; nach einigen Minuten trat der schlangenartig sich bewegende Secretair ein und heftete auf seinen Gebieter einen lauernden Blick, als ob er nun seinen weiteren Befehlen entgegensehe.

Er sollte nicht lange darauf warten, denn kaum war Fuchs sichtbar geworden, so sprang der Amtsrath von seinem Sitz auf und rief mit einer so donnernden Stimme,

wie sie sein Schreiber von ihm zu hören noch niemals in der Lage gewesen war:

»Setzen Sie sich hin, Fuchs, und schreiben Sie einige Zeilen, daß der Brief in meine Hände gelangt ist und daß die Antwort morgen um sieben Uhr erfolgen würde. So viel Zeit wird der gnädige Herr uns wohl lassen, der Alles immer umgehend besorgt haben will. So, ja, schreiben Sie hier bei mir, mir zittern die Hände und ich habe auch keine Lust, dem Mann da oben auf der Stelle mit meiner eigenen Handschrift zu Willen zu sein.«

Fuchs saß schon am Schreibtisch und warf mit flüchtiger, doch stets leserlicher Schrift die verlangten Zeilen hin. Als er damit fertig war, las er sie vor und reichte dann den Briefbogen hin. Der Amtsrath ergriff ihn mit merklich bebender Hand, überflog mit irrenden Augen die drei Zeilen und griff dann nach der Feder, um hastig und kaum leserlich seinen Namen darunter zu setzen.

»So!?!« sagte er, als es geschehen. »Jetzt legen Sie das Ding in ein Couvert und adressiren es. So! – Verschießen Sie es mit einer Oblate, so sparen wir den Siegellack. So! Nun ist es fertig und nun geben Sie es dem Boten und so haben wir für's Erste unsere – gehorsamste Pflicht erfüllt!« setzte er mit hörbarem Zähneknirschen hinzu.

Fuchs ging selbst hinaus und gab dem auf dem Corridor wartenden Johannes den Brief und sagte: »Hier haben Sie Ihre Bescheinigung, daß Sie Ihr Billet überbracht haben. Adieu!«

Nach diesen Worten kehrte er in das Bureau zum Amtsrath zurück und hier standen die beiden Männer eine Weile dicht vor einander und sahen sich mit einem merkwürdig tiefen und langen Blick in die unheimlich blitzenden Augen. Der Amtsrath war der Erste, der sich diesem ihn bedrückenden Forscherblick seines Gegenübers zu entziehen suchte und indem er seine Gedanken wieder auf den Brief des Barons zurückwandte, sagte er mit einem tiefen Athemzug:

»Ja, was sagen Sie nun, Fuchs? – Doch, lassen Sie uns einmal zuerst unsern Kassenbestand prüfen. Wie viel Geld haben wir darin? Sehen Sie einmal im Hauptbuche nach.«

»O, das brauche ich nicht,« erwiderte Fuchs mit seiner früheren ruhigen Zuversicht. »Die Summe habe ich im Kopf. Nach den letzten kleinen Einnahmen und der Auszahlung der Beamten, Diener und Arbeiter behielten wir Dreitausendsiebenhundertundsiebenzig Thaler darin, natürlich außer dem eisernen Bestand und den Staatspapieren.«

»Hm! Also Dreitausendsiebenhundertundsiebenzig! Na ja, ich dachte es wohl! Und der Baron will Zehntausend haben! Was der Mann für einen Begriff von Geld hat! Doch wie kann es anders sein, er hat sich ja nie um meine Kasse bekümmert. Aber seine jetzige Forderung zeugt doch von einer zu handgreiflichen Einfalt. Er weiß nicht einmal, daß wir nie so viel baares Geld vorrätlich haben, als er verlangt, und doch habe ich ihm das alle Jahre gesagt. Aber in solchen Dingen ist es immer, als ob die



Worte, die man zu ihm spricht, durch ein Sieb liefern. Sie erkennen daraus, Fuchs,« fügte er mit bedeutsam aufgehobenem Zeigefinger und weit aufgerissenen Augen hinzu, »daß ich immer noch zu milde gegen ihn gewesen bin und ihm viel zu viel Geld bewilligt habe. Doch von jetzt an werde ich es anders machen. Ich werde ihn kürzer halten, denn seiner Verschwendungssucht muß nothwendig ein Zügel angelegt werden. Jetzt sehen wir, wohin meine Nachgiebigkeit ihn geführt hat. Zehntausend Thaler von den laufenden Einnahmen! Herr Gott! Gerade diese unverschämte Forderung beweist mir sonnenklar, daß – daß er verrückt ist.«

Er hatte dies wieder mit steigendem Eifer gesprochen und, um einmal frischen Athem zu schöpfen, schwieg er einige Augenblicke und ging im Zimmer auf und nieder, wobei er nicht bemerkte, daß das fuchsartig lauernde Gesicht seines Secretairs, der kein Wort erwidert hatte, mit höhnischem Grinsen auf ihn gerichtet war. Bald darauf fing er von Neuem an zu sprechen und sagte:

»Aber ich sehe leider, was vor mir liegt. Ich werde nicht mehr aus dem Kriege mit ihm herauskommen. Die Streitigkeiten werden überhand nehmen und was wird die Folge davon sein? Ich werde mich zu Tode ärgern und mein Leben wird in diesem Hundedienst um zehn Jahre verkürzt werden. Nein, das will ich nicht länger ertragen und lieber will ich freiwillig die Stellung aufgeben, in der mein Großvater, mein Vater und ich sich so lange geschunden und geplagt haben.«

»O, das werden Sie nicht thun,« warf Fuchs begütigend ein. »Es ist doch immerhin eine sehr schöne Stellung und sie wirft Ihnen außer Ihrem ansehnlichen Gehalt eine hübsche – eine sehr hübsche Dividende ab.

Der Amtrath athmete tief auf. »Ja, das thut sie, und schmerzen würde es mich auch, wenn ich das schöne Schloß verlassen müßte, wo ich so lange ganz unabhängig und zwanglos geschaltet und gewaltet habe. – Ach, der Doctor!« fuhr er plötzlich heftig auf, »wenn der doch vernünftiger wäre und mir das verfluchte Attest schreiben wollte, dann wäre mir auf der Stelle geholfen, denn mit einem solchen Attest, wenn man es auf die rechte Art anwendet, kann man den Herrn da oben wenigstens kirre machen und, wenn es nicht anders geht, ihm sogar drohen.«

»Ja, gewiß, das kann man,« schaltete Fuchs mit listigem Augenzwinkern ein, »und ich wüßte wohl, wie man diese Drohung recht wirksam an den rechten Mann bringen könnte.«

Der Amtrath schien diese Worte nicht gehört zu haben oder jetzt nicht beachten zu wollen und ging wieder, an den Nägeln seiner Hände kauend, sinnend hin und her.

»Wenn nur nicht mehr dahintersteckt!« sagte er mit einem Mal. »Wir müssen uns doch etwas in Acht nehmen, Fuchs. Das Ende eines ernstesten Dings hat manchmal einen ganz närrischen Anfang! Hm! Wer mag dem Baron wohl zu einem solchen industriellen Unternehmen gerathen haben? Denn aus sich selbst ist er doch gewiß nicht

darauf verfallen, er, der nie ein Freund von unsicheren Geldspeculationen war.«

»Sollte es vielleicht der Inspector gewesen sein?« flüsterte Fuchs mit höhnischem Grinsen.

»Ha!« fuhr der Amtsrath auf. »Was sagen Sie da? Das ist in Wahrheit ein ganz neuer Gedanke! – Aber nein,« fuhr er nach kurzem Besinnen fort, »das glaube ich doch nicht. Der Mann sieht mir nicht danach aus, als ob er sich in solche Sachen mischte.«

»Mir sieht er gerade danach aus, und recht sehr!« bemerkte Fuchs mit bedeutungsvoller Miene.

Der Amtsrath wiegte den Kopf hin und her und blies beide Backen voll auf. »Es ist immerhin möglich,« sagte er. »Doch, mag es gewesen sein, wer es will, das ist für uns ganz einerlei. Aber was quälen wir uns denn eigentlich damit ab? Was *wir* jetzt zu thun haben, ist uns ja durch die Sachlage ganz einfach vorgeschrieben. Unsere Arbeit ist diesmal eine sehr leichte, Fuchs, ja, ich sehe es immer mehr ein. Wir haben nicht so viel Geld in der Kasse und damit Basta! Schreiben Sie also heute Nachmittag einen recht fein stylisirten und meinetwegen höflichen Brief, es ist ja ein reines blankes Geschäft und wir riskiren weder, noch vergeben wir uns etwas dabei. Heute Abend legen Sie ihn mir vor, ich unterschreibe ihn und morgen früh um sieben Uhr senden wir ihn ab, damit er nicht etwa glaube, wir hätten uns an sein ›Umgehend‹ gekehrt und uns am Sonntag mit seinem vertrackten Auftrage geplagt. Hm, ja! Aber niederträchtig ist es doch, daß er mir gerade heute damit kommt! Mein schöner

Rehbraten! Und ich hatte erst *ein* Glas Wein getrunken. – O, aber warum nicht?« unterbrach er sich. »Das können wir hier nachholen, Fuchs. Gehen Sie und beauftragen Sie Jean, eine Flasche und zwei Gläser hierherzubringen. Trinken kann ich wenigstens, wenn ich auch nicht mehr essen mag. Mir ist innerlich so schwach und hinfällig zu Muthe, daß ich nothwendig eine kleine Herzstärkung haben muß.«

Fuchs kam diese Aufforderung sehr gelegen, er fühlte sich auch etwas befangen und angegriffen, obgleich er seine Gefühle und Regungen nur besser zu verbergen wußte, als sein leidenschaftlicher Herr. Er eilte hinaus, traf Jean auf dem Corridor und ließ sich von ihm eine Flasche Wein und zwei Gläser geben.

Als er das Bureau verlassen hatte, griff sich der Amtsrath nach der Stirn und seufzte mehrere Male laut auf. Es ging ihm Viel im Kopf herum, die mehr noch, als er ausgesprochen hatte, und er war doch gewiß nicht karg damit gewesen.

»Hol' ihn der Teufel!« rief er endlich und fuhr mit beiden Armen in der Luft umher, als wolle er irgend ein unsichtbares Ungethüm von sich abschütteln. »Es wird gar nichts dahinter stecken, und ich quäle mich ganz umsonst ab. Eine augenblickliche freiherrliche Laune wird ihm dazu die Veranlassung gegeben haben und vielleicht braucht er das Geld zu einem ganz anderen Zweck und will es nur nicht sagen. Ich kenne ihn schon darin. – Ah, da sind Sie schon, lieber Fuchs, das ist gut – Sie sind doch zu Allem zu gebrauchen – und nun gießen Sie ein!«

Fuchs war mit einer vollen Flasche und zwei Gläsern eingetreten und er bediente jetzt seinen Herrn und sich und Beide tranken den kühlen Wein mit Behagen, da ihnen Zunge und Lippen ganz trocken geworden waren. Auch setzten sie sich gemüthlich neben einander auf das Sopha und unterhielten sich in der zwanglosesten, vertraulichsten Weise über das Vorliegende, aber so viel sie auch gegenseitig vorbringen mochten, sie konnten nichts Neues erdenken und alle ihre Vermuthungen und selbst des verschmitzten Secretairs schlaue Combinationen berührten nicht im Mindesten den Punkt, auf den der Inspector gebaut und dessen Einleitung zu einer weit bedeutsameren Forderung erst dieser erste Brief gewesen war. –

Gleich nachdem der Amtrath das Bureau verlassen, um sich auf sein Zimmer zu begeben und eine Stunde zu ruhen, setzte sich der unermüdliche Fuchs nieder und schrieb die hinlänglich besprochene Antwort an den Baron. Indem sie nicht die geringste Ueberraschung über die Höhe der ausgesprochenen Forderung blicken ließ, lautete sie sehr höflich dahin, daß gegenwärtig nur Dreitausendsiebenhundertundsiebzig Thaler baares Geld in der Kasse wären und daß erst im Herbst, wenn aus dem Hauptcapital die Zinsen eingingen oder andere Summen durch den Verkauf des neuen Getreides flüssig würden, die Zehntausend Thaler mit Leichtigkeit gezahlt werden könnten.

Diesen Brief legte er am Abend dem Amtrath vor, der ihn nach seinem Geschmack fand und unterschrieb, und

am nächsten Morgen um sieben Uhr ritt Heinrich nach dem Berge, um das Schreiben in die Hände des Barons zu legen. Zufälliger Weise begegnete dem Boten auf dem Felde der Inspector, und er hielt sogleich sein Pferd an, als er an ihn herangekommen war.

»Guten Morgen, Herr Inspector!« sagte Heinrich und nahm sehr höflich den Hut ab, denn auch er hatte den jungen Mann lieb gewonnen. »Na, Sie können sich gratulieren, daß Sie jetzt unten nicht mehr bei Tische sitzen.«

»Warum denn?« fragte der Inspector mit seinem ernstesten, ruhigen Gesicht.

»Ach,« entgegnete Heinrich und winkte mit einer verständlichen Handbewegung nach dem Schlosse zurück, »da geht es jetzt bunt und wüst her und der Herr ist ganz aus dem Häuschen. Ich weiß freilich nicht warum, aber wir haben Alle darunter zu leiden. Er schont Niemanden und seine Grobheiten sind fast unerträglich.«

»Das thut mir ja Euretwegen sehr leid, die Ihr doch immer fleißig und aufmerksam waret. – Wohin reiten Sie denn?«

»Nach dem Berge dort oben. Der kleine anstellige Junge, der Johannes, hat gestern einen Brief heruntergebracht, und ich habe hier die Antwort in meiner Tasche.«

»So, dann reiten Sie nur zu, der Herr Baron ist schon lange aufgestanden und arbeitet in seinem Bücherzimmer.«

Heinrich zog abermals den Hut und trabte weiter.

Der Inspector aber setzte sein Pferd in Galopp, schwenkte von seinem vorher verfolgten Wege ab und ritt halb um

den Schneckenberg herum, um so von einer anderen Seite her die Höhe wieder zu gewinnen und augenblicklich, sobald Heinrich seinen Brief überliefert, denselben mit dem Baron, Angela und Treu zu lesen und dann sofort den zweiten aufzusetzen, dessen Inhalt er sich längst im Kopf zurecht gelegt hatte.

NEUNTES CAPITEL. DAS GEWITTER ZIEHT SICH MEHR  
UND MEHR UM SCHAUMBURG ZUSAMMEN.

Als der Secretair den Boten mit dem Brief nach dem Befehl seines Herrn am nächsten Morgen Punkt sieben Uhr abschickte, war der Letztere noch nicht sichtbar geworden. Er hatte eine sehr unruhige Nacht gehabt und nur wenige Stunden geschlafen. Dabei hatten ihn schreckliche Träume ohne Unterlaß heimgesucht und sein leicht erregtes Blut in Wallung gesetzt, denn mehrmals war er in Gefahr gewesen, zu ertrinken, in irgend einem schmutzigen und wild schäumenden Gewässer, und stets war sein getreuer Fuchs zur rechten Zeit herbeigeeilt, um ihn mit eigener Lebensgefahr den drohenden Fluthen zu entreißen: Ja, das war die erste seiner traurigen Nächte gewesen und der gute Mann ahnte nicht, daß er von jetzt an eine ganze Reihe ähnlicher, vielleicht noch grausiger Nächte zu überstehen haben sollte.

Um halb acht Uhr läutete die Glocke aus des Amtraths Zimmer nach seinem Kaffee und als Jean denselben brachte, erhielt er den Befehl, den Braunen des Herrn

satteln zu lassen und Heinrich, sobald er von seiner Botschaft zurückgekehrt sei, zu sagen, daß er den Amtrath auf einem Ritt begleiten solle.

Er hatte nämlich gegen Morgen einen neuen Entschluß gefaßt und ging sogleich mit anbrechendem Tage an die Ausführung desselben. Er wollte selbst zum Doctor Camp reiten und ihm melden, daß Gefahr vorhanden sei, wenn er noch lange mit seinem ärztlichen Beistande zögere und den Baron in seinem gehirnkranken Gebahren gewähren lasse. Dann, sollte auch diese Bitte nichts fruchten, wollte er eifriger in ihn dringen, ihm Gott weiß was versprechen, wenn er ihm seinen Willen thäte, denn ein Mann wie der Amtrath, der in so großen Nöthen war, konnte sich nicht von dem Gedanken frei machen, daß andere Menschen sich eben so von dem Mammon bethören lassen würden, wie er selbst von ihm schon lange auf unbegreifliche Weise bethört war.

Endlich kam Heinrich vom Berge zurück und berichtete, daß der Brief abgegeben sei, und nun kam der Amtrath aus seinem Zimmer herab und setzte sich auf das bereitstehende Pferd. Langsam ritt er fort, ohne Jemandem zu sagen, wohin es ging. Die herrliche, frischwarme Morgenluft, von einem leichten Winde bewegt, that ihm nach einer so ängstlichen Nacht unglaublich wohl und er pries schon jetzt seinen plötzlichen Einfall, sich einer so heilsamen Bewegung unterzogen zu haben. Bald jedoch, als er sah, wie langsam er vorwärts kam, und berechnete, wie weit der vor ihm liegende Weg noch sei, fing er an zu traben, erst mäßig, dann heftiger, bis er sein muthiges



Pferd in Galopp setzte und damit nicht eher anhielt, als bis dasselbe triefend in dem kleinen Städtchen angekommen war, in welchem Doctor Camp wohnte.

Er stieg vor dem ihm bekannten Gasthaus darin ab, empfahl Heinrich die Pferde und begab sich ohne Aufenthalt zu Fuß nach dem Hause des Doctors, bei dem er wenigstens eine kleine Herzstärkung zu finden hoffte.

Aber o weh! Die Rechnung war diesmal wieder ohne den Wirth gemacht; Doctor Camp war schon am frühen Morgen fortgeritten und Niemand wußte, wann er wiederkommen würde, was in der Regel erst am späten Nachmittag geschah. Das war dem eiligen Amtrath denn doch ein zu langer Aufenthalt in dem trübseligen Orte und er fragte nur die alte Schwester des Arztes, wohin der Bruder geritten sei. Sie wußte es leider auch nicht genau, nannte aber einige Ortschaften, die derselbe von Zeit zu Zeit zu besuchen pflegte.

»Sagen Sie Ihrem Herrn Bruder,« sagte der Amtrath mit unzufriedener Miene, bevor er sich wieder weggab, »daß ich, der Amtrath von Schaumburg, hier gewesen sei und ihn gern in wichtigen Angelegenheiten gesprochen hätte. Krank sei bei *mir* Niemand, aber er möge mich bald, recht bald als Freund besuchen, was er leider so lange unterlassen hat.«

»Ach Gott, Herr Amtrath,« erwiderte die gute Frau, »mein armer Bruder hat jetzt so viel zu thun, Sie müssen ihm seine Saumseligkeit schon verzeihen. Ich werde ihm Alles gewissenhaft ausrichten und Sie werden gewiß nicht lange auf ihn zu warten brauchen.«

»Das sollte mir lieb sein, beste Frau Pfarrerin« – der verstorbene Mann der Schwester des Doctor Camp war Geistlicher gewesen – »und grüßen Sie Ihren lieben Bruder recht herzlich von mir. Sagen Sie ihm nur, seine Anwesenheit in Schaumburg sei dringend erforderlich und ich hätte nicht ohne Noth selbst den weiten Weg gemacht.«

Als der Amtrath das Haus des Arztes so unverrichteter Sache verlassen hatte, fühlte er eine ungewöhnliche Mattigkeit in seinen kräftigen Gliedern. Ermüdet, hungrig und durstig trat er in das Gasthaus, wo Heinrich mit den Pferden zurückgeblieben, und bestellte sich so rasch wie möglich ein warmes Frühstück und eine Flasche vom besten Wein. Hastig aß und trank er das ihm bald Vorgesetzte was freilich nicht für seinen verwöhnten Gaumen paßte, und nun fühlte er sich wieder zu neuen Thaten aufgelegt. Bald standen die Pferde vor der Thür, nachdem auch sie und Heinrich sich erfrischt, und nun ging es nach einem der Orte, wo der Doctor vermuthet wurde. Allein auch hier war er nicht zu finden; er sei schon vor zwei Stunden im Dorfe gewesen, hieß es, und sei weiter nach Osten, also noch weiter von Schaumburg fort, geritten. Der Amtrath wurde ungeduldig, aber noch einmal, von innerer Hast getrieben, folgte er dem ersehnten Gehülfen. Als derselbe aber auch hier nicht zu finden war, riß er sein Pferd unwillig herum und rief dem schweigend hinter ihm her reitenden Diener zu:

»Nach Hause! Das war ein völlig verfehelter Ritt und der Teufel soll alle diese Hindernisse holen!«

Erst um zwölf Uhr traf er wieder in Schaumburg ein und begegnete am Parkthor dem Inspector zu Pferde, der eben vom Hofe kam und nach dem Schneckenberg zurückzureiten schien. Die beiden Männer ritten schweigend an einander vorüber und begrüßten sich nur in der gewöhnlichen Weise, indem sie höflich ihre Hüte zogen.

»Na,« sagte der Amtrath zu sich, als er in den Park einbog, »der hat wenigstens meine Antwort noch nicht gelesen und sein Gesicht sieht so ruhig und unschuldig aus, als wüßte er gar nicht, was vorgeht. Und doch – der Fuchs hat mich einmal mit seinem Mißtrauen angesteckt und ich traue ihm nichts besonders Freundliches gegen mich zu, obgleich mir alle Beweise fehlen, daß er die Hand mit im Spiele hat. Bah! Die Sache wird wohl für's Erste abgemacht sein und ich werde vor neuen unverschämten Forderungen bis auf Weiteres bewahrt bleiben!«

Als er aber vom Pferde stieg, war er so steif von dem weiten Ritt, daß er nur mit Mühe aus dem Sattel kommen konnte. Fast gänzlich erschöpft, wankte er nach seinem Zimmer und warf sich mit Stiefeln und Sporen auf das Sopha, seiner Tochter, die sogleich zu ihm kam, sagend, daß er ein kräftiges Mittagessen haben und dann zwei Stunden ohne Störung schlafen müsse.

»Warum bist Du nicht gefahren?« fragte Cornelia, als sie vernommen, wo der Vater gewesen, »da hättest Du es bequemer und leichter gehabt. Das lange Reiten sagt Dir nicht mehr zu und Du solltest Dich doch etwas mehr schonen.«

»Da hast Du einmal Recht,« sagte er, »schon halb die Augen schließend. »Ja, ich werde künftig fahren, obgleich mir der Ritt in der Morgenluft anfangs sehr wohl that, mich in gute Stimmung versetzte und mir die tausend Grillen vertrieb, von denen ich gequält wurde.«

Cornelia glaubte den Vater in viel milderer Stimmung als in den letzten Tagen zu finden und sie freute sich sehr darüber. Sie versprach ihm, daß er recht gut essen solle und fragte, ob er vielleicht eine Flasche alten Rüdesheimer trinken wolle, da der Wein in B. . . so schlecht gewesen.

»Ja, bringe, was Du willst,« antwortete er, »ich bin heute mit Allem zufrieden, wenn ich nur Ruhe habe. Ich habe mich einmal müde gearbeitet und das thut wohl.« –

Als die Tischglocke um ein Uhr läutete, fand sich diesmal der Amtsrath zuerst im Speisezimmer ein und gleich nach ihm kam Herr Fuchs, dem nun berichtet wurde, wo sein Herr gewesen sei und daß er überall vergeblich den Doctor gesucht.

Bald darauf trat Cornelia ein und die Suppe wurde aufgetragen. Der Amtsrath schlürfte die kräftige Brühe mit Behagen und fragte seine Tochter, was nun folgen werde. Eben hatte sie es ihm gesagt, da erschien Jean, aber anstatt der erwarteten Speise hielt er wieder einen Brief in der Hand.

Der Amtsrath sah ihn noch nicht, er saß mit dem Rücken gegen die Thür; nur Cornelia sah ihn und wurde vor Schreck bleich wie der Tod, als Jean, der voller Angst an der Thür stehen geblieben war, sie anstierte und sich

kaum zu rühren wagte, da er einen neuen Zornesausbruch seines Herrn fürchtete. Erst als dieser seine Tochter in's Auge gefaßt und ihren Blicken folgend sich umdrehte, sah er Jean an der Thür stehen und nun wechselte auch er die Farbe und seine Hände begannen zu beben. Mit heiserem Ton, der ihm fast in der Kehle erstickte, rief er ihm zu:

»Was hast Du da? Komm her!«

Jean trat langsam heran, überreichte den Brief und sagte leise: »Hier ist wieder ein Brief vom Herrn Baron. Er soll gleich abgegeben werden, hat Johannes bestellt.«

Der Amtrath war merkwürdig still und auffallend bleich geworden. Er nahm dem Diener den Brief aus der Hand und legte ihn ruhig auf den Tisch, nachdem er die Adresse gelesen. Endlich sagte er mit einem seltsam vibrierenden Ton: »Hat der Bote etwa wieder eine Bescheinigung verlangt, daß der Brief abgegeben sei?«

»Nein, die hat er nicht verlangt,« sagte Jean in bescheidenster Weise

»Es ist gut!« erwiderte der Amtrath. »Du kannst gehen, bringe das Essen.«

Als er hinaus war, fuhr er eben so ruhig, obwohl mit verbissener Miene zu sprechen fort, wobei er immer den Brief betrachtete: »Diese Briefe kommen stets zur Mittagszeit, das ist auffallend. Es ist, als ob er mich mit seinen Zusendungen vergiften wollte; gerade wenn ich mich stärken und verdauen will, verlangt er eine Arbeit von mir, und noch dazu heute, wo ich so müde bin. Ha, das ist ja zum Todtärger, obgleich ich mir vorgenommen habe,

mir durch diese Wische den Appetit nicht mehr verderben zu lassen. Aber dahinter steckt eine niederträchtige Absichtlichkeit, und die – die wenigstens werde ich ihm anstreichen. Ja!«

Cornelia sah, daß der Jähzorn wieder im Anmarsch war und sie glaubte diesmal ein besänftigendes Wort sprechen zu müssen. »Willst Du nicht lieber erst essen,« fragte sie freundlich, »und dann den Brief nachher in Deinem Arbeitszimmer lesen? Du hast ja auch gestern fast gar nichts genossen und solltest Dir doch einige Ruhe gönnen.«

Der Amtsrath sah seine Tochter mit einem fast dankbaren Blick an. »Ja,« erwiderte er, »ich will einmal Deinem Rathe folgen, vielleicht thut er mir gut. Auch will ich den Brief erst nachher im Bureau lesen. Was kann er denn Neues bringen? Es wird nichts darin stehen, als was wir mit Recht erwarten können: der Baron wird bis zum Herbst mit der Speculation warten oder den angegebenen Betrag in Staatspapieren entnehmen wollen. Ja, so wird es sein und das wäre auch das Allergescheidteste, was er thun könnte.«

Nach diesen ihm nicht recht aus dem Herzen kommenden Worten aß er mit gemäßigter Eile sein Mittagsbrod, aber seine Gedanken waren nicht dabei, sie kreisten vielmehr unaufhörlich um den geheimnißvollen Inhalt des Briefes, den er, um ihn nicht länger vor Augen zu haben, in die Brusttasche gesteckt hatte.

Erst als der Brief vom Tische verschwunden war, athmeten Alle erleichtert auf, denn sogar Herr Fuchs hatte bei seinem Anblick eine etwas unruhige und befangene Miene gezeigt, obwohl er seine Empfindungen möglichst zu verbergen trachtete. Indessen die Lust am Essen war bei Allen dahin und selbst der Amtrath schien den großen Appetit verloren zu haben, den er nach seinem weiten Morgenritt empfunden. Auch sprach er kein Wort mehr, sah nur düster vor sich hin und griff manchmal, wie sein Sohn Kuno, in seinen graubraunen Bart, nur daß das bei ihm keine Geberde der Eitelkeit und des Selbstgenügens, sondern der Ausdruck einer allmählig in ihm aufsteigenden Unruhe war.

Endlich war das unerquickliche Mahl zu Ende, an welchem heute ein unsichtbarer Alp in Gestalt des bei Seite gebrachten Briefes Theil genommen zu haben schien. Der Amtrath trank noch hastig ein Glas Wein und dann sagte er:

»Fuchs! Es ist Herrendienst, der uns ruft und der, wissen Sie, ist rauh und schwer. Kommen Sie, wir wollen das Unvermeidliche zuerst abthun und den – den Brief zusammen lesen.«

»Willst Du nicht lieber erst ruhen?« fragte Cornelia, noch einmal einen herzlichen Zuspruch versuchend. »Du warst doch vorher so müde und Du solltest Dir wirklich erst einige Erholung gönnen.«

»Kind!« entgegnete ihr Vater, wie halb gebrochen, »wo soll die Ruhe herkommen, wenn das Herz vor Aerger und

Wuth bersten möchte! Ach, ich werde wohl keine Ruhe mehr auf dieser Welt haben! Nein, ich will erst den schändlichen Brief lesen und dann – vielleicht – ein paar Stunden ruhen. Doch still! Ich habe es mir gelobt, man soll mich nicht wieder toben hören. Alles soll in Frieden – in einem – haha! verfluchten Frieden abgehen. – Kommen Sie, Fuchs! Adieu, Cornelia!«

Cornelia sah die beiden Männer mit schwerem Herzen aus der Thür treten und blieb seltsam aufgeregt, was bei ihrem starken Geist ganz ungewöhnlich war, eine Weile im Eßzimmer zurück. Die wachsende Unruhe und ein unbestimmtes Gefühl der Angst ließen sie jedoch nicht lange darin. Ohne sich eigentlich ihres Thuns bewußt zu sein, stieg sie die Treppe hinab und trat an die Thür des Zimmers, in welchem Fuchs zu arbeiten pflegte, und horchte daran. Alles war und blieb still. Sie wurde muthiger und dreister und drückte vorsichtig den Schloßgriff nieder. Einen Augenblick darauf stand sie im Zimmer. Es war leer. Vorsichtig glitt sie zur Thür nach des Vaters Arbeitsgemach und horchte auch hier. Sie hörte die beiden Männer mit einander sprechen, aber ganz ruhig, als ob sie über einen alltäglichen Gegenstand verhandelten. Eine Weile blieb sie so, fast athemlos, horchend stehen, aber nichts veränderte sich in der stillen Unterhaltung der Beiden. Nun erst athmete sie etwas erleichtert auf und kehrte in ihr Zimmer zurück, wo sie sich durch irgend eine Arbeit die Zeit zu vertreiben suchte; doch nichts befriedigte, nichts beruhigte sie ganz und so saß sie mit bedrücktem Herzen, in dem allmähig eine düstere



Ahnung in Bezug auf ihres Vaters Handlungsweise aufdämmerte, am Fenster und schaute gedankenvoll auf die grünen Baumwipfel des Parks hinaus, die ganz so schön und herrlich in ihrem sommerlichen Kleide vor ihr standen, wie sonst, aber dennoch nicht mehr den wohlthuenenden Eindruck auf ihr verschleiertes Auge übte wie früher.

–

Als der Amtsrath mit dem Secretair in sein Bureau eingetreten war, ließ er sich wie halb ohnmächtig auf das Sopha fallen und seufzte schwer auf. Man sah ihm an, daß auch die sonst so unverwüstlich erscheinende Kraft dieses energischen Mannes gebrochen und gelähmt werden könne.

»Setzen Sie sich mir gegenüber auf den Stuhl da,« sagte er zum Secretair. »So. Und nun wollen wir an eine Arbeit gehen, die so leicht scheint und die mir doch mit jeder Secunde schwerer und schwerer wird.«

Der Secretair hatte den Stuhl an der bezeichneten Stelle eingenommen und saß unbeweglich und schweigsam darauf, und wieder schauten sich die beiden Männer lange und stumm an, denn Keiner konnte das rechte Wort zum Beginn des ihnen Bevorstehenden finden. Es war ein unheimliches Schweigen zwischen diesen beiden, sonst so leicht und viel redenden Männern, von denen zumal der eine die Stimme eines Löwen hatte, die man, wenn er wie gewöhnlich etwas laut sprach, durch zwei Zimmer hindurch vernehmen konnte.

Endlich glaubte der Amtsrath dies lange und inhaltvolle Schweigen brechen zu müssen und indem er den

Brief mit innerem Widerstreben langsam aus der Tasche zog, sagte er, seine düster flammenden Augen fest auf den mit beiden Ohren lauschenden Secretair richtend:

»Können Sie mir sagen, Fuchs, was in diesem Brief enthalten ist?«

»Nein, Herr Amtsrath, ich weiß es nicht, wenn Sie nicht vorher die richtige Ansicht aussprachen, daß der Baron bis zum Herbst warten oder die verlangte Summe aus seinem Capitalvermögen nehmen will.«

»Ach, wenn das wäre, lieber Fuchs, so wollte ich Sie umarmen und küssen, als ob Sie ein bildschönes Mädchen wären, aber – ich sage Ihnen – das steht nicht darin.«

»Woher wissen Sie das?«

»Mir sagt es eine innere Stimme, Mann, und dann sagen es mir auch meine unglücklichen Träume dieser Nacht. Ich wollte oder sollte immer ertrinken, in einem abscheulichen schlammigen Gewässer, und die Welle gurgelte schon ganz nahe an mich heran. Da kamen Sie – nur Sie kamen mir zu Hülfe – und retteten mich.«

Fuchs' unheimlich starrende Augen funkelten hell auf. »Sehen Sie wohl, ich rettete Sie!« rief er triumphirend und doch mit einem etwas unbehaglichen Gefühl. »Aber, Herr Amtsrath, was soll ich von Ihnen denken? Sie fangen an, an Träume zu glauben? Sie, ein so starker, ein so muthiger, ein so vorurtheilsfreier Mann, dem bisher selbst die bitterste Wirklichkeit nie weiter als bis an die äußerste Haut drang?«

»Ach, Fuchs, seien Sie still!« entgegnete der Amtrath, matt mit der rechten Hand winkend. »Es giebt Zeiten, wenigstens Momente, sage ich, in denen der stärkste Mann schwach wie ein abergläubisches Weib wird, und ich glaube, ich habe heute einen solchen Moment. Aber das kommt einzig und allein daher, weil ich mich in den letzten Tagen zu viel und dauernd geärgert habe. Ja, das hat mich so schwach und elend gemacht.«

»Nun, dann freue ich mich, daß es mir nicht so geht,« versetzte der Secretair mit einem kaum bemerkbaren inneren Zwang. »Ich fühle mich so stark wie sonst und zu jedem Thun wie in meinen besten Tagen aufgelegt. Was kann der Brief, der Sie so entmuthigt hat, auch sonst Großes enthalten! Oeffnen Sie ihn rasch, dann wissen wir es.«

»Ich kann nicht lesen, Fuchs, meine Augen sind mir wie voll Rauch. Da haben Sie ihn. Sie wissen ja Alles – Alles, was ich weiß, und nun können und sollen Sie auch das gleich mitwissen. Da haben Sie ihn – nun lesen Sie.« fgeschnitten und den feinen Briefbogen, auf dem der Baron gewöhnlich schrieb, oder schreiben ließ, herausgezogen. Seine gläsernen Augen glitten etwas hastig über das Papier und durchflogen den Brief, der etwas länger war als der erste, dann aber, als er fertig war, nahmen sie eine seltsame Starrheit an und richteten sich mit einem so deutlichen Ausdruck der Verwunderung, des Staunens, ja des Schrecks auf seinen Principal, daß Diesem das Blut im Herzen gerann und sein Gesicht plötzlich ganz weiß wurde.

»Was steht darin?« fragte er heiser und mit glanzlosem Auge.

»Etwas kaum Glaubliches!« lallte der Secretair. »Hören Sie!«

Und er las den Brief laut und langsam vor, dessen Inhalt wir bereits errathen und der in sehr höflichen Ausdrücken, aber mit einer unläugbaren Entschiedenheit abgefaßt war. Der Baron, hieß es darin, zweifle keinen Augenblick, daß nicht mehr Geld in der Kasse sei, als die vom Amtsrath angegebene Summe, aber diese Kassenangelegenheit habe ihn auf einen Gedanken gebracht, den er nicht länger von der Hand *weisgeschäftlicher Angelegenheit* – diese Worte waren unterstrichen – nach dem Schneckenberg zu bemühen und – die Contobücher des Gutes mitzubringen, die sie dann zusammen durchlesen wollten, damit der Baron endlich einmal zur wahren Einsicht seiner Finanzlage käme. Unterzeichnet war der Brief blos mit dem Namen des Barons, ohne irgend eine andere übliche Hinzufügung die seine besondere Achtung oder Ergebenheit gegen den Amtsrath, wie er das sonst immer gethan, kund gegeben hätte.

»Was?« rief der Amtsrath, als der Secretair zu Ende gelesen und seinen Chef mit einem bleichen, fast versteinerten Gesicht betrachtete, »ich soll mich selbst zu ihm bemühen und ihm die Geschäftsbücher des Gutes *bringen?*«

»Ja, *bringen!*« wiederholte Fuchs mit unsicher lautender Stimme. »Da haben Sie den Brief und lesen Sie ihn selbst!

Der Amtrath las den für ihn so unseligen Brief rasch durch und fiel dann, seinem ersten Schreck fast erliegend, hintenüber in das Sopha zurück und blieb eine Weile in einer fast völlig apathischen Lage. Plötzlich aber raffte er sich wieder auf und sagte mit einer Fassung, die kaum eine natürliche war:

»So, also so stehen die Sachen! Der gnädige Herr zweifelt keinen Augenblick, daß wir nicht so viel Geld in der Kasse haben, als er verlangt, aber er zweifelt doch, daß unsere Bücher in Ordnung sind. Haha! Daran habe ich den Fuchsschwanz an ihm erkannt. Die ganze Forderung von zehntausend Thalern, Fuchs, war nichts als reiner Vorwand. Er braucht gar kein Geld, er will nur die Bücher haben. Er hat also Mißtrauen gegen mich gefaßt, Mißtrauen in Betreff meiner rechtlichen Verwaltung seiner Güter. Ha, das soll ihm übel angestrichen werden. Der Mensch treibt mich zum Aeußersten. Gut, er soll mir nur damit kommen! Auch ich habe mein Aeußerstes im Kopf. Ja. Mag er doch kommen, mich überraschen; meinewegen bei Nacht, und in die Bücher schauen! Aber er hütet sich wohl, selbst zu kommen, und ich weiß wohl, warum. Er scheut Schaumburg wie die Pest, und das hat seinen guten Grund. Das Blut seines Bruders klebt an dessen Mauern – die Erzähler dieser Geschichte werden wohl Recht haben – und dieses rothe Blut kann der sanfte, stille Mann nicht sehen. Ach, ich habe ihn immer viel zu milde beurtheilt, jetzt sehe ich es ein. Ich hielt ihn nur für einen – einen verrückten Mann, aber er ist etwas mehr als das – er ist –«

»Ereifern Sie sich nicht wieder, Herr Amtrath,« unterbrach ihn der wieder kühl gewordene und zu ruhiger Beurtheilung der Sachlage zurückgekehrte Fuchs. »Das hilft jetzt zu gar nichts. Ob er Zweifel in Ihre Redlichkeit setzt, ob er Mißtrauen hegt, gegen Wen und gegen Was – das ist jetzt meiner Ansicht nach einerlei und hier handelt es sich in erster Linie blos darum, daß er die Bücher erhält und auch daraus ersieht, daß er keinen Grund zum Zweifeln, zum Mißtrauen hat. Meinen Sie nicht auch?«

Der Amtrath war vom Sopha aufgesprungen, hielt sich den Kopf mit beiden Händen fest und lief hin und her. »O, o, o,« rief er, »welche schauderhafte Lage! Haha! Und das soll meine heutige Ruhe nach einer so trostlosen Nacht und einem so mißlungenen Ritt sein! Wer mir das heute Morgen gesagt hättet Und wie eilig der alte Mensch das mit einem Male betreibt! Aber ja, Sie haben Recht, ich will, ich darf mich jetzt nicht ereifern. Das nützt offenbar zu nichts. Also begeben wir uns einmal an die Arbeit. Denn Alles, was jetzt geschieht, muß schnell geschehen, Fuchs, und der vornehme Herr muß die Bücher so rasch wie möglich erhalten, damit er nicht etwa glaube, es sei Etwas bei uns nicht in der gebührenden Ordnung. Also vorwärts, Fuchs, schließen Sie die Thüren, auch von Ihrem Zimmer vorn, damit uns Niemand stört. So. Und nun holen Sie einmal die Bücher aus dem Eisenschrank. Da haben Sie den Schlüssel. Wir wollen einmal die Einnahmen und Ausgaben in den letzten achtzehn Jahren durchgehen, denn weiter wird er doch wohl nicht zurückschlagen, da er kein Interesse daran haben kann,

die Einnahmen und Ausgaben seines Vaters und Bruders zu studiren.«

Der Secretair war wieder der ämsige, bedachtsame und umsichtige Arbeiter geworden. Er nahm seinem Herrn die Schlüssel aus der Hand und schloß, nachdem er die beiden Zimmerthüren verriegelt, die Thür zu dem eisernen Geldschrank auf, der in dem Bureau stand und die Kassenbücher, wie auch sämmtliches Geld des Barons, sein Capital, den eisernen Bestand und die laufenden baaren Gelder enthielt. Bald hatte er die beiden großen Bücher hervorgeholt und auf den Schreibtisch des Amtraths gelegt, zwei Stühle davorgerückt und Alles zu der so wenig vorbereiteten und ihm so schnell über den Hals gekommenen Arbeit fertig gemacht. In dem einen Buche, dem umfangreicheren, waren die Einnahmen, in dem kleineren die Ausgaben enthalten. Der Amtrath, der immer noch wie ein halb Verzweifelter im Zimmer auf und niederlief, mußte noch einmal von dem Secretair aufgefordert werden, sich an seine Seite zu setzen und er that es endlich mit einer Miene, als ob er zum Galgen geführt würde und die Schlinge des Henkers ihm bereits um den Hals läge. Als er aber erst saß, wurde er von Minute zu Minute ruhiger, gefaßter und somit auch muthiger; ein Theil seiner alten und nur durch die Ueberraschung verlorenen Energie kehrte in ihn zurück und er war sich vollkommen bewußt, wie wichtig die augenblickliche Arbeit, aber auch wie mühselig und schwierig sie sei, selbst für ihn, den in Kassengeschäften

so bewanderten und mit allen Einzelheiten der vorliegenden Verhältnisse so vertrauten Mann.

Der Secretair hatte schon das Einnahmepbuch aufgeschlagen und achtzehn Jahre zurückgeblättert. Da hielt der Amtrath plötzlich seine Hand fest und sagte:

»Warten Sie einen Augenblick, wir wollen nicht so stürmisch verfahren, sondern ganz ruhig und bedacht-sam zu Werke gehen. Wir wollen nicht in der Mitte anfangen, sondern am Ende, das letzte Jahr zuerst nehmen und so immer weiter zurück, bis wir finden, daß es nicht mehr nöthig ist. In den letzten vier Jahren sind Sie ja auch nur zu Hause und die Contos der früheren habe ich allein geführt. Vielleicht ersparen wir uns so einen guten Theil der Arbeit und werden um so eher fertig, um – zu der Ruhe übergehen zu können, die meine Tochter mir angerathen hat. Haha!«

Der Secretair stimmte ihm bei und schlug die Seite des Buches auf, wo das laufende Jahr begann. Die einzelnen Posten waren mit schöner deutlicher Schrift geschrieben und in der besten kaufmännischen Weise, also auch sehr übersichtlich zusammengestellt. Fuchs las immer einen Posten nach dem andern vor und der Amtrath beleuchtete ihn mit seinen kritischen Bemerkungen, mit denen die des Secretairs in der Regel übereinstimmten. So gingen sie Seite für Seite durch und bisweilen waren sie vollkommen befriedigt, nur bei einzelnen Posten gaben sie sich heimliche und leicht verstandene Winke, die nur für



sie Beide berechnet waren und ruhig ausgetauscht werden konnten, da sie weder Zuhörer noch Zuschauer zu befürchten hatten.

So saßen sie wohl schon eine Stunde beisammen und die Arbeit floß unter ihren Händen rasch und leicht dahin. Bald waren die Einnahmen während der letzten achtzehn Jahre durchgesehen, denn die einzelnen Posten betrafen meist bedeutende Summen und nicht in jedem Monat waren solche erfolgt. Ueber die durch Coupons eingegangenen Zinsen des großen Capitals gingen sie immer sehr schnell hinweg, daran war nichts auszusetzen, und nur auf den Einnahmen, die aus dem Ertrag des Gutes eingeflossen, blieben ihre Augen länger haften und darüber wurden die meisten Bemerkungen ausgetauscht. Zu rechnen, zu ändern war nichts daran, denn die Ausgaben stimmten ja am Ende immer mit den Einnahmen überein und in dem Kassenbuch durfte keine Zahl gestrichen oder umgeschrieben werden, was auch gar nicht in der Absicht der beiden Männer lag.

Als sie damit zu Stande gekommen, holten sie Beide tief Athem und sahen sich wieder eine Weile mit lauernen Gesichtern an. »Nun,« begann der Amtrath mit etwas erleichtertem Herzen zu reden, »was sagen Sie jetzt, Fuchs, wird es gehen?«

»Ich glaube wohl,« erwiderte der Secretair. »Wie ich den Baron kenne, wenn *er* der prüfende Nachrechner ist, wird er kaum etwas finden, woran er einen Anstoß nehmen kann.«

»Ich bin doch nicht so ganz sicher. In manchen Dingen, namentlich in den letzten drei Jahren, hätten wir etwas vorsichtiger sein können. Man sieht das leider erst zu spät ein, wenn man in einer Lage ist, wie die, in der wir uns jetzt befinden. Allein wer hat je bei *dem* Mann an eine solche Controle gedacht! Ich kann nicht läugnen, wir sind bisweilen etwas dreist zu Werke gegangen. Sehen Sie sich zum Beispiel einmal den Posten Weizen aus dem Jahre 18. . an.«

Fuchs besann sich geraume Zeit, dann sagte er: »O, das ist lange her, wie kann er das wissen? Ein Mann, der sich nie um solche Dinge bekümmert, nicht weiß, wie eine Rechnung geführt, nie seinen Weizen selbst verkauft hat und nicht einmal die Marktpreise kennt, der soll jetzt nicht kommen und sagen: Das ist sehr wenig für die gute Erndte in dem und dem Jahre. Haha!«

»Hm!« sagte der Amtsrath. »Wohl wahr! – Wenn er sich aber im Stillen doch um Alles bekümmert hätte, wie? Und wenn er sich, wiederum ganz im Stillen, auch seine eigene Rechnung gemacht, wie dann?«

Fuchs machte ein bedenkliches Gesicht und seine wasserblauen, jetzt roth unterlaufenen Augen irrten etwas lange in der Luft umher. Ihm schien mit einem Mal ein ganz anderer Gedanke aufgestoßen zu sein. Wenigstens beantwortete er die Frage des Amtsraths nicht, sondern sagte plötzlich: »Hm! Und wenn er nun den Inspector, der jetzt bei ihm wohnt, zu Rathe zöge, wie dann? Der Mann wird mir immer verdächtiger, Herr Amtsrath, und

ich zweifle keinen Augenblick mehr, daß er seine Hand im Spiele hat.«

»Ach, was Sie immer mit dem Inspector wollen! Der hat Ihnen schon, als er noch als ein ganz unschuldiges Lamm hierher kam und von gar nichts wußte, mißfallen, ich weiß es wohl. Nein, vor dem ängstige ich mich ganz und gar nicht, weit mehr vor der alten Bestie, dem hinterlistigen Augendiener Treu. Wie kann er – ich meine Ihr Schreckbild, den Inspector – wie kann der wissen, was in den und den Jahren für Korn auf unsern Feldern gewachsen ist? Er ist kaum hierhergekommen und kennt unsere Verhältnisse noch gar nicht. Nein, beantworten Sie mir lieber meine erste Frage – wenn der Baron nun doch ganz im Stillen sich seine Rechnung gemacht hätte?«

Der Secretair war innerlich etwas unwillig über seinen in Bezug auf den Inspector so unvorsichtig zu Werke gehenden Chef geworden und er gab dieses sein instinktives Gefühl dadurch kund, daß er demselben in dem Folgenden merklich näher auf den Leib rückte.

»Hm!« sagte er, »Sie haben mir ja von jeher gesagt, daß er es nicht thue, daß er sich gar nicht um seine Geldverhältnisse bekümmere und Gott danke, wenn man ihn damit ungeschoren lasse. Das waren Ihre eigenen Worte. Hat er es aber trotzdem doch gethan, nun, dann, Herr Amtsrath, haben Sie einen Fehler begangen, den Sie so gut erkennen werden, wie ich. In diesem Punkt kann ich meine Hände waschen.«

Der Amtrath fühlte den Stich und konnte sich leider nicht verhehlen, daß Fuchs Recht habe. Sein Gesicht wurde wieder etwas bleicher und der Ausdruck der eben ausgelebten Zuversicht schwand rasch davon.

»Ich will es nicht hoffen, daß ich mich geirrt,« sagte er langsam und stützte das Kinn sinnend auf die daruntergelegte Hand.

»Ich auch nicht. Sie müssen ihm nur jeden einzelnen Posten, an dem er irgend einen Anstoß nehmen sollte, deutlich vorrechnen und Ihre Aussagen so bestimmt und sicher von sich geben, daß er gar nicht daran zweifeln kann.«

»Ich – ich soll das thun?« rief der Amtrath mit einer so entschiedenen Miene der Ablehnung dieser Zumuthung, daß Fuchs ihm ansah, es sei ihm damit Ernst, was er sagte. »Ich denke nicht daran und ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich es nicht thue. Die Bücher kann ich ihm freilich nicht vorenthalten, er kann sie zu jeder Zeit von mir verlangen, denn er ist Herr und Besitzer seiner Güter und diese Bücher gehören mit dazu. Ich führe sie nur auf seinen Wunsch und in seinem Sold, aber so weit werde ich mich doch nicht vor ihm erniedrigen, daß ich seinen Postboten spiele und sie ihm selbst bringe, wenn er einmal die Laune hat, einen Blick hineinzuworfen. Nein, Fuchs, will er eine Erklärung, einen Rath, eine Arbeit von mir, so mag er selbst herkommen; er weiß, wo ich zu finden bin, aber das – ha! – das thut er nicht und ich weiß wohl warum.«

»Ich weiß nicht,« bemerkte der Secretair nach einigem Sinnen, »ob er Sie nicht *zwingen* kann, ihm die Bücher zu bringen und persönlich die Erklärungen zu geben, die er von Ihnen allein, eben da Sie in seinem Solde stehen, zu erhalten in seinem Recht ist.«

»Oho, Fuchs, was sagen Sie da!« rief der Amtsrath in frischer Aufwallung aus. »Zwingen? Mich?« Und er warf sich stolz in die Brust, als er gleich darauf mit wachsender Heftigkeit fortfuhr: »Wer hätte den Amtsrath Stephani schon zu einer solchen Erniedrigung gezwungen? Das wollen wir doch einmal sehen! Nein, nicht zehn Pferde bringen mich hinauf. Aber – wissen Sie was?« und hier nahm sein Gesicht plötzlich eine überaus freundliche Miene an, »jetzt können Sie mir einmal beweisen, daß Ihnen wirklich etwas an mir gelegen ist. Mit einem Wort: *Sie* müssen mir den Liebesdienst thun und die Bücher in meinem Namen und Auftrag nach dem Berge bringen. Sie sind ein kluger, ein gewandter Mensch und kennen die Verhältnisse so gut wie ich. Sie haben auch mit dem Baron keinen Streit gehabt, wie ich, Sie vergeben sich nichts, wenn Sie zu ihm gehen und können ganz unbefangen in ruhigem geschäftlichen Ton mit ihm reden, was Sie so gut verstehen. Und sollte, was nicht zu erwarten ist, irgend ein wichtiger Posten näher erörtert werden müssen, der aus einer Zeit stammt, wo Sie noch nicht in meinem Dienst waren, so berufen Sie sich einfach auf mich, und bis ich meine Antwort ertheile, haben wir wieder eine Spanne Zeit zur Ueberlegung gewonnen, wie?«

»Ja, eine Galgenfrist!« sagte der Secretair trocken und etwas bissig.

»Ach, sprechen Sie doch nicht so albern, hier sind keine Scherze angebracht, Fuchs. Und sehen Sie, wenn Sie bei dem Baron sind, können Sie gleich etwas hinter die Coulissen gucken und ihm auf den Zahn fühlen, ob etwa, wie Sie meinen, der Inspector dahinter steckt. Das werden Sie mit Ihrem Falkenauge auf den ersten Blick weghaben. Doch davon nachher. Wir sind erst mit den Einnahmen fertig, jetzt wollen wir einmal zu den Ausgaben übergehen.«

»Gut,« sagte Fuchs, legte das Einnahmebuch bei Seite und schlug das Ausgabebuch auf, »das wird wohl eine leichtere Arbeit sein.«

»Meinen Sie? Na, wir wollen einmal sehen.«

Die beiden Männer beugten sich wieder über ihre neue Arbeit und gingen, abermals mit dem letzten Jahre beginnend, jetzt die Ausgaben wie vorher die Einnahmen durch. Und wieder blickten sie sich bei einzelnen Posten mit jenem geheimnißvoll forschenden Blick an, als wären sie nicht ganz sicher, ob der Baron mit denselben ganz einverstanden sein würde. Als sie aber die letzten achtzehn Jahre, ohne viel dabei zu sprechen – nur geseufzt hatten sie über die Anstrengung dabei, da sie nun schon über viertelhalb Stunden in ununterbrochener Thätigkeit waren – durchgesehen, sagte Fuchs mit etwas kurzem Athem:

»Der Baron hat doch eigentlich sehr viel gebraucht, Herr Amtrath. Man sieht das erst, wenn man die Summen von so vielen Jahren zusammenzählt.«

»Nicht wahr? Das sage ich ja – er ist ein bodenloser Verschwender gewesen, und Gott weiß, wo er die Tausende gelassen hat, die hier alle verzeichnet stehen.«

»Er hat sie vielleicht auch in irgend einer Speculation angelegt, wie er es mit den Zehntausend machen wollte. Das ist sehr möglich. Hat er denn wohl über die von Ihnen erhaltenen Gelder Buch geführt?«

»Ich glaube es nicht,« erwiderte der Amtrath nach kurzem Besinnen. »Darin war er ja von jeher eben so leichtsinnig und nachlässig wie in allem Uebrigen. Wir haben sogar oft davon gesprochen und ich habe ihm gerathen, sich ein besonderes Privatrechnungsbuch anzulegen, Nein, sagte er stets mit Entschiedenheit, das brauche ich nicht zu thun. Dazu sind Sie ja, mein Rentmeister, da, und wenn ich einmal wissen will, wieviel ich ausgegeben habe, so kann ich es ja jeden Augenblick von Ihnen erfahren. Nun, und an diesen seinen Worten zweifle ich nicht; gelogen hat er nie, das ist wahr, Fuchs.«

»Nun, wenn das ist,« rief Dieser erleichtert aus, »dann ist Alles gut, aber dann unterschreibe ich auch den Ausspruch, den Sie so oft gethan, daß er ein Narr ist, mit rother Tinte.«

»Ja, ein Narr ist er,« bekräftigte der Amtrath, »so viel ist gewiß, und nicht nur in dieser einen Beziehung. Doch nun sind wir, Gott sei Dank! mit dieser abscheulichen Durchsicht fertig und wir können nun an die Absendung

der Bücher denken. Ah, wie leicht mir ist, daß Sie mir *die* Arbeit abnehmen wollen, Fuchs, können Sie sich gar nicht vorstellen!«

»Ich bin noch nicht ganz entschlossen,« erwiderte der Secretair, »denn es wird dies für mich eine etwas schwere Aufgabe sein. Bedenken Sie doch, Herr Amtsrath! Ich bin ja noch nie bei dem Baron gewesen und er kennt mich nicht einmal persönlich.«

»Das thut nichts, dann lernt er Sie in einem schönen Augenblick, in dem Ihrer geistigen Thätigkeit kennen, und je schwerer die Aufgabe für Sie ist, um so reicher wird sie sich auch belohnen, mein *lieber* Fuchs. Aber warum sinnen Sie mit einem Mal so bedenklich nach? Ist Ihnen irgend etwas Neues und Besonderes eingefallen?«

»Ja!« rief der Secretair mit entschlossener Miene, nachdem er einige Minuten tief sinnend vor sich niedergeblickt, »ich habe eine Idee, eine gute Idee, Herr Amtsrath.«

»Sprechen Sie sie aus, ich merke Ihnen an, daß sie gut ist.«

»Gewiß ist sie das. Ihr Fräulein Tochter ist auf dem Schneckenberg gut angeschrieben, bei Jedermann, ich habe das ja oft genug gehört. Lassen Sie die dem Baron die Bücher bringen und sie ihm vorlegen. Das wird eine gute Wirkung thun und dem Eifer des Barons gegen Sie die bitterste Spitze abbrechen. Ein junges schönes Mädchen ist immer die beste Vertreterin der Interessen ihres Vaters, wenn derselbe – hm! – irgend eine Nachsicht oder eine Gunst verlangt.«



»Eine Gunst verlange ich gar nicht!« sagte der Amtrath stolz.

»O ja, doch! Die Gunst der Gerechtigkeit!«

»Ach so! Na, Sie sind ein schlauer Patron. Aber wird meine Tochter auch mit diesem meinem Auftrage nach dem Berge gehen wollen?« fragte er halblaut, und ganz im Stillen sagte er zu sich: »O ja! Sie hat mir ja erst neulich gesagt, daß sie mir jedes Opfer bringen will, wenn ich es fordere, und nun haben wir eins. – Ich denke, sie wird gehen,« sagte er wieder laut. »Sie soll dem Baron die Bücher übergeben und ihm einen freundlichen Gruß von mir bringen und sagen, daß ich gern selbst gekommen wäre, aber daß ich krank sei – und das bin ich auch wirklich, Fuchs, ich fühle mich wie zerschmettert an allen Gliedern. Sie aber gehen mit ihr und sollen ihr Commentator sein, wenn der Baron sich tiefer in das Geschäftliche einläßt, was ich gar nicht glaube. Es ist das für Euch Beide eine feine und hübsche diplomatische Aufgabe, – nicht ganz leicht, das sehe ich wohl ein, aber – es muß einmal sein und so geht es nicht anders.«

Fuchs war wieder in stilles Grübeln versunken; allmählig aber klärte sich sein ernstes Gesicht auf und endlich blickte er den Amtrath sogar fast heiter an. Sobald er nämlich gehört, daß Cornelia in seiner Gesellschaft mit nach dem Schneckenberg fahren und dort in Gemeinschaft mit ihm eine so häkliche Sache durchfechten solle, sah er die ganze Aufgabe aus einem völlig anderen Gesichtspunkt an und sie wuchs in seinen Augen von Secunde zu Secunde an Bedeutung und innerem Werth für ihn

selber. Vor allen Dingen stachelte sie seinen riesigen Ehrgeiz noch mehr auf und dann kam auch das Vergnügen mit in Betracht, welches er sich in Cornelia's so unmittelbarer Nähe versprach, mit der er bisher noch nie in einem Wagen allein gefahren war. Ja, alles Dies ließ ihn die bevorstehende kleine Reise sehr angenehm erscheinen und zuletzt war er von der Comödie – so nannte er diese Geschäftsfahrt im Stillen –, die er dort oben spielen sollte, fast entzückt, und er nahm sich vor, wie ihm der Amtrath gerathen, wirklich hinter die Coulissen daselbst zu schauen und aus dem Läuten zu vernehmen, wo denn eigentlich die Glocken hingen, die so eben das ganze Schaumburg in Alarm gesetzt hatten. Und was würden die Leute sagen, die ihn mit Cornelia nach dem Berge fahren sähen? Und wenn sie nun erst gehört, daß er an der Stelle des Amtraths mit dem Baron conferirt und daß dieser durch seine Beredsamkeit und Beweisführung sich überzeugt, daß in Schaumburg Alles in Ordnung sei – welcher Triumph sollte das sein! Und endlich gar, wenn er nun zu dem Amtrath zurückkam mit dem Bescheid: Seien Sie ruhig! *Ich* habe die Kastanien für Sie aus dem Feuer geholt und Sie können nun ungestört schlafen, es ist Alles geglückt, Alles in vollkommener Ordnung – dann wollte er den ihm verheißenen Lohn fordern, den, der ihn allein beglückte und seiner Aufopferung würdig war. Sollte aber der Vater diesen Lohn etwa *nicht* gutwillig geben wollen, denn man muß ja an Alles denken, dann wußte er schon, wie er ihn zwingen könne, denn der unselige Amtrath, von seinem Hang zum Luxus, zur

Habgier verblendet, hatte sich – wir wissen oder ahnen es schon – in seiner Trägheit und seinem ihm zur zweiten Natur gewordenen Schlaraffenleben ganz in die Hände dieses gewissenlosen Menschen gegeben, der ihn, ohne Bedenken, ohne Reue und Furcht von einer Stufe zur andern in seine gemeine Sphäre niedergerissen, indem er den trotzigem Mann stets bei seiner schwachen Seite zu fassen verstand und, einen Fehler desselben nach dem andern benutzend, darauf fußend, sich immer höher in seiner Gunst geschwungen, bis er ihn theils durch Schmeichelei, theils durch geistige Ueberlegenheit, theils durch Tollkühnheit im gewissenlosen Handeln völlig beherrschte, so daß der bügellos gewordene Autokrat in Schaumburg, ohne es selbst zu wissen, Alles that, was sein Secretair wollte und so zu dem elenden Werkzeug in der Hand dieses erbärmlichen Menschen herabgesunken war.

---

Es war bereits sieben Uhr Abends geworden, und nun erst waren die beiden Männer mit ihrer, gerade nicht anstrengenden, aber sie doch aufregenden Arbeit zu Ende gekommen. Der am Mittag so müde Amtsrath, der ein so großes Bedürfniß nach Ruhe gehabt, hatte in seiner Aufregung Müdigkeit und Ruhe vergessen, ja, nachdem er sich nach und nach ausgesprochen, nachdem er seinen Entschluß gefaßt und in allen wesentlichen, ihn am meisten bedrängenden Punkten die Beistimmung seines

Helfershelfers gefunden, fühlte er sich sogar bedeutend erleichtert und nur sein blasses Gesicht bewies, daß er einen sehr angreifenden Tag hinter sich habe.

Kurz vor sieben Uhr, noch bevor die Herren-Eßglocke läutete, trat er mit dem Secretair in den Speisesaal, wo Cornelia die beiden Männer mit tiefbewegtem Herzen schon lange erwartete. Als sie bei ihr eintraten, flog ihr Auge zuerst nach dem Gesicht des Vaters, und als sie dasselbe verhältnißmäßig ruhig und aufgeklärt sah, fühlte sie wieder einigen Muth, wengleich sie bei näherer Betrachtung zu finden glaubte, daß der sonst so gesprächige Mann sich auffallend still und nachdenklich verhalte. Doch des Secretairs Miene, obgleich sein Gesicht merklich geröthet war und von lebhafter Unterhaltung Zeugniß ablegte, beruhigte sie noch mehr, denn sie sah fast freudig, wenigstens still vergnügt aus, und das konnte doch nur ein Beweis sein, daß kein neuer unangenehmer Auftritt stattgefunden habe.

Cornelia ging ihrem Vater entgegen und erkundigte sich theilnehmend nach seinem Befinden. Er sprach einige dankende Worte, die ihr keine besondere Aufklärung gaben und so mußte sie sich schon entschließen, eine deutlichere Frage nach dem Vorfall am Mittag auszusprechen.

»Nun,« sagte sie, »der heutige Brief des Barons ist wohl nicht so schlimm gewesen, wie Du dachtest, obgleich er Dich etwas lange beschäftigt zu haben scheint. Oder wie, täusche ich mich darin?«

»Ach, Kind,« antwortete der Amtsrath mit wunderbar milder Stimme, womit er, wie er glaubte, seine gleich zu schildernde Kränklichkeit am besten einleitete, »der Brief war mehr närrisch als schlimm und ich wollte Dir eben davon erzählen. Der gute Baron ist mit einem Mal ein subtiler Rechenmeister geworden und findet, daß er sich seither viel zu wenig um sein Vermögen bekümmert habe. Das will er denn nun abändern und zu dem Behuf hat er mir die Rechnungsbücher abgefordert, um einmal mit eigenen Augen zu prüfen, wieviel Tausende er jährlich zu verzehren hat, was er bisher, Gott sei es geklagt! nicht gewußt hat.«

Cornelia schlug ihr großes Auge verwundert gegen den Vater auf. »Wie,« sagte sie, ihre Locken mit beiden Händen von den Schläfen zurückstreichend, als wolle sie so scharf wie möglich hören, »die Contobücher will er haben? Die Du ihm sonst nur zu Neujahr vorlegst? Das ist ja seltsam!«

»Allerdings ist es seltsam. Indessen wir haben die Bücher eben zusammen durchgesehen, Alles ist in bester Ordnung befunden und die Sache wäre damit abgethan, wenn er nicht zugleich die unbillige Forderung ausgesprochen hätte, daß ich sie ihm selbst bringen und vorlegen soll. Das ist für mich aber im Augenblick ein Ding der Unmöglichkeit Ich fühle mich angegriffen, krank und will morgen den ganzen Tag im Bett liegen bleiben. Du kannst morgen nach Doctor Camp schicken, damit er sich von meinem Zustand überzeugt und mir etwas verordnet.«

»O, das thut mir ja sehr leid,« sagte Cornelia mit theilnehmendem und doch hoch schlagendem Herzen, da ihr die Forderung des Barons in der That sehr seltsam vorkam. »Ja, ich werde nach Doctor Camp senden,« fuhr sie fort, »aber wer soll denn nun morgen die Bücher dem Baron bringen, da er auf keinen Fall selbst kommen wird?«

Der Amtrath warf einen prüfenden Blick auf das schöne bleiche Antlitz seiner sonst so blühenden Tochter, als wolle er aus demselben herauslesen, ob seine Bitte wohl bei ihr Eingang finden würde. Er hoffte es und so sagte er: »Ja, das ist die Frage, die auch uns schon beschäftigt hat. Es wird eine kleine diplomatische Aufgabe sein und der Mensch, der an meiner Statt nach dem Schneckenberg geht, muß ein Herz für mich haben, und außerdem ein Mensch sein, der dem Herrn da oben wohlgefällig ist und auf eine gute Aufnahme zu rechnen hat.«

Cornelia wußte nun schon, wer dieser Mensch sein würde und sie sprach es auch gleich offen aus. »Sage es nur geradeheraus,« sagte sie, wehmüthig lächelnd, »Du wünschst, daß ich die Bücher hinbringe? Habe ich Deinen Wunsch errathen?«

Der Amtrath athmete frisch auf, so leicht hatte er sich das Werk nicht gedacht. »Ja, mein Kind, Du hast meinen Wunsch errathen,« rief er freudig. »Willst Du es thun?«

Cornelia überlegte einen Augenblick, dann schaute sie fest auf und versetzte: »Ja, ich will es thun, aber ich verstehe ja von dem Inhalt der Bücher nichts, wenn er darüber irgend eine Frage an mich richten sollte.«

»Das ist auch nicht nöthig, Cornelia. Dazu fährt Fuchs mit Dir und er soll dem Baron alle Auskunft geben, die er verlangen kann.«

Cornelia's Auge irrte vom Vater auf den ihr so widerwärtigen Secretair hinüber, aber nichts verrieth ihre Empfindungen gegen ihn, der mit stillem Triumph das schöne Mädchen haarscharf beobachtete, das mit ihm seine erste Diplomatenfahrt unternehmen sollte. Scheu bereute sie im Stillen, daß sie so rasch eingewilligt und seufzte leise auf, aber sie sah auch zugleich ein, daß das Netz über ihrem Kopf zusammengezogen war und daß sie ihn nun nicht mehr zurückziehen konnte.

»Wann soll ich nach dem Berge fahren?« fragte sie leise, wie ein geduldiges Opferlamm, das sich nicht weiter sträubt, um zur unvermeidlichen Schlachtbank geführt zu werden.

»Um zehn Uhr, denke ich, es muß etwas früh sein, da Fuchs mit dem Baron möglicher Weise viel zu besprechen hat. Denn so leicht wird sich der Herr, der kein geübter Geschäftsmann ist und die Einrichtung solcher Bücher versteht, nicht darin orientiren.«

Cornelia athmete etwas freier auf, sie hatte sich mit ihrem elastischen und starken Geist schon in die neue Lage gefunden. »Und wer soll die schweren Bücher in's Schloß tragen?« fragte sie nur noch.

»Dazu gebe ich Euch Heinrich mit. Ich brauche ihn morgen nicht, da ich mein Zimmer nicht verlasse.«

»Dann wirst Du wohl auch heute Abend nur eine Suppe genießen, wenn Du Dich so krank fühlst?«

»Ich denke nicht daran,« sagte der Amtrath rasch. »Bedenke doch, wie lange ich eigentlich gefastet habe. Nein, laß ordentlich auftragen. Im Magen sitzt meine Krankheit nicht, nur mein Herz schlägt mir etwas voll. Ich glaube, ich werde zur Ader lassen müssen, wovon der dumme Doctor nie etwas wissen will, und doch hat es mir früher stets so wohl gethan.« –

In einer Viertelstunde saßen die drei Personen am wohlbesetzten Abendtisch, aber sie waren alle Drei schweigsam und am wenigsten sprachen sie über die jetzt als abgethan betrachtete Fahrt nach dem Schneckenberg. Cornelia trennte sich diesmal zuerst von den beiden Männern, nachdem sie dem Vater eine gute Nacht und baldige Besserung gewünscht. Sie suchte mit beklommenem Herzen ihr stilles Zimmer auf, denn sie fühlte das Bedürfniß, allein zu sein. Lange stand sie in späterer Abendstunde am offenen Fenster, sah den Mond über die dunklen Parkbäume aufsteigen und hielt mit den Sternen ein geheimnißvolles Gespräch, wie es schon so viele Menschen gethan, deren Herz zum Zerspringen voll ist und die mit ihren umflorten Augen auf dieser so schönen Erde keine Linderung für ihre Schmerzen zu finden vermögen.

»Ach,« seufzte sie, als sie endlich zur Ruhe ging, »ich gäbe viel darum, wenn ich einmal ungestört mit Herrn von Rodenberg sprechen könnte, aber der ist für mich jetzt eine unerreichbare Person geworden. Doch wer weiß! Ich habe ihm ja einen neuen Gruß von Rudolf zu bestellen. Im Nothfall werde ich ihn zu finden wissen, denn wenn ich an sein ernstes, tiefes Auge denke, das



doch so klar und rein blickt, ist mir immer zu Muthe, als ob ich von ihm irgend einen Rath erwarten könnte, der mir in meiner verlassenen Lage zu Hülfe kommt. Ach ja, verlassen bin ich von Allem, was ich liebte und schätzte und, obgleich ich in Prunk und Luxus lebe, der mir alle Tage erbärglicher vorkommt, so erscheint mir doch die ganze Welt um mich her öde und leer. Also mit – mit diesem Fuchs soll ich allein nach dem Schneckenberg fahren? Hu, mich schaudert! Wenn ich nun das Lamm wäre, das er unterwegs würgt? – O, o, Cornelia,« sagte sie zu sich nach einer Weile, »habe doch nicht so thörichte Gedanken! Wann bist Du mit einem Mal so schwach geworden? Auf, fasse Dich, ermanne Dich! Noch ist ja nicht Alles verloren; ich habe ja meinen Bruder, und wenn uns augenblicklich auch ein großes Weltmeer trennt – die treue Schwesterliebe fliegt leicht darüber hin, und nur eines Rufes von mir bedarf es und er kommt mir mit offenen Armen entgegen. Das ist noch ein großer Trost und ich danke meinem guten Gott dafür, der ja noch keinen Unschuldigen verlassen hat, und ich – ja, ich bin unschuldig – Er weiß es und darum gehe ich morgen – wenn nicht freudig – doch ruhig zum Baron!«

DRITTER BAND.

ERSTES CAPITEL. WIE DIE DIPLOMATISCHE SENDUNG  
NACH DEM BERGE ABLÄUFT.

Es bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, daß der Amtrath, seine Tochter und Secretair Fuchs nach einem so aufregenden und ereignißreichen Tage, wie sie ihn noch nie in Schaumburg gehabt, während der darauf folgenden Nacht den Ergebnissen des nächsten Tages mit tiefbewegten Herzen und ziemlich gleichmäßiger Besorgniß entgegensahen, daß sie also auch alle Drei nicht die erwünschte Ruhe in dieser Nacht fanden, um ihre angegriffenen Lebensgeister wieder vollständig zu erfrischen.

Was zunächst den Amtrath betrifft, so lag der arme geknickte Mann in dieser Nacht gleichsam auf der Folter und unruhig wie nie wälzte er sich auf seinem Lager umher. Alle Schwierigkeiten, die er dem stets so sanften und nachgiebigen Baron seit dem Antritt seiner Erbschaft in den Weg gelegt, alle Unwahrheiten, die er ihm über seine Vermögensverhältnisse und Anderen über ihn selbst gesagt, alle Vortheile, die er sich auf Kosten seines Herrn unrechtmäßiger Weise zugewandt – alles Dies fiel in dieser verhängnißvollen Nacht mit Centnerschwere auf sein wachgerütteltes Gewissen und eine ganz andere Zukunft, als er sie sich noch vor Kurzem in seinem hochmüthigen Dünkel geträumt, dämmerte grau und düster vor seinem erschreckten Geiste auf.

Allein er hatte doch noch wenigstens *einen* Trost und der goß wieder besänftigendes Oel in sein wild aufgeregtes Blut, und an ihn klammerte er sich mit aller Macht seines zähen Geistes an. »Wenn,« sagte er sich, »die Fahrt Cornelia's und des Secretairs morgen glückt – und warum sollte sie eigentlich nicht glücken? – wenn es ihnen, die ja Beide gewandt, rührig und mir ergeben sind, gelingt, den Baron mit kurzen Worten zu überzeugen, wie seine Vermögensverhältnisse in bester Verfassung und die Bücher darüber in der schönsten Ordnung geführt sind, und wenn sie dann also mit den Büchern gegen Mittag zurückkehren und sagen: Wir haben gethan, was Du verlangst, der Baron ist nicht mehr böse auf Dich und er läßt Dir den freundlichsten Gruß zurücksagen und Dir baldige Genesung wünschen; dann, ja dann bin ich wenigstens aus dieser neuesten Calamität heraus und ich kann ruhig fortleben wie bisher, – bis – es mir endlich gelingt, den dummen Doctor oder einen anderen verständigen Mann zu überzeugen, daß der Baron ein Verschwender ist und daß man zum Besten seines Kindes seiner schrankenlosen Geldverschleuderung irgend einen Zügel anlegen muß.

Ja, an diese stets mit Vorliebe in's Auge gefaßte Aus-  
hülfe dachte der unverbesserliche Mann immer noch und die Aussicht darauf war ihm sogar so süß, so erquickend, daß er eine Zeit lang darüber seine augenblickliche Lage vergaß und nicht ganz der Verzweiflung zum Raube fiel, die an diesem Mittag, als der zweite Brief des Barons ihm

von Fuchs vorgelesen wurde, sein Herz mit ihren kalten Geierklauen gepackt hatte.

Was nun Herrn Fuchs anbelangt, so wäre es zu viel gesagt, wenn wir ihm für diese Nacht jede Besorgniß absprechen wollten, die er über den Ausfall seines bevorstehenden Besuches bei dem Baron hegte. Nein, so leichtfertig und optimistisch war er nicht gesinnt und gerade er sah mit seinem schlaunen Geistesblick wohl die Schwierigkeiten voraus, die ihm wenigstens bei einigen kühn angesetzten Posten in den beiden Rechnungsbüchern aus dem immerhin möglichen Zweifel des Barons erwachsen könnten. Allein diese Schwierigkeiten hoffte er mit einiger Anwendung von Beredsamkeit und schlagenden Gründen, die er sich schon im Kopf zurecht gelegt, beseitigen zu können, und so war er bald mit der Sorge fertig und gab sich nun allein der bunten Ausmalung des Vergnügens hin, welches ihn am folgenden Morgen zweifellos erwartete. Ja, er sollte zum ersten Mal, vor Aller Augen, die es sehen könnten, mit der angebotenen Cornelia allein nach dem Schneckenberg fahren, er sollte diesen fabelhaft schönen Berg, dessen Gipfel er noch nie betreten, mit eigenen Augen kennen lernen und, was nicht weniger seiner Eitelkeit schmeichelte, er sollte bei dem Baron als Stellvertreter des Amtsraths eingeführt werden, um – das war ja auch möglich – sich durch seine Gewandtheit und Geschäftskennntniß die Gunst des alten Herrn zu gewinnen und sich so vielleicht gerade dadurch die Bahn zu einer künftigen höheren Lebensstellung zu brechen. Denn, besaß er die Gunst des Barons und starb

einmal der Amtrath, was bei seiner apoplektischen Anlage und seinem schwelgerischen Leben ja so leicht möglich war, plötzlich, so konnte es ja, wenn der Himmel es wollte, leicht geschehen, daß er selbst an seine Stelle träte und dann, dann war ihm die schöne Cornelia gewiß, dann blieb sie die Herrin in dem schönen Schaumburg, wo sie, so lange ihr Vater dort gewaltet, doch nur die zweite Rolle gespielt hatte.

Man sieht, Herr Fuchs baute sich keine unansehnlichen Luftschlösser und sein Ehrgeiz war nicht eben klein, aber die übermäßige und unverdiente Gunst seines Herrn hatte des jungen Mannes Geist aus den Fugen gerückt und er rannte nun wie toll seine Bahn dahin, in der festen Ueberzeugung, daß es, nachdem er den schwer zu behandelnden Amtrath zu seinem Gönner umgewandelt, noch viel leichter sein müsse, einen schwachen Mann, wie den Baron, zu einem solchen umzuwandeln, und mit dem festen Vorsatz, ein solches Kunststück zu Stande zu bringen, schloß Herr Fuchs diese Nacht seine Augen und schlief von den drei Personen im Schloß, die an dem Folgenden so nahe betheilt waren, noch am besten und süßesten.

Ganz anders und am Allerschlimmsten sah es in dem Herzen der armen Cornelia aus, denn an ihrer Ruhe zehrte noch etwas viel Bittereres, was sie bis heute still in verschwiegener Brust getragen und was doch mit den gegenwärtigen Vorgängen in Schaumburg in ganz naher Verbindung stand. Ihr trauriges Geheimniß datirte aber nicht von den letzten beiden Tagen her, nein, es hatte

sich schon viel früher in ihr Herz eingenistet und dasselbe allmählig mit seinem verzehrenden Gift gefüllt. Schon seit längerer Zeit nämlich war ihr ihr Vater in Bezug auf seine amtlichen Verhältnisse zum Baron als ein ganz anderer Mann erschienen und sie konnte sich nicht mehr dazu entschließen, wie das früher in vollem Maaße geschehen, ihre Augen mit unzweifelhafter Hochachtung, ja Ehrfurcht zu ihm zu erheben. Er schien ihr schon seit längerer Zeit nicht mehr der starke Heros, der fest gegründete Fels, der unwandelbar gerechte Richter zu sein, für den sie ihn in ihrer warmen Kindesliebe in früheren Tagen gehalten. In den letzten Wochen hatte sie so Manches aus seinen Reden mit Fuchs, mit ihrem Bruder Kuno, ja mit Herrn von Rodenberg vernommen, was sie betroffen und zweifelhaft gemacht und einen etwas dunklen Schatten auf die Wahrheitsliebe und die Ehrlichkeit ihres Vaters fallen ließ. Es schien ihr in dem Verhältniß zwischen ihm und der freiherrlichen Familie, nicht blos den letzten Baron betreffend, ein geheimnißvolles, undurchdringliches Etwas zu liegen, was dunkel und trübe aussah, wie eine unheilschwangere Wolke, und in eine solche Wolke war ihr seitdem das mit einem Mal schnell alternde Haupt ihres Vaters gehüllt. Hiermit hielt sie sein leicht aufbrausendes, bei jeder Kleinigkeit in Jähzorn aufwallendes Wesen zusammen und Cornelia war klug und einsichtsvoll genug, sich zu sagen, daß das einen inneren Grund haben müsse, da die äußeren Gründe, die ihn dazu zu veranlassen schienen, nicht ausreichend waren, einen in seinem Sattel so fest sitzenden Mann so leicht in

Harnisch zu bringen oder gar über den Haufen zu werfen.

Zu allen diesen persönlichen Beobachtungen aber kam nun noch ein anderes und für sie sehr wichtiges Moment hinzu. Ihr mit Recht geliebter Bruder Rudolf hatte ihr in seinem letzten Brief, den sie erst vor vierundzwanzig Stunden erhalten, ohne dem Vater ein Wort davon zu sagen, etwas sie sehr Bedrückendes und Aengstigendes geschrieben, und wenn der vorsichtige Rudolf sich zu einer solchen Warnung bewegen ließ, dann mußte die Gefahr, auf die er sie vorbereitete, sehr groß und nahe genug gekommen sein.

»Cornelia,« hieß es unter Anderm in diesem Brief, »wenn Du es in Schaumburg aus irgend einem Grunde nicht mehr aushalten kannst, so komm zu mir nach Amerika. Ich habe bei meinem verheiratheten Freunde – seine Adresse kennst Du – nicht nur ein vortreffliches, über alle meine Wünsche hinausgehendes Unterkommen, eine gute Besoldung für eine mir zusagende Arbeit, sondern auch in Wahrheit eine zweite schöne Heimath gefunden, die dem Lande und der Gegend, in der Du lebst, nichts nachgiebt. Ja, Du sollst mir jeden Tag willkommen sein und ich werde mit Freuden auch für Dich arbeiten. Und ich glaube, es wird vielleicht bald eine Zeit kommen, in der Du gern von Schaumburg fortgehst. Dir, Dir allein kann ich ja im Vertrauen sagen, was ich denke, was ich fürchte. Die Geschäftsführung unsers Vaters in Bezug auf des Barons Güter und Vermögen hat mir nie gefallen und nach seinen letzten Mittheilungen am allerwenigsten. Es

*können* diese Güter nicht so viel für ihn abwerfen, als er mir als Thatsache angegeben hat. So scheint mir unser Vater, gelinde gesprochen, schlimmen Einflüssen zu unterliegen, und da ich weiß, wie er den Luxus und das Wohlleben über Alles liebt, so weiß ich genug. Auch Dir, die Du eben so klug, wie verständig und vorsichtig bist, brauche ich nicht mehr zu sagen, Du wirst mich verstehen. Grüße Rodenberg und vertraue ihm. Er ist ein edler, rechtschaffener Mann und dürfte mit seinen scharfen Augen leicht erkennen, wie die Verhältnisse bei Euch liegen.«

Alles dies bedachte Cornelia in dieser traurigen Nacht, und wenn ein sorgenvoller Geist erst so viele Anhaltspunkte zum Schmerz und zur Trauer hat und zugleich ein klarsehender, scharfer Geist ist, so ist der nächste Sprung zur offenbaren Befürchtung nicht weit, und diesen Sprung hatte sie schon im Verlauf des eben abgeschlossenen Tages gemacht. Daß der sonst so nachsichtige und gütige Baron seine Rechnungsbücher forderte, war ihr ein schlagender Beweis, daß er seine Rechte verletzt und gekränkt glaubte, und nun ging sie Schritt vor Schritt in ihren Schlußfolgerungen weiter und kam endlich auf den furchtbaren Gedanken, daß der Baron weniger Verschwender als ihr Vater und daß dieser kränker als jener sei, daß aber sein Uebel nicht etwa durch einen Aderlaß, wie er meinte, sondern durch ganz andere Mittel geheilt werden müsse, wenn es überhaupt jemals zur Heilung bei ihm kommen könne. Ach! hätte sie ein solches Mittel erdenken und ihm reichen können, sie würde



es gewiß theuer erkaufte haben, um ihn vor dem Abgrunde zu retten, dem sie ihn allmählig entgegenrollen sah.

So verging dem armen Mädchen diese Nacht noch viel trauriger, als den beiden Männern, die sich immer noch in verwegenen Hoffnungen wiegten; als sie aber am nächsten Morgen vor die Augen der Menschen trat, merkte man ihr den im Stillen getragenen Schmerz nicht an, so groß war ihre Fassung und Selbstbeherrschung, nur sah sie noch etwas bleicher aus als am Tage zuvor und erschien mit einer so ernsten und abgespannten Miene, daß Niemand in ihr das blühende glückliche Mädchen wiedererkannt hätte, das sie noch vor wenigen Wochen gewesen war.

Schon um acht Uhr war sie fast vollständig zu ihrer heutigen Fahrt gerüstet – sie hatte diesmal ein einfaches schwarzseidenes Kleid gewählt, das ihrer Stimmung am meisten entsprechend schien – und trat bei ihrem Vater ein, um sich zuerst nach seinem Befinden zu erkundigen. Er lag noch im Bett und sah von der bänglich durchwachten Nacht wirklich angegriffen aus. Als er ihr sein Leid klagte und sich für sehr krank ausgab, tröstete sie ihn mit einigen herzlichen Worten und sagte, sie habe schon an Doctor Camp einen Boten gesandt und hoffe, daß er im Laufe des Tages erscheinen werde.

»Ach, der Doctor!« seufzte der Amtrath, »der wird mir auch nicht viel helfen können. Die Herren mischen alle ihre Arzneien mit Wasser, und Wasser hat es bei mir niemals gethan. Doch wie, Du bist schon zur Reise fertig?«

»Ja, mein Vater, ich brauche blos Hut, Mantille, Sonnenschirm und Handschuhe zu nehmen und in den Wagen zu steigen, da Du es einmal so – befohlen hast.«

»Gut. Grüße den Baron von mir und sage ihm, er möge mir verzeihen, daß ich neulich so heftig geworden, denn ich glaube wirklich, daß ich es war und daß er darum die sonderbare Forderung an mich gerichtet hat. Du weißt schon. Willst Du das thun?«

»Ja, Vater, das will ich von Herzen gern thun.«

»Gut, und dann überreiche ihm die Bücher und sage, ich läge im Bett und könne nicht selbst zu ihm kommen. Das Blut sei mir vor Kummer nach dem Herzen gestiegen. Willst Du ihm auch das sagen?«

»Ja, auch das will ich thun.«

»Das ist recht, mein Kind. Und dann sage ihm, Fuchs sei mein treuer Secretair, von Allem unterrichtet, so weit ein Mensch es sein kann. Der Baron weiß ja auch, was ich von ihm halte, obgleich er ihn bis jetzt nicht persönlich kennt. Er könne ihm über jeden Punkt die beste Auskunft geben, so gut wie ich, und das Uebrige – nun, das Uebrige, das überlasse ich Deiner Klugheit, in der ich mich ja niemals getäuscht.«

Cornelia versprach Alles zu thun, was in ihren Kräften stehe und den Umständen gemäß sei.

Der bleiche Vater sah sein noch bleicheres Kind mit einem dankbar wehmüthigen Blick an und reichte ihr die Hand. In einer plötzlichen Aufwallung und weichen Regung beugte sie sich nieder und küßte die dargereichte Hand. Dann brach sie ganz unerwartet in Thränen

aus, für den Amtrath ein ganz neuer und ihn fast erschreckender Anblick, und ehe er noch das Wort gefunden, das er darüber zu ihr sprechen wollte, war sie zur Thür hinausgeeilt, um sich auf ihren diplomatischen Gang vorzubereiten, der ihr mit jeder Minute schwerer und verhängnißvoller zu werden schien.

---

Punkt zehn Uhr stand die schöne Victoriachaise, mit den beiden herrlichen Grauschimmeln bespannt, mit denen der Amtrath bisher immer wie im Triumph von Ort zu Ort gefahren war, vor der Thür auf dem Schloßhof. Herr Fuchs ließ keine Secunde auf sich warten, nachdem er kurz vorher noch einmal bei seinem Herrn gewesen war und dessen letzte Befehle in Empfang genommen hatte. Der Herr Secretair sah aus, als ob er auf einen Ball oder zu einem bedeutsamen Feste gehen wolle, so geschmückt erschien er den Augen aller mit Verwunderung auf ihn schauenden Hausbewohner. Er nahm sich in seinem schwarzen Frack, der modischen weißen Cravatte, den feinen Lackstiefeln und dem schwarzen Cylinderhut, in dem ihn hier noch Niemand gesehen, wie ein Bräutigam aus, der seine schöne Braut zur Kirche führen wolle, um mit ihr das von ihm so heiß ersehnte »Ja!« auszutauschen. Dem widersprach auch sein freudiges und hoffnungsreiches Gesicht nicht, denn in der That lächelte er siegreich, als er aus der Thür trat und dem Kutscher, der darüber ganz verwundert war, einen sehr freundlichen

guten Morgen bot. Mit ihm zugleich war Heinrich aus dem Bureauzimmer getreten, der eben vom Amtrath die Schlüssel zum äußeren Verschuß des eisernen Schrankes geholt, um die Contobücher seinem weiten Bauch zu entnehmen. Der in seiner besten Livrée erscheinende Diener trug auf seinen starken Armen die beiden schweren Bücher, sorgfältig in einen Teppich gewickelt und mit einem festen Bindfaden zugeschnürt, damit Niemand vermüthe, was für ein seltsamer Inhalt in dem Packet verborgen sei. Er legte sie auf den kleinen Sitz zu den Füßen der beiden Personen nieder, die bald darauf den Hauptsitz einnehmen sollten, und als er die kostbare Last wohl gebettet sah, sprang er noch einmal zum Amtrath hinauf, um ihm auf Geheiß des Herrn Fuchs die Schlüssel wieder zu überreichen.

Einige Minuten nach zehn Uhr, als Alles zur Abfahrt fertig war, trat auch Cornelia mit seltsam schleppenden Schritten aus dem Schloß. Vor ihrem Gesicht, an dem kleinen reizenden Hütchen befestigt, das ihre dunklen Locken nur zum Schein bedeckte, lag ein dichter weißer Schleier und Niemand konnte sein festes Gewebe durchdringen und ihre Züge entziffern, selbst Herr Fuchs nicht, als er nachher so dicht neben ihr saß. Auch wandte sie das Gesicht nur sehr selten zu ihm hin, wenn sie ihm auf seine unaufhörlichen Fragen irgend eine kurze Antwort geben mußte, und hörte nur oberflächlich auf die süßen Worte, die er ihr von Zeit zu Zeit zuzuflüstern für seine Pflicht zu halten schien.

Als Cornelia und nach ihr Herr Fuchs eingestiegen, schwang sich auch Heinrich an die Seite des Kutschers, und fort ging es in raschem Trabe, über den breiten Teichdamm, durch den im Morgenglanz strahlenden Park, dem so schönen und sonst von ihr so geliebten Ziele auf dem Berge entgegen, dem sie aber noch nie mit so schwerem und vollschlagendem Herzen nahe gekommen war, wie heute.

Als der Wagen vom Hopfplaster weg und durch das gewölbte Einfahrtsthor des Schlosses rasselte, was man stets durch den ganzen Flügel hörte, den der Amtsrath bewohnte, sprang Dieser unwillkürlich aus dem Bett, warf seinen seidenen Schlafrock über und trat an ein Fenster, welches nach dem Teichdamm hinaussah. Hier, hinter den ihn deckenden Vorhängen verborgen, schaute er den Fahrenden mit weitaufgerissenen Augen nach, so lange er sie sehen konnte. Dann aber warf er den Rock seufzend wieder ab und kehrte in sein Bett zurück, doch nicht, um lange oder gar den ganzen Tag darin zu bleiben, wie er gestern gesagt, denn die Unruhe vertrieb ihn daraus und die schwüle Hitze, die in dem noch nicht gelüfteten Schlafzimmer herrschte, bedrückte ihn schwer. Nur seinen Kaffee trank er noch darin und bald nach Abgang des Wagens ließ er ihn sich von Jean bringen, denn dieser durfte ihn ja nicht so bald das Bett verlassen sehen, da er sich für krank erklärt und deshalb nicht nach dem Berge fuhr, eine Nachricht, die blitzschnell durch das ganze Schloß lief, wie denn auch bald fast ein Jeder wußte, daß in dem bunten Teppich, den Heinrich in

den Wagen gelegt, die Contobücher des Amtraths eingewickelt gewesen und daß es sich also um irgend ein wichtiges Ereigniß im Hause oder auf dem Schneckenberg handle.

Es war ein herrlicher Sommertag, an welchem die beiden Personen – durch ein unerbittliches Geschick wie zwei Galeerensclaven an eine unsichtbare Kette geschmiedet – ihre kurze Fahrt unternahmen. Die Luft war vollkommen windstill und doch nicht allzu heiß und drückend. In den Parkbäumen sangen die Vögel ihr süßestes Morgenlied und freuten sich, wie die Lerchen auf dem Felde, des schönen Tages, wie sich selten ein Mensch darüber freut. Auf den Aeckern waren nur wenige Arbeiter sichtbar, nur dann und wann begegnete dem Wagen ein Mann aus dem Gehöft, der verwundert aufschaute, als er das gnädige Fräulein mit dem rothhaarigen Secretair, den ja Niemand leiden konnte, so ganz allein in der neuen Chaise dahinfahren sah.

Aber am Fuße des Berges, als der Weg sich eben zu heben begann, sollte den beiden Fahrenden ein unerwarteter Anblick zu Theil werden, denn vom Berge kam auf einem nicht gar fernen Seitenwege eben der Inspector herabgeritten, jedoch schlug er nicht den ihnen entgegen führenden Weg ein, sondern wandte sich nach den nördlichen Feldern hin, die er zu untersuchen schien, da er in den nächsten Tagen die Erndte beginnen wollte, wozu er und der fleißige junge Verwalter schon Alles in Bereitschaft gesetzt hatten.

Cornelia, die an der Seite saß, auf welcher der Inspector ritt, sah ihm lange und sehnsuchtsvoll nach, aber weder sie noch ihr Begleiter erwähnte, daß sie ihn gesehen, und bald war seine hohe Gestalt auf dem großen Rapen zwischen den hochstrebenden Getreidehalmen verschwunden und Keines von Beiden sah ihn an diesem Tage wieder, so oft auch Cornelia am Nachmittag von ihrem Fenster aus suchend nach ihm umherspähen mochte.

---

Kehren wir jetzt zum Amtsrath zurück, der nun allein im Hause war und das ganze Märtyrerthum durchmachen sollte, welches stets Derjenige zu bestehen hat, der voll der gespanntesten Erwartung auf irgend einen höchst wichtigen Vorgang in einsamer Haft gehalten wird und unthätig und kraftlos in der so unliebsamen Lage verweilen muß.

Als er rasch seinen Kaffee getrunken, duldete es ihn nicht länger im Bett. Er mußte sich nothwendig einige Bewegung machen, wenn auch nur im Zimmer. Ihn bedrückte schon lange das ewige Einerlei der vor ihm hängenden beiden Oelbilder, auf denen seine Augen unzählige Mal umhergeirrt waren, als müßten sich die Scenen derselben einmal verändern und ihm andere und fröhlichere Unterhaltung bieten. So stand er denn auf, kleidete sich an, warf seinen seidenen Morgenrock wieder über und schritt unruhig auf und nieder, von Zeit zu Zeit an ein Fenster tretend, deren Vorhänge Jean, als er das

Frühstück gebracht, zurückgeschlagen hatte. Aber auch die Betrachtung des großen Schloßteiches und der darauf lustig umherschwimmenden Schwäne, das Ab- und Zugehen verschiedener Leute vom Gutshofe und endlich der Anblick der im Sonnenschein so heiter leuchtenden Parkbäume hatten keinen Reiz, boten keine Unterhaltung für ihn, sein Herz klopfte zu ungestüm, sein Geist war mit zu düsteren Bildern erfüllt und es war ihm ganz so zu Muthe, als ob er einer Gerichtssitzung entgegenginge, in der er diesmal nicht der Richter, wie sonst, sondern auch einmal – der Angeklagte war.

Dabei hielt er die Taschenuhr beständig in der Hand und alle Minuten richtete er seine Augen darauf. Er berechnete fast nach Secunden, wo Cornelia und Fuchs jetzt wären, denn er wußte ja, wie schnell seine Pferde liefen und wieviel Zeit sie bis zum Schloß auf dem Schneckenberg gebrauchten, und endlich konnte er sich sagen:

»Jetzt sind sie oben angelangt – jetzt werden sie bei'm Baron gemeldet! – Wo wird er Cornelia empfangen, die zuerst zu ihm gehen wird, um ihm meinen Gruß zu überbringen und die Anwesenheit meines Secretairs und die Ankunft der Bücher zu verkünden?«

Dies Alles bedachte er einzeln ganz genau und es vertrieb ihm wenigstens die Zeit, die ihm noch nie in seinem Leben so langsam verlaufen war wie heut. Nach zehn Minuten sagte er sich wieder:

»Ah! Jetzt wird sie ihm Alles gesagt haben, was ich ihr aufgetragen. O, ich sehe fast jede seiner Mienen dabei.



Ja, jetzt antwortet er ihr – ich glaube sogar seine gleißnerische Stimme zu hören, und jetzt – jetzt, ach endlich! wird Fuchs bei ihm sein. Das ist gut, das ist sehr gut, aber Fuchs wird nicht so bald mit ihm fertig werden, da er ihm wahrscheinlich Mancherlei erklären muß. Hm! ja, das ist sehr natürlich, o ja!« –

Nach Ablauf der nächsten zehn Minuten sagte er: »So, jetzt wird Fuchs wohl mit der Hauptsache fertig sein und sich durch seine Gründlichkeit und Sachkunde das Vertrauen des Barons erworben haben. O ja, das versteht er – hm! Und jetzt werden sie sich wohl etwas gemüthlicher als Anfangs über Dies und Jenes unterhalten. Unterdeß wird Cornelia wohl das Täubchen besuchen, die junge Baroneß, haha! die keinen künftigen General hat heirathen wollen – die Thörin!«

Wieder ging er, jetzt schon etwas ruhiger geworden, hin und her und er wollte schon berechnen, wie viel Zeit es wohl noch dauern könnte, bis er die beiden Diplomaten, die heute ihr Probestück ablegten, wiedersehen würde, als er plötzlich erstaunt am Fenster stehen blieb, das er eben geöffnet hatte, um etwas frische Luft in das heiße Zimmer strömen zu lassen. Es kam ihm nämlich so vor, als hörte er in der Ferne einen Wagen heranrollen.

»Das können sie noch nicht sein,« sagte er sich, »es ist am Ende der Doctor, der sich heute fahren läßt; vielleicht ist sein Schimmel lahm. O, der käme mir jetzt, wo ich so unruhig bin und nicht gemüthlich mit ihm reden könnte, sehr ungelegen.«

Da aber schrak er heftig zusammen. Das Rollen der Räder und die Hufschläge der Pferde, die man jetzt schon deutlich hörte, näherten sich sehr rasch, und mit so flüchtigen Pferden fuhr der Doctor nie, er konnte es also auch nicht sein.

»Wie,« rief der Amtrath, »es wird doch kein anderer Besuch sein? Der wird nicht angenommen, ich kann Niemanden sehen und sprechen!« Und schon wollte er nach der Glockenschnur greifen und Jean herbeirufen, als er wie erstarrt stehen blieb, denn was sah er? Eben bog seine Victoriachaise mit den Grauschimmeln aus dem Park nach dem Teichdamm ein und – er sah es ganz deutlich – Cornelia und Fuchs saßen wirklich darin.

»Was?« rief er, »da sind sie schon wieder? Wie ist das möglich? Ist er etwa nicht zu Hause gewesen? Oder gar – hat er sie nicht angenommen?«

Und eine furchtbare Angst packte mit einem Mal sein Herz, als hätte der unsichtbare Gerichtsherr da oben schon sein Urtheil über ihn gesprochen. Er fing an zu zittern, die Füße trugen ihn nicht mehr, und schnell seinen Rock abwerfend und die Pantoffeln fortschleudernd, sprang er in's Bett, damit man ihn nicht außerhalb desselben finde und für weniger krank halte als vorher, und so blieb er einige Minuten in tödtlicher Pein liegen, mit harten schweren Herzsschlägen das nun unvermeidliche Kommende erwartend.

Er hatte sich übrigens nicht geirrt, es war wirklich sein Wagen, der eben in das Schloßportal rasselte, und Cornelia, Fuchs, Heinrich und der Kutscher saßen darin, aber –

ohne die Bücher, denn die hatte der Mann da oben, dem man sie gebracht, der verrückte Alte vom Berge – für sich behalten.

Wenn auch der Amtrath die beiden Diplomaten – wie er sie so oft genannt – nicht aussteigen sah, wir sehen es uns an, aber auch wir können nur Weniges an ihrer äußeren Erscheinung erspähen, was uns irgend einen sicheren Aufschluß über den Ausfall ihrer Sendung gäbe. Cornelia sah, so viel wir durch den noch immer herabgelassenen Schleier wahrnehmen können, noch eben so bleich wie am Morgen aus. An Fuchs dagegen sehen wir schon mehr. Sein Gesicht zeigte in dem Moment, als er mit der schönen Tochter des Hauses so still und schweigsam dahergefahren kam und nun vor der Thür des Schloßflügels hielt, einen seltsamen Ausdruck, gemischt aus Niedergeschlagenheit, beleidigtem Selbstgefühl und einer im Stillen kochenden, nur mit Mühe gebändigten Wuth. Im Ganzen sah er so aus, als ob er eine ungeheure, nie für möglich gehaltene Demüthigung erlitten hätte. Auch sein Blut schien in leidenschaftlicher Wallung zu sein, denn sein Gesicht war dunkelroth, fast aufgeschwollen und in seinen wasserblauen Augen blitzte es wie der Giftblick eines wüthigen Raubthiers auf, das eine tödtliche Wunde erhalten hat und doch seinen heftigen Schmerz vor den Augen der Zuschauenden verbergen will.

Als Fuchs zuerst aus dem Wagen gesprungen war und dann Cornelia herausgeholfen hatte, sprach Keins von ihnen ein Wort, nur nahm der Secretair tief den Hut vor der Dame ab und eilte dann in's Schloß, um sich sogleich in

sein Zimmer zu begeben. Cornelia verbeugte sich schweigend vor ihm und stieg dann, ohne sich nach Jemand umzublicken, die Treppe empor, langsam und wiederholt innehaltend, als würde ihr das Erklimmen derselben schwer und als müsse sie frischen Athem schöpfen, um nach dem Schlafzimmer ihres Vaters zu gelangen, wohin ihre ersten Schritte gerichtet waren.

Dieser hatte in einer furchtbaren Spannung und Unruhe in seinem Bett auf die Vorgänge draußen gelauscht und die wenigen Minuten, die nöthig waren, ihm irgend eine Kunde zu bringen, schienen ihm eine Ewigkeit zu sein. Da er seine beiden Gesandten nicht aus dem Wagen steigen sehen konnte, so malte sich seine aufgeregte Phantasie ihre Mienen aus und er sprach sich sogar einige Worte vor, die er zuerst von ihren Lippen zu vernehmen erwarten durfte.

Da, endlich, hörte er das Rauschen eines seidenen Kleides im Nebenzimmer. Das, ja, das konnte nur Cornelia sein und, wie es schien, kam sie allein, ohne von dem Hauptdiplomaten des Tages begleitet zu sein. Dem Amtsrath klapperten die Zähne, als ob ihn plötzlich ein Fieberfrost überfalle und er zog seine rothseidene Steppdecke bis an den Hals empor, da es ihm vorkam, als sei ihm sein Herz in der Brust zu einem Eisklumpen erstarrt, dessen Kälte sich bereits bis zu den Füßen erstreckte, so heiß es auch sonst in seinem Zimmer war.

Da ging die Thür auf und Cornelia trat bei ihm ein. Langsam, fast feierlich, schritt sie daher und ihr Gesicht, als sie den Schleier zurückschlug und gleich darauf den

Hut, die Mantille und den Sonnenschirm auf einen Tisch legte, sah in seiner Bleiche so ruhig und gelassen aus, als ob das warme weiche Fleisch desselben plötzlich in kalten, festen Marmor verwandelt sei.

»Guten Morgen, Vater!« sagte sie mit einer Stimme, die, sonst so klangvoll, heute dem Amtrath selbst einen viel matteren Ton zu haben schien. Er hatte ihr schon, ehe sie das sprach, etwas entgegenrufen wollen, aber die Worte waren ihn in der Kehle erstickt, als er seine Tochter fester in's Auge faßte. Jetzt, da sie nach ihrer Anrede gleich wieder schwieg, raffte er sich mit aller Macht zusammen und rief:

»Was? Ihr seid schon wieder da, Cornelia? Wie ist das möglich?«

»Du siehst es ja,« erwiderte sie mit eisiger Ruhe, »also muß es wohl möglich sein.« Und sie nahm, ohne dazu aufgefordert zu werden, einen Stuhl und setzte sich, drei Schritt vom Bett entfernt, darauf nieder, als fühle sie sich erschöpft und der Ruhe bedürftig.

»Aber mein Gott,« keuchte der Amtrath, der sich alle Mühe gab, in dem steinernen Antlitz seiner Tochter etwas für ihn Günstiges zu lesen, »wie bist Du denn so seltsam ruhig und einsylbig? Ich kenne Dich gar nicht wieder. Was ist Euch denn geschehen? Habt Ihr den Baron gesprochen und ihm die Bücher gegeben?«

»Warte es geduldig ab,« fuhr Cornelia tief Athem schöpfend fort, als könne sie sich noch immer nicht von einer großen Anstrengung erholen, »ich will Dir ja eben

Alles erzählen, was ich Dir erzählen – kann, denn Manches mag ich wohl wieder vergessen haben, da es so Vieles war, was ich mit dem Baron besprochen habe.«

»Ah, Du hast ihn also gesprochen? Nun, das ist wenigstens gut. Doch – jetzt erzähle!«

»Laß mich allein sprechen und unterbrich mich nicht so oft, ich vergesse sonst vielleicht etwas, da ich mich – ich weiß nicht warum – etwas schwach fühle. – Nun, wir kamen in einer Viertelstunde auf dem Berge an und der alte Treu empfing uns. Ich wurde mit Herrn Fuchs in die Halle geführt und Heinrich folgte uns mit den Büchern. Ich ließ mich zuerst allein bei'm Baron melden und der alte Treu kam alsbald zurück und lud mich sehr höflich ein, näher zu treten.«

»In welches Zimmer?« rief der Amstrath, seinen Kopf der Tochter immer näher bringend und mit hoch aufgerichteten Ohren und weit vorspringenden Augen jedes Wort von ihren Lippen erlauschend.

»In die Bibliothek,« sagte Cornelia sehr langsam, wie sie heute beständig sprach.

»Ah, in die Bibliothek! Ich dachte es mir beinahe. Ja, daran allein schon sehe ich, daß ich die rechte Person zu ihm geschickt, Du bist ihm angenehm – eine *persona grata* – gewesen. Das ist ein gutes Zeichen. Nun weiter!«

Cornelia lächelte schmerzlich und fuhr dann ruhig fort: »Ich trat bei ihm ein und er stand von seiner Arbeit auf und kam mit herzlichem Wesen auf mich zu. Er freute sich, mich zu sehen, und diese Freude kam ihm aus dem Herzen, ich sah es wohl. Aber doch lag eine gewisse

Besorgniß in seiner Miene, als fürchte er, von mir etwas Unerwartetes zu hören. Er reichte mir, als ich noch stand, beide Hände hin und führte mich nach einem Stuhl. Da saßen wir denn Beide vor einander und sahen uns eine Weile forschend an, ohne daß weder er noch ich ein Wort sprach. Endlich glaubte ich reden zu müssen und sagte:

»Herr Baron, ich bin heute in Geschäften hier, nicht etwa, wie Sie denken mögen, um Angela einen Besuch zu machen. Ich bringe Ihnen im Namen meines Vaters die Bücher, welche Sie verlangt haben, denn er ist krank, er liegt zu Bett und konnte unmöglich selbst kommen.«

»Ah, das war gut,« unterbrach sie der Amtsrath, »nur weiter!«

»Er ist krank?« fragte der Baron besorgt, »was fehlt ihm denn?«

»Ich sagte ihm, was Du mir aufgetragen, und da fuhr er fort: ›O, das thut mir ja sehr leid und ich wundere mich, daß ein so starker Mann so rasch ernstlich krank werden kann. Aber ich darf nicht läugnen,‹ fuhr er nachdenklich fort, ›es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn Ihr Vater in *diesem* Geschäft selbst zu mir gekommen wäre, da mir dasselbe sehr wichtig ist.‹

»Nun entschuldigte ich Deine neuliche Heftigkeit und da sagte er außerordentlich gütig: ›Liebes Kind, das brauchen Sie mir gar nicht zu sagen; diese Heftigkeit habe ich ihm lange verziehen, sie liegt ja einmal leider in seiner Natur. – Also Sie haben sich selbst mit den Büchern bemüht?‹ fragte er weiter. ›Es thut mir leid, daß Sie sich

einer solchen Mühe unterzogen. Ich habe das nicht verlangt.<

»Es ist mir nicht schwer geworden, Herr Baron,< sagte ich, »ich habe damit nur eine Pflicht gegen meinen kranken Vater erfüllt.<

»Wo sind denn die Bücher?< fragte er weiter.

»Ein Diener hat sie draußen in der Halle,< entgegnete ich und stand auf, um Heinrich damit hereinzurufen.

»O, bitte,< sagte er, »bleiben Sie sitzen, das kann ein Anderer besorgen.< Und sofort schellte er und gab dem hereintretenden Treu den Auftrag, sich die Bücher von Heinrich geben zu lassen.

»Da sagte ich: »Herr Baron! Mein Vater, da er nicht selbst kommen konnte, um Ihnen die Rechnungen vorzulegen, wie Sie wahrscheinlich wünschen werden, hat mir seinen Secretair zu dem Zweck mitgegeben. Der Mann weiß in den Büchern so gut Bescheid, wie mein Vater – so hat er mir selbst gesagt – und wenn Sie etwa über irgend Etwas eine Auskunft wünschen, so wird Herr Fuchs gern bereit sein, vor Ihnen zu erscheinen und Ihre Wünsche zu erfüllen.<

»Bei diesen Worten sah mich der Baron etwas verwundert an und gleich darauf sagte er mit einer Miene, die wunderbar stolz, fast erhaben war und die ich noch nie an ihm gesehen: »Der Schreiber Fuchs, mein liebes Kind, ist nur ein Privatbeamter Ihres Herrn Vaters und steht in gar keiner Beziehung zu mir. Ich habe nur mit dem Amtsrath Stephani zu verhandeln, der *mein* Beamter und



namentlich, was diese Bücher betrifft, mein *Rentmeister* ist.«

»Aber mein Vater ist ja krank,« wiederholte ich, »und so hat er seinen Secretair an seiner Statt geschickt.«

»Nein,« sagte er entschieden, »diese Stellvertretung nehme ich nicht an, ich kann sie nicht annehmen; ich habe, wenn es nöthig werden wird, nur allein mit Ihrem Vater zu thun und so werde ich geduldig warten, bis er wieder gesund geworden ist. Die Sache eilt ja nicht so. Die Bücher aber lassen Sie einstweilen hier, ich habe Zeit genug, sie allein durchzusehen und mir meine Bemerkungen darüber zu machen, bis ich Ihren Vater spreche. – Angela,« fuhr er mit einem wieder freundlicher gewordenen Gesicht fort, während er das Vorige mit sehr ernster Miene sprach, »ist leider ausgefahren und so kann ich Sie nicht bitten, länger bei mir zu verweilen, zumal Sie Eile haben werden, wieder zu Ihrem kranken Vaters zu kommen, dem ich von Herzen baldige Besserung wünsche. Sie wissen, Sie sind mir stets angenehm gewesen und werden es auch künftig sein, aber ich hätte aufrichtig gewünscht, daß Sie nicht zu diesem Geschäft von Ihrem Vater abgesandt wären, da es ja eben ein Geschäft ist, das nur zwischen ihm und mir abgemacht werden kann.«

Cornelia schwieg und sah ihren Vater an, der wie versteinert war und kein Wort hervorbringen konnte. Endlich fuhr sie fort: »Das war die Unterredung Vater, die ich mit dem Baron gehabt, und als er nach den letzten Worten schwieg, erhob ich mich wieder und empfahl mich, da ich ja weiter nichts mit ihm zu sprechen hatte.«

Der Amtrath hatte der ganzen Berichterstattung mit einer Spannung zugehört, die sich nicht beschreiben läßt. Die Augen waren ihm beinahe aus ihren Höhlen hervorgequollen, seine Lippen bebten und seine Hände fuhren auf der Bettdecke hin und her, als suchten sie irgend wo einen Halt, den sie nicht finden konnten. Jetzt aber, da Cornelia so unerwartet zum Schluß ihres diplomatischen Unternehmens gekommen war und der Amtrath keine seiner gehegten Hoffnungen dadurch erfüllt sah, brach sein verhaltener Ingrimmit mit voller Macht los, wie ein Wassersturz, der, lange eingedämmt, mit einem Mal seine Schranken überfluthet und so seine ganze verheerende Kraft entwickelt.

»Was,« rief er, »das ist Alles? Und den Secretair, *meinen* Secretair hat er gar nicht vor sich gelassen?«

»Wie Du hörst, nein!«

»Und wo blieb denn der Mann so lange?«

»In der Halle, wo auch Heinrich mich wieder erwartete.«

»In der Halle? Also er hat ihn wie einen gemeinen Bedienten behandelt? Das ist ja abscheulich, das ist beleidigend, empörend beleidigend für mich und es wird den Fuchs entsetzlich gekränkt haben, wie?«

Cornelia schwieg, aber man sah ihr wohl an, daß ihr Vater im letzten Punkt das Rechte getroffen haben mochte. Endlich fand sie wieder Worte und sagte: »Ich glaube auch, daß Herr Fuchs darüber sehr aufgebracht war. Viel hat er mit mir unterwegs nicht darüber gesprochen, oder ich habe es nicht gehört oder wieder vergessen.«

»Nun, das ist ja eine schöne neue Ueberraschung!« schrie der Amtrath, der vor Aufregung aus dem Bett gesprungen wäre, wenn er sich nicht geschämt, sehen zu lassen, daß er sich angekleidet hinein geworfen. Er schien seine Krankheit rasch wieder vergessen zu haben und, seiner Heftigkeit nach zu urtheilen, war seine Hauptkrankheit, die geheime Angst über das Schicksal der Bücher, gebrochen. »Nun,« fuhr er fort, »da bin ich sehr begierig, den Fuchs selbst zu sprechen. Wo ist er denn?«

»Er ist wahrscheinlich auf sein Zimmer gegangen, um sich umzukleiden, da er seinen Putz ganz vergebens angelegt hat.«

»Aber das ist ja eine ganz niederträchtige Handlungsweise von dem Baron!« rief der Amtrath noch einmal.

»Nein, Vater,« erwiderte Cornelia mit ihrer alten Entschlossenheit und Energie, »wenn Du es Dir recht überlegst, ist sie das nicht und der Baron ist auch hierin in seinem Recht, wie mir scheint. Dein *Privatsecretair* geht ihn in der That in einer so wichtigen und ihn persönlich berührenden Angelegenheit gar nichts an. Sage doch einmal selbst, was hättest Du gethan, wenn der Baron Dir einen Diener, der Dir nicht bekannt ist, geschickt hätte, um über Geldverhältnisse, die Dich betreffen, zu unterhandeln?«

Dem Amtrath mußte dieser geschickte Einwurf einleuchten, wenigstens war er ganz still geworden.

»Ich muß Dir überhaupt sagen,« fuhr Cornelia muthig fort, da sie die gute Wirkung ihrer Worte erkannte, »der Baron kam mir heute wie umgewandelt vor. So habe ich

ihn nie zuvor gesehen. Er trat viel sicherer, selbstbewußter, männlicher auf, er schwankte nie wie sonst in seiner Meinung, sein Auge blickte so ruhig und fest, als ob er in sich selbst endlich einen wunderbar starken Halt gefunden habe und im vollen Bewußtsein seines unveräußerlichen Rechtes handele.«

»Hm, hm!« sagte der Amtsrath bedenklich und rieb sich das Kinn, seinen vollen Bart dabei achtlos verwirrend. »Na ja, darum auch! Sonst hätte er die Bücher ja nicht gefordert. Aber wie ist denn das eigentlich möglich? Ein so unzurechnungsfähiger, schwachköpfiger Mann, der achtzehn Jahre lang nichts als gewimmert und sich vor Gespenstern gefürchtet hat, der wirft mit einem Mal alle Schwachheit und Furcht ab und erhebt sich zu einem so entschiedenen Handeln? Begreifst Du das? Ich nicht!«

»Vater,« erwiderte Cornelia sehr ernst und mit bedeutungsvollem Nachdruck, »ich habe noch eine Bitte. Nimm die Sache, wie sie einmal liegt, nicht zu leicht. Sie scheint mir, nachdem ich den Baron gesehen und gesprochen, viel ernster zu sein, als ich anfangs dachte oder fürchtete. Um so ernster, da der Baron – ich weiß es jetzt bestimmt – kein unzurechnungsfähiger und schwachköpfiger Mann und aus seiner früheren Theilnahmlosigkeit und Schwäche endlich erwacht ist.«

»So, so!« sagte der Amtsrath mit einem hämischen Seitenblick auf seine Tochter, deren Sympathie für den Baron ihm jetzt wieder einen neuen Dorn in sein so schon blutendes Herz drückte, »also das ist Deine Meinung! – Nun,« fuhr er plötzlich wild auf und sah Cornelia mit

einem drohenden, von Haß und Wuth glühenden Blick an, »wenn der Baron, Dein Freund von jeher, wirklich kein unzurechnungsfähiger, das heißt kein geistig kranker Mann ist – was ist er dann?«

Cornelia schrak vor der furchtbaren Energie dieses wilden Blicks zurück; ihr Vater schien ihr plötzlich den schrecklichen Dämonen verfallen zu sein, die es lieben, eine Menschenseele zu zerrütten, nachdem Leidenschaften und Irrthümer aller Art ihnen den Boden zu ihrer furchtbaren Saat geebnet und empfänglich gemacht haben. Aber sie nahm sich zusammen, vielleicht, um hier, wenn es möglich, noch vermittelnd eintreten zu können, vielleicht, um sich eine volle Anschauung der düsteren Gedankenwelt ihres Vaters zu verschaffen.

»Was soll er denn sonst sein?« fragte sie mit zuckenden Lippen und angstvoll blickenden Augen.

»Ich will es Dir sagen!« zischelte der Amtrath, seinen Kopf, so weit es ging, seiner Tochter aus dem Bette entgegenstreckend. »Frage die Leute im Hofe, die alten, die noch von seinem Bruder herkommen, was sie sich zuflüsteren, wenn sie unter sich sind, und wenn Du es dann noch nicht glauben willst, dann unternimm eine Wallfahrt nach der marmornen gebrochenen Säule an der Parkmauer. Sie ist weiß und glänzt friedlich im Sonnen- und Mondenlicht, aber das Blut seines Bruders klebt daran und verdunkelt sie in meinen Augen so sehr, daß ich sie nie darauf habe richten können, wenn ich daran vorüberkam.«

»Vater!« rief Cornelia entsetzt und wehrte den dämonisch sie anblickenden Vater mit beiden Händen von sich ab, als fürchte sie, er könne ihr noch näher kommen. »Ich bitte Dich um Gottes willen, was sprichst Du da? Hat Dich dennoch, was ich heute Morgen nicht glaubte, ein Deinen Geist lähmendes Fieber gepackt?«

Der Amstrath lachte laut auf, daß der plötzlich ertönende gellende Klang davon seiner Tochter gequältes Herz fast zerriß. »Gott sei Dank!« rief er, »nein, mich hat kein Fieber gepackt und ich bin ganz gesund, viel gesunder sogar, als ich je gewesen. Aber *Du* kommst mir wie geistig verwirrt und in lauter Irrthum befangen vor. So nimm doch Deine Kraft zusammen und sei einmal vernünftig, wenn ich im Vertrauen zu Dir, meiner Tochter, von jenem unheilvollen und noch immer nicht vollständig aufgeklärten Morde spreche. Sage ich etwa, daß der Baron seine Flinte auf seinen Bruder zu früh abgeschossen hat? Habe ich es mit eigenen Augen gesehen? Nein, ich habe es nicht gesehen. Aber andere Leute haben es gesehen, sie standen dicht dabei, und die haben oft und laut genug gesagt, was damals geschehen ist. Und sieh, Cornelia, wenn es wahr ist, was diese Leute sprechen, dann wirst Du auch meine jetzige Wuth und meinen Haß gegen den Baron begreifen. Denn es wurmt mich am allermeisten, daß ein Mann, auf dem ein solcher Verdacht ruht, sich so – so gemein gegen mich benimmt, mir meine Bücher abfordert, um mich zu controliren, als ob ich nicht mehr richtig zählen könnte, und dann, als ich sie

ihm sende, meinen Secretair, meine rechte Hand, gewissermaßen vor die Thür setzt und ihn wie einen gemeinen Menschen behandelt, der nicht werth ist, vor das Auge eines solchen Barons zu treten, der nie das geworden wäre, was er jetzt ist, wenn nicht eben sein Bruder – so glücklich vor ihm gestorben wäre. Ja, das ist nicht, wie Du es anzusehen scheinst, eine Beleidigung, die nur Fuchs, sondern es ist eine, die mir – mir zumeist angethan ist, und ich bin sein erster Beamter, den alle Welt mit Achtung, mit Hochachtung behandelt, und eine solche Beleidigung ertrage ich von dem verrückten Mann nicht, mag daraus werden was will!«

Cornelia schauderte mehrmals zusammen und ihr Widerstand und ihre Kraft waren durch das furchtbare Bild erschöpft, welches ihr Vater so schonungslos eben vor ihren Blicken entrollt. Auch sah sie ein, daß sich mit ihm in solcher Laune nicht verständig weiter sprechen ließ. Sie begann sich förmlich vor ihm zu fürchten und die schwüle Luft in seinem Zimmer beängstigte sie so, daß sie eilte, so viel wie möglich, um von ihm fortzukommen.

»Ich gehe,« sagte sie mit kaum hörbarer Stimme, indem sie kaum ihre Thränen zu bemeistern vermochte, »Du hast mir heute mehr gesagt, als ich im Innern verarbeiten kann.«

»Ja, geh!« rief er ihr zu, als sie ihre Sachen zusammenraffte und schon der Thür zuschritt, »und wenn Du nächstens wieder etwas Neues hören willst, dann besuche mich. Guten Morgen! Ich bitte mir mein Essen auf diesem Zimmer aus!«

Die Thür fiel hinter Cornelia zu und der Amtsrath war wieder allein. Kaum aber fühlte er sich – er wußte selbst nicht warum – von der ihn bedrückenden Gegenwart seiner Tochter befreit, so sprang er aus dem Bett, zog die Pantoffeln und den Schlafrock wieder an und lief nun wie ein Besessener im Zimmer hin und her, denn nun erst hatte seine Wuth ihren höchsten Gipfel erreicht. Am liebsten hätte er Alles in Trümmer zerschlagen, was um ihn her stand und lag, aber er fürchtete sich vor den Leuten im Hause, die das Geräusch hören und die stürmischen Vorgänge in seinem Zimmer leicht mit der Fahrt des Secretairs und Cornelia's nach dem Berge in Zusammenhang bringen konnten. Als er sich aber eine Weile ausgetobt, stellte sich eine unheimliche Ruhe bei ihm ein und er trat vor den Spiegel und betrachtete verwundert sein von den verschiedensten Leidenschaften verwüstetes Gesicht. Als er die bleiche Farbe, die heute stark hervortretenden Falten desselben und seinen verworrenen grauen Bart sah, lachte er sich selbst mit einem unheimlichen Grinsen an und indem er Haar und Bart wieder glättete, sagte er zu sich:

»Wenn sie mich sehen, diese Menschen, werden sie mich wirklich für krank halten, aber das bin ich nicht und will ich nicht sein. Nein, ich will es nicht sein und der Doctor Camp soll wieder abbestellt werden; ich bin nicht in der Laune, heute mit dem alten Weibe zu hadern und zu rechten und auch ihn auf demselben Horn wie Cornelia blasen zu hören.«



Gleich darauf trat er an den Glockenzug und schellte. Jean kam rasch herein und erhielt den Auftrag, Heinrich solle auf der Stelle zu Doctor Camp reiten und ihm sagen, er brauche heute nicht zu kommen, der Amtsrath fühle sich wieder wohl und habe sehr viel zu thun.

Jean verließ schweigend das Zimmer und richtete seinen Auftrag sofort an Heinrich aus. Nach zehn Minuten trabte dieser schon ab, aber er brauchte nicht weit zu reiten. Eine Viertelstunde von Schaumburg entfernt, kam ihm Doctor Camp auf seinem alten Schimmel ganz ruhig entgegengeritten, um sich zu seinem kranken Herrn zu begeben. Verwundert hörte der alte Mann Alles an, was Heinrich ihm erzählte und in der That hatte er ihm Vieles zu erzählen. Aus diesem Allen aber, was ziemlich bunt durcheinander ging, reimte sich der alte Herr bald das Richtige zusammen, und als Heinrich seinen Bericht beendet, nickte er still mit dem Kopf und sagte:

»Ich danke Dir, daß Du mir eine Strecke Weges und den Anblick – Deines ganz gesunden Herrn erspart hast. Gesunde Leute besucht ein vielbeschäftigter Arzt nicht gern. Guten Morgen und grüße Fräulein Cornelia von mir.«

Ruhig drehte er dann seinen Schimmel um und ritt im langsamsten Schritt über die Felder heimwärts, wobei er über die Vorfälle in Schaumburg und auf dem Schneckenberg tief in Gedanken versunken war, von denen er einen Theil gehört und den andern halb und halb errathen hatte. Ob er aber darüber betrübt oder freudig erregt war, lassen wir noch dahingestellt, denn aus seiner Miene war

bei dem ernstestn Mann in diesem Augenblick nichts zu entnehmen, und nur, wer hinter seine dunkelblaue Brille einen Blick geworfen, würde sein ehrliches Auge lebhafter als sonst haben funkeln sehen, als er es zu dem vom Sonnenlicht durchglühten Himmel erhob, als wolle er da oben ein geheimnißvolles Wesen suchen, das die Schicksale der Menschen in seiner allgewaltigen Hand hält und seine allgütige Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt, und als wolle er an dasselbe eine Frage richten, die nie beantwortet werden wird, so lange der Mensch nicht hinter den Vorhang der Allmacht geschaut und dies Wesen selbst am ungeheuren Webstuhl der Zeit wirkend und schaffend gesehen hat.

ZWEITES CAPITEL. WIE EINES FUCHSES HERZ ZUGLEICH  
VON LIEBE UND RACHE ÜBERFLIESST.

Als der Amtsrath Heinrich abgeschickt, um den erst so dringend verlangten Arzt von seinem Besuch abzuhalten, lebte er förmlich wieder auf. Es wäre ihm in der That unmöglich gewesen, heute mit demselben über sich selbst und den Baron zu sprechen. Er war viel zu unruhig und aufgereg't dazu und er konnte kaum seine ab- und zufließenden Gedanken in irgend einer gemessenen Bahn halten, so wild und unbändig stürmten sie dahin, bald auf diesem, bald auf jenem Wege sich länger behauptend, um irgend ein Ziel zu erjagen, wo sein laut pochendes Herz nur einigermaßen einen ruhigen Anhalt oder eine Befriedigung fände. Allein, was er auch denken oder grübeln mochte, er fand dieses Ziel nicht und so setzte er zuletzt

seine Hoffnung nur auf einen einzigen Menschen, als ob derselbe, dem er leider schon lange gefolgt, von jetzt an erst recht der regierende Leitstern seines hin- und hertastenden Handelns geworden wäre.

Dieser Mensch war natürlich Fuchs und nach ihm fing er sich endlich an zu sehnen, denn er war ja der Einzige, mit dem er heute sprechen mochte, von dem er irgend eine Weisung zu erhalten hoffte, wie er aus dem Irrgarten gelangen könne, in den er so gut durch seine eigene Schuld wie die seines Famulus gerathen war. Auch sollte er nicht lange auf den Heißersehnten warten, denn kaum hatte Jean an Heinrich den Befehl überbracht, daß er zum Doctor Camp reiten solle, so trat er auch schon wieder bei dem Amtrath ein, mit der sehr bescheiden vorgebrachten Frage, ob er geneigt sei, Herrn Fuchs bei sich im Krankenzimmer zu empfangen.

»Ja, ja, ja, er ist mir zehntausend Mal willkommen!« schrie er dem erschrockenen Diener entgegen. »Laß ihn sogleich kommen, ich erwarte ihn schon lange!«

Als zwei Minuten darauf Fuchs in das Schlafzimmer seines Herrn trat, standen die beiden Männer längere Zeit schweigend vor einander und starrten sich mit ganz eigenthümlichen Blicken an. Sie hatten ohne Zweifel viel an einander zu sehen, denn Beider Gesichter sahen merkwürdig verändert und fast entstellt aus. Wie das des Amtraths beschaffen war, wissen wir schon, es bleibt uns daher nur noch übrig, mit einigen Strichen das Gesicht des Secretairs und sein heutiges Wesen zu zeichnen.

So sehr sich der in allen Dingen gewandte und gewissenlose Mensch auch zu jeder Zeit beherrschen konnte, heute war es ihm unmöglich, die in ihm tobenden Empfindungen in Schranken zu halten, und seltsam genug, er genirte sich heute auch gar nicht wie sonst vor dem Amtsrath, was Dieser in seiner Aufregung gar nicht bemerkte, sondern er sprach frei von der Leber weg und sein ganzes Benehmen zeugte davon, daß er die Gränze der Bescheidenheit und Zurückhaltung, die er bisher stets beobachtet, nicht mehr einzuhalten für nöthig erachte, so daß er sich dem Amtsrath gegenüber gewissermaßen wie Dessegleichen hinstellte.

Vorher, als er mit Cornelia im Wagen von dem Berge zurückgekommen, war sein Gesicht dunkel geröthet gewesen und sein erhitztes Blut hatte sich in lebhafter Wallung gezeigt. Jetzt, nachdem er sich in sein gewöhnliches Arbeitskleid geworfen, sich von dem in ihm kochenden Grimm etwas erholt und Zeit genug gehabt hatte, sich die Richtschnur seines ferneren Handelns vorzuzeichnen, erschien er viel bleicher als gewöhnlich, als habe die verhaltene Wuth seinen Kopf verlassen und sei in sein dumpf schlagendes Herz zurückgegangen.

Nur seine Augen glühten immer noch wie Leuchtwürmer, seine Hände zitterten sichtlich und in seinem ganzen Wesen und Benehmen sprach sich eine fiebernde Hast aus, die er mit dem besten Willen nicht länger zurückhalten konnte. Und wenn er auch im Anfang ernst,

kalt und bedachtsam erschien, so schlug doch seine Stimmung bald in eine Art Galgenhumor um, wie es bisweilen bei manchen Menschen geschieht, wenn sie mit ihrem bisherigen Gebahren den beabsichtigten Zweck nicht erreicht haben und sich darüber, so gut es geht, trösten wollen, oder wenn sie, wie das Sprichwort sagt, die Trauben sauer gefunden, die sie pflücken wollten, und diesem Fuchs war in der That die Traube heute sauer vorgekommen, die er im Traume bereits so süß auf dem Gaumen geschmeckt.

»Sie armer Mann!« fing der Amtsrath endlich mit einer beinahe mitleidigen Stimme zu reden an, »Sie haben heute ganz gegen meine Erwartung einen sauren Tag gehabt und ich beklage Sie aufrichtig, daß Sie sich in meinem Dienst eine solche Niederlage zugezogen. Aber das kann keinem Zweifel unterliegen, man hat Sie mit einer Unhöflichkeit, ja mehr als das, mit einer niederträchtigen Grobheit behandelt, die ihres Gleichen vergeblich sucht, und man hat damit zugleich eine Mißachtung meiner Person an den Tag gelegt, die ich weder gut heißen noch verzeihen kann.«

»Lassen Sie es gut sein, Herr Amtsrath,« entgegnete der Secretair mit verbissenem Zorn, »ich habe mich schon in mein Schicksal ergeben und Sie müssen es mit dem Ihrigen eben so machen. Aber verlassen Sie sich darauf, diese Unhöflichkeit und Grobheit, die uns Beiden in meiner Person widerfahren, soll dem aufgeblasenen und verrückten Herrn da oben bitter angestrichen werden. Ich

stehe Ihnen dafür. Ich habe bereits meinen Entschluß gefaßt und von dem bringen mich auch nicht zehn Pferde ab, wie Sie keine zehn auf den Berg gebracht haben. Doch davon nachher. Erst lassen Sie mich von den verfluchten Büchern sprechen, die jetzt in süßer Ruhe auf dem Berge schlafen. Ja, er hat sie und damit ruht unser, ich will sagen Ihr Schicksal in seinen Händen. Aber ich habe mir unterwegs Alles genau überlegt. Es ist noch gar nichts verloren, denn die Bücher an sich nützen ihm gar nichts, wenn er nicht ganz gegen alle Erwartung über seine Einnahmen und Ausgaben selbst Buch geführt. Was will er denn daraus erfahren? Einnahmen und Ausgaben stimmen ja auf ein Haar, wie Sie wissen, haha! Es sind ja eben *unsere* Bücher und keine anderen existiren, womit er uns Schwarz auf Weiß beweisen könnte, daß wir einen Rechnungsfehler begangen, oder die ihm einen richtigeren Aufschluß über seine – seine Verschwendung zu geben vermöchten. Meine und Ihre Privatnotizen, die Niemand kennt, Niemand versteht, die gehören ja uns und die meinigen habe ich an einen sicheren Ort gebracht und so werden Sie es ja wohl auch mit den Ihrigen gemacht haben. Was kann er Ihnen also anhaben? – Doch halt, noch Eins, ehe wir weiter gehen. Haben Sie zu dem Doctor geschickt, den Sie heute wollten kommen lassen?«

»Ja freilich habe ich das gethan, aber ich habe ihn wieder abbestellen lassen, da ich ihn heute nicht gebrauchen kann. Ich muß erst meine Ruhe wiederfinden, ehe ich

mit diesem kurzsichtigen Schwachkopf weiter verhandeln mag.«

»Na, das ist sehr gut, Sie sind damit meinem Wunsch zugekommen,« fuhr Fuchs eifrig fort. »Der Doctor kann uns jetzt gar nichts nützen, seine Hülfe macht sich vielleicht erst später nöthig, wenn der Herr Baron in der Klemme sitzt, in die er Sie zu bringen versucht hat. Ja, seine Hülfe wäre jetzt ein reiner Ueberfluß, selbst wenn er das bewußte Attest sofort ausstellen wollte. Die Pro-cedur dauert zu lange, die eine solche Eingabe zur Folge hat, und wir müssen jetzt auf einem anderen Wege schneller zum Ziele zu kommen suchen, damit uns der Baron nicht den Rang abläuft, wenn er etwa doch auf den hirnverrickten Gedanken verfallen sollte, irgend etwas Ernstliches gegen Sie zu unternehmen.«

»Meinen Sie, daß er das wirklich wagen würde, daß er so viel Spannkraft in sich hat?« fragte der Amtrath sichtbar erschüttert und doch schon an einem neuen Zornesausbruch innerlich arbeitend. »Ha! Wenn er das thut, dann verbrenne ich die Schiffe hinter mir oder segle selbst im tollsten Sturm weiter, und ich bin jetzt gerade dazu aufgelegt. Der Mensch da oben ist ganz dazu angethan, mich zum Aeüßersten zu treiben. Sobald er irgend einen Zweifel über meine Buchführung ausspricht, nur das geringste Bedenken äußert und sich das Ansehen eines absoluten Controleurs giebt, so soll ihn der Teufel holen! Dann spiele ich meinen letzten Trumpf aus – Sie wissen schon, was ich meine, Sie haben ja heute wieder die gebrochene Säule gesehen, – und was die für uns

unter ihren goldenen Buchstaben birgt, das wissen Sie auch!«

Fuchs sah seinen ungestümen und in seiner Hast nur zu rasch vorwärts drängenden Herrn mit einer etwas verächtlichen Miene an, aber er nickte dennoch bei seinen ihm wohl verständlichen Worten. Gleich darauf sagte er, indem er seine rechte Hand beschwichtigend erhob:

»Herr Amtrath! Nein, spielen Sie nicht diesen Ihren letzten Trumpf aus und behalten Sie ihn noch eine Weile in der Hand. Bleiben Sie sogar eine Zeit lang ganz aus dem Spiele und lassen Sie mich einmal allein die Karten in die Faust nehmen. Denn sehen Sie, Herr Amtrath, als ich heute da oben in toller Wuth, die ich an gar Nichts auslassen konnte, von dem Berge abfuhr, da habe ich mir gelobt, daß ich – ich ganz allein, ihm den Hals brechen will, denn so, wie dieser Mensch mich beleidigt, wie er mich demüthigte, indem er mich mit einem Bedienten und wie einen Bedienten auf dem Flure stehen ließ, ohne mir einmal einen Stuhl anzubieten, so bin ich niemals beleidigt und gedemüthigt worden. Und dafür will ich ihn strafen und muß ich mich rächen und Sie sollen sehen, ich bringe es fertig, mein Plan ist schon gemacht. Ich weiß wohl, wie man einem Menschen mit einer so nervösen Reizbarkeit, mit einer so namenlosen Furcht vor allem öffentlichen Scandal beikommen kann und muß, wenn man ihn mürbe und nachgiebig machen will, und fängt man die Sache richtig an, so giebt er klein bei und kriecht zu Kreuze, ehe er sich zum Handeln aufgerafft hat. Aber der Streich darf nicht von Ihnen zu kommen



scheinen, wenn Sie auch Dies und Das davon wissen mögen.«

Den Amtrath überlief es ganz kalt, als er Fuchs diese Worte sprechen hörte und sein krampfhaft zuckendes und diabolisch verzerrtes Gesicht dabei sah, und doch empfand er eine große Freude bei dem Gedanken, daß nicht er den Streich führen solle, den auf des Barons Haupt fallen zu lassen beschlossen war.

»Gern, gut,« sagte er mit lauerndem Gesicht, »aber kennen muß ich doch Ihren Plan, damit ich mich im Ganzen danach benehmen kann. Es ist nicht zu läugnen, ich befinde mich in einer sehr üblen Lage. Sie allein können mir rathen, können mir helfen, denn Sie haben einen anschlägigen Kopf und das rechte Zeug eines Juristen, der sein Examen bei dem Teufel gemacht hat. Haha!«

Das Gesicht des Herrn Fuchs hatte, während ihm diese sehr zweideutigen Lobsprüche ertheilt wurden, allmählig einen noch satanischeren Ausdruck angenommen und man sah ihm an, daß er jetzt in seinem Element, der niederträchtigen und selbstsüchtigen Intrigue schwamm. Seine Augen funkelten von Siegesfreude, denn er erkannte sehr leicht, daß er eine solche Herrschaft über den bereits mürbe und matt gewordenen Amtrath erlangt hatte, daß er von ihm keine Durchkreuzung oder gar ein Hemmniß seiner Pläne zu befürchten habe, und so warf er sich stolz in die Brust, um den günstigen Moment zu benutzen und den umgarnten Herrn vollends zu Boden zu drücken.

»Ich will Ihnen auch rathen und helfen,« sagte er, »und damit Sie recht sicher gehen, will ich selbst keine Hand zu regen scheinen und diesmal allein höhere Mächte wirken lassen, gegen die jeder menschliche Widerstand nutzlos ist. *Vox populi, vox dei*, die hat, wie Sie wissen, schon manchen Minister, ja sogar manchen Fürsten aus dem Sattel geworfen und so wird sie ja wohl auch diesmal mit diesem armseligen kleinen Baron fertig werden. Ja, Sie waren vorher auf ganz richtiger Fährte: *sein* Urtheil ist in den Lüften da drüben um die gebrochene Säule gesprochen, und daß wir dieses Urtheil zu unserm Vortheil ausbeuten, das soll seine Strafe sein dafür, daß er uns Beide heute so kaltblütig und vornehm herzlos unter die Füße getreten hat.«

»Also wirklich?« fragte der von Neuem auflebende Amtsrath mit einem Auge, das wie das einer wilden Katze glühte und lauernd auf seine Beute blickt. »So sagen Sie mir doch etwas deutlicher, was Sie anstiften wollen, wenn Sie selbst sich dabei ziemlich passiv verhalten.«

»Ich will es Ihnen sagen, mein Mittel ist sehr einfach und dabei unfehlbar, um diesen wild gewordenen Baron zu bändigen. Aber ich kann dies Mittel allerdings nur anwenden, wenn Sie die Bedingungen erfüllen, die ich dafür zu stellen mir die Freiheit nehmen werde.«

»Gut, sprechen Sie. Nennen Sie mir Ihr Mittel und dann werde ich Ihre Bedingungen annehmen, wenn die Erfüllung derselben mir irgend möglich ist. Also zuerst Ihr Mittel!«

»Nein, Herr Amtrath, dies Mittel ist vor der Hand noch allein mein Geheimniß, und nur so viel will ich Ihnen sagen, daß es in einer Art von Einschüchterung besteht, wodurch der Baron auf andere Gedanken gebracht und von der genaueren Durchsicht unserer Bücher und der Erwägung ihres Inhalts abgeleitet werden soll. Wie wir ihn kennen, wird das keine besondere Schwierigkeit verursachen; er wird, sobald die Mine gegen ihn zu springen anfängt, mit seinen Rechnungsgeschäften rasch zu Ende gekommen sein und Gott danken, wenn er seine Zeit und Kräfte der Abwendung einer größeren Gefahr zuwenden kann.«

»Hm, Hm!« erwiderte der Amtrath, »das böte allerdings einige Aussicht, zum Zweck zu kommen, wenn Sie es auf die rechte Weise anfangen; aber nun fahren Sie fort und gehen Sie zu Ihren Bedingungen über.«

Fuchs richtete sich wie ein zum lebensgefährlichen Kampf herausgeforderter Gladiator auf. Der Augenblick war für ihn gekommen, wo er zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen gedachte, und wo er endlich den Plan zur Ausführung bringen konnte, an dem er so lange insgeheim und mit allen Tücken seiner schwarzen Seele gearbeitet hatte, ohne daß sein Principal die geringste Ahnung von seinen eigentlichen Bestrebungen gehabt, der ihn vielleicht schon lange auf irgend eine Weise von sich gewiesen hätte, wenn diese Ahnung ihm früher gekommen wäre. Hier also galt es, einmal gegen den Baron seine Rache zu befriedigen, und dann, von dem Amtrath das zu erlangen, was sein Herz sich seit Jahren ersehnt.

Da er aber ein umsichtiger Mann war und einsah, daß er auch jetzt noch sehr vorsichtig zu Werke gehen müsse, wenn dieser sein Plan glücken solle, so übereilte er sich nicht, sondern er nahm sich erst ganz gemächlich einen Stuhl und setzte sich darauf, denn bis jetzt hatte er vor dem Amtrath gestanden, der in seiner Unruhe bald hin- und hergegangen war, bald hier oder dort sich auf irgend einen Stuhl einen Moment niedergelassen hatte. So saß er dem Amtrath, der gerade einen Augenblick saß, nun gegenüber und verschlang ihn fast mit seinen sprühenden Augen, indem er jeden Wechsel seiner Miene beobachtete, um im Voraus aus irgend einer Regung derselben zu schließen, ob er auf seinen Beifall zu rechnen habe und ob er rasch und ganz aus sich herausgehen und ungescheut Alles aussprechen könne, was ihm auf dem bis zum Ueberlaufen vollgepreßten Herzen lag.

»So,« sagte er langsam und bedächtig, »mein Mittel kennen Sie jetzt so ungefähr und ich wiederhole, es ist untrüglich, wenn es auf die rechte Weise angewandt wird, das heißt so, wie ich es anwenden werde: umsichtig, allseitig, mit einem Wort, wenn man den Blitz, mit dem man zerstören will, gleich zwanzig Häuser auf einmal treffen läßt.«

»Ich verstehe Sie nicht,« sagte der Amtrath etwas betroffen, der sich alle Mühe gab, den so weitschweifig redenden Secretair, was sonst gar nicht in seiner Art lag, zu begreifen und der nur zu bemerken glaubte, daß sein Günstling etwas Großes vorhabe, zu dem er sich, wie ein

Tiger zu einem gewaltigen Sprunge, durch Schmiegen und Biegen seines elastischen Körpers zu rüsten schien.

»Es ist auch nicht nöthig, daß Sie mich jetzt gleich ganz verstehen,« fuhr der Secretair mit der größten Gelassenheit fort. »Wenn der Blitz erst getroffen und gezündet hat, wird Ihnen das Feuer an den Orten, wo es brennt, schon in die Augen fallen. Indessen – und nun komme ich zu meinen Bedingungen – die Aufgabe ist schwer und gefährlich, Herr Amtrath, und wenn man mich bei dem Blitzschleudern ertappte, wogegen ich freilich meine Mittel ergreifen werde, so wären meine Tage in Schaumburg gezählt. Sie erkennen also daraus, daß ich mir meinen Lohn, will sagen meine Belohnung, im Voraus sichern muß.«

»Das finde ich natürlich,« entgegnete der Amtrath, der vor banger Erwartung ganz still und nachdenklich geworden war. »Ein Lohn oder eine Belohnung, wenn Sie lieber wollen, muß Ihnen für Ihre Mühwaltung werden und sie soll Ihnen werden. Nennen Sie nur dreist, was Sie haben wollen; ich habe mich noch nie karg finden lassen, wenn es sich um etwas Bedeutsames handelte, wie jetzt zwischen uns.«

»Gut, ich will Ihnen – die Summe nennen, die ich beanspruche, die einzige, die mir genügt, und Sie dürfen mir keine Null davon abhandeln. Ich wiederhole noch einmal, das Wagestück, das ich unternehme, ist gefährlich, der Vortheil liegt allein auf Ihrer Seite – so gönnen Sie mir also auch den meinigen.«

»Aber ich bitte Sie,« drängte der Amtrath, dem immer ängstlicher und beklommener zu Muthe wurde, als er an die Nullen dachte, die an der – Summe haften sollten, welche Fuchs für seine Hülfe fordern zu wollen schien, »sprechen Sie doch gerade heraus und lassen Sie mich nicht tropfenweise das Gift nehmen, das Sie mir einzurühren scheinen.«

Fuchs lächelte und zögerte dennoch. »Es ist kein Gift, was ich Ihnen einflöße,« sagte er, »weder für Sie, noch für mich; für mich sogar sind die Tropfen, die Sie mir gewähren sollen, süß und erquickend. Zerschneiden Sie sich nicht den Kopf über eine, wie Sie etwa glauben mögen, fabelhafte Summe, die ich fordern könnte, ich werde nicht zu große Ansprüche machen und weiß, daß Sie sie, wenn Sie sonst wollen, mit Leichtigkeit zahlen können. Also mit einem Wort: ich liebe – ja, ich liebe schon lange – Ihre schöne Tochter. Geben Sie mir ihre Hand zum ewigen Bunde, dann werde ich von Ihnen belohnt sein, wie nur ein Fürst seinen allertreusten Diener belohnen kann, und ich werde Ihnen für mein ganzes Leben dankbar und kindlich ergeben bleiben.«

Kaum war das Wort, die geforderte – Summe erklärend, heraus, so fiel der Amtrath auf seinen Stuhl zurück, als ob er von einem Schlagfluß betroffen sei, und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Er hatte auf eine große, an Fuchs zu bezahlende Geldsumme gerechnet, aber die von demselben genannte war ihm doch zu unsäglich groß, als daß er sie ohne Weiteres gleich vor

ihn auf den Tisch gelegt hätte. So wühlte die gesprochene Forderung wie ein zweischneidiges Schwert in seiner gemarterten Brust, er fand lange Zeit kein Wort zu einer Entgegnung und nur ein lautes banges Stöhnen rang sich von seinen Lippen los.

Fuchs' Augen waren mit beißender Schärfe auf den in seinem Stuhl liegenden Mann geheftet und leider verdeckten die vorgehaltenen Hände sein Gesicht so vollständig, daß er die Entscheidung desselben nicht im Voraus darin lesen konnte. »Nun,« sagte er fast tonlos, »so erheben Sie sich doch von Ihrem ersten Schreck und antworten Sie mir. Einer Antwort wenigstens glaube ich doch wohl von – Ihrer Seite werth zu sein, nachdem ich mich Ihnen ganz geopfert und in allem Guten und Schlimmen Ihr getreuer Schüler und Schildknappe gewesen bin.«

Da hatte sich der Amtrath ermannt. Er nahm die Hände von seinem bleichgewordenen Gesicht und richtete sich, wie von innerer Kraft getragen, stolz auf. Dabei war eine Ruhe über ihn gekommen, die bei seinem leidenschaftlichen und leicht aufwallenden Wesen nur zu auffallend war, aber es war eine Ruhe, wie sie nach einem Blitzstrahl herrscht, der in ein Haus gefallen ist und alles Zerbrechliche zertrümmert hat, denn auch auf ihn hatte diese unverschämte Forderung seines Secretairs wie ein unerwarteter und lähmender Blitzstrahl gewirkt.

»Fuchs,« sagte er leise und mühsam nach Luft ringend, »ist das Ihr Ernst? Ich soll Ihnen meine Tochter, meine

Cornelia zur Frau geben? Wird sie Sie denn nehmen wollen, selbst wenn ich für meine Person nichts dagegen hätte?«

»Sie dazu zu bewegen, Herr Amtrath,« sagte Fuchs mit einem Mal sehr höflich, »das wird allein Ihre Sache sein. Warum sollte sie mich auch nicht nehmen wollen? Ich will sie ja nicht auf der Stelle heirathen, ich will von Ihnen und ihr für jetzt bloß ein Versprechen für die Zukunft haben: Bis ich mir eine ansehnliche Stellung im Leben errungen – und die werde ich mir mit Ihrer Hülfe erringen – wird sie nur meine verlobte Braut heißen und sie soll mit der Zärtlichkeit und Geduld eines sie wahrhaft Liebenden zufrieden sein. Daß sie dazu bewogen wird, mir dies Versprechen zu geben, das ist, wie gesagt, Ihre Sache. Stellen Sie ihr Ihre Lage vor, wie sie gegenwärtig in Wahrheit ist, also schlecht, theilen Sie ihr alles Geschehene rein und blank mit und lassen Sie sie empfinden, daß Sie so zu sagen über einem Abgrunde schweben Wenn Sie ihr dann sagen: Cornelia, so stehen die Sachen, nur Du allein kannst mich retten, ich und mein Ruf, meine Gegenwart und Zukunft stehen in des Secretairs Hand, er kann mich vernichten und er allein kann mich vor dem tiefen Sturz bewahren, wie er will, dann wird sie, wenn sie eine so gute Tochter ist, wie Sie mir so oft sagten, keinen Augenblick schwanken, sich besinnen, sie wird ihren sinkenden Vater erretten und – meine verlobte Braut sein. Liebt sie mich auch für den Augenblick nicht gerade abgöttisch, wie man sagt, so wird sie doch



bald finden, daß ich kein Schwächling, sondern ein starker Mann bin, und für einen solchen haben die Weiber von jeher eine Art Passion gehabt und so wird sie mich also auch einst achten und lieben lernen.«

Während Fuchs diese Worte sprach, von denen einige wie glühende Kugeln auf des Amtsraths Herz fielen, hatte Dieser auch Alles in sich zurecht gelegt, wie er sich der ausgesprochenen Forderung gegenüber verhalten könne, um den Kopf nicht wenigstens gutwillig in der Schlinge zulassen. Auch in ihm war der jesuitische Intriguant wieder erwacht, auch er dachte über einen Ausweg aus dieser Noth nach und er glaubte ihn plötzlich gefunden zu haben. Denn daß er nicht in den verwegenen Wunsch des Secretairs einstimme, ihm seine Cornelia zu überlassen, für die er ganz andere und höhere Pläne verfolgte, war gewiß, und so verarbeitete er nur rasch den eben in ihm aufgestiegenen Gedanken, wie er von seinem Hause, seiner Familie, seiner Tochter, ja auch von sich den ihnen drohenden Schlag abwenden könne, ohne den kühnen und gewissenlosen Bewerber vor den Kopf zu stoßen, der ihm als Geschäftsmann und Bundesgenosse bei seinen langjährigen Betrügereien ganz lieb und werth gewesen war, den er aber zu seinem Schwiegersohn erhoben zu sehen niemals die geringste Neigung verspürt hatte.

So nickte er denn jetzt nur schweigend mit dem Kopf, als überlege er sich den Vorschlag des kühnen Freiers, und endlich sagte er mit einem schlaun Blick, der Fuchs in der That täuschte, da derselbe sich seinen Gunsten deuten:

»Ich will es mir bedenken, Fuchs, aber dann muß ich auch genau wissen, wie und auf welche Weise Sie den Baron von *unseren* Büchern abbringen wollen.«

Fuchs' ungestümer Geist loderte in neuen Flammen auf, er sah schon im Voraus seine Hoffnungen erfüllt und so sagte er ganz ungenirt: »Wenn Sie es durchaus verlangen, will ich es Ihnen sagen. Zuerst spiele ich ihm einen verwegenen Drohbrief in die Hand, der ihn stutzig macht und auf andere Gedanken bringt. Wenn das nicht hilft, lasse ich alte Gerüchte wieder aufleben und streue sie Haus bei Haus in der ganzen Gegend aus. Das packt ihn, das muß ihn packen und aus dem Sattel werfen. Das läßt ihn also auch die Bücher richtig und in Ordnung finden und Sie sind am Ziel. Ihre Rechnungslegung wird nicht mehr bezweifelt, Sie haben Ruhe für ewige Zeiten, Sie bleiben, was Sie sind, das heißt der eigentliche Herr von Schaumburg, wie Sie es schon achtzehn Jahre hindurch gewesen sind.«

»So,« sagte der Amtrath gedehnt, »jetzt blicke ich schon etwas schärfer in Ihre Karten.«

»Ist mein Spiel nicht gut ausgedacht und wohl überlegt?«

»O ja, wenn es nur glückt!«

»Dafür stehe ich ein. Aber wie ist es mit Fräulein Cornelia's Hand?« drängte der ungeduldige Secretair.

»Ich werde mit ihr sprechen!« erwiderte der Amtrath, leicht zusammenschauernd und, zeigte dabei eine Miene, wie sie nur ein völlig zerschlagener Mann haben kann.

»Thun Sie das. Bevor Sie es aber thun, muß ich ein bestimmtes Versprechen von Ihnen haben, daß Sie Willens sind, mir die Hand Ihrer Tochter zu geben. Sie wissen, ich lasse mich nicht so leicht mit einem Augenzwinkern oder mit einem beifälligen Lächeln abspeisen, nein, ich will ein ernstes Versprechen, einen Handschlag von Ihnen, der so gut wie Ihr Ehrenwort ist. Bedenken Sie, was uns Beide verbindet, daß ich mehr von Ihnen weiß, als alle anderen Menschen zusammen, und daß –«

»Ich weiß, ich weiß,« schrie der Amtrath, vor Angst von seinem Stuhle aufspringend, »ja, ich weiß, daß ich in Ihrer Hand bin. Nun, bei Gott, Mann, das begreift sich und da – da haben Sie meine Hand!«

Der Secretair nahm die dargebotene Hand, preßte sie fest zwischen seine beiden und dabei sah er den gequälten Mann voll und ohne alle innere Beschämung mit einer Frechheit sonder Gleichen an. »Also Sie geben mir Ihre Tochter,« sagte er – »ich wiederhole es, nicht für jetzt; aber in meiner Gegenwart müssen Sie ihr sagen, daß sie vor Gott und den Menschen meine verlobte Braut ist. Wollen Sie das?«

»Ja, ich will es!« flüsterte der Amtrath, dem die Sinne wieder zu schwinden schienen und der doch in diesem für ihn so schrecklichen Augenblick nicht anders handeln konnte, als er that, wenn er sich nicht selbst unter den Galgen stellen und die Schlinge fest knüpfen wollte, die der ränkevolle Secretair so schlau und geschickt durch jahrelang fortgesetzte Manipulation um seinen Hals gelegt.

Als Fuchs seinen Herrn und Meister verlassen hatte, sank Dieser in einer so verzweifelten Niedergeschlagenheit auf seinen Sitz, wie er sie noch nie in seinem Leben empfunden hatte. Eine Weile saß er regungslos da, starrte dumpf vor sich hin und nur mitunter rang sich ein klagendes Stöhnen aus seiner gepreßten Brust los. Jetzt erst sah er ein, an welchem Abgrunde er stand, denn wenn dieser unbedeutende Mensch, in einer Lebensstellung, die so ganz und gar nicht der seinigen entsprach, sich so über seinen Stand zu erheben und die Augen zu seiner, des Amtsraths Stephani Tochter aufzuschlagen wagen konnte, dann mußte es schlimm um den Vater dieser Tochter stehen. Und nun gar seine Drohungen, wenn er ihm nicht den Willen thäte, wie hatten die seinen Stolz, sein Selbstbewußtsein, seinen richterlichen Dünkel verletzt, und daß es keine leeren Drohungen waren, daß Fuchs vor keiner niederträchtigen und verrätherischen Handlung zurückscheuen würde, ja, daß es ihm ganz gleichgültig wäre, seinen bisherigen Herrn wie einen gemeinen Verbrecher auf der Anklagebank der nächsten Gerichtsstadt zu sehen, das wußte er bestimmt, denn ihm war das mitleidslose Herz und die kaltblütige Energie dieses vor nichts zurückscheuenden Charakters bekannt.

Und einem solchen Menschen sollte er seine einzige Tochter zum Weibe geben, auf deren Schönheit und Klugheit er bisher so stolz gewesen war und von der er im

Voraus wußte, daß sie sich, wenn es wirklich zur Ausführung des verabredeten Planes kam, seinem Secretair Fuchs, dem standlosen Schreiber, gegen den sie von jeher so viel Widerwillen geäußert, nimmermehr zu eigen geben würde? Und doch sollte er sie zwingen, sich mit ihm zu verloben, ja er mußte sie sogar dazu zwingen, wenn er nicht in kürzester Frist das Aergste zu befürchten haben wollte, was ihm nachdem ihm erst diese Alternative gestellt wie ein dunkles Schreckgespenst vor der erregten Seele stand.

Das Alles flog wie ein feuriger versengender Blitz in diesem schrecklichen Augenblick durch seinen Geist und nirgends, nirgends sah er eine Hülfe, die ihn aus dem Labyrinth retten konnte, in das er zum großen Theil durch eigene Schuld gerathen war.

»O mein Gott,« seufzte er klagend auf und griff sich mit beiden Händen in die grauen, starr aufstrebenden Haare, »also so weit ist es mit mir wirklich gekommen? Das wäre das traurige Ende meiner so oft gepriesenen, bisher so glücklichen Lebenslaufbahn, das der Schluß einer in unablässiger Thätigkeit hingebachten, nicht ganz ruhmlosen Existenz? Ja, wenn es so ist, daß dieser Mensch mir Gesetze und meine Handlungsweise vorschreibt, daß er mir in die Feder dictirt, was ich thun und lassen soll, daß ich fernerhin mein ganzes Leben lang von ihm abhängig sein soll, wie er es bisher von mir war, dann, ja freilich, dann bin ich schon halb verloren und ich kann nur noch daran denken, wie ich einen ehrlichen Tod finde, der mich von diesem Leiden erlöst, das ich, ich fühle

es in meinem krampfhaft zusammengezogenen Herzen, nicht lange mehr ertragen kann.«

In einer solchen düsteren, mit Todesgedanken ringenden Stimmung blieb er den ganzen Tag und er wagte es nicht, in ein anderes Zimmer zu gehen, aus Furcht, es könne ihn irgend Jemand sehen und den ganzen Jammer seines Herzens auf seinem zerrütteten Antlitz lesen. Vor Cornelia fürchtete er sich jetzt am meisten, denn er wußte ja, was ihm mit ihr bevorstand, wenn sie wieder vor seine Augen trat, und darum sandte er Jean zu ihr und ließ sie bitten, vor der Hand nicht zu ihm zu kommen, da er sich ruhen wolle und den einzigen Wunsch hege, allein zu sein.

Zum ersten Mal in seinem Leben war ihm auch der Appetit gänzlich vergangen. Er nahm den ganzen Tag keine Speise, keinen Tropfen Wein zu sich, und als Cornelia, die seinen Wunsch erfüllte und nicht zu ihm kam, ihn mehrmals auffordern ließ, irgend etwas zu genießen, ließ er sich, was ihr beliebte, schicken und da stand es nun auf seinem Tisch, ohne daß er die Hand danach ausgestreckt hätte, sich mit irgend einem der leckeren Bissen zu erquicken, die sonst seine ganze Freude gewesen waren.

So verging ihm der Tag anfangs sehr langsam, später aber mit einer kaum begreiflichen reißenden Schnelligkeit. Und je mehr es zum Abend ging, um so schneller verrannen die Stunden und immer noch nicht hatte er den Entschluß gefaßt, seine Tochter rufen zu lassen und ihr die niederschmetternde Nachricht mitzuthemen,

daß sie vom Augenblick an die verlobte Braut des Herrn Fuchs sei.

O, wie dieser Gedanke sein Herz zerriß, wer könnte es mit Worten beschreiben? Und dennoch – er mußte endlich zur That werden, er konnte und wollte nicht bis zum nächsten Tage warten, die Nacht wäre ihm vor innerer Aufregung und Spannung ja doch verloren gewesen und – was die Hauptsache war, er hatte es Fuchs versprochen und ihm mußte er gehorchen oder er konnte verloren sein. Denn Fuchs wartete nicht, Fuchs erbarmte sich seiner nicht, Fuchs war unerbittlich wie das harte Schicksal, er kannte diesen gefährlichen Menschen durch und durch, den er scheinbar bisher so geliebt, so verhätschelt, bloß weil er sein Mitverschworener war, der sich aber jetzt, ganz gegen alle Voraussicht, in seinen bösen Dämon verwandelt hatte. O, welche furchtbare Zumuthung für ihn, diesen Menschen, den er jetzt haßte, wie er nie die Sünde gehaßt, Cornelien als Auserkorenen zu schildern, ihn ihr als einen Mann anzupreisen, der würdig sei, daß sie das Leben und das Glück des Lebens mit ihm theile! Nein, nein und abermals nein zu diesem Treubruch an sich selber konnte er sich nicht entschließen, lieber wollte er seiner Tochter sein ganzes Verbrechen gestehen und ihr sagen: »So stehen die Sachen. Ich liebe Fuchs nicht und ich gönne Dich ihm auch nicht, aber Du siehst, ich kann nicht anders handeln wie ich handle, nun füge Dich und ertrage Dein Geschick, wie ich das meinige ertrage.«

Nachdem er endlich mit der letzten Anstrengung seines erliegenden Geistes diesen Entschluß gefaßt, sank er

auf seinem Bett wie gebrochen zusammen und lag wieder bewegungs- und fühllos eine lange Zeit da. Wo war die Kraft des sonst so rüstigen Mannes mit einem Mal geblieben, wohin hatte sich sein Uebermuth, sein Stolz, seine nie fehlende Zuversicht geflüchtet? Ach, alles das war spurlos an ihm und in ihm verschwunden und er lag da, wie eine ausgebrannte, zerbröckelnde Ruine, die das Spiel der tobenden Winde und der unheimliche Spukort nächtlich umherschweifender Gespenster ist. Und wie sah er an diesem Abend aus? Wie das wilde Meer, das eben seinen allgewaltigen Sturm überstanden und seine jüngst noch so stolz und gebieterisch schäumenden Wellen hat brechen sehen. Still, gebändigt liegt es jetzt wie eine träge, todte Masse da, die nichts mehr leisten kann, weil sie sich in ihrer Wuth erschöpft hat, und aller Glanz und alle Schönheit ist von ihm gewichen, denn die Sonne, die es früher beschien, ist längst unter den Horizont gesunken und der kühle Wind, der es erfrischte, ist in den Lüften verweht und nebelreiche Nacht senkt sich auf seine hohlächzenden Fluthen nieder, vor denen alles Lebendige angstvoll zurückweicht, damit es nicht unvorhergesehen in seine bodenlosen Tiefen gerathe und einen, von keines Menschen Auge gesehenen, von keines Menschen Lippe beklagten Untergang finde.

---

Für Cornelia war dieser Tag in Wahrheit auch kein angenehmer gewesen, aber wenn sie gedacht, daß für heute



alle Schwierigkeiten überwunden seien, nachdem sie am Morgen die Fahrt mit Herrn Fuchs nach dem Berge unternommen und dann mit ihrem Vater das traurige Zwiegespräch gehalten, so hatte sie sich bitter getäuscht. Auch der Nachmittag, der Abend und nun gar erst die Nacht, die auf diesen schweren Morgen folgten, sollten für sie ihre Sorgen und Schmerzen, ja ihre Schrecken haben und namentlich war gegen alle ihre Erwartung die Nacht dazu ausersehen, ihr ein Leid und Weh zu bereiten, wie sie noch keins in ihrem jungen und bisher so genußreichen Leben empfunden hatte.

Noch ahnte sie nicht im Geringsten, was ihr in dieser Nacht bevorstand, so bänglich ihr auch der lange Sommertag in ihrer Einsamkeit verstrichen war. Sie konnte sich nicht erklären, warum der Vater, was er sonst nie that, sein Schlafzimmer nicht verließ, warum er alle Speise und jeden Trank von sich wies, denn von dem Inhalt der Unterredung, die er gegen Mittag mit Herrn Fuchs gepflogen, der auch nicht zu Tisch kam, war noch keine Ahnung, viel weniger irgend eine genauere Kunde in ihr stilles Zimmer gedrungen. Endlich gegen Abend wurde ihr eine Botschaft zu Theil, die mit Centnerschwere auf ihr Herz fiel und woraus sie erkannte, daß der Gewittersturm, der am Morgen über sie hingebraust, noch lange nicht versiegen sei. Diese Nachricht brachte ihr Jean von ihrem Vater und sie lautete dahin, daß sie nicht zu Bett gehen solle, bevor sie ihn noch einmal gesprochen, später werde er ihr die Stunde bestimmen, wann sie zu ihm kommen solle.

»Was war das nun wieder?« fragte sich Cornelia. Was hatte ihr denn der Vater noch in der Nacht, die einem so ereignißreichen Tage folgte, zu sagen? Hatte sie noch nicht genug des Bitteren und Leidensvollen gehört, sollte sie noch etwas Drohenderes, Unheilvolleres erfahren? Sie zerbrach sich den Kopf, was das sein könne, aber sie fand es nicht heraus und immer kam sie wieder auf das traurige Verhältniß zurück, in welches ihr Vater mit dem Baron gerathen war und von dem sie heute erst eine so genaue Kunde erhalten hatte – und dennoch war diese Kunde nicht ganz genau gewesen und sie sollte heute einen noch tieferen Einblick in die heillose, fast verzweiflungsvolle Lage ihres Vaters gewinnen.

Indessen, Cornelia war ein starkes Mädchen, mit einer so muthigen Seele, wie sie nur selten eine Frau hat. Darum rang sie sich auch immer wieder von ihren Befürchtungen los und gab sich, wenn nicht schöneren, doch lebensfrischeren Hoffnungen hin, denn was konnte ihr eigentlich jetzt noch begegnen, nachdem sie die traurige Erfahrung gemacht, daß die Ehrlichkeit ihres Vaters stark angezweifelt werde und daß der sonst so nachsichtige Baron den Verdacht geschöpft habe, er sei von Jenem rücksichtslos hintergangen und betrogen worden?

Mit solchen traurigen Gedanken beschäftigt, von solchen Sorgen hin und hergeschüttelt, verging ihr der Nachmittag und Abend im einsamen Zimmer, das zu verlassen auch sie keine Neigung verspürte, trostlos genug,

bis sie um neun Uhr den zweiten Befehl ihres Vaters empfing, sich um zehn Uhr zu ihm zu begeben, um mit ihm ein wichtiges Gespräch unter vier Augen zu halten.

Dieser Befehl kam ihr in einem versiegelten und mit Bleistift geschriebenen Zettel durch Jean zu, und als sie ihn mit mehr und mehr wachsendem Erstaunen wohl zehnmal gelesen, faltete sie ergebungsvoll die Hände und ging mit tief bewegtem, aber ungebrochenem Herzen in ihrem Zimmer auf und nieder, die Augen beständig auf die Uhr gerichtet haltend, ob sie nicht bald die ersehnte Stunde schlagen werde, ja, die ersehnte Stunde, denn sie sehnte sich in der That, aus der sie lähmenden Ungewißheit herauszukommen, in der sie bis jetzt erhalten war, und, sei es auch was es sei, das Schwerste zu erfahren und es mit starkem Herzen zu ertragen, was ihr einmal vom Schicksal zu tragen vorbehalten war.

Da schlug endlich die Uhr zehnmal an und nun raffte sie all ihren Muth zusammen und trat den schweren Gang nach des Vaters Zimmer an. So muthig und stark sie aber auch war, und so fest ihr Entschluß stand, Alles gelassen über sich ergehen zu lassen, was ihr geboten werden würde, sie bebte doch vor Angst und Schreck zurück, als sie bei ihrem Vater eintrat und denselben mit erdfahlem Gesicht und, eine sichtliche Beute des furchtbarsten inneren Schmerzes, apathisch und halb gebrochen auf seinem Sessel liegen sah.

Nein, so hatte sie ihren rüstigen, kraftvollen Vater nie gesehen, einen solchen niederschmetternden Eindruck hatte er nie auf sie gemacht und nun erst sah sie ein, daß

das Schlimmste, was ihr heute begegnen könne, für die jetzige Stunde aufgespart sei. Aber auch das wollte sie ertragen, und um es nur so rasch wie möglich zu erfahren, trat sie gefaßt auf den Vater zu und sagte mit leiser, aber von großer Energie zeugender Stimme:

»Du hast mich um zehn Uhr zu Dir beschieden, Vater. Hier bin ich – was hast Du mir noch mitzuthemen?«

Der Amtrath erhob nur mit innerem Widerstreben sein zu Boden geschlagenes Auge, um zuerst seiner Tochter Gesicht zu studiren, auf dem ihm sonst jede Regung, jedes, auch das kleinste Spiel der so lebhaften und wechselnden Miene zugänglich und entzifferbar gewesen war. Auch heute glaubte er zu verstehen, was in ihr vorging, vor allen Dingen erschien sie ihm gefaßt und in ihr Schicksal ergeben, und das ermuthigte ihn wunderbar, das Füllhorn seiner Schmerzen rasch über sie zu leeren und ihr klaren Wein über das ihr zuerkannte Schicksal einzuschenken.

»Cornelia, mein Kind,« sagte er mit klangloser und ungewein matter Stimme, »ich danke Dir, daß Du meinem Rufe so pünktlich gefolgt bist. Von Morgen an werde ich Dir nichts Bitteres mehr mitzuthemen haben, denn Alles, was Schweres auf mir liegt und was Schmerzliches in mir ist, sollst Du noch heute erfahren, da es weder heilsam noch angenehm ist, wenn man das Unkraut der Ungewißheit und Erwartung zu lange in sich wuchern läßt.«

»Ja,« fuhr er nach einer Weile fort, da Cornelia ihm keine Antwort gab und mit gefalteten Händen regungslos

vor ihm stand, »ich habe Dir Etwas zu sagen, was Dir gewiß seltsam erscheinen und schmerzlich sein wird, aber ich erkläre Dir gleich von Anfang an, daß es mir vielleicht noch viel schmerzlicher ist, gezwungen zu sein, es Dir zu enthüllen. Laß mich kurz sein und gleich zur Hauptsache schreiten. Du hast mir neulich gesagt, daß Du mir, wenn ich einmal in Noth und Drangsal gerathen sollte, helfen und mich retten wollest, ja, daß Du jedes Opfer zu bringen geneigt seist, wenn ich ein solches von Dir zu erheischen gezwungen wäre. Nun denn, ich nehme Dich heut schon bei'm Wort. Ich bin in Noth und Drangsal, ich bin ohne Dich hülflos und verlassen und nur Du kannst mich demselben entreißen und mich retten, wenn Du eben willst.«

Er schwieg wieder und sah sie erwartungsvoll an. Sie regte sich nicht, nur ihr Busen wogte beklommen auf und ihr sonst so schönes, jetzt umflortes Auge blitzte ihm bejahend entgegen und der unselige Vater las schon die Worte von ihren Lippen, noch ehe sie gesprochen waren.

»Sprich!« sagte sie endlich ruhig, als der Amtsrath noch immer schwieg. »Ich höre und möchte wissen, woran Du leidest und wie ich Dich retten kann. Nenne das Opfer – daß es groß ist, sehe ich Dir an mit einem Wort und wenn ich es bringen *muß* und nicht anders kann, so *werde* ich es bringen.«

Er nickte mit dem Kopf, aber er sah sie nicht mehr an; er hatte den Muth verloren, in ihr marmorkalt und bleich gewordenes, resignirtes Antlitz zu schauen. »Mit einem Wort,« wiederholte er, »ja, mit einem einzigen Wort will

ich es Dir sagen und so höre denn: Herr Fuchs, mein Secretair, hat bei mir um Deine Hand geworben, er will sich mit Dir verloben – und ich – ich konnte nicht anders, ich habe ihm Deine Hand zugesagt und Du wirst also auch nicht umhin können, Dich von diesem Augenblick an als seine Braut zu betrachten.«

Cornelia hatte Viel und Schweres in diesem Augenblick von ihrem Vater erwartet, aber das, was er ihr jetzt gesagt, ging weit über ihr Fassungsvermögen hinaus. Sie stieß einen kurz abgebrochenen und doch gellend lauten Angstschrei aus, dann stürzte sie ihrem Vater zu Füßen und umklammerte mit herzerreißendem Jammer sein Knie.

»Vater!« rief sie und ihr Gesicht sah dabei bleich wie der Tod aus, »ich, Cornelia Stephani, des Amtraths auf Schaumburg Tochter, soll die Braut des Herrn Fuchs sein, eines Mannes, in dessen Nähe ich von jeher nur mit dem größten Widerwillen gelebt? Kannst Du, darfst Du das von mir verlangen? Gehen Deine Rechte über mich, mir das zu gebieten, gehen meine Pflichten gegen Dich, Dir darin zu gehorchen, so weit? Bin ich nicht auch ein Mensch, der um seinen Willen befragt werden muß, wenn es etwas so Bedeutsames zu unternehmen giebt? Kann man über mich verfügen, wie man über einen leblosen, empfindungslosen Gegenstand verfügt? Antworte mir darauf und dann will ich Dir meine entscheidende Antwort geben.«

Der Amtrath hatte unzweifelhaft eine härtere Rede erwartet und er fühlte sich gewissermaßen erleichtert, als

er nur die eben mit überströmendem Gefühl gesprochenen Worte vernahm. Er legte seine rechte Hand auf das schöne dunkle Haar seiner vor ihm knieenden Tochter, streichelte es und sagte mit einer so wehmüthigen Stimme, daß sie Cornelia tief in's Herz drang, da sie ihren Vater noch nie so weich und mild hatte reden hören:

»Mein Kind, ich habe mir Alles selbst gesagt, was Du mir eben über die Tragweite meiner Rechte und über Deine eigene Berechtigung zur Selbstbestimmung über Dein Schicksal gesprochen hast. Ich fühle alle Schmerzen mit, die Du fühlst, ich beklage die Gründe zu meinem Handeln eben so tief, wie Du sie beklagst, aber – der Würfel meines Geschicks ist gefallen und das unzuverlässige Glück hat den Gewinnst diesem Herrn Fuchs in die Hände gespielt. Wer die Schuld davon trägt, das brauche ich Dir kaum noch zu sagen, Du weißt es schon, und doch will ich es Dir noch einmal sagen, damit Du siehst, daß ich über meine Handlungsweise gerecht urtheile und daß ich mich vor Dir nicht freisprechen will: ich – ich selbst trage zum großen Theil mit diese Schuld, aber darum wirst Du nur um so mehr geneigt sein – Deinem Vater das Dir angesonnene Opfer zu bringen. Bedenke doch, mein Kind, und versetze Dich in meine trostlose Lage. Der Mann, von dem wir sprechen und der Dir so zuwider ist – auch mir sagt er schon lange nicht mehr so wie früher zu – hat mir Dienste geleistet – sehr große Dienste. Ich bin ihm daher verpflichtet – sehr verpflichtet. Er könnte mir – sehr nachtheilig werden, wenn ich mich gegen ihn nicht erkenntlich erwiese. Nun habe ich ihn

anderweitig abfinden wollen und ich hätte selbst Großes nicht gescheut, um ihn zu befriedigen, aber der Unglückselige besteht allein auf Deine Hand, wenigstens auf Dein Versprechen, ihm einst die Hand zu reichen, wenn er in der Lage ist, Dir eine angenehme Existenz zu bereiten. Alles aus unbegrenzter Liebe zu Dir, was immerhin anzuerkennen ist und mich den hohen Flug, den er zu Dir empor genommen, etwas nachsichtiger beurtheilen läßt. Jetzt hoffe ich von Dir eine verständige Beurtheilung meiner Lage, wie ich es gewohnt bin, Dich immer über jedes Verhältniß im Leben mit Besonnenheit und Verstand urtheilen zu hören.«

Cornelia sah ihren Vater bei diesen Worten, die er nur mit Mühe und innerem Widerstreben auf die Lippen gebracht zu haben schien, mit einem so jammervollen Blick an, daß er vielleicht erweicht worden wäre und auf ein anderes Rettungsmittel mit ihrer Hülfe gesonnen hätte, wenn er denselben gesehen. Allein er sah sie schon lange nicht mehr an, denn er konnte sich denken, wie gramvoll ihr Auge blicken und welch bitterer Vorwurf ihm daraus entgegenblitzen würde.

»So,« entgegnete sie mit bebender Stimme, »also mit Besonnenheit und Verstand soll ich die Lage betrachten, in die mich Dein unwiderruflicher Wille zwingt? Wo sollen denn Besonnenheit und Verstand herkommen, wenn diese Lage ohne alle Besonnenheit und allen Verstand hervorgerufen ist? Nein, ich verzichte ganz und gar darauf, ein Urtheil darüber zu fällen, ich bin eben dem Unglück verfallen, und diese Betrachtung ist die einzige, die



ich – mit voller Besonnenheit und allem Verstande, die mir zu Gebote stehen – für mich ganz allein – anstellen werde.«

Der Amtrath sah sehr wohl ein, wie sehr seine Tochter mit ihrer Auffassung der Sachlage im Rechte war, und um ihr zu beweisen, daß er sich nicht ganz von derselben abwende, sagte er mit seinem alten schlaun Blick, indem er wieder ihr Haar streichelte, da sie noch immer zu seinen Füßen kauerte, obwohl sie die Hände schon lange von seinem Knie weggezogen hatte:

»Nimm doch die Sache nicht zu ernst, mein Kind. Betrachte sie einmal aus einem anderen Gesichtspunkt. Sieh, es ist ja etwas ganz Anderes, Jemandem seine Hand für die Zukunft verheißen und sie ihm auf der Stelle zum ewigen Bunde reichen. Versprich sie ihm immerhin, Du bist ja dadurch nicht für die Ewigkeit gebunden, zumal ja ganz andere Verhältnisse eintreten können, die alle unsere jetzigen Voraussetzungen zu nichte machen. Sieh, gefällt Dir das Verhältniß, in welches Du heute mit Fuchs trittst, *mit der Zeit* nicht, so lösest Du es auf, und vielleicht, wahrscheinlich sogar, wird sich bis dahin auch ein anderer Ausweg für mich finden lassen.«

»Wie,« rief Cornelia fast starr vor Verwunderung aus, denn sie wußte in der That nicht, wie sie nach diesen Worten das Rechtlichkeitsgefühl ihres Vaters, welches sie ihm bisher in ihrem Herzen zuerkannt, auffassen sollte, »wie, Du muthest mir, so zu sagen, eine Art Rolle zu, die ich wie irgend eine Schauspielerin mit diesem Menschen

spielen soll? Ich soll ihm also, wenn ich Dich recht verstehe, nur zum Schein meine Hand reichen und nachher zu ihm sagen: Sie irren sich, ich habe nur mit Ihnen geschertzt?«

»Ach, Cornelia,« fuhr der Amtsrath etwas eifriger fort, »wie Du doch Alles so ernst und streng auffassest! Doch das liegt einmal in Deinem Charakter, den ich weiter nicht classificiren will. Nicht die Hand sollst Du ihm ja morgen früh reichen, denn heute wird dazu keine Zeit mehr sein, sondern Du sollst ihm nur ein Dich mehr oder weniger bindendes Versprechen geben, daß Du seine Bewerbung – für jetzt annimmst, und dieses Opfer, o, ja, es ist eins, wirst Du mir bringen, um mich vor der Rachsucht eines Mannes zu retten, der mich, – ich gestehe es ein – vollständig in seiner Hand hat, so daß er mich – wenn er eben will und ich mich nicht vor ihm schütze – jeden Augenblick vernichten kann.«

Als Cornelia diese sie fast zerschmetternden Worte vernahm, sah und erkannte sie, daß für den Augenblick Alles für sie verloren sei und daß sie keine Aenderung des Willens und der Forderung ihres unglücklichen Vaters erwarten könne. Sie erhob sich langsam von ihren Knien, sah ihn mit einem durchdringenden Blick an, und sagte, indem sie die linke Hand fest auf das Herz preßte, das ihr mit seinem heftigen Klopfen einen fast unerträglichen Schmerz bereitete.

»Also so, Vater, stehen die Sachen mit Dir! Ach, jetzt begreife ich Alles – Alles und überschaue es mit einem

Blick. Du hast Dich mit und durch Fuchs in eine furchtbare Lage gebracht, und ich – ich soll Dich daraus erretten, wenn ich auch selbst darüber zu Grunde gehe. Ich bin also eigentlich der wohlfeile Preis, durch den Du sein Stillschweigen über Deine – Handlungsweise erkaufst. Ja, dann muß ich wohl das Opfer sein und ich – ich will es Dir bringen, ich will Dich für den Augenblick wenigstens von dem Abgrunde erretten, an dessen verhängnißvollem Rande Du zu taumeln scheinst. Wie meine Gefühle dabei beschaffen sind, danach fragt ja Niemand, selbst Du nicht, und so will ich mich auch nicht danach fragen und lieber, wie ein armes Opferlamm es muß, die Pflichten eines Kindes erfüllen und Dich dadurch zu retten versuchen, daß ich Deinem Wunsche entspreche. Aber, Vater, nur bis zu einer gewissen Gränze bringe ich Dir dies Opfer, das sage ich Dir gleich. Ist diese Gränze erreicht, dann halte ich mich durch nichts gebunden, vielmehr behufs meiner persönlichen Sicherstellung verpflichtet, nach meiner eigenen Eingebung für mich selbst zu sorgen und Dich – dem Abgrunde zu überlassen, den Du Dir durch Deine Hingebung an diesen – diesen Mann mit eigenen Händen gegraben hast.«

»Was heißt das?« fragte der Amtsrath verwundert.

»Was willst Du damit sagen?«

Cornelia erhob sich stolz vor ihrem noch immer zusammengesunken dasitzenden Vater und ihr dunkles Auge blitzte ein versengendes Feuer auf ihn herab. »Was das heißt, was ich damit sagen will, fragst Du? Das will und werde ich Dir nicht sagen, Vater, denn Du hast mir

auch bei Weitem nicht Alles gesagt, was zwischen Dir und Fuchs vorgefallen ist und was Dich Deinem nachsichtsvollen Herrn gegenüber in diese traurige Lage gebracht hat. So laß mich eben so handeln, wie Du handelst, und vernimm nur, daß selbst Du, mein Vater, mich nur bis zu einem gewissen Punkt zu etwas zwingen kannst, darüber hinaus aber Deine Macht nicht reicht – und bin ich an diesem Punkt angelangt, dann sage ich: Vater, bis hierher und nicht weiter! Von nun an nehme ich die Zügel meines Lebens in meine eigene Hand und weder Du noch irgend ein anderer Mensch, den ich nicht als meinen Herrn und Meister aus eigenem Antriebe anerkennen will, hat Macht und Gewalt über mich. So, und nun sage Deinem Herrn Fuchs, wenn Du es noch willst und mußt, daß er sich eine Braut nach seinem eigenen Zuschnitt errungen hat. Ob er aber mit dieser Braut und mit Dem, was sie ihm an – Liebe und Achtung entgegenbringt, zufrieden ist, das hat er mit sich allein auszumachen, denn ich werde mir meinen *sogenannten* Brautstand so gestalten, wie ich ihn meinen Gefühlen und den Umständen nach gestalten muß. – Hast Du mir sonst noch etwas zu sagen, mein Vater?«

»Nein!« sagte Dieser kurz und fast erstarrt über die hoheitsvolle Energie, mit der seine Tochter eben zu ihm gesprochen, und doch hatte sie eigentlich nur seinen geheimen Wunsch erfüllt und war nur – dem Scheine nach die Braut des Herrn Fuchs geworden. –

Als Cornelia aber, erschöpft und geknickt wie nie, ihr Zimmer erreicht hatte, sank sie, sobald sie die Thür hinter sich geschlossen, auf die Kniee und strömte in einem heißen Gebet ihre Angst, ihren Kummer und ihre Schmerzen gegen ihren Schöpfer aus. Und er goß, wie immer in solchen verzweiflungsvollen Fällen, Trost in ihre ergriffene Seele, und als sie sich von ihren Knieen erhob und sich die Thränen abtrocknete, die glühend heiß aus ihren schönen Augen gequollen waren, war sie wieder wie sonst die entschlossene und in sich gefestete Cornelia geworden und sie setzte sich noch in dieser Nacht an ihren Schreibtisch und schrieb bis gegen Morgen Alles, was ihr begegnet war, an ihren geliebten und rechtschaffenen Bruder Rudolf. Als sie ihm aber ihr ganzes Herz ausgeschüttet, wie sie es eben vor Gott gethan, kam ein wunderbarer Trost und eine nie so stark empfundene Fassung in ihre Seele, und als sie sich zuletzt nur auf wenige Stunden zur Ruhe begab, war sie entschlossen, am nächsten Morgen Alles im Vaterhause über sich ergehen zu lassen, so lange sie noch in demselben lebte, denn daß ihr auch darin eine Gränze gesteckt sei, sagte ihr ein unabweisbares vorahnendes Gefühl, und ob sie darin irrte oder nicht, das wird uns sehr bald der Verlauf unserer Geschichte lehren, deren Entwicklung wir jetzt mit schnellen Schritten entgegengehen.

DRITTES CAPITEL. WAS DIE PRÜFUNG DER BÜCHER  
ERGIEBT.

Während die eben erzählten stürmischen Scenen in den letzten Tagen auf Schaumburg wie Welle auf Welle rasch einander folgten und in ihrer heftigen Einwirkung auf die beteiligten Gemüther allmählig den glücklichen Erfolg hervortreten ließen, den Felix von Rodenberg's entschlossenes und unverrückbar festes Vorgehen in Bezug auf die persönlichen Angelegenheiten des Barons von Hartenstein zu erreichen begonnen, herrschte auf dem Schneckenberg selbst die friedlichste Stille und die daselbst so nahe bei einander lebenden und sich mit ganzem Herzen ergebenden Menschen genossen das still aufkeimende Glück, welches sie alle mehr oder minder mit der Hoffnung auf noch schönere Tage erfüllte, mit einem Behagen, wie es noch nie, so lange Angela lebte, in der abgelegenen Einsiedelei ihres Vaters von irgend Jemandem empfunden worden war.

Das herrliche Wetter, welches dauernd den ganzen Juli und August hindurch anhielt und sich auch während der lange vorbereiteten Erndte gleichblieb, vermehrte nur die Genüsse der stillen Bergbewohner und viele Stunden des Tages verlebten der Baron und seine Tochter im Freien, theils auf Spazierfahrten, theils auf gemächlichen Fußwanderungen, und immer strebten sie Beide nach den Orten und Stellen hin, wo sie ihren Freund – denn das war Felix von Rodenberg unzweifelhaft schon

Beiden geworden – zu finden wußten. Ja, der Baron bekümmerte sich jetzt viel mehr um sein Gut und dessen Verhältnisse, er hielt sich aus eigenem Antriebe stundenlang auf den schönen Aeckern, Wiesen und in den Waldungen desselben auf, er lernte Alles genauer kennen, was ihm bisher fast fremd oder gar gleichgültig gewesen war, und aus der lebhafteren Beschäftigung damit entsprang die Freude über den Segen seiner Felder, über die munter springenden Füllen und die herrlichen Kühe, die auf den weiten Angern des nordwestlichen Guts-theiles weideten. Und wie sich sein so lange verschleiertes Auge weiter und weiter für die köstlichen Gaben öffnete, mit denen ihn der Himmel so reich beschenkt, so erschloß sich auch sein lange vereinsamtes Herz den aus der Ferne auf ihn einwirkenden menschlichen Verhältnissen mehr und mehr, er nahm den wärmsten Antheil an Allem, was die stürmisch daherbrausende Zeit der Gegenwart Großes und Bedeutsames erzeugte und so begann er endlich die Leiden seiner früheren Tage zu vergessen, die ihn nur noch bisweilen in einsamen Stunden der Nacht wie halb vergessene Träume oder dunkle Erinnerungen aus der Vergangenheit besuchten.

Diese allgemeine Veränderung seines Wesens und Treibens, die von Tage zu Tage sichtbarer vorschritt, je länger und häufiger er mit dem kräftigen Geist des Inspectors in Berührung trat, machte sich auch schon in seiner äußeren Erscheinung bemerkbar, denn nie hatte sein Auge so hell und freudig geblickt wie jetzt, nie waren seine Bewegungen so munter und elastisch gewesen, und von seiner

alten Aengstlichkeit und seinen beständigen Besorgnissen um allerlei Kleinigkeiten des Lebens waren nur noch wenige Spuren übrig geblieben, die dann und wann wohl noch zur Erscheinung kamen, aber immer sehr bald den freundlichen Ermahnungen seiner Tochter und Treu's wichen, wenn sein kräftigster Beistand und Führer, Felix von Rodenberg, nicht gerade anwesend war.

Die Gesellschaft Dieses aber war dem alten Herrn zuletzt fast unentbehrlich geworden und er suchte ihn so oft wie möglich auf und bemühte sich, ihn, wenn er anwesend war, so lange es ging, an seine Seite zu fesseln. Kam der Inspector nach Hause und hatte er nicht, wie wir bald hören werden, ernstliche Geschäfte in seinem Zimmer vorzunehmen, bei denen ihm gewöhnlich der alte Treu Gesellschaft leistete, dann war es auch bei ihm Regel geworden, sofort den Baron oder Angela aufzusuchen, die er fast immer bei einander fand, mochten sie sich nun im Freien ergehen oder Abends in der Bibliothek aufhalten, die wie bisher der Hauptsammelplatz und der Ort der ernstesten Ueberlegungen und Berathungen Aller geblieben war, die jetzt die kleine Familie des Barons bildeten, der es aber trotz der geringen Zahl ihrer Mitglieder nie an Anregung und Stoff zu neuen interessanten Unterhaltungen fehlte.

Daß Felix von Rodenberg sich selbst in dieser Zeit und in solcher Gesellschaft sehr glücklich und zufrieden fühlte, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung, aber wir müssen dennoch einen etwas schärferen Blick auf sein Aeußeres werfen, mit dem namentlich in den



letzten Tagen, seitdem die Bücher des Amtraths nach dem Schneckenberg übertragen, eine sehr bedeutsame und Allen bemerkbare Aenderung vorgegangen und die wahrscheinlich die nothwendige Folge seiner inneren Zufriedenheit über die glückliche Gestaltung der von ihm eingeleiteten Unternehmungen war. Sein Auge blickte jetzt fast nie mehr so ernst, fast streng, wie es in den ersten Tagen nach seiner Ankunft auf Schaumburg geblickt, seine edlen Züge hatten sogar bisweilen eine fast strahlende Heiterkeit und eine lebensvolle Frische angenommen, die er früher nur unterdrückt oder verhalten zu haben schien, da jener strenge Ernst weit mehr die Folge der ihm gestellten schweren Aufgabe – die verworrenen Verhältnisse des Barons zu regeln – als eine angeborene Eigenschaft seines Charakters und Wesens war. Ja, was er früher nie oder nur höchst selten gethan, jetzt kam es fast täglich vor: er scherzte schon oft mit dem Baron, noch öfter mit Angela und Fräulein Wanner, wenn er mit ihnen bei Tisch saß, und diese Heiterkeit und Frische seines Wesens verbreitete einen wohlthuenden Schimmer über das ganze Haus auf dem Berge und seine Bewohner, so daß man bisweilen nicht wußte, wer von ihnen eigentlich der Glücklichste war.

Indessen dürfen wir hier nicht verschweigen, daß diese Heiterkeit an dem jungen Mann wohl nicht allein aus dem schönen Verhältniß entsprang, in welches er zu dem Baron und dessen Tochter getreten war, nein, es mußten auch noch andere, dem Baron und Angela selbst unbekannte Umstände von Außen her darauf Einfluß üben,

und Beide glaubten diese Umstände sehr bald entdeckt zu haben. Wie der Inspector selbst viele Briefe schrieb, deren Absendung er stets allein besorgte, so brachte ihm auch Treu, an den alle ankommenden Briefe vom täglich erscheinenden Postboten abgeliefert wurden, fast einen um den andern Tag einen Brief, dessen Adresse stets von derselben weiblichen Hand geschrieben war, und sobald er diese Briefe, oft in des Barons und Angela's Gegenwart, durchflog, strahlte sein ganzes Gesicht von einer so lebhaften Freude, daß es sehr leicht war, ihm anzumerken, daß nur der Inhalt dieser Schreiben ihn so zufrieden und glücklich mache.

»Man sollte glauben,« sagte Angela eines Tages scherzend zu ihm, als Treu ihm den letzten Brief gerade in dem Augenblick brachte, wo er zu Pferde steigen wollte, um nach dem zweiten Frühstück nach Schaumburg zu retten, »Sie hätten eine stille Liebe an irgend einem Orte der Welt, denn wer sonst kann so viele Briefe schreiben, als eine Geliebte, und was sonst einen Mann so glücklich stimmen, wie Sie es immer sind, wenn Sie diese Briefe von der Dame Ihres Herzens erhalten haben?«

Der Inspector faltete den kurzen und hastig gelesenen Brief zusammen, steckte ihn in seine Briefftafel und erwiderte darauf mit einem fast schelmischen Gesicht:

»Sie haben es beinahe errathen, Fräulein Angela. Ich habe in der That eine *stille* Liebe, aber dieser Brief, wie alle die übrigen, die ich in der letzten Woche empfangen – und er steht Ihnen heute Mittag zu Diensten, wenn Sie

ihn lesen wollen – kommt aus den Händen – meiner Mutter und sie verkündet mir stets so angenehme Dinge, daß ich in Wahrheit darüber glücklich sein muß.«

»Ist der Brief wirklich von Ihrer Mutter?« fragte der Baron, der dabei stand und sich an den scherzhaften Reden und den dieselben begleitenden Blicken der beiden jungen Leute herzlich erfreute, die sich mit warmer Theilnahme ohne alle Scheu jeden Augenblick suchten und fanden.

»Ja, Herr Baron, auf mein Wort, er ist von meiner guten Mutter und sie verheißt mir gerade in den letzten Zeilen, die ich eben empfangen, etwas, was ich lange vergeblich von ihr erbeten habe und wozu sie sich endlich auf mein unablässiges Zureden entschlossen hat. Ich habe sie nämlich um einen kurzen Besuch gebeten, da ich sie persönlich sprechen muß und nicht selbst aus meiner Stellung fort kann, und heute sagt sie mir denselben zu. Ja, sie will kommen, sobald ich ihr den geeigneten Tag bestimme, und das ist die Freude, die ich nicht unterdrücken konnte und die sie mir wahrscheinlich an den Augen abgesehen haben.«

»O!« riefen da der Baron und Angela zugleich voller Freude aus und Letztere sagte rasch und mit einer Lebhaftigkeit, die ihr voll aus dem Herzen strömte: »Das ist allerdings etwas ganz Neues, Herr von Rodenberg. Aber warum haben Sie uns das nicht früher gesagt? Wir hätten uns ja schon so lange freuen und an die Einrichtung der Zimmer denken können, die Ihre Frau Mutter bewohnen

wird, da sie uns doch ohne Zweifel das Vergnügen machen wird, auf dem Schneckenberg in Ihrer unmittelbaren Nähe unser Gast zu sein, wie?«

»So rasch, mein gnädiges Fräulein,« erwiderte der Inspector mit großer Herzlichkeit, da er nun wohl sah, wie willkommen seine Mutter dem Baron und seiner Tochter sein würde, »so rasch wird ihr Besuch wohl nicht erfolgen, und sie hat sich auch erst, wie gesagt, vor ganz kurzer Zeit auf mein wiederholtes Zureden dazu entschlossen. Ich würde mir überdies bald selbst die Freiheit genommen haben, Sie um ein bescheidenes Stübchen für sie zu bitten, aber ich bin noch nicht recht klar darüber, wie ich ihren Besuch bei dem Herrn Baron motiviren soll, da es ja etwas ganz Absonderliches ist, daß ein Gutsinspector, wie ich, gegen den man schon so viel Güte an den Tag gelegt, auch noch seine Mutter auf seines Herrn Gut bringt.«

»Was das für Worte sind!« rief der Baron mit ganz erstauntem Gesicht, während der Inspector an seinen Rappen herantrat, den Johannes vor der Einfahrtshalle, wo man gerade stand, schon lange wartend am Zügel hielt. »Wozu bedarf es bei uns denn noch irgend einer Motivirung? Ihre Frau Mutter besucht Sie, das heißt uns – ist das nicht Motiv genug?«

»Wenn Sie dieser Ansicht sind, bin ich es auch!« erwiderte sich dankbar verneigend der Inspector, und dann, als er sich rasch in den Sattel geschwungen, nahm er mit verbindlichem Lächeln den Hut ab und trabte davon, wobei er, als er an die Wendung des bergabführenden Weges

gelangt war, noch einmal mit einem unendlich freudigen Blick auf die ihm nachsehende kleine Gruppe zurückblickte.

---

Zur Mittagszeit fand sich Felix von Rodenberg wieder im Schlosse ein und als er mit der Familie gespeist, beurlaubte er sich, um, wie er sagte, noch einige Stunden mit Treu auf seinem Zimmer zu arbeiten und am Abend dem Baron das Resultat seiner Studien vorlegen zu können. Mit welcher Arbeit der Inspector und Treu aber in diesen Tagen zumeist beschäftigt waren, wird der Leser wohl schon errathen haben: sie saßen bei den Büchern, welche von Schaumburg heraufgebracht worden, und beugten sich so ämsig und aufmerksam darüber hin, wie es unten der Amtsrath mit seinem Secretair gethan, obgleich sie zu ganz anderen Ergebnissen dabei gelangten als diese. Außer mit dieser Arbeit aber beschäftigten sie sich noch auf andere Weise; sie besprachen mancherlei Dinge, die bisher noch nicht zur Kenntniß des Barons und seiner Tochter gekommen waren, denn zwischen den beiden Männern hatte sich seit kurzer Zeit ein ganz neues Verhältniß gebildet und das Vertrauen, welches der Eine dem Andern schenkte, war mit einem Mal und wie von selbst zu einem hohen Grade gediehen. Vielleicht hatte sie die genaue Durchsicht der Bücher zu diesem Vertrauen geführt, die sie theils bei Tage, theils noch häufiger bei

Nacht, wenn Alles im Schlosse schlief, vornahmen, vielleicht aber auch hatte Einer den Anderen an irgend einer zufälligen Aeußerung als den Mann erkannt, den er seines höchsten Vertrauens für würdig halten durfte, und so hatten sie endlich einander Vieles mitgetheilt, was auf dem Grunde ihres Herzens lebte. Natürlich betrafen die Gespräche, die sie so mit einander führten, zumeist die persönlichen Verhältnisse ihres geliebten Herrn, und da sie Beide nur nach einem und demselben Ziele strebten: den guten Mann von den Fesseln frei zu machen, die ihn schon so viele Jahre umstrickten und unglücklich machten, und ihm endlich einen durch Nichts verdunkelten Lebensabend zu bereiten, so hatten sie sich um so leichter gefunden und der Baron wäre gewiß der Letzte gewesen, der dieses Verhältniß zwischen den Beiden getadelt hätte, wenn ihm nur ein Wort davon bekannt geworden wäre. Allein Beide waren schweigsam wie das Grab über Alles, was sie mit einander verabredet, und nur, wenn sie ganz allein waren, tauschten sie ihre geheimen Gedanken aus und beriethen Zeit, Ort und die Art und Weise, wann, wo und wie sie ihre ferneren Pläne in's Leben treten lassen wollten.

Das Erste und Nothwendigste nun, was ihnen zu thun oblag, war, dem Baron das Ergebniß ihrer Forschungen in Betreff des Inhalts der beiden Rechnungsbücher vorzulegen und heute Nachmittag hofften sie damit so weit vorzuschreiten, daß es am Abend geschehen könne, an diesem Abend, der der dritte seit jenem Tage war, an welchem, noch allen Bewohnern des Berges unbekannt, die

*stille* Verlobung zwischen der unglücklichen Cornelia Stephani und Herrn Fuchs stattgefunden hatte. Wir sagen mit Bedacht: die *stille* Verlobung, denn die erste Bedingung unter vielen anderen, welche Cornelia ihrem Verehrer gestellt, war die gewesen, daß Niemand, wer es auch sei, für jetzt von ihrer Verbindung erfahren solle, und der Secretair war im ersten Rausch seines fast unbegreiflichen Glücks diese Bedingung ohne Widerspruch eingegangen, da er Cornelia genügend kannte, um zu wissen, daß sie ohne Weiteres das ihr abgepreßte Wort zurücknehmen würde, wenn das obwaltende Geheimniß irgend Jemandem außer ihrem Vater offenbar werden sollte.

Doch genug für jetzt von diesem unseligen Verhältniß und kehren wir lieber zu unsern Freunden auf dem Berge zurück.

Der Abend war gekommen, ein herrlicher, von Blüten- und Blumenduft erfüllter Abend, mit purpurnem Gewölk am strahlenden Himmel und linder süßer Luft, ganz so, wie man ihn gern im Freien zu verleben trachtet, aber Felix von Rodenberg hatte den Baron gebeten, diesen Abend in der Bibliothek zuzubringen und so hatte man sich seinem Wunsche auch diesmal gefügt und sich, nachdem man den Thee in einem anderen Zimmer getrunken, in dem gemüthlichen Raum versammelt, der schon so viele ernste und freudige, immer aber trauliche Zusammenkünfte gesehen hatte. Heute freilich war diese Zusammenkunft keine so harmlose wie sonst, denn Jeder wußte, daß man die Meinung des Inspectors über die viel

besprochenen Bücher hören solle, und Angela und Fräulein Wanner waren die Ersten, die die Einsicht gewannen, daß das Gespräch zwischen den Männern ein sehr ernstes werden würde, denn als auch sie sich in der Bibliothek eingefunden, trat der Inspector an Beide heran und bat sie, die drei Männer eine Stunde allein zu lassen, da sie eine Unterhaltung zu führen hätten, die für Damen nichts besonders Anziehendes haben könne. Später würden sie doch erfahren, was geschehen und beschlossen sei und gerade er werde es sich angelegen sein lassen, sie auf das Genaueste von allem Vorgehenden in Kenntniß zu setzen.

Als er diese Worte vornehmlich an Angela richtete, ruhten seine ausdrucksvollen Augen mit der herzlichsten Freundlichkeit auf ihr und seine Hand streckte sich vertraulich nach der ihrigen aus. Sie ergriff sie warm und dankte ihm mit ihrem innigen Seelenblick, vielleicht ahnend, daß er sie gerade jetzt aus dem einzigen Grunde entferne, um dem Baron die Demüthigung zu ersparen, vor seiner Tochter und deren mütterlichen Freundin noch einmal, das letzte Mal, das Bekenntniß abzulegen, daß er in Betreff seiner Geldangelegenheiten auf eine unverantwortliche Weise sorglos und nachlässig zu Werke gegangen sei.

Als beide Damen die Bibliothek verlassen hatten, näherte sich der Inspector dem Baron und fragte ihn, ob es ihm jetzt genehm sei, mit ihm und Treu die Bücher zu betrachten und das Resultat ihrer gemeinsamen Forschungen zu vernehmen.



»Ja,« erwiderte der alte Herr mit entschlossener Miene, »vollenden Sie Ihr begonnenes Werk damit; ich sehe, daß ich meinem Schicksal nicht entrinnen kann, und je rascher es abgethan sein wird, um so leichter und freier werde ich mich fühlen. Sprechen Sie auch dreist Ihren vollen Tadel über mich aus, ich habe ihn verdient, und ich erkläre im Voraus, daß ich geduldig Alles über mich ergehen lassen werde, was Sie mir zum Vorwurf machen können.«

»Ach,« erwiderte der Inspector mit einem leichten Seufzer und einem sprechenden Blick auf den aufmerksam dabeistehenden Treu, »vollendet ist damit mein Werk noch nicht, es ist nur die Fortsetzung des Anfangs, und das Ende – das Ende steht allein in Gottes Hand, obgleich ich hoffe, daß auch das nicht mehr gar fern sein werde. – Und so kommen Sie, Treu, wir wollen die Bücher holen, damit wir wenigstens bald die eine Klippe überwinden, die uns noch von der Behaglichkeit einer so lange entbehrten Ruhe trennt.«

Der Inspector und Treu entfernten sich; der Baron aber ging gesenkten Hauptes in der Bibliothek hin und her, in seiner großen Beklommenheit bald Dies, bald Jenes mit den Fingern berührend, wie er es noch immer that, um die größte Ordnung und Regelmäßigkeit in der Aufstellung seiner Bücher und der sonstigen umherliegenden Gegenstände herzustellen. Auf dem ovalen Tische aber brannten schon hell die beiden großen Lampen, die Vorhänge vor den Fenstern waren herabgelassen und die tiefste Stille herrschte ringsum, die nun bis zum

Schluß der heutigen Abendarbeit durch nichts unterbrochen werden sollte.

Bald darauf traten der Inspector und Treu wieder herein, ein Jeder eins von den großen Büchern tragend. Treu legte das größte, welches er trug, das Einnahmehandbuch, bei Seite, und nur der Inspector schlug das seine, das Ausgabehandbuch, auf dem Tisch vor dem Baron auf, zwischen dessen Seiten an verschiedenen Stellen breite Papierstreifen eingelegt waren, mit gewissen Merkzeichen versehen, damit man das Erwünschte leicht und rasch finden könne.

»Sie sehen, Herr Baron,« begann der Inspector seine Rede, indem er in dem Buche hin und her blätterte und auf die Schrift desselben deutete, »alle Posten, von dieser Hand geschrieben, datiren bis zu dem Tage zurück, wo Herr Fuchs der Secretair des Amtraths geworden ist – es ist etwas über vier Jahre her – und seit dieser Zeit hat also Herr Fuchs auf Geheiß und unter Verantwortung seines Herrn die Bücher geführt. Man muß gestehen, daß der Mann eine schöne Hand schreibt, die Zierlichkeit mit Deutlichkeit und Kraft verbindet. Eine Linie ist so regelrecht und gleichsam bedacht wie die andere geschrieben und augenscheinlich hat der Herr viel Mühe darauf verwandt, eine gewisse Sauberkeit und Pünktlichkeit an den Tag zu legen, um sein Werk wenigstens für das Auge so bestechend wie möglich erscheinen zu lassen. Das aber ist, meiner Ansicht nach, das größte und auch einzige Lob, welches ich ihm spenden kann, denn was die Richtigkeit dieser an so viele Leute vertheilten

Geldsummen, also die Ausgaben auf Ihrem Gute betrifft, so muß ich dieselbe in den meisten Fällen stark anzweifeln. Nur die Gehälter der oberen Beamten und Diener, zum Beispiel das des Amtraths selber, des Inspectors, des Försters, der Gärtner, Kutscher und Fuhrleute, mit einem Wort, Derer, die fest angestellt, sind ohne alles Bedenken richtig angegeben, da man dem Buchführer ja in jedem einzelnen Fall leicht einen Fehler hätte nachweisen können, indem man die Leute befragt, einen wie hohen Sold sie erhalten haben. Alle übrigen Ausgaben aber, die hier immer nur mit Angabe der Arbeiterzahl, also der Tagelöhner, und mit dem einmal festgesetzten Tageslohn angegeben sind, erregen mir das größte Bedenken. Freilich kann ich nicht haarscharf und Schwarz auf Weiß darthun, daß diese Summen den in Wirklichkeit gezahlten nicht gleichkommen, aber ich habe doch einzelne Anhaltspunkte gefunden, die, da sie mir durchaus eine Fälschung beweisen, auch die Richtigkeit der übrigen verdächtig machen. Lassen Sie mich, um das Wichtigste und am meisten in die Augen Fallende zuerst anzuführen, Ihnen nur sagen, daß hier, drei ganze Jahre hindurch, die Löhne für zwölf Arbeiter mehr angesetzt stehen, als augenblicklich und so lange ich hier Inspector bin, auf dem ganzen Gute Schaumburg beschäftigt sind, und doch sagte mir der Amtrath gleich am ersten Tage meiner Ankunft, daß so viele Menschen, wie jetzt, in früheren Tagen nie auf dem Gute beschäftigt gewesen wären. Er zwar hat das vielleicht vergessen und konnte

damals auch wohl nicht voraussehen, daß ich jemals meine Augen so tief und scharf in diese Bücher stecken würde, ich aber habe es sehr wohl im Gedächtniß behalten und führe es jetzt als Beweis gegen die Richtigkeit seiner Buchführung an. Zwölf Leute mehr für den Tag gerechnet, drei Jahre hindurch, machen aber eine etwas große Zahl Arbeitstage aus und um die dafür nicht gezahlten, wohl aber in Rechnung gebrachten Summen sind Sie ohne Zweifel – betrogen worden.«

Der Baron schaute den so ruhig und klar wie möglich Redenden mit starr gewordenen Augen an und nickte dann ihm und dem alten Treu zu, der durch Miene und Geberde den Ausspruch des Inspectors auf alle Weise zu bekräftigen suchte. »Ja,« sagte er, als er vor Verwunderung und Erstaunen wieder Worte finden konnte, »wenn das, was Sie sagen, wahr ist, dann bin ich allerdings seit drei Jahren um eine große Summe – betrogen worden.«

»Seit drei Jahren?« fragte der Inspector mit lebhaft blitzenden Augen. »Sagen Sie, lieber, solange der Amtrath Rentmeister ist, denn vor der Anwesenheit seines jetzigen Secretairs hat er, wie Sie sehen, mit eigener Hand die Bücher geführt, und es dürfte kaum anzunehmen sein, daß er sie damals richtiger geführt, und Herr Fuchs ist nur willig und schlau genug gewesen, das einmal eingeführte Beraubungssystem seines Herrn mit noch frecherer Hand fortzusetzen, um dafür höchst wahrscheinlich seine ganz anständigen Procente zu beziehen.«

»Das wäre ja schrecklich!« seufzte der Baron und seine Augen irrten unstät von dem Inspector zu Treu hin,

der abermals durch seine Geberden den Ausspruch des Ersteren zu unterstützen versuchte.

»Nein, es *ist* schrecklich, sagen Sie lieber, Herr Baron,« fuhr der Inspector fort, »denn es kann nicht anders sein, da wir ja die Ausgabesummen für täglich zwölf Arbeiter mehr, als jemals auf Schaumburg vorhanden waren, hier aufgezeichnet finden. Und um diese meine Ansicht zu bestätigen, Herr Baron, und Ihr eigenes Urtheil zu dem meinen zu fügen, wollen wir einmal gleich zu den Summen übergehen, die Sie selbst im Laufe der Jahre nach der Angabe des Herrn Fuchs und des Amtraths erhalten haben, und aus diesem Ihr Urtheil werden wir Beide, Treu und ich, ja wohl entnehmen, ob wir uns in unseren Annahmen geirrt haben.«

Mit diesen Worten schlug er eine Seite auf, in der ein Papierstreifen lag, und strich mit der Hand über die glatten Seiten des Buches hin, die namentlich in den letzten drei Jahren mit einer fast gemalten Handschrift – so schön waren die Buchstaben und die imposanten Schnörkel derselben gezogen – beschrieben waren.

»Sehen Sie, Herr Baron,« sagte er, »hier beginnen von dem Tage an, wo Sie der Erbe von Schaumburg wurden, die Summen, die Ihnen der Amtrath zu Ihrem Unterhalt, zur Besoldung der auf dem Schneckenberg angestellten Diener und Arbeiter, zur Bestreitung Ihrer Bauten, Reisen, Anschaffungen aller Art und zu sonstigen Zwecken ausgehändigt haben will. Sehen Sie diese Posten einmal

genauer an und sagen Sie uns, ob es möglich ist, daß Ihnen solche ungeheure Summen wirklich gezahlt worden sind?«

Der Baron fing einige Posten an zu lesen, aber er schwieg lange Zeit, als ob er sich besinne. Da dies aber zu keinem Resultat führte, nahm der Inspector wieder das Wort und sagte:

»Ich sehe, auf diese Weise kommen wir nicht rasch genug weiter und wollten Sie alle Jahre mit den vielen angeblich gezahlten Summen durchsehen, so könnten wir vier Wochen mit der Prüfung der Bücher zubringen. So wollen wir denn einmal irgend ein bestimmtes, der Gegenwart näher liegendes Jahr auswählen und aus den Ausgaben dieses einen Jahres auf die anderen schließen. Nehmen wir also das Jahr 18. . an. Es ist dies das vorvorige und Sie werden sich daher wohl noch erinnern, ob Sie in diesem Jahre wirklich so viel ausgegeben haben, wie hier steht. Hier ist es und nun lesen Sie gefälligst, Herr Baron. Haben Sie im Januar, im Februar, im März und so das ganze Jahr hindurch *solche* Summen vom Amtsrath erhalten?«

Der Baron las lange und genau und blickte dann bald den Inspector, bald Treu an. Endlich aber sagte er, und mit so matter Stimme und einer so kläglichen Miene, als ob er und nicht der Amtsrath in diesem Fall der Verbrecher wäre:

»Ach, mein lieber Herr von Rodenberg, nein, das ist nicht möglich, so viel Geld kann ich nicht erhalten und noch weniger ausgegeben haben, selbst wenn ich die

Summe mit in Anschlag bringe, die ich für Angela, wie ich Ihnen schon einmal gesagt, bei dem Bankhause G. . . in B. . . angelegt habe. Leider habe ich selbst keine Rechnungsbücher geführt, weil ich es nicht für nöthig hielt, da ich ja wußte, daß der Amtrath in Schaumburg sie führte und ich nicht das geringste Mißtrauen in denselben setzte. Aber doch bin ich viel zu saumselig und vertrauensvoll gewesen, wie ich nun einsehe, ich hätte mir wohl meine Privatnotizen machen können. Doch wie konnte ich den geringsten Argwohn gegen den Amtrath hegen, der schon so lange im Dienst meiner Familie stand und von Jedermann stets als ein Muster von Rechtlichkeit, Treue und Pflichtgefühl gehalten worden ist. So habe ich mich auch in Allem und Jedem auf ihn verlassen und nie ist mir der Gedanke gekommen, er könne mich in irgend Etwas übervortheilen, zumal er ja einen so schönen Gehalt und nebenbei eine so hohe Dividende von den jährlichen Einnahmen bezog, die er mir alle Jahr vorgerechnet hat und die ich stets für richtig hielt. Ach Du lieber Gott, nein, meine Seele hat keine Ahnung von solchen falschen Rechnungen gehabt und überhaupt habe ich nie Jemandem etwas Schlechtes zugetraut, denn alle Disharmonie ist mir von jeher ein Gräuel gewesen und ich habe die kleinste Erörterung über Geldangelegenheiten, wenn er mir, was so oft geschah, Vorwürfe machte, daß ich so viel ausgabe, zu vermeiden gesucht und um so mehr geglaubt, er habe mein Bestes im Auge, da er mich so oft vor überflüssigen Ausgaben warnte und immer an die

Möglichkeit einer durch Mißerndte oder sonst einen Unglücksfall eintretenden Mindereinnahme erinnerte. Und jetzt – jetzt soll ich mich auch darin in diesem Mann getäuscht haben?«

»Das haben Sie gethan, Herr Baron,« sagte Treu, die rechte Hand betheuernd auf seine Brust legend, »und Herr von Rodenberg ist dieser Meinung schon in den ersten Tagen gewesen, als er Sie kennen gelernt und die Art und Weise Ihres einfachen Lebens mit dem verschwenderischen Luxus verglichen hat, der unten bei'm Amtsrath jeden Tag herrschte. Und so wird meine Meinung, die ich Ihnen so oft ausgesprochen, wohl die richtige gewesen sein, daß der Amtsrath mehr Einkünfte aus Schaumburg zog, als Sie selber, und das, Herr Baron, ist eben der Schmerz und Kummer gewesen, der mir seit Jahren am Herzen gefressen und mir so oft die Ruhe meiner Nächte geraubt hat.«

Der Baron senkte wie beschämt den weißen Kopf, der Inspector aber gab Treu einen Wink, daß er lieber schweigen und den alten Herrn nicht noch mehr aufregen solle, und fuhr dann folgendermaßen zu reden fort:

»So lassen wir für jetzt einmal die Ausgaben bei Seite liegen, wir können ja doch nicht alles Einzelne durchgehen. Aber wenn es mit ihnen nicht seine volle Richtigkeit hat, so können wir daraus schließen, daß es auch mit den Einnahmen nicht viel anders stehen wird. Und in der That habe ich mich überzeugt, daß es damit eben so schlecht steht, ja, daß ich hierin noch viel entschiedener, wenn das möglich ist, eine falsche Rechnung finde. Hier,



sehen Sie, Herr Baron, hier stehen die Einnahmen, die das Gut Schaumburg aus seinen Erträgnissen abgeworfen hat. Lassen Sie uns auch in diesem Buch irgend ein beliebiges Jahr aufschlagen und folgen wir dann den übrigen bis heute. Aber gehen wir darin etwas zurück, etwa acht Jahre, damit wir eine bessere Uebersicht gewinnen. Da sehen Sie, hier sind zum Beispiel die Einnahmen für Verkäufe des Getreides vom Jahre 18. . verzeichnet, hier für das Holz und verschiedene andere Dinge. Das Getreide wirft den größten Ertrag ab, gehen wir diese Rubrik also etwas genauer durch. Wie, glauben Sie, daß Schaumburg keine größeren Einnahmen gehabt hat, als hier verzeichnet stehen? Das ist meiner Meinung nach gar nicht möglich. Es muß mehr abgeworfen haben, denn wir haben in dieser Provinz in den letzten acht Jahren – und darum habe ich gerade so viel ausgewählt – durchaus keine Mißerndte gehabt, und wenn ich des Vergleichs wegen in diesem Jahre die vollstehenden Aecker betrachte und einen Ueberschlag mache, was wir heuer bei den jetzigen Preisen gewinnen können, so erhalte ich fast zwei Drittel mehr, als hier verzeichnet steht. Nun will ich annehmen, daß der Weizen und der Roggen nicht alle Jahre so gediehen ist, wie diesmal, wir wollen also recht viel, ein ganzes Drittel abrechnen, dann ist immer noch ein Drittel zu wenig angegeben, und das kann kein Irrthum, sondern es muß ein Gewaltstreich des Buchführers sein, der Sie offenbar täuschen und Ihnen etwas vorlügen will, was kein Sachverständiger ihm glauben kann. Oder sind Sie darin nicht meiner Meinung, Herr Baron?«

»Ich weiß nicht, was ich darüber sagen soll,« versetzte Dieser, von den handgreiflichen Irrthümern, die sein Inspector ihm hier so schonungslos aufdeckte, gewissermaßen eingeschüchtert, »denn davon verstehe ich nichts. Aber auch in diesem Punkt hielt ich mich für gut bedient und sehe nun zu meinem Leidwesen, daß ich auch darin wahrscheinlich getäuscht bin. Ich sage: wahrscheinlich, denn sichere Beweise, daß auch hier ein Betrug obwaltet, haben wir ja nicht.«

»Nein,« erwiderte der Inspector, »auch hierin kann man leider dem Herrn Amtsrath nicht Schwarz auf Weiß beweisen, daß er gelogen hat, im nächsten Jahre aber würde ich es bestimmt können, wenn ich ihm nachrechnete, wieviel Getreide wir gewonnen und er dann verkauft hat. Allein auf diesen Beweis für die Zukunft ist jetzt kein Gewicht zu legen; einmal, weil er sich hüten würde, in der nächsten Zeit falsche Rechnung zu führen, da er wohl merkt, daß man ihm auf die Finger paßt, und dann, weil mir das Warten bis dahin unmöglich ist. Nein, mich treibt es zu einer rascheren Lösung mit einem solchen ungetreuen Beamten, und Sie, Herr Baron, werden darin ganz sicher mit mir in Uebereinstimmung sein.«

»O ja,« sagte der Baron schüchtern, »aber nach welcher Lösung treibt es Sie denn?« setzte er mit neu hervorbrechender Aengstlichkeit hinzu.

»Seien Sie ganz ruhig,« entgegnete der Inspector sanft und doch mit einem so festen und vertrauensvollen Blick, daß der Baron dadurch sichtbar wieder beruhigt ward.

»Habe ich die Einleitung gewagt und Sie auf die Betrügereien jenes Herrn aufmerksam gemacht, so werde ich auch eine Abhülfe, also das Ende finden, nur dürfen wir uns damit nicht übereilen und müssen uns vor der Hand mit dem ersten Erfolge begnügen, der mit dem Augenblick beginnen und sichtbar werden wird, wo dem Amtrath seine Bücher abgefordert wurden. Ich bin nämlich fest überzeugt, daß von jenem Tage an Niemand da unten es wagen wird, eine falsche Summe in das Rechnungsbuch einzutragen, da man annehmen muß, daß hier Jemand vorhanden ist – und warum sollte man nicht auf mich dabei verfallen, was mir ganz angenehm wäre –, der richtig zu rechnen und den Herrn Amtrath zu controliren versteht. Lassen Sie für's Erste morgen von Treu einen Brief abschreiben, den ich noch heute aufsetzen will und der etwa dahin lautet, daß Sie zu Ihrer genaueren Informirung die Bücher einstweilen behalten, daß aber von heute an die Einnahmen und Ausgaben von Schaumburg in zwei neue Bücher eingetragen werden, aus denen die Summen wieder in die alten übertragen werden sollen, sie bald Sie dem Amtrath – so lautet ja der Geschäftsausdruck dafür – die Decharge für dieselben ertheilt haben werden. Dieser Brief muß morgen früh nach Schaumburg abgehen und dann erst können wir uns vor der Hand beruhigt fühlen und auf eine weitere Verfolgung der traurigen Angelegenheit sinnen.«

»Ach Gott sei Dank, daß wir noch etwas Zeit gewinnen!« rief der Baron frisch aufathmend aus. »Ich bin auch kein Freund von Ueberstürzungen, noch dazu in so

schwierig zu ergründenden und verwickelten Angelegenheiten. In der That, es scheint mir ein guter und milder Weg zu sein, den Sie mit diesem Vorsatz eingeschlagen, und hier haben Sie meine Hand und damit meinen unaussprechlichen Dank, daß Sie mir mit so weichem und edlem Herzen so viel Liebes und Gutes erweisen.«

»O, Herr Baron,« rief Felix von Rodenberg mit einer eigenthümlich lächelnden Miene aus, »mein Herz ist gegen diesen Herrn Stephani so weich nicht, wie Sie glauben; im Gegentheil, ich werde ihn hart und an der rechten Stelle anfassen, sobald ich ihn erwischen kann, denn das habe ich mir im Stillen und aus Ihrer Seele heraus gelobt: es muß jetzt biegen oder brechen da unten und einem solchen Otterngezücht, welches, wenn es könnte, die ganze Welt mit seinem Gift, mit Lug und Trug verderben würde, kann man die Ferse nicht fest genug auf den verbrecherischen und dabei so dünkelhaften Kopf drücken. Nein, Herr Baron, weich ist mein Herz in dieser Beziehung bei Gott nicht; in einem Falle, wie der vorliegende, kenne ich keine Schonung und Sie werden mir hoffentlich nicht das Leid anthun, mich in meinem Lawinensturz über diesen Schaumburger Herrn aufzuhalten, der nun einmal mit voller Wucht über ihn hereinzustürzen im Begriff ist. Nach meiner Ansicht ist es eine Ehrensache, die wir hier verfechten, wir sind im Recht dieser Lügenbrut gegenüber, und sie würde uns im Stillen auslachen, ja mit Hohn und Spott bewerfen, wenn wir, so nahe an unser Ziel gelangt, auf halbem Wege stehen

blieben und aus ganz falsch verstandenen und übel angewandten Menschlichkeitsrücksichten Gnade für Recht ergehen ließen.«

»Nein, Herr Baron,« rief nun auch Treu, auf seinen Herrn zueilend und seinen Arm ergreifend, als er den Inspector mit hochaufgerichteter Gestalt und flammendem Gesicht zum rüstigen Vorgehen entschlossen sah, »das werden, das dürfen Sie nicht, schon um Ihres Kindes willen nicht, das ja jener hinterlistige und ungetreue Mensch am meisten betrogen hat. Ich muß diesmal Herrn von Rodenberg Recht geben – keine Gnade in diesem Fall! Der Amtrath hat lange genug gesündigt und es ist gar nicht zu berechnen, was für Schaden er Ihnen bereitet hat und im günstigen Fall Ihnen noch ferner bereiten wird.«

Der Baron, als er sich auch von dieser Seite zu einem ernstesten und nachdrücklichen Handeln gedrängt sah und doch in seinem milden, menschenfreundlichen Herzen sich nicht zur verdienten Strenge gegen einen Uebelthäter entschließen konnte, den er bis vor Kurzem noch für einen ehrlichen Mann gehalten, sank auf seinen Stuhl zurück, bedeckte sich die Augen mit der Hand und brach, von seinen Gefühlen übermannt, in Thränen aus.

Erst nach einer Weile, während die beiden Getreuen an seiner Seite standen und seinen Gefühlsausbruch geduldig abwarteten, beruhigte er sich wieder und sagte mit seiner sanften und stets zum Herzen dringenden Stimme:

»Nun denn, wie Gott will! Thut, was Ihr für Recht haltet, ich will Euch nicht wehren und mich auch in dies mir

vorbehaltene Schicksal fügen, aber vergesset nicht, daß auch der Amtsrath Stephani ein Mensch und daß sein oberster Richter allein der allmächtige Gott ist!«

»Nein, das vergessen wir nicht, Herr Baron,« rief der Inspector mit hochaufathmender Brust, »und diesem Richter stellen auch wir das Endurtheil anheim.«

»Nun, dann danke ich Ihnen, und dann sind wir ja wohl mit dieser leidigen Untersuchung zu Ende, nicht wahr?«

»Ja, wenn Sie wollen, sind wir damit zu Ende,« entgegnete der Inspector, »obgleich ich Ihnen noch sehr viel über den seltsamen Inhalt dieser Bücher sagen könnte, deren dunkle Geheimnisse wir noch lange nicht erschöpft haben.«

»Nein, lassen Sie es gut sein für heute, ich habe mehr als genug. Ach, was für ein schrecklicher Tag! Aber sagen Sie, kann jetzt nicht meine Tochter gerufen werden? Ich habe eine große Sehnsucht nach ihr, und sie allein kann mein aufgeregtes Herz wieder zu ruhigerem Schläge bringen.«

Der Inspector nickte Treu zu und dieser sprang sofort nach den Zimmern der Damen hinüber und fünf Minuten später lag Angela zu den Füßen und in den Armen ihres Vaters, der sie mit Küssen bedeckte und endlich, nachdem er sich lange seiner Zärtlichkeit hingeeben, mit bedeutungsvoller Miene sagte:

»Angela, mein Kind, Herr von Rodenberg ist ein muthiger und starker Mann, ich habe es gleich von Anfang an gewußt, aber er ist auch ein milder Mann, der ein warm

schlagendes Herz in der Brust hat, und dafür danke Du ihm in meinem Namen, denn ich kann es nicht so, wie ich möchte.«

Angela erhob sich mit einem raschen Schwung von den Knien und, ohne einen Moment zu zögern, schritt sie auf Felix von Rodenberg zu, sah ihn mit einem thräzenschweren, aber unendlich glücklichen Blick an und, indem sie ihm beide Hände mit einer anmuthigen Bewegung des Kopfes reichte, sagte sie mit ihrer seelenvollen und glockenreinen Stimme:

»Herr von Rodenberg! Mein Vater befiehlt mir, Ihnen zu danken, daß Sie ein starker Mann, namentlich für ihn sind und zugleich ein mildes Herz für Andere haben. Darf auch ich an Ihre Stärke und Milde zugleich einigen Anspruch erheben und wollen Sie damit den herzlichen Dank eines jungen Mädchens entgegennehmen, das außer seinem Vater, seiner mütterlichen Freundin und dem alten treuen Mann dort nur – Sie zum Freunde hat?«

Felix von Rodenberg schien von diesen so lieblich erklingenden und mit so tiefem Gefühl gesprochenen Worten wie bezaubert zu sein. Er stand unbeweglich vor Angela, ihre Hände fest in den seinen haltend und starrte sie mit einem so bewundernden und glückseligen Blick an, daß er weit mehr damit als mit den folgenden Worten sagte, die er nur mit großer Mühe über die Lippen zu bringen schien:

»Meine Stärke, wenn ich solche besitze, und auch meine Milde, wenn sie wirklich in mir vorhanden ist, gehört Ihnen wie Ihrem Herrn Vater, mein gnädiges Fräulein,

denn was ich für ihn gethan und thun werde, habe ich auch zugleich mit für Sie gethan und werde ich ferner thun; in meinem Herzen wenigstens habe ich Sie Beide nie zu trennen vermocht und kann es auch jetzt noch nicht.«

»Nun, Gott sei Dank, Angela!« rief der Baron, vom Stuhl aufspringend und sein Kind und den Inspector zugleich mit den Armen umfassend, wobei er in seiner Hast und überströmenden Herzensregung Beide fast an einander drückte, »da sind wir ja einmal wieder an einer schönen Stelle zusammen! Mit diesem Ausspruch können wir zufrieden sein und so hat dieser schreckliche Abend doch ein gutes Ende gehabt. Und nun ruft die liebe Wanner herbei und dann – dann wollen wir wieder fröhlich und glücklich mit einander sein!«

#### VIERTES CAPITEL. HERR FUCHS BEGINNT SEINE RACHEDROHUNG AUSZUFÜHREN.

Der vom Inspector am Abend angedeutete Brief des Barons an den Amtrath war noch in derselben Nacht von ihm aufgesetzt, am nächsten Morgen von Treu abgeschrieben, vom Baron unterzeichnet und dann sogleich durch Johannes nach Schaumburg abgesendet worden, um daselbst neues Staunen und neuen Schrecken hervorzurufen, der aber bei Weitem mehr den Amtrath als den Secretair angriff, da dieser jetzt in einem ganz anderen und seine Leidenschaften viel heftiger in Anspruch nehmenden Elemente schwamm, auf welches wir später noch näher zurückkommen werden. Auch hatte sich Herr



Fuchs, der sich in den süßesten Träumen eines ihm in Zukunft bevorstehenden Glückes wiegte, gerade in dieser Zeit, sogar schon einige Tage früher, ganz anderen und nicht eben leichten Arbeiten unterzogen, die wir zum Theil noch in diesem Capitel kennen lernen werden, und so achtete er jetzt viel weniger, als es die Klugheit unter den obwaltenden Umständen geboten hätte, auf die warnenden Stimmen, die wie ein schweres Gewitter vorhersagende Donnerschläge vom Schneckenberge herniedertönten, denen er aber bei Weitem nicht die Tragweite und den Ernst beimaß, die sie in der That in sich schlossen. Er kannte eben den stillen Baron nicht so genau, wie ihn zum Beispiel Cornelia kannte, und noch weniger beachtete der Leichtfertige die nachhaltige Kraft, die dessen jetziger rechter Hand, dem Inspector, inwohnte und mit der dieser unbemerkt, unerkennbar, aber unerbittlich, wie das Schicksal selber, jetzt mit den heimlichen Uebelthätern in Schaumburg zu Gericht ging, um sie endlich da zu fassen, wo es Niemand vermuthete, selbst der Baron nicht, der vielleicht der Ahnungsloseste von Allen war, wie weit Felix von Rodenberg's Kraft und Gewalt reichte und wie umsichtig, bedacht und sicher er dieselbe nicht nur zu brauchen verstand, sondern auch zu Gunsten seines so lange mit Füßen getretenen Herrn und Freundes zu brauchen entschlossen war. –

Unterdessen hatte endlich die Erndte begonnen und in dem Gehöft zu Schaumburg, wie auf den ringsum gelegenen Feldern, herrschte die lebhafteste und erfreulichste Thätigkeit. In großen Schaaren waren die Knechte und

Mägde, wohl aufgeputzt und mit frohem Gesang ihre Arbeit beginnend, ausgezogen und der metallische Klang der von ihnen an zehn Orten zugleich geschärften Sensen tönte melodisch bis zu dem grün belaubten Berge hinauf. Da standen sie denn an verschiedenen Stellen der weiten Gefilde in bunten Gruppen beisammen und, von des Inspectors und des jungen Verwalters Zuspruch ermuntert, ward der erste Sensenschnitt unter lautem Jubel der da-beistehenden Mägde vollbracht.

Während dies auf dem Felde geschah, waren die Fuhrknechte mit ihren großen vierspännigen Ackerwagen nicht minder fröhlich im Gutshofe beschäftigt. Die kräftigen und mitunter schönen Pferde, sechzig an der Zahl, denn so viel wurden zur Bewirthschaftung des großen Gutes außer den zwei Dutzend Zugochsen gebraucht, wurden eifrig gestriegelt und geputzt, damit sie, wenn sie in ihrem besten Geschirr die kostbare Last von den Feldern holten, gar stattlich aussähen und dem vornehmen Herrn sowohl, dem sie gehörten, wie den Leuten, die sie pflegten, Ehre machten.

Das ganze ländliche Arbeitsfest, denn ein solches ist ja die Erndtezeit stets auf großen Gütern jener von der Natur so gesegneten Provinz, in der unsere Geschichte spielt, wurde außerdem von dem herrlichsten Wetter begünstigt. Am wolkenlosen, mattblauen Himmel strahlte die Sonne in ihrem reinsten Glanz und die Wärme war gerade nicht übermäßig, doch hinreichend, um das flugs

gemähte Getreide bald den Händen der singenden Mädchen und Frauen zu überliefern, die es zusammen harkten und trugen, in Garben vereinigten und in künstlicher Zusammenstellung jene goldgelben Pyramiden bauten, auf die nicht nur das Auge des Landmannes, sondern auch des Städters mit freudigen Blicken und dankbarer Erhebung des Herzens schaut.

Auch vom Schneckenberg aus blickten in diesen Tagen viel freudige Augen in das Gewimmel des sonst so stillen und jetzt mit einem Mal so lebhaft gewordenen Thales hernieder und der Baron, der gleich am ersten Tage in Begleitung des Inspectors die zunächst arbeitenden Schnitter besucht, mit ihnen freundlich gesprochen und zu jedem Feierabend ein Faß Wein verheißen hatte, stand mit freudig lächelndem Gesicht neben Angela und Fräulein Wanner auf geeigneten Höhepunkten und alle Drei hielten ihre Gläser auf das bunte Treiben in der Ebene gerichtet. Weit über hundert fleißige Arbeiter sahen sie so den Segen des Herrn zusammentragen, denn wenn auch nicht so viele auf dem Gute selbst ansässig waren, so wurden doch zur Erndtezeit stets fremde angenommen und sie kamen alle Jahre unaufgefordert und gern, da sie wohl wußten, daß es ihnen auf dem Gutshofe des reichen Barons an nichts gebrach, wo die Küchenmägde und der Küfer an diesen Tagen vom Morgen bis Abend Arbeit in Fülle hatten, denn der Baron war von jeher ein freigebiger Herr gewesen und hatte es seinen Arbeitern nie an etwas fehlen lassen. In diesem Sinn waren auch der Amtsrath, der Inspector und der Verwalter instruiert

und so ließen es wenigstens die Beiden Letzteren an keiner Sorgfalt fehlen, wenn auch der Erstere, zu viel mit seinen eigenen Sorgen beschäftigt, sich persönlich diesmal weniger denn je um die Erndtevorkehrungen bekümmerte und dies Geschäft auf untergeordnete Persönlichkeiten übertragen hatte.

Am meisten freilich war in diesen unruhigen Tagen der Inspector in Anspruch genommen, allein er verstand es wie Wenige, die Arbeit zu leisten, mit der ihn seine Stellung gerade jetzt belastete. Auf seinem flinken Rappen flog er schnell wie der Wind von Acker zu Acker, wo man am thätigsten bei der Arbeit war, und so war er fast überall, jedenfalls aber immer da, wo man seiner bedurfte. Dabei wurde er außerordentlich von dem gewandten jungen Verwalter unterstützt, der, ebenfalls zu Pferde, sich auf den weiten Feldern hin und her bewegte und vom Inspector so genaue Instructionen erhalten hatte, daß er nie zweifelhaft sein konnte, was in dessen Abwesenheit zu jeder Stunde des Tages anzufassen und zu besorgen sei.

Zu den gewöhnlichen Speisestunden aber fand sich Herr von Rodenberg stets auf dem Berge ein, nur Abends nach dem Thee ritt er gewöhnlich noch einmal nach Schaumburg, um nachzusehen, ob auch Alles daselbst in Ordnung und seine am Morgen gegebenen Befehle vollstreckt seien. Dem Baron freilich ging die so häufige und lange Abwesenheit seines jungen Freundes sehr nahe, allein er sah ein, daß es nicht anders ging und so fügte er

sich in das Unabänderliche und genoß mit um so größerer Freude die wenigen Augenblicke, die ihm Felix von Rodenberg in dieser wichtigen Zeit schenken konnte.

---

Es war der dritte Tag der Erndte und zahlreiche goldgelbe Garben waren von den fleißigen Mägden auf den zum Theil kahlgeschorenen Feldern schon in Pyramiden zusammengestellt, als Treu Morgens gegen acht Uhr aus der Bibliothek kam, wo der Baron eben mit Angela das Frühstück eingenommen hatte. Der alte Mann, der sich auch einmal das lustige Treiben auf den Feldern ansehen wollte, ging, mit einem Fernglase in der Hand, anfangs vor dem Schlosse langsam auf und nieder und schaute mit froher Behaglichkeit auf das bunte Leben im Thale hinab, an dem er von jeher den größten Antheil genommen und jetzt noch viel mehr als sonst nahm, da er sich wohl sagen mochte, daß nun endlich einmal der ganze reiche Segen da unten seinem guten Herrn zufließen würde, nachdem er ihm schon seit Jahren, wie er sich nun erst recht aus den Büchern des Amtsraths überzeugt, so vielfach und auf die frechste Weise geschmälerert worden war.

Um auch nach der östlich vom Berge gelegenen Seite, wo sich an diesem Tage die größte Thätigkeit entwickelte, schauen zu können, hatte er sich eben auf den bergabführenden Fahrweg begeben, um sich ein hübsches Aussichtsplätzchen auf einer schattigen Bank zu suchen, als

er den alten Postboten, der jeden Morgen die Zeitungen und Briefe von der nächsten Poststation brachte, langsam den Berg heraufkommen sah.

Um ihm einige Schritte abzunehmen, ging Treu ihm entgegen und begrüßte den alten Bekannten mit den freundlich gesprochenen Worten: »Guten Morgen, Benjamin. Bist Du wieder da? Das ist recht. Na, Du hast heute gutes Wetter zum Wandern und hast Dich gewiß über das Leben da unten auf den Feldern gefreut, he?«

»O ja,« erwiderte der etwas stotternde Briefträger und griff schon nach seiner Tasche, um ein Packet herauszunehmen, »o ja, es sieht – h – heuer unten ganz lustig aus und es wird eine – eine schöne Erndte geben, Herr – Tr – Treu! So groß sind die Halme lange nicht gewesen und die Aeh – Aehren sind so voll und schwer, daß sie kaum ihren Inhalt tragen können. Da haben Sie die – die heutigen Zeitungen und außerdem die – diesen Brief –«

»Wo kommt er her?« fragte Treu, den hingereichten Brief neugierig von allen Seiten betrachtend.

»Er – kommt nicht gerade weit her,« entgegnete der Briefträger, sich den Schweiß mit einem blauen baumwollenen Tuch von der Stirn wischend. »Er trägt ja den St – Stempel von Breitenhagen, wo Ihre nächste Post ist, und da wird er auch wohl nicht viel Ge – scheidtes bringen.« Aber wie, haben Sie mir heute keinen – Brief mitzugeben?«

»Nein, Benjamin, heute nicht. Es hat Niemand mir einen abgeliefert.«

»Na, dann will ich mich nicht länger auf – aufhalten, ich muß noch weit in der Runde herum – laufen, es sind heute erstaunlich viele Briefe abgegeben. Guten Morgen, Herr Tr – Treu, und ich danke Ihnen, daß Sie mich so schnell ex – pedirt haben.«

»Guten Morgen, Benjamin, und wenn Du einmal etwas länger Zeit hast, sollst Du nächstens ein recht gutes Frühstück haben – noch während der Erndte. Glück auf den Weg!«

Der Postbote trat seinen Rückweg vom Berg viel schneller an, als er heraufgekommen, und war bald hinter einem Gebüsch des sich so oft windenden Schneckenweges verschwunden. Treu aber suchte jetzt seine Bank auf, jedoch nicht, wie er vorher gewollt, um die Felder im Thale zu beobachten, sondern zuerst den eben empfangenen Brief in näheren Augenschein zu nehmen, der, seltsam genug, heute ganz eigenthümliche Gedanken in ihm erregte.

Das Couvert dieses Briefes war fest, beinahe bis an die Ränder zusammengeklebt, ohne Siegel noch sonst ein Zeichen, woraus man auf den Absender hätte schließen können. Der Poststempel lautete, wie gesagt, »Breitenhagen« und die Adresse: »Herrn Baron Clemens von Hartenstein. Auf dem Schneckenberge.«

Treu, der alle Correspondenten seines Herrn und deren Handschrift genau kannte, mochten sie auch noch so fern wohnen und selten schreiben, besah den ihm so sonderbar erscheinenden Brief von allen Seiten. Er wußte nicht recht, warum ihm derselbe, von unbekannter Hand

adressirt, als ob es ihm aus der Luft angeweht wäre, so verdächtig vorkam und warum ihn ein bängliches, ahnungsvolles Gefühl sagte, daß in diesem Brief irgend ein neues Unheil stecke. Nachdem er ihn wohl zehnmal in der Hand umgedreht und nichts daran gefunden, was ihm einen Aufschluß geben konnte, studirte er die Handschrift mit großer Sorgfalt noch einmal und sie kam ihm allmählig schon etwas bekannter vor, obwohl er sich nicht getraut hätte, mit Gewißheit den Schreiber derselben zu errathen. Aber diese Handschrift fiel ihm nicht zumeist an dem Briefe auf, es war vielmehr etwas ganz Anderes. Es war ein eigenthümlicher Geruch, der an dem Papiere haftete und der, wie es ihn bedünken wollte, nach einer schlecht gelüfteten Actenstube roch, in der Petroleum gebrannt und viel Taback geraucht wurde.

Treu war, wie wir sehen, mit einer feinen Nase begabt, aber er besaß auch ein sehr gutes Auge und einen klugen, umsichtigen, auf alle kleinen Nebendinge achtenden Kopf. »Wo kann der Brief wohl herkommen?« fragte er sich wiederholt. »Aus Breitenhagen! Nun ja, den Poststempel davon trägt er wenigstens, er muß also von einem Schreiber aufgegeben sein, der in der Nähe wohnt, sonst würde man einen anderen Aufgäbeort gewählt haben. – Sollte er wohl aus Schaumburg sein?« fragte er sich etwas zaghaft weiter. – »Nein, das ist er doch wohl nicht. Wenn der Amtsrath in Geschäftsangelegenheiten schreibt – und seine Briefe kommen nie durch die Post, sondern stets durch einen besonderen Boten – so steht immer ›Herrschaftliche Dienstsache‹ auf dem Couvert,



und außerdem ist diese Handschrift weder die des Amtraths, noch seines Secretairs, noch des Fräuleins, die ich ja alle so genau kenne. Hm!«

Als er aber auf diese Weise auf Schaumburg gerathen war, befiel ihn plötzlich ein neuer Verdacht. Die Handschrift erschien ihm, der ein sehr Schreibkundiger war und in den Lebensverhältnissen, in denen er seine Jugend und sein späteres Alter zugebracht, die mannigfachsten Erfahrungen darin gesammelt, nicht natürlich genug, vielmehr mit einer bestimmten Absicht und einer augenscheinlich nicht geringen Kunstfertigkeit entstellt. »Hm,« sagte er sich, »so undenkbar wäre es eben nicht, was mir just durch den Kopf schießt und es giebt niederträchtige Menschen genug, die sich darauf legen, zu irgend welchem Zweck verfängliche Briefe zu schreiben, und an dergleichen zu denken, liegt uns augenblicklich nicht sehr fern. Wahrhaftig, ich gäbe etwas darum, wenn ich den Inhalt kennte, der mir von Minute zu Minute bedenklicher und verdächtiger erscheint. Ihn auf eigene Verantwortung erbrechen darf und will ich nicht, aber dem Baron werde ich ihn auch nicht sogleich geben und erst mit dem gnädigen Fräulein sprechen, und wenn die auf meine Idee eingeht, wollen wir auch mit Herrn von Rodenberg darüber reden. Der ist der rechte Mann für alle solche lichtscheuenden Dinge, Herr Du mein Gott! Denn was hat der nicht schon Alles zuwege gebracht, seitdem er auf dem Schneckenberg wohnt und was wird er nicht noch sonst zuwege bringen – haha!«

Kaum hatte Treu diesen Entschluß in seinem für den guten Herrn stets sorgenden Sinn gefaßt, so war er auch schon auf die Ausführung desselben bedacht. Er steckte den Brief in seine Brusttasche und behielt bloß die Zeitungen in der Hand, um sich damit sogleich nach dem Schlosse zurückzubegeben. Als er die Höhe bis dahin erstiegen hatte, trat eben der Baron mit Angela aus der Thür, um ebenfalls die Fortschritte der Erndte zu betrachten, die man von hier oben ganz genau verfolgen konnte.

»Hast Du die Zeitungen, Treu?« rief ihm der Baron schon aus der Ferne entgegen.

»Ja, Herr Baron!« Und er hielt die Blätter hoch, um sie dem Herrn zu zeigen, der seit einiger Zeit jeden Morgen ein großes Verlangen nach den Neuigkeiten des Tages trug. Als Treu aber an Beide herantreten war und dem Baron die Zeitungen überliefert hatte, fragte Angela:

»Hast Du heute keinen Brief für Herrn von Rodenberg? Ich denke jeden Tag, daß seine Mutter schreibt, wann sie kommen wird.«

»Nein, gnädiges Fräulein, heute habe ich keinen für ihn,« antwortete er und dabei gab er ihr einen Wink, der sie auf irgend etwas aufmerksam machen sollte, was ihm auch auf der Stelle gelang.

Der Baron hatte unterdeß flüchtig die Zeitungen durchblättert und auf einer Seite zu lesen begonnen, wobei er mitunter stehen blieb und weiter nicht auf seine Begleitung achtete.

Angela gab Treu wieder einen Wink und sagte zu ihrem Vater: »Du solltest Dich doch hier irgend wo hinsetzen, Väterchen, und die Zeitung gemächlich lesen. Ich rufe Dich dann wieder ab und will mir nur aus meinem Zimmer ein Buch holen, damit ich auch etwas zu studiren habe.«

»Gut,« sagte der Baron, »das kann geschehen. Ich werde nach der Rosenlaube gehen, da wirst Du mich nachher finden.«

Er wandelte, ruhig weiter lesend, im langsamsten Schritt der Rosenlaube zu, während Angela eilig nach dem Schloß zurückkehrte, wohin ihr Treu ohne Zögern folgte.

Angela schritt nach einem ihrer Zimmer, wo sie sich ungestört wußte, und Treu, eben so begierig, zu reden, wie Jene, zu hören, folgte ihr unmittelbar dahin. Kaum aber sah sie sich mit dem alten Vertrauten allein, so rief sie mit einiger Spannung:

»Nun sprich, was hast Du mir zu sagen? Ich lese auf Deinem Gesicht, daß wieder etwas Neues und gerade nichts besonders Gutes vorgefallen ist.«

»Hm, ja, gnädiges Fräulein, wie Sie es nehmen wollen,« begann Treu mit einiger Verlegenheit. »Für mich wenigstens ist es eine sehr unangenehme Sache, die ich nicht allein auf mich nehmen kann, und da habe ich mich an Sie gewandt, denn diesmal können nur Sie handeln und die Verantwortung davon übernehmen.«

»Recht gern, wenn es nicht anders geht. Aber nun sprich, Du hast mich sehr neugierig gemacht.«

»Ja, sehen Sie, gnädiges Fräulein,« begann Treu mit ganz leiser Stimme zu sprechen, »Benjamin, der alte Postbote aus Breitenhagen, hat vorher doch einen Brief gebracht, aber nicht für Herrn von Rodenberg, sondern für den Herrn Baron. Das scheint mir aber ein ganz besonderer Brief zu sein und deshalb habe ich ihn dem Herrn Baron nicht gleich geben wollen. Sehen Sie, da ist er!« Und nun theilte er ihr in aller Ausführlichkeit alle seine Vermuthungen und Besorgnisse mit, die wir ihn schon vorher haben aussprechen hören. »Wenn nun meine Furcht vor dem Brief begründet ist,« schloß er seine Rede, »und derselbe für den Herrn Baron wirklich etwas Unangenehmes enthält, so möchte ich ihn lieber unterschlagen, was allerdings nicht erlaubt ist, aber durch besondere Umstände doch bisweilen gerechtfertigt werden kann, wie hier. Vorher aber müßte man ihn lesen, um sich von seinem Inhalt zu überzeugen, und das dürfen nur Sie, mein gnädiges Fräulein, vor der der Herr Vater ja so wie so keine Geheimnisse hat.«

Angela, die vorher nicht gerade besorgt gewesen war, weil sie bisher an keine neue Unannehmlichkeit in Bezug auf ihren Vater gedacht, wurde jetzt, da der kritische Fall nun so klar vor ihr lag, doch etwas befangen. Sie überlegte sich Treu's Vorschlag hin und her und endlich neigte sie sich seiner Ansicht zu, die auch sie für richtig und zweckgemäß erkannte, zumal sie in ihrer persönlichen Stellung zu dem Vater nicht zu befürchten brauchte, daß derselbe, wenn er später etwas davon erführe, es ihr übel deuten werde, daß sie den an ihn gerichteten Brief aus

sehr triftigen und sein eigenes Wohl betreffenden Gründen geöffnet habe.

»Ja, Treu, Du hast Recht,« sagte sie endlich. »Wir wollen ihn öffnen und ich werde ihn lesen. Ist der Inhalt von irgend einer Bedeutung, so werde ich ihn Dir und zuletzt – auch Herrn von Rodenberg mittheilen. Gieb mir ein Messer her – ich schneide ihn dreist wie jeden andern Brief auf, denn ich denke Niemandem zu verheimlichen, daß ich von meinem Vater eine neue Sorge abzuwenden gesucht.«

Treu reichte ihr mit leicht bebender Hand sein Taschenmesser hin und im nächsten Augenblick war das Couvert am Rande durchschnitten und die Einlage, die es enthielt, lag in Angela's Hand. Sie stellte sich damit an ein Fenster und begann ruhig zu lesen. Plötzlich aber wankte sie, sank auf einen Stuhl, ließ den Brief auf ihren Schooß sinken und schlug die Hände zusammen, wobei sie Treu mit einem so bleichen und erschrockenen Gesicht ansah, daß dieser in die höchste Bestürzung gerieth, denn einen solchen Schreck hatte er sich auf dem lieblichen Antlitz des sonst so muthigen Mädchens so bald nicht abspiegeln sehen.

»Um Gottes willen, gnädiges Fräulein,« rief er und trat dicht zu ihr hin, »was steht in dem Brief?«

Da aber war der erste Schreck in Angela auch schon wieder vorüber. Sie richtete sich muthig und entschlossen auf, lächelte den wackeren Diener holdselig an und

sagte mit dem wärmsten Ton ihrer glockenreinen Stimme: »Treu, Du bist wahrhaftig ein braver und dabei außerordentlich kluger und vorsichtiger Mensch. Ich danke Dir herzlich für Deinen vortrefflichen Rath. Nie ist eine Handlung, wie wir sie eben beginnen, gerechtfertigter gewesen. Anfangs war ich erschrocken, ja, aber jetzt bin ich es nicht mehr, denn ein solcher gemeiner und noch dazu anonymer Brief kann und darf die Tochter des Barons von Hartenstein nicht außer Fassung bringen.«

»Aber was steht denn darin?« fragte Treu, der auch wieder frischen Muth schöpfte, da er Angela so gelassen und ruhig sprechen hörte.

»Da, lies ihn selbst, und dann wollen wir weiter darüber reden. Aber sprich nicht laut aus, was Deine Augen lesen; kein Mensch soll es hören, außer Dir und Herrn von Rodenberg, damit kein Hauch davon vor die Ohren meines Vaters kommt.«

Treu nahm ihr den hingereichten Brief aus der Hand, und da ihm die Kniee etwas unsicher geworden, setzte er sich in Angela's Nähe am Fenster nieder und las den in der That ohne Namensunterschrift abgefaßten Brief, dessen Inhalt folgender war:

»Herr Baron!

Sie sind auf falsche Wege gerathen!  
Man spinnt Unheil gegen Sie und zwar von einer Seite, wo Sie es am wenigsten erwarten. Sie sind von Menschen umgeben, die Ihr Vertrauen täuschen und Sie

mit tausend Ränken umstricken. Ich aber will Ihnen die Wahrheit sagen und Sie über Ihre eigene Person aufklären, da Sie fortwährend in Ihrem alten Wahn verharren und dadurch die richtige Beurtheilung Ihrer und an derer Menschen Verhältnisse verloren haben. Früher waren Sie dem Anschein nach ein guter und rechtschaffener Mann, plötzlich aber sind Sie in Irrthümer über Irrthümer verfallen, und es gewinnt völlig den Anschein, als ob Sie auf dem besten Wege wären, ein harter und grausamer Mann zu werden. Sie aber sollten das am wenigsten sein. Sie haben eine Vergangenheit hinter sich, die einen dunklen Flecken trägt. Gedenken Sie der gebrochenen Säule am Heckenzaun zu Schaumburg und vergessen Sie nicht, daß das Blut Ihres durch Ihre Hand gefallenen Bruders daran klebt, dessen Erbes Sie sich auf keine andere Weise bemächtigen konnten. Es scheint Zeit zu sein, nicht allein Ihr Gedächtniß, sondern auch Ihr Gewissen wachzurufen, in der besten Absicht, Sie zu einem milden und gerechten Vorgehen gegen Menschen zu bringen, denen Sie Dank schuldig sind und doch mit Undank lohnen. Aber einen solchen Dank vergißt ein vornehmer Herr,

wie Sie, nur zu bald. Noch einmal, gedenken Sie des gewaltsamen Todes Ihres Bruders und gehen Sie in sich. Das rath Ihnen ein Mann, der weiß, was Sie gethan, und der nicht anstehen wird, Sie weiter zu verfolgen, wenn Sie auf der eingeschlagenen Bahn fortzufahren die Dreistigkeit besitzen. Ich bin ein Ihnen Unbekannter, ein Proletarier, wie Sie mich vielleicht zu brandmarken belieben, aber ich fühle mich berufen, Ihnen eine Warnung zur rechten Zeit zuzurufen, der Sie in Ihrem aristokratischen Uebermuth vergessen zu haben scheinen, was Sie Ihren Mitmenschen schuldig sind. Ihr ohne alle Achtung ergebener

N. N.«

---

»Nun, was sagst Du jetzt, alter Treu?« fragte Angela, als Dieser mit immer ruhiger werdender Miene den Brief zu Ende gelesen, ihn dann gelassen zusammenfaltete und mit dem Couvert in seine Brusttasche steckte.

Treu holte erst tief Athem, dann schüttelte er verwundert den Kopf und sagte mit einer mehr traurigen als entrüsteten Miene:

»Was soll ich dazu sagen, gnädiges Fräulein? Sie haben ganz Recht: etwas so Gemeines und Schändliches,



wie dieser Brief enthält, muß einem anständigen Mann nicht den Muth benehmen oder ihn gar von seinem ruhigen Lebensgange ableiten und seinen Geist irre machen. Aber bedenken Sie nur, und das allein hat mich so grausam angepackt – welche Wirkung würde dieser Brief ausgeübt haben, wenn er gerades Weges in des Herrn Barons Hände gefallen wäre?«

»Ja, da hast Du Recht und das ist die Hauptsache. O, jetzt danke ich Dir erst tausend Mal aus vollem Herzen, daß Du den Brief mir zuerst zeigtest. Mein Vater darf nie, nie eine Kenntniß davon erhalten, denn dieser Brief wäre vielleicht dazu angethan, ihn in seinen früheren krankhaften Zustand zurückzusetzen, alle alten Wunden, die jetzt, Gott sei Dank! ausgeblutet zu haben scheinen, von Neuem aufzureißen und das ganze schöne Gebäude der Ruhe und des Friedens, das Herr von Rodenberg um uns her aufgebaut, wieder in Trümmer zu stürzen.«

»Ja, ja, ja, Alles – jedes Wort, was Sie sagen, ist wahr!« rief Treu. »Aber wer kann so frech und niederträchtig sein, einen solchen Brief zu schreiben und ihn direct durch die Post an den Baron zu senden, der ihn ohne unsere Sorgfalt gewiß gelesen hätte? Ha!« und er lief, wie von einer Feder von seinem Stuhle aufgeschnellt, im Zimmer hin und her und faßte sich mit beiden Händen nach der ganz heiß gewordenen Stirn. »Ja, gnädiges Fräulein,« rief er plötzlich, »sehr glaube ich auch den Schreiber dieses Briefes zu kennen, es *kann* nur der Eine sein, der Einzige, der eines solchen Bubenstücks auf unserem Gute fähig ist!«

»Auf unserem Gute? Wie? Du glaubst, daß der Schreiber – so ganz in der Nähe wohnt?«

»Ich sage jetzt gar nichts, gnädiges Fräulein,« fuhr Treu nach kurzer Ueberlegung fort, und es scheint mir auch besser so. Was gehen Sie die schändlichen Menschen da unten an? Aber Herrn von Rodenberg werde ich schon sagen, was ich denke, denn der muß vor allen Dingen den Brief lesen, sobald er nach Hause kommt. Nur der Herr Baron darf keine Ahnung haben, was zwischen uns vorgeht, sonst sind wir Alle um unsere Hoffnungen mit ihm betrogen.«

»Du hast Recht, ich will es auch jetzt nicht wissen, wer den Brief geschrieben hat. Aber Herr von Rodenberg muß ihn so bald wie möglich lesen. Durch die Flagge können wir ihn nicht rufen, sonst würde mein Vater fragen, was das bedeutet. Wann mag er wohl heute zurückkommen?«

»Er ist auf dem Felde bei den Arbeitern und da kommt er vor Mittag gewiß nicht.«

»Das ist eine lange Zeit, Treu, und ich vergehe vor Ungeduld, aus Herrn von Rodenberg's Munde zu vernehmen, was er gegen den Verfasser eines solchen Schreibens zu unternehmen gedenkt.«

»Sie müssen sich aber doch in Geduld fügen, gnädiges Fräulein, und sich bemühen, dem Herrn Baron nicht zu verrathen, was in Ihnen vorgeht. Bedenken Sie nur, es betrifft sein Wohl, um das wir solange mit Recht besorgt gewesen sind.«

»Ich weiß, ich weiß, guter Treu, Du sollst mich nicht umsonst gemahnt haben. Aber behalte Du den Brief, ich mag ihn nicht mehr in die Hände nehmen.«

»Er ist sicher aufgehoben – kein Mensch als wir Drei soll ihn erblicken.«

»Und sobald Herr von Rodenberg kommt und Du ihn zuerst siehst, laß' ihn wissen, was vorgeht, aber zeige ihm den Brief nur in meiner Gegenwart; ich möchte sein Gesicht sehen, wenn er ihn liest.«

Treu versprach es und Angela, die eine so starke Seele in ihrer Art hatte, wie Cornelia sie in einer anderen besaß, beruhigte sich allmähig so weit, um mit einem Buche wieder zu ihrem Vater gehen zu können und so lange darin zu lesen, bis er mit der Zeitung fertig war und nun mit ihr den unterbrochenen Spaziergang wieder aufnahm, um mit vollem Behagen auf die rasch vorschreitenden Arbeiten im Thale niederzuschauen und gegen seine an allen seinen Freuden und Leiden so innig theilnehmende Tochter sein Vergnügen darüber auszusprechen.

---

Es war schon lange nach ein Uhr Mittags und der Inspector war noch immer nicht vom Felde zurückgekehrt. Angela, die bisher ihre volle Unbefangenheit gegen ihren Vater bewahrt und ihm nicht das geringste Merkzeichen gegeben hatte, daß etwas Schweres oder Unangenehmes ihr Herz belaste, wurde um diese Zeit etwas unruhig und schaute, so oft es ging, aus irgend einem Fenster nach

dem Wege hinaus, der nach dem Thale führte. Zuletzt glaubte sie schon, Herr von Rodenberg werde gar nicht zum Essen kommen, und vertröstete sich bereits auf den stilleren Abend, als der Baron kurz vor dem Läuten der Eßglocke sie aufforderte, mit ihm in's Freie zu kommen und dem so sehnlich Erwarteten ein Stückchen entgegenzugehen.

Niemals war sie dazu bereiter und schneller bei der Hand gewesen, als jetzt, und bald schritt sie mit dem Baron den Berg hinab, um bis zur nächsten Bank, wo Treu heute Morgen dem verhängnißvollen Brief erhalten, ihren Weg fortzusetzen. Kaum aber hatten sie auf derselben Platz genommen, da hörten sie die Huftritte eines schnell den Berg heraufkommenden Pferdes und gleich darauf wurde Felix von Rodenberg auf seinem Rappen sichtbar. Sobald er aber Vater und Tochter wahrgenommen, sprang er nach seiner gewohnten Art aus dem Sattel und ging mit freudestrahlendem Gesicht auf sie zu, um sie auf das Herzlichste zu begrüßen.

Der Reiter war vom Kopf bis zum Fuß mit Staub bedeckt und seine Stirn reichlich mit Schweiß benetzt, denn es war gegen Mittag sehr warm, geworden und der Rappe hatte seinen Reiter heute weit in der Runde umhergetragen.

»Sie armer Mann!« rief ihm der Baron entgegen, als er sah, wie müde das Pferd und wie erhitzt der Reiter war. »Von Ihnen kann man jetzt in Wahrheit sagen, daß Sie Ihr Brod im Schweiß Ihres Angesichts verdienen. O, lassen Sie uns nicht stehen, sondern gehen wir schnell

nach Hause, damit Sie sich erholen und eine stärkende Speise genießen. Ja, ja, die Erndte ist ein sehr schönes Ding, aber sie hat auch viel Arbeit und Mühe in ihrem Gefolge.«

»Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht, Herr Baron,« erwiderte der Inspector heiter, denn er war jetzt immer glücklich und zufrieden, wenn er in die Nähe des Barons kam und in dessen Gesellschaft auch die liebe Angela fand. »Mein Pferd ist angegriffener als ich und ich werde mir heute Nachmittag mit Ihrer Erlaubniß ein anderes nehmen.«

»Wollen Sie nicht lieber fahren?« fragte Angela besorgt, da sie zu bemerken glaubte, daß der Inspector wirklich etwas erschöpft neben ihr herschritt.

»Das kann ich auch thun, o ja, aber seien Sie ja nicht um mich in Unruhe. Wenn ich heute Abend etwas zeitiger als sonst zu Bett gehe, wird morgen früh alle Arbeit und Mühe vergessen sein.«

»O ja,« sagte der Baron, »aber sie beginnt leider am Morgen von Neuem.«

In diesem Augenblick begann die Eßglocke zu läuten, kaum aber hatte sie ihre metallene Stimme weithin erschallen lassen, so sagte der Baron: »Es eilt nicht so mit dem Essen, wir wollen lieber ein Viertelstündchen warten, bis Sie sich erholt haben.«

»Es bedarf dessen wirklich nicht,« entgegnete der Inspector. »Gestatten Sie mir nur, daß ich ein klein wenig Toilette mache und dann werde ich gleich im Speisezimmer sein.«

Während der letzten Worte hatte sich Treu zu den drei Personen gesellt und als gleich darauf der Inspector nach seiner Wohnung ging, folgte er ihm dahin nach, um auf der Stelle seine Meldung vorzubringen, daß das gnädige Fräulein Herrn von Rodenberg gleich nach Tisch in einer geheimen Angelegenheit sprechen wolle, sobald der Baron sich zur Ruhe begeben habe.

»Was ist es denn, Sie wissen es doch ohne Zweifel?« fragte der Inspector, während er sich in Gegenwart des alten Dieners, der ihn nicht im Geringsten genirte, zu waschen begann.

»Nun ja, ich weiß es wohl und es ist wichtig genug, Herr von Rodenberg,« sagte Treu mit einem bedeutungsvollen Blick, »aber ich mag Ihnen den Appetit nicht verderben und so wollen wir abwarten, bis Sie gespeist haben.«

»Oho!« rief der Inspector lachend. »Ist es so schlimm? Ist etwa von Schaumburg irgend eine Nachricht eingetroffen? Der Amtrath soll wirklich krank sein, erzählte man sich unten und der Verwalter hatte im Schloß auch schon davon sprechen hören.«

»Davon weiß ich nichts,« erwiderte Treu, »und der Amtrath ist, wie mir scheint, diesmal außer dem Spiel. Doch warten Sie es geduldig ab, etwas wundern werden Sie sich doch!« –

Einige Minuten später trat der Inspector umgekleidet in den Speisesaal und man nahm wie gewöhnlich in heiterer Weise das Mahl ein, obgleich Felix wohl bemerkte,

daß Angela etwas auf dem Herzen habe, was sie dem Vater mit aller Mühe zu verbergen trachtete.

Als man aber abgespeist und der Baron sich zurückgezogen hatte, um seine Mittagsruhe zu halten, gab Angela dem Inspector einen Wink und sagte, während Treu nicht von ihrer Seite wich:

»Nun ist es Zeit, Gott sei Dank, ich habe meiner Ungeduld lange genug einen Zügel angelegt. Jetzt kommen Sie. Sie werden nicht viel Muße für uns übrig haben und doch ist die Sache wichtig, die wir Ihnen mittheilen müssen.«

Die drei Personen begaben sich in den Park hinter dem Schloß, an eine Stelle, wo sie vor jeder Störung oder Beauschung sicher sein konnten, und hier forderte Angela den Inspector auf, in einer schattigen Moosgrotte Platz zu nehmen, worauf sie sagte:

»Lassen Sie mich unsere heutige Verhandlung ohne alle Einleitung beginnen. Treu hat heute Morgen durch den Postboten einen Brief an meinen Vater erhalten und denselben nicht abgegeben, weil er ihm aus verschiedenen Gründen verdächtig vorkam. Ich schloß mich seiner Ansicht an, öffnete den Brief und fand unsere Befürchtung bestätigt. Treu, gib ihn heraus, und Sie, Herr von Rodenberg, lesen Sie, was Sie nicht wenig in Staunen versetzen wird.«

Treu zog den Brief aus der Tasche und rasch genug war er vom Inspector durchflogen. Anfangs zeigte auch sein ruhiges Gesicht ein leichtes Erschrecken, jedoch hatte er sich bald wieder gefaßt; endlich lächelte er still vor sich

hin, aber erst nachdem ihn Angela wiederholt gefragt, was er dazu sage, brachte er die Worte hervor: »O ja, Sie haben vortrefflich gehandelt, lieber Treu, daß Sie den Brief für sich behielten, und Sie, mein Fräulein, haben ein Meisterstück vollbracht, daß Sie ihn öffneten, und er muß dem Herrn Baron durchaus auch ferner verborgen werden. Geben Sie ihn mir zur Aufbewahrung, er kann mir vielleicht nützen bei dem, was ich in diesen Tagen unternehmen will, sobald ich nur erst die Erndte etwas weiter vorgebracht sehe.«

»Haben Sie keinen Verdacht, wer den Brief geschrieben haben kann?« fragte Angela, die sich schon ganz beruhigt fühlte, als sie ihren kräftigsten Beistand so gefaßt und ruhig bleiben sah.

»Einen Verdacht? O ganz gewiß. Ich glaube den Verfasser dieses Schreibens, der sich auf allerlei Fälschungen versteht, sogar auf der Stelle errathen zu haben. Es ist ein *dummer* Fuchs, der seinen rothen Pelz so wenig verstecken kann!«

»Ah!« rief Treu voller Freude aus, »also Sie haben auf Denselben gerathen, wie ich, das freut mich sehr.«

»Aber was wollen Sie unternehmen?« fragte Angela, indem sie sich mit bewegter Miene an den mit einem Mal so heiter blickenden jungen Mann wandte, der, wie es schien, im Stillen auch eine innere Freude empfand, die er aber trotz der großen Mühe, die er sich gab, den scharfen Augen seiner Beobachter doch nicht ganz verbergen konnte.



»Was ich unternehmen will?« fragte er mit sinnender Miene. »Wollen Sie das durchaus wissen, gnädiges Fräulein? – Ich glaube, das wird nicht nöthig sein,« scherzte er fast. Aber gleich darauf fügte er ernster hinzu: »Ich werde allerdings etwas thun, sobald die rechte Zeit dazu gekommen ist. Darauf verlassen Sie sich. Aber für's Erste soll die Welt nichts davon erfahren und auch Sie dürfen davon keine Ausnahme machen. Sie müssen mir schon verzeihen, daß ich auch für Sie ein kleines Geheimniß habe, doch wird es Ihnen bald offenbar werden, und jetzt, nachdem dieser schändliche Brief gekommen ist und wir wahrscheinlich noch andere Intriguen von dort unten zu erwarten haben, werde ich meine Handlung noch etwas rascher, als ich eigentlich wollte, ausführen müssen. Für's Erste warte ich nur ab, was weiter geschieht, und daß etwas geschieht, sagt mir ein bestimmtes Vorgefühl. Doch wird man mich gerüstet und auf der Hut finden, und wie es auch kommen möge, Sie brauchen nicht in Sorge zu sein, daß irgend Jemand, und sei es selbst der schlechteste Mensch, Ihrem Vater auch nur ein Haar zu krümmen vermag.«

Angela hob ihr reines blaues Auge freudig und dankbar zu dem so sicher sprechenden Mann auf, lächelte ihn glücklich an und sagte: »Wenn man Sie so zuversichtlich sprechen hört, erlangt man schnell die eigene Zuversicht wieder. O, ich habe Ihnen schon so viel zu danken und alle Tage häuft sich meine Schuld höher und höher an. Wenn Sie nur diesmal nicht irren!«

Sie hatte ihm dabei die rechte Hand gegeben und er behielt sie eine Weile in der seinigen. »Ich irre mich nicht,« erwiderte er, »es wird sich Alles, und bald zum Besten wenden. Ich denke jetzt nur mit einem Wohlgefühl sonder Gleichen an die Schuld, die Sie an mich abtragen zu müssen vermeinen. Es verleiht mir ein stolzes Bewußtsein, daß ich das heute von Ihnen gehört, und so danke ich Ihnen herzlich, daß Sie mir nach der so trüben Mittheilung dieses Briefes eine so schöne Stunde bereitet haben. Doch ein andermal mehr davon; jetzt ruft mich wieder die Pflicht thalwärts und ich werde mich zunächst nach Schaumburg begeben, wo ich mich nach dem Befinden des Herrn Amtraths zu erkundigen gedenke.«

---

Felix von Rodenberg hatte sich zwar bei der ersten Lesung jenes Briefes sehr ruhig verhalten und den Augen der ihn Beobachtenden und von ihm Hülfe Erwartenden nur eine geringe Aufregung gezeigt, indessen war er doch weit davon entfernt, davon vollkommen unberührt zu sein, im Gegentheil, er hatte sich sogar die größte Mühe geben müssen, um seiner inneren lebhaften Aufwallung keinen Ausdruck zu gestatten und in der vorliegenden Angelegenheit mit der durch die Umstände gebotenen Besonnenheit zu Werke zu gehen. Am liebsten wäre er freilich jenem ersten aufwallenden Gefühl gefolgt, auf der Stelle nach Schaumburg geritten und, eine

Hundepeitsche in der Hand, vor den schurkischen Briefschreiber mit der Frage getreten: »Schurke, hast Du diesen Brief in voller geistiger Gesundheit und mit dem Bewußtsein dessen, was Du thust, geschrieben?« Und hätte er dann aus den Worten oder Mienen des Betreffenden die Bestätigung seiner bereits zur Gewißheit gestiegenen Vermuthung erfahren, so hätte er den Herrn Fuchs dermaßen zerbläut, daß ihm alle Lust zu ähnlichen Unternehmungen für künftige Zeiten vergangen wäre. Allein, da eine solche, oft die beste Strafe für dergleichen Uebelthäter, dem Beleidigten leider nicht gestattet ist, so bezwang auch Felix von Rodenberg den in ihm aufflammenden Zorn und gab sich einer ruhigeren Betrachtung des neuen Verhältnisses hin. Je länger er aber nun im Laufe des Tages über das verübte Bubenstück nachdachte, um so aufgebrachter und entschlossener wurde er, der gegen den Baron angestifteten Hinterlist und Büberei ein für alle Mal ein rasches Ende zu machen.

Mit diesem Gedanken trug er sich den ganzen Tag, während er seine verschiedenen Obliegenheiten erfüllte, und mit diesem Gedanken auch verließ er Abends noch vor zehn Uhr den Baron, der ihn, von Angela darin unterstützt, mit herzlicher Bitte zu Bette trieb, da er aus dem nachdenklichen Wesen des jungen Mannes schließen zu müssen glaubte, daß derselbe von seinen Tagesmühen erschöpfter sei, als er zugestehen wolle.

Als der Inspector aber um diese Zeit seine wohnlichen Gemächer betrat, die Johannes alsobald, wie jeden Abend, behaglich erleuchtete, und nachdem Treu noch

eine kurze Unterredung mit ihm gepflogen und sich wieder entfernt hatte, athmete er tief auf und ging, seine gegenwärtige Lage bedenkend, in den drei Zimmern langsam hin und her, deren Thüren heute wie sonst geöffnet waren. Immer schwerer sank ihm dabei der Kopf auf die Brust herab und immer ernster sann er über die Aufgabe nach, die ihm auf Schaumburg und dem Schneckenberg zugefallen war. Endlich aber, nachdem er reiflich mit sich zu Rathe gegangen, erhob er stolz den Kopf wieder und blickte vom offenen Fenster in die vor ihm liegende herrliche Nachtlandschaft hinaus, die, als hätte sie nie ein böser Gedanke entweiht, unter dem Gefunkel der goldenen Himmelssterne im tiefsten Frieden lag.

»Ja wohl,« sagte er dabei in leisem Selbstgespräch zu sich, »schwer ist die mir zugefallene Aufgabe, aber noch schöner als schwer, wenn ich sie löse, wie ich mir vorgesetzt und durch Gottes Fügung dazu berufen scheine. Und lösen werde ich sie – so oder so – denn das ganze Truggewebe liegt offen vor meinen Augen, und meine Hand, mit dem urenigen Recht bewaffnet, ist stark genug, um den Knoten zu durchhauen, wenn es nicht anders geht, den entsetzlichen Knoten, den ruchlose Hände gewissenloser Menschen um diesen armen Baron so lange und fest geschürzt haben. Ja, ich werde ihn zerhauen – und bald! Und was wird dann mein Lohn sein? O, denke doch darum nicht, Felix, des Lohnes wegen bist Du ja nicht hierher gekommen; Dich hat ja eine ganz andere Triebfeder in Bewegung gesetzt und deren elastischer Wucht mußt Du bis an's Ende allein folgen. Ja, das will

ich auch und nicht an das einzige Glück denken, welches mir aus diesem Verhältniß erwachsen könnte. Nein, dies Glück steht allein in den Sternen geschrieben, es muß mir vom Himmel heruntersinken, und der Himmel ist nicht so hoch über mir, daß einer seiner fallenden goldenen Sterne mich nicht erreichen sollte. Muth, also Muth und schreiten wir rüstig voran! Die Zeit drängt und das Ungewitter, das sich da unten schon so lange zusammengebraut, sendet seine Vorboten aus, daß es nach größerem Unheil, als es bereits angestiftet, lüstern ist.«

Zwei Minuten darauf saß er am Schreibtisch und schrieb wieder einen jener langen Briefe, die er schon so oft, sowohl auf Schaumburg, wie auf dem Schneckenberg abgefaßt und stets selbst nach dem Breitenhagener Postamt gebracht hatte. Auch diesmal sollte das am nächsten Morgen geschehen, obgleich er noch einen anderen Zweck mit dem persönlichen Besuch im Posthause verband. –

Um fünf Uhr am nächsten Morgen war er, nach einem wohlthätigen ungestörten Schlaf schon wieder munter und bald darauf wurde ihm sein Rappe vorgeführt, der sich von seinen Strapazen in der gegenwärtigen Zeit sichtbar erholt hatte. Ohne den Baron oder Treu gesprochen zu haben, ritt er langsam vom Berge fort, zuerst nach Schaumburg, um mit dem Verwalter laut Verabredung zusammenzutreffen und demselben einige Verhaltensmaßregeln zu geben, wenn er etwa eine Stunde länger auf dem Wege nach Breitenhagen aufgehalten werden sollte. Um sieben Uhr aber verließ er den Verwalter

wieder, der sich mit ihm nach den Feldern begeben, und trabte ruhig seinem nächsten Ziele zu.

Nachdem er in dem großen Dorfe vom Pferde gestiegen, in das Posthaus gegangen war und seinen Brief abgegeben hatte, suchte er den ihm wohlbekannten Postverwalter auf, traf ihn bald und begrüßte ihn auf das Freundlichste.

»Kann ich Sie fünf Minuten ungestört sprechen?« fragte er den Beamten, der ein gebildeter und stets sehr gefälliger Mann war.

Dieser führte ihn in sein Wohnzimmer und hier nahm der Inspector den anonymen Brief aus seinem Notizbuch und indem er denselben dem Beamten zeigte, fragte er ihn:

»Dieser Brief ist gestern auf dem Schneckberge abgegeben worden und bei näherer Besichtigung hat sich herausgestellt, daß es ein nichtswürdiger anonymer Drohbrief ist. Wissen Sie vielleicht, wer denselben hier abgegeben hat, damit man daraus auf den Verfasser schließen könnte?«

Der Beamte warf nur einen Blick auf den Brief und sagte dann lächelnd: »Nein, ich weiß es nicht, wer den Brief abgegeben hat und Niemand von uns weiß es. Er ist gestern Morgen frankirt im Briefkasten gefunden worden und wahrscheinlich spät, oder in der Nacht hineingelegt, so daß man den Ueberbringer nicht sehen konnte. – Es ist also ein anonymer Brief?« setzte er noch bedeutsamer lächelnd hinzu.

»Ja wohl, aber warum lächeln Sie so seltsam dabei?«

»Weil dergleichen Briefe jetzt bei uns an der Tagesordnung zu sein scheinen, Herr von Rodenberg. Sie sind nicht der Erste, der sich nach dem etwaigen Absender eines solchen Briefes erkundigt. Seit einigen Tagen finden sich jeden Morgen ähnliche Schreiben im Kasten vor und stets sind sie von derselben Hand geschrieben und in ganz gleiche Couverts gesteckt. Freilich, bei einigen ist die Handschrift etwas anders, aber wir Leute am Schalter verstehen uns auf solche kleine Abweichungen und fast möchte ich beschwören, daß alle diese Briefe von einer und derselben Hand verfaßt sind.«

»Haben Sie irgend eine Ahnung davon, wem diese Hand gehören kann?«

»Nein, Herr von Rodenberg, durchaus nicht. Wohl aber habe ich leider erfahren, daß alle diese anonymen Schreiben einen und denselben Zweck verfolgen.«

»Welchen denn?« fragte der Inspector mit hell aufblitzendem Auge.

»Die Leute der Umgegend, Groß und Klein, gegen den Baron von Hartenstein aufzuhetzen, indem sie ihn als den Mörder seines Bruders darstellen, was natürlich kein wohlmeinender und anständiger Mensch glaubt, da dies alte Gerücht ja längst zu den überwundenen Fabeln unserer Gegend gehört.«

Der Inspector blickte sinnend vor sich nieder. »Ja wohl,« sagte er, »bei den wohlmeinenden und anständigen Menschen mag diese Fabel eine längst überwundene

sein, aber es giebt unter den Umwohnern auch gewöhnliche und unzufriedene Leute, wie überall, und unter diesen könnte eine solche aufhetzende Sudelei doch einige Wirkung üben.«

»Das glaube ich nicht, Herr von Rodenberg. Die Arbeiter vor Allen sind dem Baron von ganzem Herzen ergeben und lieben ihn, obgleich er freilich klüger gethan hätte, wenn er sich bisweilen unter sie begeben und mit ihnen ein freundliches Wort geredet hätte, wie er es zum Beispiel in der letzten Zeit thut, wenigstens habe ich davon reden hören.«

Der Inspector nickte. »Sie haben Recht,« sagte er. »Der Baron hat das auch selbst eingesehen und wird darin eine Aenderung eintreten lassen. Uebrigens bitte ich Sie, über meinen heutigen Besuch und meine Frage nicht weiter zu reden, da ich diese Angelegenheit bis auf einige Tage noch als Geheimniß betrachtet wissen möchte. Habe ich den Schreiber der anonymen Briefe erst entdeckt und den Gerichten überliefert, dann mögen Sie immerhin erzählen, daß auch der Baron einen solchen infamen Drohbrief erhalten hat. Und so danke ich Ihnen für Ihre Auskunft und wünsche Ihnen einen guten Morgen!« –

In noch tieferes Sinnen versunken, als er es auf dem Hinwege gezeigt, ritt Felix von Rodenberg nach dem Gute zurück, aber bald hatte er auch die letzte Bedenklichkeit überwunden und seine festen Entschlüsse für die nächsten Tage gefaßt, die nun nichts mehr hemmen und hinausziehen sollte. Mit ruhigem Wesen erschien er wieder



auf dem Felde, aber wer ihn dabei recht scharf beobachtet hätte, würde gefunden haben, daß er heute freundlicher denn je gegen alle Feldarbeiter war, rings auf den Aeckern umherritt und an alle ihm Bekannten einige herzliche Worte richtete, als wolle er bereits der Wirkung entgegenarbeiten, die jene anonymen Briefe doch bei Einzelnen hervorbringen könnten, wenn es wirklich wahr war, daß der Schreiber derselben auch diese entsetzliche Schandthat bezweckt und vollbracht hatte.

FÜNFTES CAPITEL. IM THALE WIE AUF DEM BERGE REIFEN ALLMÄLIG DIE FRÜCHTE DER AUSGESTREUTEN SAATEN.

Während die eben geschilderten Begebenheiten auf dem Schneckenberg und in der Umgebung desselben sich zutrug, herrschte in Schaumburg und in der Familie des Amtraths mehr Trübsal als je und Niemand wohnte in dem schönen Schloß, der nicht auf irgend eine Weise unter dem Druck der von dem Hausherrn heraufbeschworenen mißlichen Zustände zu leiden gehabt hätte.

Wenn wir hier noch einmal des seltsamen Verhältnisses, welches jetzt zwischen Cornelia und dem Secretair ihres Vaters bestand, erwähnen wollen, so war dasselbe, nachdem erst einmal die Einstimmung Cornelia's gewonnen, von dem hastig und blindlings vorschreitenden Amtrath sehr bald geordnet worden, wenigstens glaubte der Secretair an diese uns höchst bedenklich erscheinende Ordnung. Der Amtrath hatte Herrn Fuchs am nächsten Morgen nach jener Nacht, wie wir schon früher angedeutet, seine Tochter mit den Worten vorgestellt, daß

dieselbe unter gewissen Bedingungen eingewilligt habe, seine Braut zu sein, daß es aber an ihm liegen werde, die zwischen Beiden noch obschwebenden Differenzen in's Gleiche zu bringen und daß er vor allen Dingen Geduld haben müsse, Cornelia sich in ihr neues Verhältniß finden zu lassen. Damit war der über alles Maaß Verliebte denn auch schon hinreichend zufrieden gestellt, wenigstens im ersten Augenblick, denn als er erst einige Stunden verlobt gewesen war, von welchem Zustande er sich einen ungeheuren Genuß versprochen, schrumpfte dieser letztere in einen sehr kargen zusammen, da der anfangs von Glück und Wonne strahlende Bräutigam keinen Grund fand, sich seiner neuen Errungenschaft besonders zu freuen. Cornelia war ihm mit einer Gleichgültigkeit, ja einer Kälte entgegengetreten, die einen Anderen bis in's Herz schauern gemacht hätte, aber er glaubte in seiner blinden Zuversicht, das würde sich schon geben, sobald sie sich nur an das neue Verhältniß gewöhnt und ihn besser kennen gelernt hätte, als das bisher geschehen war. Daß Cornelia eine unwiderstehliche Abneigung, ja, einen unbesieglichen Widerwillen und Abscheu gegen ihn hege, glaubte der von Eitelkeit überfließende Geck nicht im Mindesten und so dachte er nur daran, sich von seiner vortheilhaftesten Seite zu zeigen und, wenn die Gelegenheit sich böte, die schöne Cornelia von der wahren Tiefe seiner Neigung zu überzeugen. Allein diese Gelegenheit gerade wurde ihm auf jede Weise karg zugemessen, obgleich er sich, um sie auszunutzen, jeden

Morgen darauf vorbereitete und sich namentlich mit gesuchter Eleganz so fein wie möglich kleidete, um auch dadurch dem Auge des schönen Mädchens wohlgefällig zu erscheinen. Cornelia gab ihm gar keine Veranlassung, vor ihr seine Künste zu entwickeln, sie zog sich sogar immer mehr, sowohl von dem Vater, wie von ihm zurück, und sie auf ihrem Zimmer zu besuchen, dazu hatte er für's Erste noch keine Erlaubniß erhalten, wie er sich denn nicht einmal rühmen konnte, nur einen freundlichen Blick, geschweige denn einen Händedruck – von seiner Braut empfangen zu haben.

Wie Cornelia jetzt mit vollkommen klarem Blick den ganzen Handel durchschaute, durch den Fuchs sich des Wohlwollens und der Zuneigung ihres sonst so stolzen Vaters bemächtigt hatte, so durchschaute sie auch das ganze trübe Chaos, in welches der Letztere durch den betrügerischen Schreiber gerathen war, und nur der einzige Gedanke beherrschte sie, wie sie sich von dem erzwungenen Verhältniß wieder frei machen könne, ohne ihrem Vater zu schaden, der ihr ja gesagt, daß Fuchs ihn in seinen Händen habe und daß er verloren sei, wenn sie ihn nicht durch ihre Zustimmung zu Jenes Wünschen von den bösen Einflüssen desselben befreie.

Gleich der erste Auftritt zwischen ihr und Fuchs hätte Letzterem, wenn er nicht eben von Leidenschaft verblendet gewesen wäre, die Augen öffnen müssen, denn sie sagte ihm, daß sie allein ihrem Vater zu Liebe einwillige, ihm *möglichen Falles* für die Zukunft anzugehören. Sie bringe damit ihrem Vater ein großes Opfer, denn so

viel werde er längst begriffen haben, daß sie keine persönliche Neigung zu ihm fühle. Wenn er mit dieser ihrer Zusage, die überdies an die strengste Verschwiegenheit seinerseits gebunden, zufrieden sei, wolle auch sie sich, den Umständen Rechnung tragend, in das neue Verhältniß fügen, nur dürfe er in keiner Weise aufdringlich gegen sie verfahren und sie in ihrem jetzigen Schmerz, den Vater so leidend zu sehen, so wenig wie möglich stören.

Fuchs, von einer Leidenschaft gefoltert, wie selten ein Mensch, begnügte sich auch mit dieser Idee von Liebe und indem er den auffallend gedrückten Gemüthszustand Cornelia's ganz außer Acht ließ, dachte er nur an sich und an die Befriedigung seiner maaßlosen Eitelkeit, und der war schon hinreichend dadurch geschmeichelt, daß er sich sagen konnte, er sei der Bräutigam der schönen Tochter des Amtraths geworden und unter irgend wie günstigen Ereignissen von Außen werde sich auch das innere Verhältniß zwischen ihm und seiner Braut klären und dieselbe einsehen, welches Glück ihr an der Seite eines Mannes blühe, der ihr so ergeben sei, daß er selbst unter so mißlichen Bedingungen sich mit dem geringen Erfolge begnüge, den seine Bewerbung bis diesen Augenblick errungen hatte.

Was Herr Fuchs durch dies ganz seltsame und neue Bündniß mit der Tochter seines Gönners eigentlich gewonnen, wäre kaum mit Worten zu bezeichnen; im Gegentheil hatte er seit jenem Verlobungsmorgen jeden Genuß eingebüßt, der ihm bisher aus den Zusammenkünften mit Cornelia erwachsen war. Früher hatte er sie doch

Mittags und Abends bei Tisch gesehen und zuweilen ein freundliches Wort an sie richten oder ein minder freundliches von ihr hören können. Jetzt jedoch war ihm selbst diese Freude verkümmert, ja sogar fast gänzlich entzogen, denn von Tag zu Tag war der Amtrath kränker und hinfälliger geworden, hatte sein Schlafzimmer kaum noch verlassen und Cornelia nahm sich zu sehr seiner Pflege an, um ihn selbst in den Stunden, wo er etwas Speise genoß, allein zu lassen.

So kam sie nicht einmal mehr in das allgemeine Speisezimmer, wenn die Eßglocke läutete. Sie begnügte sich damit, auf des Vaters Zimmer irgend eine Kleinigkeit zu genießen und Herr Fuchs saß, da es auch der Verwalter abgelehnt, mit ihm zu essen, in seiner ungemüthlichen Stube allein bei Tafel, aß nach Belieben die fortwährend sehr lecker bereiteten Gerichte und trank den herrlichen Wein, der ihm auf Geheiß des Amtraths ohne Aenderung vorgesetzt wurde. Freilich war ihm dies einsame Tafeln nicht gerade sehr angenehm, allein er tröstete sich mit dem Gedanken, daß der gegenwärtige Zustand der Familie bald vorübergehen und höchstens so lange dauern könnte, als der Amtrath sich eben unwohl fühle und daß, sobald derselbe wieder bei Tisch erscheine, Alles eine ganz andere Gestalt annehmen würde.

Ueber den wahren Zustand des Amtraths wurde er natürlich im Dunkeln gehalten, denn Niemand befand sich im Hause, der ihm, sei es aus eigenem Antrieb, sei es durch Zufall oder anderweitigen Auftrag klaren Wein eingeschenkt hätte. Zwar fand er seinen Herrn, wenn er

ihm Morgens und Abends Rapport abstattete, sichtbar leidend, aber daß derselbe in eine ernstliche Krankheit verfallen könne, dachte der leichtfertige Mensch am allerwenigsten. War doch der Amtrath von jeher ein kerngesunder und überaus rüstiger Mann gewesen, und wenn er von seinem jetzigen Unwohlsein, so nannte Herr Fuchs es, sich erholt hätte, was höchstens ein paar Tage dauern könne, so würde er selbst bald wieder bei ihm der alte Hahn im Korbe sein, sobald nur seine gegen den Baron unternommene Machination, von der er sich eine unzweifelhafte Wirkung versprach, demselben bekannt geworden wäre und der Baron die Bücher zurückschickte, was er von einem zum andern Tage erwartete und worin er sich, wie wir wissen, wie in so vielem Anderen über die Maaßen täuschte.

Was Cornelia selbst betrifft, so wich sie nur selten aus dem Zimmer des Vaters, da sie ihn, der in der That schwer unter seinen Gewissensbissen litt, nicht gern sich selbst überließ und es für ihre Pflicht hielt, ihn durch Trost und geistigen Zuspruch von den Quälgeistern der Reue, die sich seiner Seele bemächtigt hatten, zu befreien. Nur in der abendlichen Dämmerstunde, wo der Vater zu schlummern schien, wenigstens mit geschlossenen Augen ruhig dalag, verließ sie ihn auf kurze Zeit und dann trat sie einen hastigen Gang durch den Park an, um etwas frische Lust zu schöpfen, aber dabei auf das Eifrigste bemüht, ihren Ausgang vor Aller Augen zu verbergen, damit – ihr Bräutigam nicht etwa auf den kühnen Gedanken käme, sie auf diesem ihrem Erholungsgange

zu begleiten, was sie unter allen Umständen sofort in das Krankenzimmer zurückgescheucht hätte. Denn ein kalter Schauer überlief sie schon, wenn sie nur den Namen Fuchs nennen hörte; sah sie den Träger dieses Namens aber mit eigenen Augen, was doch bisweilen ganz zufällig und aus der Ferne geschah, dann bebte sie konvulsivisch zusammen, wandte ihr Auge schnell nach einer anderen Seite und suchte einen Ort auf, wo sie vor den aufdringlichen Blicken des ihr entsetzlichen Menschen sicher zu sein glaubte.

Uebrigens erfuhr kein Mensch im Hause, was zwischen ihr, dem Secretair und dem Vater vorgegangen war, dafür hatte sie hinreichend nach allen Seiten gesorgt. Jedermann ahnte oder wußte zwar, daß große Mißhelligkeiten in der Familie des Herrn stattgefunden, aber auf den Grund der Dinge schaute kein Auge, obgleich das Flüstern und Tuscheln kein Ende nahm und Jeder etwas Anderes gemerkt und beobachtet haben wollte, als wirklich vorhanden war. Daß das Verhältniß zwischen dem Amtrath und dem Baron nicht stimme, war freilich so ziemlich Allen klar, allein dergleichen war schon oft vorgekommen und hatte sich immer wieder ausgeglichen, und so ahnte Niemand etwas so Arges und Bedeutungsvolles, als wirklich in der Schwebe war.

Daß der Amtrath krank war, haben wir schon zur Genüge erwähnt, aber wir müssen hier noch der besonderen Art seiner Krankheit gedenken, da sich Folgen an dieselbe knüpften, die für unsere Erzählung von wesentlichem Interesse sind.

Von dem Aerger und Verdruß, überhaupt von den Gemüthsbewegungen, die der heftige Mann in der letzten Zeit in Fülle gehabt, war er innerlich schon tief ergriffen worden; nun kamen noch die Abforderung der Bücher, seine gänzliche Isolirung vom Baron, das Verhältniß zwischen Cornelia und Fuchs, der Groll über dessen Selbstüberhebung und die Angst vor seinen Enthüllungen, zuletzt aber noch die eigene Reue über seine vielen, seit langen Jahren fortgesetzten Veruntreuungen hinzu, um seinen Zustand so rasch zu verschlimmern, daß er für ernstlich krank gehalten werden mußte. Er war in eine so große nervöse Reizbarkeit verfallen, daß er kein laut gesprochenes Wort, keinen Ton aus der Außenwelt mehr hören konnte, ohne krampfhaft zusammenzuschrecken, weshalb Cornelia auch schon alle Fenster verhangen hatte und jede Störung von ihm fernzuhalten bemüht war. Dabei wurde er fortwährend von einer peinlichen inneren Unruhe gequält, so daß er nicht zehn Minuten lang auf derselben Stelle liegen oder sitzen konnte. Er selbst fühlte sich schwach, geistig niedergeschlagen und körperlich erschöpft, und um sich wieder zu stärken, vielleicht auch zu betäuben und von den schrecklichen Phantasiegebilden zu befreien, die ihn verfolgten und Tag und Nacht umschwärmten, griff er zum Weingenuß, aber in einem Maaße, daß er bisweilen dadurch in einen rauschartigen Zustand der Erregung gerieth, wie Cornelia noch nie an ihm gesehen. Dann plötzlich versank er



wieder in einen apathischen halbawachen Schlummerzustand und so lag er stundenlang auf seinem Zimmer, fortwährend seufzend und zwischen den Zähnen den Namen ›Fuchs‹ murmelnd, wobei sich oft Flüche einmischten, die bald Diesem, bald dem Baron galten, gegen den er in den letzten Tagen eine wahre Wuth äußerte, da er ihn an allein seinem Unglück für den zumeist Schuldigen hielt.

Um seine Geschäfte bekümmerte er sich natürlich nicht mehr, dazu hatte er weder Lust, noch Kraft und Fähigkeit. So blieb dem Secretair alle Arbeit allein überlassen und er schrieb in gewohnter Weise fleißig und regelmäßig fort, wobei er namentlich beflissen war, die neuangeschafften Rechnungsbücher mit seltener Richtigkeit und Genauigkeit zu führen. Das Geld zum Auszahlen der Leute, welches jetzt der Verwalter besorgte, wurde dem jungen Mann das letzte Mal im Krankenzimmer, wohin er berufen ward, verabfolgt, aber es war schon aus der Privatkasse des Amtraths geflossen, da Dieser nicht mehr an den Geldschrank gehen konnte und dem Secretair die Schlüssel zu überlassen sich standhaft geweigert hatte. Als der letzte Brief vom Baron kam, der meldete, daß er die Bücher einstweilen behalten würde und Fuchs dies dem Amtrath verlas, war dieser schweigsam in sich zusammengesunken, nur Fuchs hatte gelacht und sich im Voraus seines nun bald sichtbar werdenden Triumphes gefreut.

»Er wird sie schon schicken,« sagte er, »denn meinen Brief hat er bereits empfangen, und wenn er den gelesen, wird er bald anderer Gesinnung werden, deß können wir

sicher sein, Herr Amtrath. Vielleicht bricht dann seine Narrheit von Neuem aus und wir – wir hier auf Schaumburg – werden die Sieger auf dem Kampfplatz sein.«

Der Amtrath hatte kaum hingehört, was der leichtsinnige Mensch sagte, und winkte nur mit der Hand, daß er wieder gehen solle. Als aber Cornelia bald darauf zum Vater kam, fand sie ihn in einem so elenden Zustande, daß sie beschloß, heimlich an Doctor Camp zu schreiben, was der Amtrath bisher durchaus untersagt hatte, da er von dem Mann, der mit Wasser koche, nichts wissen wolle.

Cornelia, voll unbeschreiblicher Angst und jetzt das Aergste fürchtend, begab sich nach ihrem Zimmer und schrieb an Doctor Camp einen herzlichen Brief, worin sie den Zustand des Vaters nach ihrer Auffassung schilderte und um den Besuch des Arztes bat, mit der Hinzufügung, er möge nicht merken lassen, daß sie ihn gerufen habe, und seinen Besuch nur für einen zufälligen ausgeben.

Diesen Brief sandte sie durch einen reitenden Boten ab und dieser hatte das Glück, dem Arzte unterwegs auf einem seiner Berufsritte zu begegnen. Doctor Camp las sogleich die mit sichtbarer Hast und Angst geschriebenen Zeilen der armen Cornelia und war auf der Stelle entschlossen, ihrem Rufe ohne Zögern zu folgen, obgleich er es mit schwerem Herzen that, da er nichts Gutes auf Schaumburg ahnte und zwischen den Zeilen zu lesen glaubte, daß es mit dem kranken Amtrath auch in anderer als leiblicher Hinsicht schlecht bestellt sei.

Der gute Doctor Camp, in dessen Gesellschaft wir uns seit geraumer Zeit nicht befunden, hatte sich nicht ohne Absicht so lange von Schaumburg und dem Schneckenberg fern gehalten, ja, so weit es ging, auf seinen Krankenbesuchen in der Umgegend die beiden Orte vermieden, damit ihn nicht Einer oder der Andere sähe und mit in das Gewirr der Leidenschaften zöge, die daselbst ihren Tummelplatz gefunden hatten. Aus demselben Grunde auch hatte er die Einladungen während der Anwesenheit Kuno's abgelehnt, einmal, weil er dergleichen schwelgerische Festlichkeiten, wie sie auf Schaumburg gang und gäbe waren, nicht liebte, und sodann, weil er schon wußte, welcherlei Anliegen und Zumuthungen Seitens des Amtraths sich an solche Einladungen knüpfen würden. Das Wesen und Treiben des Letzteren sagte ihm schon lange auf keine Weise zu und er fühlte sich durchaus nicht geneigt, auf seine Vorstellungen einzugehen, die stets gegen den Baron gerichtet waren, dessen langjährige Nachsicht gegen den Amtrath und dessen Sorglosigkeit in Bezug auf die Verwaltung seiner Güter er bitter tadelte, ohne bisher mit seinen häufigen milden Vorstellungen gegen den schwachen Mann durchgedrungen zu sein.

Theilweise mit aus diesem Grunde hatte er auch seine gewöhnlichen Sonnabendbesuche bei dem Baron eingestellt, obgleich auch die ansteckende Krankheit, das Scharlachfieber, das kurze Zeit in der Gegend geherrscht, ihn von dem Schneckenberg ferngehalten hatte, da ihm die Besorgniß des Barons vor dergleichen bekannt war.

Jetzt war diese rasch vorübergehende Krankheit verschwunden, und da er nun zu dem Amtrath gerufen wurde, beschloß er im Stillen, gleich mit nach dem Berge zu reiten und sich mit eigenen Augen von dem Umschwung der dortigen Verhältnisse zu überzeugen, der ihm durch verschiedene Mittheilungen Seitens einiger auf dem Berge Zutritt habenden Persönlichkeiten schon zu Ohren gekommen war.

Als der gute alte Mann seinen Schimmel vor dem Gehöft von Schaumburg an den ihm zugesandten Boten abgegeben und mit Heinrich, den er daselbst traf, einige Worte gewechselt hatte, begab er sich zu Fuß in's Schloß, ohne von Jemandem gesehen zu werden, und so trat er plötzlich in das Schlafzimmer des Amtraths, da er schon von Heinrich gehört, daß derselbe bettlägerig sei.

Das war er nun in diesem Augenblick nicht, sondern er saß halb angekleidet auf einem Lehnstuhl, zwei Weinflaschen vor sich, von denen er die eine schon ganz und die andere halb geleert hatte. Daher fand ihn der unvermuthet eintretende Arzt in einem rauschähnlichen Zustande und von jener nervösen Aufregung ergriffen, wie sie ihm Cornelia so ängstlich und besorgt geschildert hatte.

Cornelia war in diesem Augenblick gerade nicht bei'm Vater und so standen sich die beiden Männer, die sich so lange nicht gesehen, plötzlich allein Auge in Auge gegenüber. Aber welche Veränderung war seit jenem Abend, als der Arzt seinen alten Bekannten zum letzten Mal besucht, mit diesem vorgegangen! Das war der erste Gedanke, der Doctor Camp durch den Kopf fuhr, als er den

halbtrunkenen, sichtbar verfallenen und von der tiefsten inneren Seelenqual mitgenommenen Mann vor sich sitzen sah.

Auf den ersten Blick sah Doctor Camp, daß der rauschähnliche Zustand seines Patienten nicht die Ursache, vielmehr die Folge seiner anderweitigen Krankheit sei und er erkannte nur zu leicht an den trockenen Lippen und den starr funkelnden Augen desselben die Symptome eines typhösen Fiebers, welches bereits im Anzuge war. Unwillkürlich nahm daher sein Gesicht eine bedenkliche Miene an, als er, ohne zu sprechen, den Kranken eine Weile betrachtete, dann aber raffte er sich zusammen, trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand, indem er ihn mit einigen Worten begrüßte und hinzufügte, daß er ganz zufällig komme und im Vorbeireiten nicht habe ermangeln wollen, sich einmal nach dem Befinden der Bewohner von Schaumburg zu erkundigen.

Der Amtsrath machte große Augen und seine erschlaffte Miene drückte offenbar Verwunderung aus, als er den Arzt so unerwartet bei sich eintreten sah; bald aber fand er sich in den glücklichen Zufall und zuletzt pries er denselben laut, da er sich der ihm dadurch gebotenen Gelegenheit freute, endlich seinem gepreßten Herzen Luft machen zu können, was er so lange nicht gekonnt, und noch einmal, zum letzten Mal, auf den ihn so lebhaft beschäftigenden Gegenstand zurückzukommen, der nun schon seit geraumer Zeit als unlösbare Differenz zwischen ihm und dem Arzte geschwebt hatte.

»Sie kommen mir wie gerufen, Doctor,« empfing er ihn, indem er sich etwas mühsam aufrichtete und dem Arzt die zitternde Rechte entgegenstreckte. »Ich hätte Sie am Ende doch in diesen Tagen rufen lassen müssen, um Ihren Rath zu hören, da man mich mit der bösesten Absicht niederträchtig behandelt, mich mit Füßen tritt und auf alle Art beleidigt, so daß ich jetzt hinfällig wie ein Kind geworden bin und kaum auf meinen Füßen stehen kann. – Sie wissen doch,« fügte er lallend hinzu, als der Arzt noch immer schwieg und den Zustand des Patienten mit der größten Ruhe studirte, »Sie wissen doch, was für einen Schimpf mir der Baron angethan hat?«

»Was hat er Ihnen denn gethan?« fragte Doctor Camp endlich. »Ich habe allerdings so Manches gehört, aber vielleicht nicht immer das Richtige. Erzählen Sie mir doch kurz, was geschehen ist.

Das war nun freilich Wasser auf die Mühle des jetzt so redselig, fast schwatzhaft gewordenen Amtraths und er trug nun in den stärksten Farben und mit den heftigsten Worten Alles vor, was ihm mit dem Baron begegnet war, von der Forderung der zehntausend Thaler an bis auf die letzten Tage, wobei er am ausführlichsten bei der Abforderung und Zurückhaltung der Rechnungsbücher verweilte, was er eine Beleidigung seiner Amtswürde und eine Kränkung seines persönlichen Ehrgefühls nannte.

»Da wissen Sie nun Alles,« schloß er seine lange mit Flüchen und Verwünschungen untermischte Rede, »und

Sie werden einsehen, Doctor, daß ich das nicht länger ertragen kann. Nein, ich ertrage es keinen Tag mehr, meine Geduld ist zu Ende und nun endlich werde ich den Rechtsweg gegen den geistesschwachen Mann beschreiten, der mich wie einen Hund unter die Füße getreten hat. Das Gericht aber muß und wird mir zum Rechte verhelfen. Mir allein ist die Sorge für das Gut, die Verwaltung der Einkünfte und Ausgaben, die Buchführung, die Rechnungslegung übertragen, er und ich, wir haben ein Uebereinkommen vor Gericht geschlossen und gegen das kann nicht einseitig vorgegangen werden. So will ich ihn denn verklagen und seinen schwachen Geisteszustand als die Basis alles Uebels angeben, das er über mich ausgeschüttet hat. Dazu nun brauche ich das Attest, über das ich schon so oft mit Ihnen gesprochen, und jetzt dürfen Sie es mir nicht mehr verweigern, da Sie sehen, welcher Schaden mir aus Ihrer langen Zögerung damit erwachsen ist.«

Doctor Camp sah sich in diesem Augenblick in einer üblen Lage. Er kannte den Geisteszustand des Barons besser als der Amtsrath und konnte daher das verlangte Attest gar nicht ausstellen, wenn er auch dazu bereit gewesen wäre. Hier aber saß ihm ein Kranker gegenüber, der geistesschwächer und weniger zurechnungsfähig als der Baron war, und ihm mußte er Schonung angedeihen lassen, ohne ihm direct zu widersprechen oder auf seine Irrthümer einzugehen. So hatte er denn seinen Entschluß rasch gefaßt und indem er sich ganz vertraulich des Pulses seines Patienten bemächtigte und die fiebernd heiße

Hand eine Weile in der seinen behielt, sagte er mit der freundlichsten Miene, obwohl er sein scharfes Auge hinter der blauen Brille hervor fest auf die unstät blickenden und bisweilen wild funkelnden Augen des aufgeregten Mannes richtete:

»Also Sie wollen wirklich ein Attest haben und versprechen sich davon einen Erfolg, lieber Herr Amtrath? Nun, wenn Sie *der* Ansicht sind, so will ich mir die Sache jetzt ernstlich überlegen, nachdem ich den Zustand des Barons noch einmal gründlich untersucht habe. Aber so rasch, wie Sie es haben möchten, wird es nicht gehen, ich muß, wenn Sie gerichtlich gegen den Baron einschreiten und meine Aussage dazu zur Unterstützung haben wollen, vom Gericht selbst zur Ausstellung dieses Attestes aufgefordert werden.«

»Vom Gericht?« fuhr der Amtrath in seiner alten Wildheit auf. »Sie verkennen ja ganz meine Stellung, mein Lieber. Das Gericht bin in diesem Falle ich selber, Sie sind der Hausarzt des Barons und der Physicus unseres Kreises, also – ich fordere Sie zu einer amtlichen Handlung auf und die *müssen* Sie erfüllen.«

Doctor Camp, der sah, daß der Amtrath bereits nicht mehr richtig über seine Stellung zu urtheilen vermochte, da er Kläger und Richter in einer Person sein wollte, nahm eine so sanfte und beruhigende Miene an, wie sie solchen Kranken gegenüber stets von großer Wirkung ist, und sagte:



»Nun ja, ich will sie ja auch erfüllen. So geben Sie mir Ihren Auftrag schriftlich, damit ich mich darauf berufen kann, wenn ich ein gerichtliches Attest ausstellen soll.«

»Gut – ja!« rief der Amtrath nach einiger Ueberlegung. »Den Auftrag sollen Sie haben, noch heute werde ich mein Gesuch aufsetzen lassen und es Ihnen morgen mit meiner Unterschrift vorlegen. – Sie kommen doch morgen wieder?«

»Gewiß, Herr Amtrath, denn ich finde, daß Sie wirklich recht krank sind und ich glaube, Sie würden besser thun, wenn Sie sich sogleich in's Bett legten.«

»Das will ich auch. Cornelia soll mich gleich zu Bett bringen, sobald Sie fort sind. Wollen Sie mir nichts verordnen?«

»Auch das, nur lassen Sie mich noch einige Fragen thun.«

Als diese Fragen vom Amtrath beantwortet waren, hatte Doctor Camp sein Krankheitsexamen beendet und er erhob sich, bot dem Kranken einen guten Morgen und ging hinaus, um sogleich auf Cornelia zu treffen, die ihn im Vorzimmer schon sehnsüchtig erwartet hatte, da sie bereits von seiner Ankunft gehört.

Doctor Camp faßte sogleich die Hand des jetzt so bleichen schönen Mädchens und führte sie in ein Zimmer, das weit genug von dem Krankenzimmer entfernt lag, um ungestört mit ihr sprechen zu können. »Mein liebes Kind,« sagte der gutherzige Mann, »Sie haben ganz Recht gehabt, daß Sie mir Ihren Vater so krank schilderten. Ja, er ist recht krank und wird wahrscheinlich noch viel

kränker werden. Ich will über die Ursachen seines Leidens keine Worte machen, sie sind mir und gewiß auch Ihnen hinreichend bekannt. Nehmen Sie die Sache also nicht leicht und sorgen Sie dafür, daß dem Kranken keine neue Aufregung geboten wird, mag sie von einer Seite kommen, woher sie will. Vor allen Dingen geben Sie ihm keinen Wein mehr, er darf bei seiner Vollblütigkeit jetzt nur dünne Suppen und seine Arznei genießen; der starke Wein, den er trinkt, vermehrt nur seine Aufregung, anstatt sie zu mildern.«

Cornelia nickte beistimmend und erwiderte: »Das weiß ich wohl, lieber guter Doctor, aber er will fortwährend Wein trinken und Sie wissen ja, wie schwer sich ihm etwas abschlagen läßt. Nun aber bitte ich mir von Ihnen die Wahrheit aus – ich kann Alles hören – finden Sie, daß es mit meinem Vater schlecht steht? Ihre Miene wenigstens verheißt mir nicht viel Gutes.«

Doctor Camp zuckte die Achseln, wie es schon mancher Arzt in einem ähnlichen Falle gethan. Dabei blickte er mehr nach dem Himmel als nach der Erde und Cornelia verstand ihn auf der Stelle. »Es ist also gefährlich?« fragte sie noch einmal.

Doctor Camp, von dem wunderbar tiefen Blick ihres dunklen und von Kummer umflorten Auges getroffen, konnte es nicht über sich bringen, ihr die Wahrheit zu verhehlen. Er nickte erst stumm und reichte ihr die Hand. Dann aber sagte er mit seinem mildesten Ton:

»Ja, mir scheint es wirklich so, doch wer könnte sich nicht irren? Ihr Vater hat lange, sehr lange durch sein

unregelmäßiges Leben und dadurch, daß er seinen Leidenschaften ein allzufreies Spiel ließ, dieser seiner jetzigen Krankheit vorgearbeitet – ich habe schon oft an einen Schlagfluß bei ihm gedacht – jetzt aber denke ich nicht mehr daran, da sein Uebel für den Augenblick ein anderes, nicht minder gefährliches ist. Schicken Sie gleich einen Boten nach der Apotheke und reichen Sie dem Kranken stündlich die Arznei, die ich ihm verordnen werde. Vor allen Dingen ist Ruhe nöthig, und wenn er schlafen kann, wecken Sie ihn nicht. Sobald er schläft, nehmen sie behutsam Weinflaschen und Gläser fort und dann bekommt er davon nur so viel, als ich gestatten werde. Morgen früh sehen wir uns wieder, denn jetzt muß ich schon täglich meinen Weg nach Schaumburg nehmen.«

---

Doctor Camp ritt, nachdem er sein Recept verschrieben, mit recht betrübtem Herzen von Schaumburg fort. Was er heute daselbst gesehen und erfahren, überstieg weit alle seine Befürchtungen, mit denen er das Schloß betreten, und er schaute, so weit es wenigstens den Amtrath betraf, nur in eine sehr düstere und noch dazu sehr nahe liegende Zukunft hinein. Nur Eins flößte ihm eine gewisse Beruhigung und Zufriedenheit ein, und das war Cornelia's gefaßter Geist und die würdevolle Art und Weise, mit der sie des Vaters Unglück trug, dessen Ursachen ihr, der eben so klugen wie redlichen Tochter, nicht unbekannt geblieben sein konnten.

Langsam ritt er so durch die Felder dem Schneckenberge zu. Er sah dabei wenig von Dem, was um ihn her unter den Leuten vorging, die mit der Erndte beschäftigt waren, aber heute nicht mit so fröhlichem Gesang und munteren Reden, wie in den ersten Tagen, ihre Arbeit verrichteten. Von seinen Gedanken über das Gegenwärtige und Kommende vollauf in Anspruch genommen, fiel er mit denselben immer wieder auf seinen schweren Patienten in Schaumburg zurück, bis er sich zuletzt sagte:

»Ja, das hilft nun einmal Alles nichts und es muß auch mit auf die Schultern genommen werden, wie so Vieles schon, was da unten in noch traurigeren Zeiten vorgegangen ist. Allerdings sieht es daselbst jetzt auch recht schlecht aus, und in zwiefacher Art, wie es noch niemals ausgesehen. Aber diesmal kommt es wirklich von dem Uebermuth, der Selbst- und Habsucht her, die nie genug erraffen und erjagen kann und darum in die Taschen anderer Leute greift. Und das hat er wahrscheinlich gethan; Alles, was ich vernommen, läßt darauf schließen. Der Unglückselige! Und einem solchen Mann, der einem Anderen so übel mitgespielt, sollte ich Vorschub leisten, ihm zu Liebe sollte ich den Baron für unzurechnungsfähig erklären, der so verständig und klar wie Einer ist und sich nur durch seine übel angewandte Menschenfreundlichkeit, Güte und Nachsicht in den Leumund der Leute gebracht hat, daß er ein Schwächling, ein Narr, ein Verschwender sei? Hm! – Aber wie mag es da oben aussehen wohin ich jetzt meine Schritte richte? Wenn ich da keine besseren Erfahrungen als unten mache, dann habe ich

einen sehr traurigen Morgen gehabt. O mein schöner Beruf, zu helfen und zu heilen, wie ist er doch mit so vielen Schwierigkeiten und Bitterkeiten verbunden und in welchen bodenlosen Abgrund menschlicher Leidenschaften und Gebrechen sieht der Arzt so oft, ohne Besserung und Hülfe bringen zu können!«

In Bezug auf die Neuigkeiten, die er auf dem Berge erfahren würde, sollte der gute Doctor aber doch bald von seinen schlimmen Befürchtungen zurückkommen und das gestand er sich noch im Verlauf desselben Morgens ein, als er den Berg schon wieder im Rücken hatte, denn der Besuch bei dem Baron war ganz dazu geeignet, ihn mit seinem Beruf wieder auszusöhnen und die Welt und die Menschen aus einem besseren Gesichtspunkt zu beurtheilen, als ihm Schaumburg und das daselbst gegenwärtig herrschende Chaos geboten hatte.

Was den Baron selbst in diesen Tagen betrifft, so hatte derselbe von vielen ihn umgebenden und sein Wohlsein so nahe berührenden Dingen nicht die geringste Ahnung und er kannte und wußte nur das, was bisher, wie mir berichtet, in seinen unmittelbaren Gesichtskreis getreten war. Und um so leichter konnte ihm Manches verborgen werden, als er ja von der ganzen übrigen Welt abgeschlossen lebte und fast Niemand in seine Nähe trat, der ihn von den einzelnen, seine Person betreffenden Vorfällen hätte in Kenntniß setzen können. Die ihn umgebenden Personen aber ließen es an Fürsorge nicht fehlen, Alles von ihm fernzuhalten, was ihn neuerdings wieder in Unruhe versetzen konnte und so lebte er unangefochten,

unbekümmert in seiner stillen Einsamkeit fort, nach wie vor mit seiner inneren Gedankenwelt beschäftigt, nachdem es den Seinigen gelungen war, ihm die Sorgen zu verscheuchen, die er noch vor Kurzem über das mißliche Verhältniß zwischen ihm und dem Amtsrath gehegt hatte.

So saß er auch an diesem Morgen in seiner Bibliothek gemächlich in einem Buche lesend, als Treu ihm meldete, daß so eben Doctor Camp gekommen sei und ihm seinem Besuch zu machen wünsche.

Der ruhig Lesende, dessen Gemüth heute so mild und friedlich wie nie war, da alle seine letzten kleinen Besorgnisse durch die machtvolle Einwirkung des Inspectors von ihm genommen waren, freute sich über diese Mittheilung ungemein und ging dem befreundeten Arzte mit großer Herzlichkeit entgegen. Aber da fiel ihm plötzlich ein, daß Doctor Camp wegen einer böartigen ansteckenden Krankheit so lange nicht zu ihm gekommen sei, und augenblicklich hielt er dicht vor der Thür im Gehen inne, um zu überlegen, ob den Seinigen und namentlich Angela durch diesen Besuch auch keine Gefahr drohe, als sich die Thür schon öffnete und die kleine bewegliche Gestalt des guten Doctors von Treu in die Bibliothek geführt wurde.

Der Baron, etwas erschrocken, aber doch freundlich lächelnd, trat unwillkürlich einen Schritt zurück, streckte die Hände gegen den auf der Schwelle stehen bleibenden Arzt aus und sagte etwas rasch und nicht ganz ohne einen Anflug von Aengstlichkeit:

»Doctor, lieber Doctor, nur ein Wort! Haben Sie auch keine Scharlachfieberkranke mehr?«

Doctor Camp nahm eine ernstere Miene an und entgegnete bedachtsam: »Lieber Herr Baron, das hätten Sie mich nicht zu fragen gebraucht. Ich kenne ja hinreichend Ihre leicht erregbare Besorgniß in dieser Beziehung und so würde ich nicht gekommen sein, wenn ich noch inmitten einer Epidemie lebte und wirkte. Nein, es ist Alles damit vorbei und Sie können mich getrost willkommen heißen.«

Der Baron ging dem alten Freunde nach diesen beruhigenden Worten rasch entgegen und reichte ihm herzlich beide Hände hin. »O, Sie sind mir stets willkommen,« sagte er, »aber wenn Sie denken, daß ich um mich allein besorgt bin und daß ich noch immer an meiner alten Aengstlichkeit in solchen Dingen leide, dann irren Sie sich. Mit mir ist, seitdem wir uns nicht gesehen, und es sind ja schon viele Wochen her, eine große und wohlthätige Wandlung vorgegangen, denn Gott – ihm sei dafür gedankt! – hat mir endlich einen Menschen gesandt, der mich bald, wenn nicht von allen, doch von vielen meiner Irrthümer und Gebrechen kurirt hat und dem ich also meine ganze jetzige Wohlfahrt verdanke. Doch, treten Sie näher und setzen wir uns!«

Die beiden Männer nahmen an dem ovalen Tisch einander gegenüber Platz und der Baron wollte eben eine neue Frage thun, als der Doctor rasch sagte: »Wer ist denn dieser seltene Mensch, den Ihnen, wie Sie sagen, Gott gesandt und der eine so erstaunliche Wirkung auf

Sie ausgeübt und Ihnen damit in Wahrheit die größte Wohlthat erwiesen hat, die ein Mensch Ihnen nur erweisen konnte?«

»Das ist Herr von Rodenberg, mein Inspector!« erwiderte der Baron mit einer Miene die seine ganze Zuneigung und sein ganzes Vertrauen zu dem jungen Freunde verrieth. »Kennen Sie denn Den noch nicht?«

Doctor Camp's gutmüthiges Gesicht hellte sich merkwürdig auf, als er diese wenigen Worte vernahm, und nach kurzem Besinnen sagte er: »O ja, ich habe ihn schon einmal bei'm Amtsrath getroffen und da hat der junge Mann mit dem imponirenden Gesicht und der stolz edlen Haltung auch mir ganz außerordentlich gefallen. Ich bedaure nur, daß ich ihn nicht öfter gesehen und genauer kennen gelernt habe. Aber da er jetzt bei Ihnen wohnt, wie ich vernommen, so werde ich wohl noch öfter das Vergnügen haben, mit ihm in Berührung zu gerathen. Ist er jetzt nicht zu Hause?«

Der Baron schüttelte den Kopf und deutete mit der Hand nach dem Felde hin. Aber dabei war er plötzlich ganz still geworden und sah vor sich nieder, als besinne er sich auf Etwas, was ihm mit einem Mal durch den Sinn gefahren war. Gleich darauf jedoch erhob er die Augen wieder, sah den Arzt mit einem wunderbar herzlichen und fast klagenden Ausdruck an und sagte mit leiser, bewegter Stimme:

»Lieber Doctor, wir sind unter uns und Sie sind ja auch ein Menschenkenner, wie ich weiß, und verstehen in den Gesichtszügen der Menschen zu lesen. Unter uns giebt es



keine Geheimnisse – gar keine – und so lassen Sie uns einmal recht vertraulich mit einander reden und auf Dinge und Personen zurückkommen, von denen wir lange, lange nicht gesprochen haben. Sie sagten eben, Sie hätten Herrn von Rodenberg bei'm Amtsrath gesehen. Sprechen Sie aufrichtig: ist Ihnen denn an ihm – ich meine an seinem Gesicht nichts Besonderes aufgefallen?«

Doctor Camp stutzte sichtbar, schwieg eine Weile und schien sich auf Etwas zu besinnen. Dabei nahm er seine blaue Brille ab, was, wie wir wissen, bei ihm stets ein Zeichen war, daß er das ihm Mitgetheilte für äußerst wichtig halte und ein wahrhaftes herzliches Interesse daran nehme, und jetzt erst konnte der Baron tief in die Seele des guten Mannes eindringen, da das kluge Auge desselben voll und klar auf ihn gerichtet war.

»Ja,« sagte er endlich, »ich erinnere mich eben, daß er gleich vom ersten Augenblick an auch auf mich den Eindruck machte, als hätte ich sein Gesicht schon irgend wo früher gesehen. Ich habe auch lange darüber nachgedacht, aber immer vergeblich und zuletzt ist es mir ganz aus den Gedanken gekommen, da ich so viel Anderes zu thun fand. Jetzt erst fällt es mir wieder ein, aber ich weiß noch immer nicht, wo mir sein Gesicht schon einmal vor die Augen gekommen. Da Sie mich aber so bedeutungsvoll danach fragen, muß hinter diesem Gesicht doch wirklich etwas Anderes stecken. Haben Sie etwa auch eine Aehnlichkeit zwischen ihm und irgend Jemandem gefunden oder wissen Sie vielleicht, wo und

wann Derselbe schon einmal in unseren Kreis getreten ist?«

Der Baron schüttelte mit wehmüthigem Lächeln den Kopf. »Nein,« entgegnete er, sehr langsam sprechend, »in *unseren* Kreis ist er früher noch niemals und nirgends getreten, aber eine Aehnlichkeit ist allerdings vorhanden, die uns Beide – an eine andere Person erinnern muß, und ich wundere mich in der That, daß Ihnen dieselbe entgangen ist. Mir und Treu ist sie auf der Stelle aufgefallen und wir haben schon oft und lange darüber gesprochen.«

»Nun, mit Wem hat er denn diese – diese Aehnlichkeit? Ich bin sehr neugierig geworden, ich läugne es nicht,« versetzte der Doctor mit großer Spannung, indem er seinen kleinen Oberkörper näher zu dem Baron hinbeugte, als wolle er so genau wie möglich hören, was Derselbe sagen würde.

Auch der Baron beugte sich jetzt über den Tisch, reichte seine beiden Hände hinüber, die der Doctor sogleich ergriff, da er der Miene des alten Herrn ansah, daß er tief bewegt sei und ihm etwas Bedeutungsvolles mitzutheilen habe, der auch sogleich sagte:

»Ich will es Ihnen sagen, zwischen uns giebt es ja wirklich keine Geheimnisse. Herr von Rodenberg hat – eine unbeschreibliche und merkwürdige Aehnlichkeit mit einer – Verstorbenen, mit einer – mir sehr theuren –«

»Ah!« rief der Doctor fast erschrocken aus und sprang von seinem Stuhle auf, was sogleich auch der Baron that. »Was meinen Sie? Doch nicht – mit –?«

Der Baron nickte und alles Blut war ihm dabei in sein sonst bleiches Gesicht getreten. »Ja, Doctor, mit – Angela von Hartenstein!

Der Arzt stand in tiefes Sinnen verloren da und dachte ernstlich über das eben Gehörte nach, wobei er sich das Gesicht des jungen Mannes möglichst in Erinnerung zurückzurufen suchte. »Sie haben Recht,« sagte er endlich, »jetzt erinnere ich mich und nun ist mir mit einem Mal meine ganze innere Bewegung klar, die, mich bei seinem Anblick überfiel. Aber wie wäre diese Aehnlichkeit erklärlich? Sie kann doch wohl nur eine ganz zufällige sein, nicht wahr?«

»Das habe ich auch gedacht,« fuhr der Baron viel lebhafter fort, »aber bisweilen denke ich auch wieder anders, bis ich zuletzt nicht mehr weiß, was ich daraus machen soll. Denn es ist nicht nur die Aehnlichkeit mit Angela im Gesicht vorhanden, nein, auch aus der Sprache, der Stimme klingt mir oft ein bekannter Ton hervor, und so in Mehrerem und das – das Alles kann doch nicht bloßer Zufall sein!«

»Ist er denn etwa auf irgend eine Weise mit ihr verwandt?«

»Ja, daran habe ich auch schon gedacht und um so mehr, da ich ja die Blutsverwandten Angela's, die als Waise in meiner Mutter Haus kam, nie kennen gelernt und von ihnen nie etwas erfahren habe. Deshalb habe ich auch öfters versucht, bei ihm danach zu forschen und er hat mir auch endlich einige Auskunft gegeben; wenn ich aber auf seine Mutter zu sprechen kam, wich er mir

stets auf irgend eine Weise aus und so habe ich nur erfahren, daß sie noch lebt und an einen Regierungsrath verheirathet war, der viel in der Welt umhergeworfen, bis er, glaube ich, in Breslau gestorben ist, wo seine Mutter sich jedoch nicht lange aufgehalten, sondern ihre Heimath Thüringen wieder aufgesucht hat. So sagte er mir wenigstens.«

Die beiden Männer schwiegen eine Weile, als der Baron plötzlich davon abbrach und sagte: »Nun, lassen wir das, ein andermal mehr davon, da Sie mir ja doch keine Auskunft darüber geben können, wie ich sehe. Was führt Sie denn eigentlich heute zu mir her? Wollen Sie sich, wie sonst, nach Angela's Gesundheit erkundigen – sie ist gerade nicht im Hause – dann bin ich Ihnen sehr dankbar. Das liebe Kind ist gesund und frisch und auf sie – auf sie hat Herr von Rodenberg auch sehr günstig eingewirkt.«

Doctor Camp sah den Baron mit einem seltsamen Blick an, als ob er auf der Spur nach einem neuen Geheimniß sei. Endlich konnte er sich nicht länger überwinden und verzog sein faltiges Gesicht zu einem gutmüthigen fragenden Lächeln und sagte mit schlauem Augenblinzeln:

»Darf man etwas indiscret sein?«

»Was meinen Sie damit, lieber Freund?«

»Der junge schöne Mann gefällt dem jungen schönen Mädchen wohl?«

»Das nennen Sie indiscret? O, das ist es ganz und gar nicht. Vielmehr würde sie Ihnen diese Frage auf der Stelle mit ›Ja!‹ beantworten, wenn Sie sie danach fragten.

Aber wenn Sie *discret* sein wollen, so will ich Ihnen sagen, daß sich kein Mensch darüber mehr freut als ich, daß – Herr von Rodenberg allen meinen Hausgenossen ohne Ausnahme auf das Beste gefällt. – Doch nun genug von ihm und jetzt sagen Sie mir, was Sie hierhergeführt, denn daß Sie noch etwas Anderes auf dem Herzen haben, das sah ich Ihnen schon an, als Sie noch dort auf der Schwelle standen.«

Doctor Camp seufzte leise auf. Das Gespräch war bisher so angenehm und befriedigend verlaufen, und nun sollte er es auf einen ganz anderen und viel herberen Punkt führen. Indessen entschloß er sich rasch dazu und so sagte er: »Sie haben ganz recht gesehen. Ja, ich habe etwas auf dem Herzen und diesmal bin ich nur zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen über den Amtrath zu sprechen.«

»Ah, ist es das!« rief der Baron, nun auch tief aufseufzend. »Nun, so sprechen Sie denn!«

»Ja, und recht aufrichtig. Ich war vorher bei ihm in Schaumburg wohin mich seine Tochter in ihrer Besorgniß um ihn gerufen; er aber zeigte sich um *Ihre* Gesundheit sehr besorgt, so daß ich ohne Weiteres mir die Erlaubniß nahm, hierherzukommen und mich von Ihrem Befinden zu überzeugen.«

Der Baron lächelte seltsam. »Ah, nun verstehe ich Sie,« erwiderte er. »Der Herr Amtrath ist um meine Gesundheit besorgt, die er wahrscheinlich wieder gefährdet erklärt, weil es ihm etwas Neues war, daß ich ihm seine

Rechnungsbücher abforderte, um mich einmal mit eigenen Augen vom Stande meiner Vermögensverhältnisse und der Richtigkeit seiner Buchführung zu überzeugen, was ich leider durch meine Trägheit und Sorglosigkeit und, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, auch durch ein Uebermaaß meines Vertrauens so lange vernachlässigte. Ja, lieber Doctor, das mußte ich endlich thun, es machte sich nothwendig, denn Herr von Rodenberg und Treu hatten mir gesagt, daß da unten nicht Alles in Richtigkeit und daß es meine Schuldigkeit sei, mich einmal durch eigene Anschauung von dem Vorgehenden zu überzeugen.«

»Ah, so hängt die Sache zusammen!« rief der Doctor mit hoch emporgezogenen Augenbraunen und sah den Baron mit still nickendem Kopfe bedeutsam an. »Also der Herr von Rodenberg hat auch *das* Gute und Verständige einmal bewirkt! Nun, da muß ich ihn wirklich für einen Wunder- und Wohlthäter für Sie halten! Aber das macht mir Vieles klar, was ich bis jetzt erst halb oder gar nicht wußte, und nun weiß ich auch, warum der kranke Mann sich so verzweiflungsvoll über Ihre Eingriffe in seine vermeintlichen Rechte geberdet.«

»So, thut er das? Nun, das konnte ich erwarten. Doch Sie sagen, er sei krank? Doch nicht ernstlich?«

»Recht ernstlich krank, lieber Herr Baron, und ich kann nicht verhehlen, daß ich über ihn in nicht geringer Sorge bin.«

»O, das thut mir ja sehr leid. Was fehlt ihm denn?«

»Es scheint mir ein typhöses Fieber in Anmarsch zu sein und ein solches ist bei einer so vollsaftigen und schwelgerisch lebenden Natur immer ein mißliches Ding. Es sind schon viele Menschen an dieser Krankheit sehr rasch gestorben und auch der Amtsrath Stephani, Herr Baron, – ist ein Mensch und *kann* also ebenfalls daran sterben.«

Der Baron sah, als er diese Nachricht empfing und deren Wahrheit mehr aus dem ernstesten Wesen des Arztes las, als aus seinen Worten heraushörte, betroffen vor sich nieder und gab sich eine Weile seinen hin- und herfluthenden Gedanken hin. Dann hob er den Kopf langsam in die Höhe, sah den Doctor Camp fest an und sagte:

»Sprechen Sie die Wahrheit, ich muß sie hören und ertragen lernen. Ist der Amtsrath etwa in seine jetzige Krankheit verfallen, weil er sich über meine Abforderung der Bücher geärgert und gekränkt gefühlt hat?«

»Ach nein, Herr Baron, davon allein bekommt Niemand eine solche Krankheit, wenn nicht ganz besondere Umstände damit verknüpft sind, die hier freilich vorhanden,« aber keinem Anderen als dem Amtsrath selber zur Last fallen. An seinem Uebel, wie es sich klar herausstellt, ist hauptsächlich seine lange fortgesetzte und unmäßige Völlerei schuld und wenn er sich dabei geärgert hat, so ist das allein eine Folge seiner Habsucht, die ihn verleitete, fremder Leute Gut anzutasten, und das hat er ja, wenn nicht Alles trügt, bei Ihnen gethan.«

»Ja, so scheint es. Aber leid thut er mir doch. Die arme Cornelia! Nun, wenn ihm etwas Menschliches begegnen

sollte, so dürfen die armen unschuldigen Kinder nicht darunter leiden; *meine* Achtung und Liebe haben Cornelia und ihr Bruder Rudolf dadurch nicht verloren und ich würde sie in keinem Fall empfinden lassen, daß zwischen ihrem Vater und mir nicht die beste Eintracht bis an's Ende geherrscht hat. Ich habe darüber schon mit Herrn von Rodenberg gesprochen und der ist auch darin ganz meiner Ansicht. Sie können der Cornelia das bei Gelegenheit sagen. – Aber wie, Sie knöpfen sich schon den Rock zu? Wollen Sie nicht bei mir speisen?«

»Nein, Herr Baron,« erwiderte der Arzt, der sich zum Gehen anschickte und den Hut bereits in der Hand hielt, »ich habe mich in meinen heutigen Krankenbesuchen schon um zwei Stunden verspätet und muß mich beeilen, um die weite Runde fertig zu bringen. Leben Sie wohl, grüßen Sie Fräulein Angela und Gott behüte Sie! Sobald die Krankheit des Amtraths eine entscheidende Wendung, zum Guten oder Schlimmen nimmt, sehen Sie mich wieder, ich werde ihn alle Tage besuchen.«

»Da thun Sie Recht und behandeln Sie ihn mit aller möglichen Sorgfalt. Guten Morgen, lieber Doctor, und möge Gott auch Sie in Ihren Bemühungen um den armen Kranken behüten!«

Die beiden Männer drückten sich die Hand und der Arzt schlüpfte behende aus dem Zimmer, um so rasch wie möglich nach seinem Pferde zu eilen. Aber er sollte draußen noch einen unerwarteten Aufenthalt finden, denn als er vor das Schloßportal getreten war, wo Johannes mit dem Schimmel auf ihn wartete, fand er den alten



Treu vor und dieser gab ihm einen bedeutsamen Wink, ihm einige Schritte seitwärts zu folgen.

»Entschuldigen Sie, Herr Doctor,« flüsterte der alte Diener, als er mit dem ihm neugierig folgenden Arzt aus dem Bereich der vorderen Schloßfenster getreten war, »daß ich Sie noch einige Minuten aufhalte, aber was Sie auch mit dem Herrn Baron so eben gesprochen haben mögen, die Hauptsache haben Sie von ihm nicht erfahren können und diese bitte ich nun von mir vernehmen zu wollen.«

»Was,« rief Doctor Camp verwundert, »giebt es noch mehr, als was ich bis jetzt schon weiß? Bei Gott, ich dachte, die Vorfälle da unten seien bereits ernst und arg genug! Und nun noch gar eine Hauptsache? Heraus damit, denn nun will ich Alles bis zum Ende hören.«

»Ja, eine Hauptsache!« wiederholte Treu mit sichtbarer Herzensbeklemmung. »Denn wenn Sie bis jetzt von dem Herrn Baron nur erfahren haben, daß er mit dem Herrn da unten in Betreff der Rechnungslegung in Conflict gerathen ist, so wissen Sie nur das, was alle übrigen Leute auch schon wissen, es giebt aber noch viel Schlimmeres, was Sie nur von dem gnädigen Fräulein, von Herrn von Rodenberg oder von mir erfahren können. Ihnen aber muß ich es sagen und gleich jetzt, damit Ihnen nicht unbekannt ist, was für Unheil von den Feinden unseres Herrn gegen ihn gesponnen wird. Natürlich darf der Baron selbst kein Wort davon wissen, er könnte vor Schreck und Kummer den Tod davon haben, und

Sie, der Sie in allen seinen bedenklichen Lagen von jeher sein treuer Freund und aufrichtiger Berather gewesen sind, müssen das gerade jetzt mehr denn je sein, denn er bedarf in der That der Hülfe aller redlich Denkenden. Denn stellen Sie sich vor: nicht allein damit zufrieden, ihn seit Jahren auf unverantwortliche Weise um Tausende bestohlen zu haben, will man ihn jetzt noch viel unglücklicher machen und ihn mit Gewalt in seinen früheren traurigen Gemüthszustand zurückdrängen. Zuerst hat der Amtrath, mag er sich nun in Geldbedrängniß befunden oder in der Furcht geschwebt haben, daß seine Betrügereien endlich an's Tageslicht kämen, es noch einmal auf eine sanftere Weise versucht, den Baron in seine Netze zu locken, um ihn dann fester denn je darin zu halten. Er hat ihn nämlich nöthigen wollen, die Hand des gnädigen Fräuleins seinem Sohne Kuno zu versprechen. Wäre der Baron darauf eingegangen, so hätte sich der Amtrath natürlich sehr glücklich geschätzt, denn dann wäre das ganze Schaumburg so gut wie sein Eigenthum gewesen. Da das aber nicht glückte und das gnädige Fräulein sich weigerte, dem Herrn Lieutenant ihre Hand zu reichen, so erboßte man sich dort unten um so mehr und versuchte es nun auf andere Weise, meinem Herrn ein Leid anzuthun.«

Und nun erzählte Treu rasch, was Alles geschehen, bis er auch des anonymen Briefes erwähnte, der am Tage zuvor gekommen, von ihm selbst unterschlagen und von Angela und Herrn von Rodenberg gelesen worden war.

Doctor Camp hatte mit wachsender Spannung den wahrheitsgetreuen Bericht des alten Dieners angehört, als er aber den Inhalt des anonymen Briefes vernommen, fuhr er zornig in die Höhe, denn er durchschaute auf einen Blick das ganze künstliche, aus Rachsucht und Haß gesponnene Gewebe, welches ein teuflischer Kopf dem armen Baron von Neuem über den Hals geworfen oder wenigstens zu werfen versucht hatte.

»Ist es möglich,« sagte er mit vor Zorn bebenden Lippen, »also so stehen hier die Sachen? Nun, das ist ja ein schändliches Bubenstück, das man mit eiserner Consequenz bis zu seinem Ursprung verfolgen und dann bestrafen muß. Welch ein Glück, daß Sie auf den klugen Gedanken kamen, den niederträchtigen Brief zu unter schlagen, der noch dazu droht, den Baron gewissermaßen an den Pranger zu stellen. Aber lassen Sie sich keine grauen Haare darum wachsen, guter Treu, es wird das für den Baron hoffentlich keine üblen Folgen haben, wenn es Ihnen gelingt, woran ich keinen Augenblick zweifle, ihm jenen abscheulichen Brief zu verbergen. Möglich ist es allerdings, daß die alte Geschichte – ich meine die da unten an der Hecke –, wenn der hämische Mensch seine Drohung ausführt, noch einmal aufgewärmt und wieder unter die Leute gebracht wird, aber dann müssen wir Alle, die des Barons Freunde sind, fest wie ein Mann gegen den Uebelthäter auftreten, und was an mir liegt, so werde ich es nicht daran fehlen lassen, auch einige Klarheit in die für Viele noch so dunkle Sache zu bringen. Denn Sie wissen doch, daß ich den erschossenen Baron damals

gesehen und die große Kugel, die ihm das Herz durchbohrte, aus seinem Fleisch geschnitten habe, als er eine Leiche war? Nun, ich lebe ja noch und weiß, aus wessen Gewehr die unglückselige Kugel gekommen ist, und wenn ich vor Gericht dazu aufgefordert werde, so will ich es so laut und deutlich sagen, daß kein Mensch nur ein Atom von Zweifel darüber hegen kann. Glücklicher Weise – und das weiß wahrscheinlich der Baron nicht einmal – bin ich noch im Besitz der Kugel und des Gewehrs des gefallenen Barons, das mir die verstorbene Baronin auf meine Bitte überlassen hat, weil ich glaubte, die Sache würde schon damals ernstlich zur Sprache kommen. Und nun, sehen Sie da, nun taucht sie mit einem Mal wieder auf und noch dazu auf eine so gemeine, hinterlistige und bübische Weise! Das ist eine Abscheulichkeit, die mich empört, wie sie jeden redlichen Menschen empören muß. Na, Sie sagen ja, Herr von Rodenberg hat den Drohbrief gelesen, nicht wahr? Nun, der scheint mir ganz der Mann dazu zu sein, dem Burschen, der dies Unheil angerichtet, auf das Dach zu steigen. Hat er sich darüber noch nicht ausgesprochen?«

»O, ganz gewiß, Herr Doctor, und er hat auch schon seinen Entschluß gefaßt und sie werden dort unten – denn da wirkt und webt die verbrecherische Spinne ihr Netz – bald merken, was für eine kräftige Hand jetzt hier oben die Zügel führt. Gedulden Sie sich nur noch ein paar Tage und Sie werden hören, was Herr von Rodenberg gethan hat.«

»Nun, wir wollen wünschen, daß ihm Alles auf das Beste gelinge. Nur für den Amtrath, wenn er auch bei diesem Schurkenstreich die Hand im Spiele haben sollte, was ich nicht glaube, käme die Hülfe des Herrn von Rodenberg vielleicht zu spät.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Treu, der von der ernsten Krankheit des Amtraths noch nichts wußte, mit erstauntem Gesicht.

»Weil er sterbenskrank ist, Treu, und, unter uns gesagt, ich gebe keinen Deut für sein Leben.«

Jetzt machte Treu große Augen, und noch mehr, als ihm der Doctor mit einigen Worten die Zustände berichtete, die er in Schaumburg gefunden und was er von verschiedenen Personen über die Vorgänge daselbst erfahren hatte. Indessen konnte sich der gute Doctor, der sich schon wieder um eine halbe Stunde verspätet hatte, nicht länger aufhalten und so schieden die beiden Getreuen von einander und der Arzt, sobald er sein Pferd erreicht, warf sich so rasch in den Sattel und trabte so hurtig den Berg hinunter, daß der alte Schimmel sich gewaltig zusammennehmen mußte und erstaunt die Ohren spitzte, als könne er gar nicht begreifen, was für ein eifriger Dämon mit einem Mal in seinen friedlichen Herrn gefahren sei.

#### SECHSTES CAPITEL. WIE DER INSPECTOR NACH ALLEN SEITEN IN ANSPRUCH GENOMMEN WIRD.

Als der Inspector am Mittag des Tages, an welchem er nach dem Breitenhagener Posthause geritten war und

dasselbst in Erfahrung gebracht, daß noch viele ähnliche anonyme Drohbrieife an verschiedene Leute in der Umgegend abgesandt seien, nach Hause kam, fand man ihn bei Tisch in einer zwar ruhigen, doch auffallend nachdenklichen Stimmung, die er, als er vom Baron danach gefragt wurde, auf die mannigfachen Erndtarbeiten schob, von denen er in der That stark in Anspruch genommen war. Als der alte Herr ihn jedoch mit freundlichen Worten ermuntern zu müssen glaubte und ihm zu seiner besonderen Stärkung ein Glas Wein nach dem andern ingoß, erheiterte sich sein Gesicht wieder und bald merkte ihm Niemand mehr an, welch gewaltiges Wühlen und Gähren in seinem Innern stattfand, das zugleich mit einer Ungeduld gepaart war, die er nur mit der größten Mühe in Schranken zu halten vermochte.

Da wandte sich das Gespräch mit einem Mal auf Doctor Camp und nun erfuhr auch der Inspector erst die Neuigkeiten, die derselbe mit von Schaumburg heraufgebracht hatte. Er hörte sie ernst und bedächtig an, aber er sagte nichts dazu und achtete nur mit sichtbarem Interesse auf die Ergießungen Angela's, die in ihrer Herzensgüte den Wunsch aussprach, daß sich wenigstens Eines von ihnen nach Schaumburg begeben, um Cornelia ein freundliches Wort zu sagen und sich persönlich nach dem Befinden ihres Vaters zu erkundigen. Dabei wandte sie sich schließlich an den Baron und sagte:

»Lieb Väterchen, ich kann mir denken, daß Du es unter den jetzigen Verhältnissen nicht gern siehst, wenn ich selbst zu Cornelia fahre, nicht allein, weil der Amtsrath

an einem typhösen Fieber leidet, sondern auch, weil es sich bei der obwaltenden Differenz zwischen Euch vielleicht nicht schickt, daß ich daselbst einen Besuch abstatte, nicht wahr?«

»Um Gottes willen nicht, Angela,« rief der Baron ängstlich aus, »Du darfst jetzt auf keinen Fall hinunter! Ich würde sterben vor Angst, denn der Typhus soll ja eine sehr ansteckende Krankheit sein.«

Der Inspector legte bei diesen lebhaft gesprochenen Worten seine Hand besänftigend auf den Arm des Barons und sagte:

»Beruhigen Sie sich, Herr Baron, die Sache läßt ganz leicht einen anderen Ausweg zu. Ich halte es auch nicht für angemessen, daß Fräulein Angela gerade jetzt Cornelia besucht; um Letzterer aber den Beweis zu liefern, daß Sie an ihrem unverdienten Schicksal Antheil nehmen, werde ich selbst heute gegen Abend nach Schaumburg reiten und sie zu sprechen versuchen. Dabei soll sie Alles erfahren, was Sie über sie und ihre Zukunft denken, so weit ich derselben erwähnen darf, da es ja noch lange nicht ausgemacht ist, daß ihr Vater seiner Krankheit erliegt.«

»O Gott!« rief der Baron, freudig erregt, »was sind Sie doch für ein gefälliger Mann! Sie wissen für Alles einen Ausweg zu finden und haben doch selbst so viel zu thun! Ja, gehen Sie in Gottes Namen nach Schaumburg – aber nicht in das Krankenzimmer – und nehmen Sie tausend Grüße an das arme Mädchen mit.«

Auch Angela nickte dem Inspector freundlich und dankbar zu, und als der Baron bald darauf vom Tische aufstand und sich in sein Zimmer begab, ging sie mit dem jungen Freunde lange im Vorgarten des Schlosses umher, bis ihm sein Pferd gebracht wurde und er seinen gewöhnlichen Ritt nach den Feldern antrat.

Er hielt sich diesmal nicht so lange wie sonst bei den Arbeitern auf, sondern trabte bald gemächlich nach Schaumburg, da er sich persönlich überzeugen wollte, ob es mit dem Amtsrath wirklich so schlecht stehe, wie der Doctor Camp hatte vermuthen lassen, denn auch ihm kam die ernstliche Erkrankung des Amtsraths gerade jetzt zu sehr ungelegener Zeit und er konnte sich nur schwer entschließen, die Pläne, deren Ausführung er unmittlbar vor Augen hatte, ohne Weiteres auf eine unbestimmte Zeit hinauszuschieben.

Als er seinen Rappen in den Stall zu Schaumburg gebracht, schickte er Heinrich, den er sich rufen ließ und der ihm zweifellos ergeben war, nach dem Schloß und ließ Cornelia sagen, er befinde sich im Park auf einer Bank unter der großen Hängebirke und wünsche sie im Namen Angela's von Hartenstein zu sprechen. Wenn sie ihren Vater eine Viertelstunde verlassen könne, erwarte er sie daselbst.

Als Heinrich mit diesem Auftrage nach dem Schloß ging und durch den im Vorzimmer sitzenden Jean die Tochter seines Herrn aus dem Krankenzimmer rufen ließ, lag der Amtsrath gerade im Schlummer und Cornelia



wollte sich eben aus eigenem Antriebe eine halbe Stunde in die frische Luft begeben. Sie kam sogleich heraus und Heinrich berichtete treulich, was ihm bestellt. Cornelia, aus mancherlei Gründen in die tiefste Traurigkeit versenkt, glaubte eine Stimme aus dem Himmel zu vernehmen, als sie hörte, daß Herr von Rodenberg sie zu sprechen begehre, denn Niemand konnte ihr in diesem Augenblick erwünschter sein, als dieser Mann, dem auch sie ein so großes Vertrauen schenkte und nach dessen Anblick sie sich seit vielen Tagen unablässig gesehnt hatte.

Hastig ihren Strohhut ergreifend, der im Vorzimmer lag, und dann an ihrer Statt Jean die Wache bei'm Kranken übergebend, eilte sie die Treppe hinunter und lief nach dem Park, wo an einer abgelegenen Stelle, auf einer einsamen Bank, die von den tief herabhängenden Zweigen einer alten Trauerweide fast ganz beschattet wurde, Felix von Rodenberg ihrer wartend saß.

Sobald er die flüchtig daher Eilende kommen sah, stand er auf und ging ihr entgegen, und als er sie erreicht, bot er ihr freudig die Hand, der die ihre schon entgegenkam. Aber mit theilnehmendem Blick und schmerzlichem Erstaunen ließ er, ehe er zu sprechen begann, seine Blicke auf ihrem so bleich gewordenen Antlitz weilen, von dem alle rosige Blüthe früherer Zeit fast spurlos verschwunden war, um einer tiefen und trostlosen Traurigkeit Platz zu machen.

Auch ihre Blicke hingen fragend an seinem ernstern und doch ihr so wohlthuenden männlich edlen Gesicht

und sie suchte in seinen Augen zu lesen, was er ihr zuerst sagen werde, da sie nicht ohne Besorgniß war, der wackere junge Mann könne auch für sie irgend einen Vorwurf in sich bergen, da sie ja die Tochter ihres so tief in Schuld gesunkenen Vaters war.

Endlich glaubte der Inspector das Schweigen brechen zu müssen und so sagte er mit einem so herzlich warmen Ton, wie sie ihn noch niemals von ihm vernommen hatte.

»Sie verzeihen mir gewiß, daß ich Sie störte und hierher rufen ließ, aber ich bin ein Bote der Liebe und der Freundschaft, denn der Herr Baron und Fräulein Angela senden mich zu Ihnen und ich hätte Ihnen schon alle Tage einen Gruß von ihr zu bringen gehabt, wenn ich Sie nicht überall, wo ich Sie gesucht, verfehlt hätte. Sie in Ihrem Zimmer aufzusuchen, hatte ich aber weder Auftrag noch Neigung, da ich Alles vermeiden wollte, was Sie bei irgend Wem in den Verdacht hätte bringen können, mit mir, einem Bewohner des Schneckenberges, etwas Geheimes zu verhandeln zu haben.«

Cornelia erhob ihr vorher so traurig blickendes Auge mit einer dankbaren Innigkeit zu ihm und indem sie seine Hand leise drückte, die sie noch immer hielt, sagte sie mit merklich bebender Stimme:

»Ich danke Ihnen herzlich, Herr von Rodenberg, daß Sie mir das so freundlich sagen, und dann, daß Sie mich endlich auf diese Weise in Ihre Nähe beschieden haben, wonach ich schon längere Zeit ein sehnliches Verlangen gehabt. Doch – lassen Sie uns gleich von dem Wichtigsten sprechen, da meine Zeit kurz gemessen ist und ich

auch jetzt nicht gern möchte, daß man mich insgeheim mit Ihnen reden sieht. – Nicht wahr,« und sie schlug dabei die Augen nieder, indem sie an seiner Seite langsam in eine tief beschattete Kastanienallee einbog, die man bis zu ihrem Ende bequem überblicken konnte, – »nicht wahr, Sie wissen Alles, was bei uns vorgegangen ist und leider noch vorgeht? Ja oder nein?«

»Wenn Sie damit meinen,« erwiderte der Inspector nach einiger Zögerung, »was auf dem Berge bei'm Baron vorgeht, so läugne ich das keinen Augenblick. Ja, was dort geschieht, gedacht und gesprochen wird, weiß ich Alles – aber was bei Ihnen vorgeht, davon habe ich nur eine sehr oberflächliche Kunde und erst heute habe ich erfahren, daß Ihr Vater ernstlich erkrankt ist.«

»Ach,« seufzte Cornelia aus tiefster Brust auf, »sehnen Sie sich ja nicht danach, zu wissen, wie es bei uns aussieht – es steht schlimm genug. Ja, mein Vater ist ernstlich erkrankt und der Arzt fürchtet, daß es noch schlimmer wird. Und was mich betrifft – Sie können sich leicht in meine Lage versetzen so will ich mich zwar nicht beklagen, aber daß ich Niemanden habe, der mir einigen Trost zuspricht, ist überaus schmerzlich für mich. Nein, ich habe Niemand, der mir die Last vom Herzen nimmt, die mich beinahe erdrückt, und vor Ihnen, der Sie gewiß von allen Verhältnissen in Kenntniß gesetzt sind, will ich am wenigsten mein Leid verhehlen. Mein Vater hat viele Irrthümer gegen den Baron begangen, ich weiß es wohl, und wenn Sie das auch wissen, so will ich Ihnen ehrlich bekennen, daß Niemand das mehr bedauert als ich, da

ich dem Baron und Angela so herzlich ergeben bin und namentlich Letztere liebe, wie man nur eine Schwester lieben kann. Und nun stellen Sie sich meine Lage vor. Mein Vater ist schwer krank – vielleicht – es ist schrecklich zu denken und doch liegt es nahe – vielleicht ist er gar dem Tode verfallen. Wie stehe ich dann im Leben da, das früher so glanz- und hoffnungsvoll für mich war? Mein Bruder Kuno ist in seiner besonderen Stellung keine Stütze für mich – Rudolf ist weit entfernt und kaum zu erreichen. Ach, ist es nicht schrecklich, in meinen Jahren so allein und verlassen zu sein?«

Sie war bei den letzten Worten so bleich geworden und ihr Schmerz schien sie so tief zu ergreifen, daß sie eine Weile im Gehen stillstand, als ob sie auf den Füßen schwanke. Kaum sah es der Inspector, so bot er ihr seinen Arm und sie nahm ihn dankbar an und stützte sich fest darauf, als wisse sie, daß sie sich auf diese Stütze verlassen könne. »Was soll ich also thun?« fuhr sie nach längerem Schweigen fort, »befinde ich mich nicht in einer verzweiflungsvollen Lage?«

»Für den Augenblick, ja, Fräulein Cornelia, für die Zukunft, nein!« sagte der Inspector, sein großes Auge mit so strahlendem Leuchten auf die Klagende richtend, daß Diese sich dadurch wunderbar gehoben fühlte. »Nein,« fuhr er lebhafter fort, »für die Zukunft, was sie Ihnen auch zunächst bringen mag, ist sie nicht so verzweiflungsvoll, obgleich ich zugeben will, daß sie für jetzt ernst, ja schwer genug ist. Sie haben Freunde, wahre und

gute Freunde, und wer die hat, der ist noch nicht ganz im Leben verlassen, nicht wahr?«

»Wer sind diese Freunde?« fragte sie, wehmüthig nach seinem fest auf sie gerichteten Gesicht emporblickend.

»Rechnen Sie in erster Reihe auch mich dazu!« erwiderte er mit einem Ausdruck der Bestimmtheit, der Cornelia tief in das Herz drang, aber sie sah ihn groß und fragend dabei an.

»Auch Sie?« fragte sie mit herzlichem Ton und eine große Thräne stahl sich in ihr dunkles Auge, das wie angewurzelt an seinem Auge hing.

»Ja, ich bitte darum. Was zwischen dem Baron und Ihrem Vater vorgefallen ist, ficht mich in Bezug auf Sie nicht an und ich weiß zwischen Ihnen Beiden sehr wohl zu unterscheiden. Sie haben, ich weiß es recht gut, obgleich ich nur kurze Zeit Gelegenheit zur Beobachtung dazu hatte, als gute Tochter Ihrem Vater zur Seite gestanden, aber dabei stets das Recht, das einem Andern gebührt, anerkannt und ihn gegen ungerechte Angriffe in Schutz genommen. Das konnte nur eine große und starke Seele, ein reiner Geist, ein edles Herz thun. Das, als ich es sah und hörte, hat auch mich für Sie gewonnen, und was an mir liegt, will ich von Herzen gern thun, um Sie in irgend einer Noth, wenn Sie in dieselbe gerathen sollten, zu stützen. Doch das ist hier nur Nebensache, wie ich ja überhaupt bei dem Vorgehenden persönlich nur in sehr geringen Betracht komme. Die Hauptsache ist, daß Sie außer mir noch werthvollere Freunde haben und von

Diesen wollte ich heute vor allen Dingen mit Ihnen reden.«

»Wen meinen Sie?« fragte sie, in neuer Hoffnung aufathmend.

»Ich meine den Herrn Baron und seine liebliche Tochter Angela.«

»Wie? Werden die mich nicht verfolgen und verabscheuen, da ich die Tochter meines Vaters bin, der sich so schwer gegen den Herrn Baron vergangen hat?«

»Wie können Sie so von diesem edlen Mann und seiner edlen Tochter denken! Sie haben in Wahrheit keine besseren Freunde als sie. Täglich sprechen sie von Ihnen und Alles, was sie über Sie sagen, läßt mich erkennen, daß sie es herzlich gut mit Ihnen meinen. – Nachdem ich Ihnen das gesagt und Sie noch bitte, sich fest auf diese Freundschaft zu verlassen, was Ihnen auch begegnen möge, habe ich noch eine andere Frage. Haben Sie noch keine Nachricht von Ihrem Bruder Rudolf erhalten?«

»O ja, neulich eine, in Bezug auf seine augenblickliche Stellung recht befriedigende, und er hat mich auch gebeten, Sie recht herzlich von ihm zu grüßen.«

»Das ist mir lieb. Ihren Bruder Rudolf achte und liebe ich sehr und ich muß ihm auch dankbar sein, da er es ja allein war, der mich in meine jetzige Stellung gebracht hat. Diese Dankbarkeit hoffe ich auch bald auf sichtbare Weise an den Tag legen zu können. Für's Erste nehme ich es auf mich, an ihn zu schreiben, wenn Ihren Vater irgend ein Leid treffen sollte. Ueberlassen Sie das mir ganz allein und das eben soll Ihnen der erste Beweis *meiner*

Freundschaft sein. Wollen Sie mir für alle Fälle vielleicht gleich jetzt seine genaue Adresse angeben?«

Sie nannte dieselbe und der Inspector trug sie sogleich in sein Notizbuch ein.

»So,« sagte er, ihren Arm wieder in den seinen legend, den sie so lange zurückgezogen, als er schrieb, »das wäre heute die Hauptsache, und nun, nachdem ich Ihnen die Kunde gebracht, daß Sie nicht freudlos in der Welt stehen, muß ich Sie wieder verlassen. Es ruht jetzt eine schwere Arbeit auf mir.«

»O mein Gott!« rief Cornelia, plötzlich in Thränen ausbrechend, und lehnte sich fest an den starken Mann an ihrer Seite, der so Vielen eine Stütze war, »was für ein Glück haben Sie mir heute in meinem unsäglichen Schmerz bereitet! Ja, es giebt noch edle und heilbringende Menschen auf der Welt, jetzt erkenne ich es, und Sie sind auch ein solcher – ich habe es gewußt vom ersten Augenblick an, als ich Sie über Schaumburg's Schwelle treten sah!«

»Beschämen Sie mich nicht!« erwiderte der Inspector mit hoch ausathmender Brust. »Ich bin nicht anders und besser, als ich sein muß. Ich erkenne es als meine Pflicht, ein Mensch in jeder Beziehung zu sein, und das darf Niemand für eine besondere Tugend halten. Doch – ich wollte gehen. Wir sehen uns hoffentlich bald wieder. Verlassen Sie sich auf mich, ich wiederhole es, wenn ich auch in meiner dienstlichen Stellung zum Baron gegen Die, die nicht recht an ihm handelten, unerbittlich erscheinen muß. Ich habe hier eine Art Mission zu erfüllen und

die werde ich, wie schwer es mir auch werden mag, bis auf den letzten Punkt erfüllen. Sobald Sie mich aus irgend einem Grunde zu sprechen wünschen, senden Sie mir einen Boten. Der Baron, Angela und ich – wir Drei werden jeden Augenblick zu Ihren Diensten stehen. Leben Sie wohl!«

Er hielt ihr wieder seine rechte Hand hin, sie ergriff sie mit beiden Händen und drückte sie herzlich und dankbar. Sprechen konnte sie nicht mehr, nur aus ihren schönen Augen rannen Thränen über Thränen und so blickte sie ihm lange nach, als er sie verlassen hatte und unter den Bäumen hin nach den Stallungen ging, wo er sein Pferd besteigen wollte.

Ohne ein Wort zu dem Manne zu sprechen, der ihm den Bügel hielt und ihm nur mit dem Kopf einen Gruß zunickend, ritt der Inspector von Schaumburg fort, und nicht einen Blick mehr warf er zu den Fenstern empor, hinter denen so viel Unheil gegen seinen Herrn und Freund auf dem Berge gebräut war. Aber auch auf den Feldern hielt er sich heute nicht mehr lange auf. Alle Geschäfte dem kundigen und gefälligen Verwalter überlassend, ritt er, tief in Gedanken versunken, nach dem Berge zurück, um sogleich seinen Freunden dort oben die Meldung zu bringen, daß er ihren Auftrag ausgerichtet und daß er Cornelia zwar traurig und schmerzlich bewegt, aber doch gefaßt und ruhig gefunden habe, wie nur eine reine und edle Seele es unter so traurigen Verhältnissen sein konnte.



Die anonymen Briefe, die der hinterlistige Secretair mit so schlauer Berechnung ihrer Tragweite in Bezug auf die Leichtgläubigkeit und Dummheit der Landleute in fast überreicher Fülle in der ganzen Umgebung von Schaumburg ausgestreut, waren sämmtlich an ihre Adresse gelangt und es dauerte nur sehr kurze Zeit, so übten sie vollständig die von dem so gewissenlos zu Werke gehenden Intriguanten beabsichtigte Wirkung aus. Die Menschen, die diese Briefe durch die Post erhalten, was denselben in ihren Augen eine noch viel größere Bedeutsamkeit verlieh, waren meist Leute von untergeordneter Bildungsstufe oder ganz unbedeutender Lebensstellung, Bauern und Tagelöhner, obgleich auch einige Handwerker in den nächsten Städtchen und Flecken dergleichen empfangen hatten; aber kaum hatten sie den Inhalt gelesen, so entstand unter ihnen eine ungemein große Aufregung, die sich fast blitzschnell in der ganzen Gegend verbreitete. Wie man von einem Morde, der in der letzten Nacht geschehen, am nächsten Morgen mit allgemeinem Kopfschütteln und Händezusammenschlagen spricht, von Haus zu Haus läuft und dem Gevatter oder der Gevatterin das grausige Ereigniß mit den grellsten Farben schildert, so brachte auch dieser Mord, angeblich von einem Bruder am Bruder und noch dazu in einer so hochgestellten und angesehenen Familie verübt, auf alle diese Leute den Eindruck hervor, als wäre er erst

gestern geschehen und auf Windesflügeln trug die Leichtgläubigkeit und Schadenfreude an dergleichen Unglücksfällen das wieder frisch aufgelebte Gerücht herum, dieser entsetzliche, aus Habsucht und Rache verübte Mord sei zwar vor Jahren geschehen, aber nie ordentlich und gerichtlich untersucht und von den Behörden eben nur darum vertuscht worden, weil der Mörder ein reicher Baron und Herr gewesen sei. Wie aber unter der Sonne Nichts verborgen bleibe und Alles einmal an den Tag komme, so trete auch jetzt das ungesühnte Verbrechen aus den Schatten der Vergangenheit hervor und endlich sei es Zeit, daß dem Verbrecher sein Recht geschehe, möge er sein, wer er wolle, um das öffentliche Gewissen zu beruhigen und den Glauben an die Gerechtigkeit auf Erden bei den kleinen Leuten minder wankend zu machen.

Allen Leuten, die so dachten und sprachen, und es waren ihrer nicht wenige, war nun mit einem Mal die oft besprochene Zurückgezogenheit und Einsamkeit erklärt, in welcher der Baron bis jetzt auf dem abgelegenen Berge gehaust hatte. Er lebe fern von der Welt, sagten sie, nur allein darum, weil er diese Welt und das Licht, was sie verbreite, zu scheuen habe und sich nur im Verborgenen sicher und unantastbar fühle. Da begann denn mit einem Mal eine wahre Leidenschaft des leicht aufgestachelten Hasses und Neides in die Gemüther dieser so frevelhaft irregeleiteten Menschen zu fahren und ein Jeder glaubte sich berufen, für das so lange außer Acht gelassene und gleichsam unterschlagene Recht eintreten zu müssen. Die bittersten Drohungen gegen den armen Baron,

der von allen diesen Vorgängen nicht das Mindeste ahnte, wurden laut und es schien ganz so, als sei man sich eben erst bewußt geworden, daß er noch lebe und daß er einst eine Unthat verübt, die nur zu lange so wenig beachtet und als eine unwahre Fabel angesehen und beurtheilt worden war.

Es sei doch eigentlich schändlich, sagte einer der am meisten erregten fremden Tagelöhner auf dem Felde zu seinen Kameraden, als sich auch hier die Kunde von dem Inhalt der Briefe Bahn gebrochen, daß ein solches Capitalverbrechen so lange ungestraft und ungerochen bleiben könne; aber das sei ja natürlich und werfe erst recht den trübsten Schatten auf die gegenwärtigen Lebensverhältnisse. Wenn es ein armer Mann aus der arbeitenden Klasse gewesen, der seinen Bruder erschlagen, dann wäre er schon lange geköpft oder auf Lebenszeit in ein Zuchthaus gesperrt worden.

Andere wieder, die den Baron persönlich gar nicht kannten, ihn aber wegen seines großen Reichthums beneideten, wollten nun gar nichts zu seinem Besten thun und nannten den Lohn, den sie bisher für ihre Arbeiten auf dem Felde bezogen, ein Sündengeld, das ihnen keinen Segen bringen könne, und so lief die Klage und das drohende Gebahren von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, von Scheune zu Scheune, und überall, wo Leichtgläubige, Dummköpfe oder böswillige Menschen zusammentrafen, sumimte es von Erzählungen und Berichten über jenen bisher unaufgeklärten Vorfall an der Schaumburger

Hecke, den Jeder nun mit einem Mal ganz genau kennen wollte, als hätte er ihn mit eigenen Augen angesehen. –

Die erste Kunde von diesen traurigen Vorgängen im Thale brachte am frühen Morgen des nächsten Tages der Verwalter nach dem Berge. Er kam schon vor sechs Uhr dem Inspector hastig entgegen geritten und erzählte ihm mit sichtbarer Aufregung, was er am späten Abend vorher im Schaumburger Gehöft die Leute flüstern gehört, und fügte hinzu, daß er eben im Vorüberreiten an der gebrochenen Säule die Worte ›durch einen unglücklichen Zufall‹ durchstrichen und darüber die mit Kohle geschriebenen Worte ›durch Mord‹ vorgefunden habe.

Wenn aber der junge Mann geglaubt, daß sein Gönner und Freund über diese Mittheilung außer sich sein würde, so hatte er sich sehr in ihm geirrt, denn auf eine solche oder wenigstens eine ähnliche Wirkung der niederträchtigen Handlungsweise des Herrn Fuchs war derselbe längst vorbereitet. Er hörte die lange Erzählung des jungen Mannes ruhig an, nur gaben das Leuchten seines Auges und die allmählig dunkler werdende Farbe seines Gesichts genügend zu erkennen, daß er dennoch tief davon ergriffen sei.

»Lassen Sie es gut sein, lieber Stern,« sagte er, als der Verwalter seinen Bericht in allen Einzelheiten treulich vorgebracht, »ich habe mir schon gedacht, daß es so kommen würde, und bin auf Das, was ich dagegen unternehmen muß, vollständig vorbereitet. Die ganze Geschichte wird so rasch beendet sein, wie sie Ihnen blitzschnell

über den Hals gekommen ist. Ich kenne den Urheber derselben zur Genüge und werde dafür sorgen, daß ihm sein nobles Handwerk bald genug gelegt wird.«

»Wohl, aber was soll ich thun,« fragte der Verwalter weiter, »wenn die Leute ihre Drohung ausführen, die sie bereits laut genug kundgegeben, und die Arbeit niederlegen? Gerade jetzt haben wir ihre Hände auf dem Felde so nöthig – die Tagelöhner im Gehöft arbeiten freilich ruhig weiter – und so rasch, wie Sie denken, wird das Gericht nicht einschreiten, wenn Sie dasselbe zum Beistande aufrufen wollen.«

»Ich glaube es doch,« entgegnete der Inspector vollkommen gefaßt. »Ich habe im Kopfe schon Alles fertig und die Ausführung hängt nur von einem Moment ab, den ich bereits herannahen sehe. Ueberlassen Sie mir allein, mit den Leuten da unten zu unterhandeln und kümmern Sie sich weiter um nichts. Nur dürfen Sie heute nicht von dem Felde weichen, so lange ich abwesend bin, und müssen die Worte, die ich nachher zu den Haupträdel Führern in Ihrer Gegenwart sprechen werde, später mit dem gehörigen Nachdruck unterstützen. Für jetzt thun Sie mir nur einen Gefallen. Während ich unten eine Viertelstunde zur Recognoscirung umherreite und mir die Leute aussuche, die am lautesten drohen, reiten Sie nach dem Berge. Sprechen Sie gegen Niemand davon, was hier unten vorgeht und lassen Sie sich den Leibdiener des Herrn Barons herausschreien, er heißt Treu, und

wenn er kommt, sagen Sie ihm, er möge mir bis zur zweiten Bank am Hauptwege entgegengekommen, dort würde ich mich in einer Viertelstunde einfinden, um mit ihm das zunächst Nothwendige zu besprechen.«

Kaum hatte der Inspector ausgesprochen, so galoppirte der Verwalter auf seinem schnellen Pferde schon wieder davon und dem Schlosse auf dem Schneckenberg zu. Ersterer aber ritt im Schritt ruhig weiter, ohne für's Erste daran zu denken, sich mit den unruhigen Leuten unten in ein Gespräch einzulassen, obgleich er sie von verschiedenen Punkten aus ungesehen beobachtete. Er ging vielmehr still mit sich selber zu Rathe und als er einige Minuten reiflich nachgedacht, sagte er zu sich:

»In der That, die Wolke ist rasch genug heraufgestiegen, und der Blitz, den sie in sich trug, hat schneller gezündet, als ich dachte. Doch ist es vielleicht gut so, und ich werde mich bald in das neue Verhältniß finden, wenn es mich auch durch die Schnelligkeit der gefürchteten Wirkung etwas überrascht hat. Wohlan denn! Was geschehen muß, soll bald geschehen und ich werde mich nicht säumig finden lassen. Ja, wie Gott will, ich bin zu Allem entschlossen. Ob es einen Tag früher oder später kommt, ist im Ganzen einerlei, einmal mußte es ja doch kommen. Aber erst, bevor ich meine selbstständige Handlung – selbstständiger als ich je eine in meinem Leben ausgeführt – beginne, muß ich mir wenigstens von *einer* Person die Machtvollkommenheit dazu holen, und das soll – noch heute Morgen geschehen, sobald ich mir

diese aufsässigen und bethörten Leute aus der Nähe betrachtet habe. Nur gebe Gott, daß ich, wenn ich zurückkehre, auf dem Schlosse Alles so finde, wie ich erwarte, und wenn da oben nichts Störendes dazwischen tritt, da unten will ich mit den Widerspenstigen und Treulosen schon fertig werden. Halloh, mein guter Rappe, wir sind jetzt Beide fertig mit dem ersten Schritt heute Morgen, und nun zum zweiten. Herum mit Dir und nun wollen wir mit dem alten Treu ein vernünftiges Wörtchen reden und ihm in unserer Abwesenheit die Schlüssel der wichtigen Festung anvertrauen.«

Als er auf seinem Heimritt dicht vor der Stelle angekommen war, wohin er Treu beschieden hatte, kam ihm der Verwalter schon wieder entgegen und meldete, daß er seinen Auftrag ausgerichtet und daß der alte Mann sogleich bei der Bank sein werde.

»Ich danke Ihnen,« erwiderte der Inspector, »und nun reiten Sie getrost hinunter und erwarten Sie mich auf dem Felde. Die meisten fremden Arbeiter sind dort drüben auf dem Hügelfelde bei der großen Linde versammelt, ich habe sie schon in Gruppen beisammen stehen sehen und sie scheinen keine große Lust zur Arbeit zu haben. Nun, das wird sich bald finden. Reiten Sie also hinab und sagen Sie ihnen, wenn sie nicht auf Sie hören sollten, ich käme sogleich selbst und brächte ihnen eine ganz neue Nachricht mit, die sie noch mehr in Stauen setzen werde, als die vorige. Dadurch machen Sie sie

weniger stürmisch und ich werde nachher um so leichteres Spiel haben. Adieu bis nachher und halten Sie sich wacker!« –

Der Verwalter ritt, da er den Inspector so guten Muthes sah, auch etwas erleichtert nach dem Felde zurück, der Letztere aber wandte sich der bezeichneten Bank zu, auf die er den alten Treu schon mit rüstigen Schritten zueilen sah.

Als er ihn erreicht hatte, stieg er vom Pferde, stellte sich vor den verwunderten Mann hin, der gar nicht begreifen konnte, warum er so eilig hierherbestellt sei, und sagte, indem er ihm die rechte Hand auf die Schulter legte:

»Alter guter Treu! Ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen etwas höchst Wichtiges mitzutheilen. Die Stunde hat plötzlich geschlagen, die mich zum ernstesten Handeln treibt, wie ich es Ihnen schon längst im Allgemeinen angedeutet. Ich habe so eben eine Nachricht erhalten, die mich nicht länger säumen läßt, ja mich mit Gewalt vorwärts treibt, so daß ich, selbst wenn ich wollte, nicht mehr zurück kann. Der Schurke da unten hat Wort gehalten mit seiner Drohung, er hat überall seine nichtswürdige Verläumdung ausgestreut und nun schreit man den Baron ringsum für einen Brudermörder aus. Das soll ihm natürlich schlecht bekommen und er erwartet gewiß nicht, in mir einen so schwer gewappneten Gegner vor sich zu finden. Jetzt aber ist es an uns, guter Treu, den Kopf oben zu behalten, denn es gilt. Sie brauchen um nichts besorgt zu sein, ich werde Alles schnell und auf die



geeignetste Weise vollführen. Gehen Sie also zum Schloß zurück und lassen Sie Niemanden vor den Baron, außer seiner Tochter und Fräulein Wanner, wer auch sonst etwa absichtlich oder zufällig nach dem Berge kommen mag. Auch mit den Arbeitern im Weinberge und den sonstigen Dienstboten auf dem Schloß darf der Baron in keine Berührung gerathen, dafür sollen allein Sie zu sorgen haben. Bewachen Sie ihn also mit Argusaugen, bis dieser Tag zu Ende ist oder bis ich wenigstens von meinem Ausfluge zurückkehre, den ich schon um zehn Uhr heute Morgen unternehmen muß. Zunächst aber begeben Sie sich zu Fräulein Angela und sagen ihr, sie solle mich um neun Uhr in ihrem Vogelzimmer erwarten. Sie können ihr dreist sagen, um was es sich handelt, denn auch sie ist bereits durch mich auf Alles vorbereitet. Sodann lassen Sie mir den kleinen Jagdwagen des Barons mit den schnellsten Pferden bespannen, damit ich Punkt zehn Uhr mit ihm fortfahren kann. Er soll aber nicht an des Barons Fenstern vorüberfahren, damit Dieser ihn nicht sieht und neugierig wird, sondern mich an dieser Bank erwarten. Wenn ich am Mittag zu Tisch nicht zurück bin, was ich kaum glaube, sagen Sie dem Baron, ich ließe um Entschuldigung bitten, aber ich hätte Wichtiges zu thun gefunden und sei nach der Eisenbahnstation gefahren. Haben Sie mich in Allem verstanden?«

Treu hatte während dieser Worte, obgleich das zuversichtliche Benehmen des Inspectors auch ihn sehr ermunthigte, mit tiefer Besorgniß zu ihm aufgeblickt, und

jetzt bebten seine Lippen und sein altes gutes Gesicht war ganz bleich geworden, als er sagte:

»Ach Gott, ich habe Sie ganz gut verstanden und werde Alles so treulich ausrichten, wie Sie es wünschen. Aber sind Sie auch ganz sicher, daß Ihr Vorhaben Ihnen gelingt und daß dem Baron wirklich kein Unheil widerfährt?«

»Ganz sicher, guter Treu, wenn Sie ihn nur vor jeder Berührung mit den Arbeitern bewahren, und sich ihm zu nähern, wird ihnen gewiß nicht einfallen, sobald ich erst bei ihnen gewesen bin und ihnen meine Meinung gesagt habe. Leben Sie wohl, Treu! Also drei Punkte haben Sie zu erfüllen, prägen Sie sich das fest ein: den Baron isolirt halten, Fräulein Angela auf meinen Besuch um neun Uhr vorbereiten und um zehn Uhr den Wagen hier an der Bank. Kann ich nun ruhig meinen Weg antreten?«

»Ja, Herr von Rodenberg, das können Sie, und Gott geleite Sie! Ach, Du lieber Himmel, was sind das wieder für Zeiten! Ich war erst so ruhig und gefaßt und jetzt haben mich diese Drohbriefe doch recht besorgt gemacht. Aber das kommt davon, lieber Herr, man ist ein alter Mann und das Herz ist mürbe geworden, so daß es vor jeder neuen Aufregung zusammenbebt.«

Der Inspector drückte ihm die Hand und sah ihm fest und voll in die ehrlichen Augen. »Halten Sie sich standhaft aufrecht, Treu,« sagte er, »die Zeiten sind nur noch auf wenige *Stunden* schlecht, bald aber – ich sage Ihnen, *bald* bricht ein neuer Tag herein und was Sie da sehen und erleben werden, wird alle Ihre Sorgen für Ihr ganzes

übriges Leben verbannen. Guten Morgen und führen sie treulich meine Anordnungen aus!«

---

Treu war von den letzten Worten des Inspectors, die er mit einem so bedeutungsvollen Nachdruck gesprochen und wobei sein Auge einen ganz eigenthümlichen Glanz ausgesprüht, wunderbar ergriffen und doch ungemein ermuthigt worden und so kehrte er eiligst nach dem Schlosse zurück, um zuerst den ihm gegebenen Auftrag an Angela auszurichten und ihr fast Wort für Wort mitzutheilen, was Herr von Rodenberg eben zu ihm gesagt. Dieser dagegen wandte sein Pferd wieder dem Felde zu und bald sah er auf jenem kleinen Hügel in der Nähe der erwähnten Linde, wo die meisten Aecker schon abgemäht waren, den Verwalter zu Pferde halten, der eben zu den, theils auf dem Boden kauern den, theils ihn umstehenden Arbeitern zu sprechen schien, die sämmtlich ihre Sensen bei Seite geworfen hatten, heftig mit den Armen gestikulirten und dabei die unsinnigsten Reden ausstießen. Namentlich ein fremder Tagelöhner zeichnete sich hierin aus, der, ein ganz armer Mann, nur von seinem täglichen Verdienst lebte, schon schwach und hinfällig war und vom Inspector nur aus Mitleid unter den übrigen kräftigen Männern geduldet wurde. Um die und hinter den am Boden liegenden oder den Verwalter umstehenden Männern aber, deren Gruppe sich von Augenblick zu

Augenblick durch andere, von fernen Aeckern herankommende Zuhörer vergrößerte, standen die geputzten und hochaufgeschürzten Mägde, mit untergeschlagenen Armen ebenfalls feiernd, hörten mit entsetzten Mienen den Hauptredner an und gaben sich mitunter durch Blicke und Geberden einander Zeichen, als ob sie erschrocken wären und die heftigen Reden nicht billigen könnten, die hier vor Aller Ohren so schonungslos in die Welt geschleudert wurden.

»Da kommt der Herr Inspector!« rief plötzlich ein junger hübscher Mann von Schaumburg ganz laut. »Nun gebet Acht, der wird uns wohl Alles haarklein auseinandersetzen, wie der Verwalter eben gesagt, denn der versteht es und was er sagt, das will ich glauben, als ob es der Herr Pfarrer auf der Kanzel spräche.

»Ja, ich auch, ich auch!« riefen Mehrere und wandten sich schon halb unwillig von dem großmäuligen Rädelsführer ab.

Der Inspector kam im langsamsten Schritt seines Pferdes herangeritten und hatte die feiernde und raisonnierende Gruppe schon aus der Ferne studirt. Als er näher kam und während die meisten Arbeiter aus natürlichem Respect vor seiner Person sich bereits von der Erde erhoben, rief er mit lauter Stimme:

»Guten Morgen, Herr Verwalter, guten Morgen, Leute! Nun, was geht hier vor und warum schneidet Ihr das Getreide nicht weiter ab? Soll ich etwa hundert Arbeiter aus Breitenhagen und anders woher kommen lassen und

Euch ein für alle Mal den Abschiedspaß von Schaumburg geben?«

Die jüngeren Leute schauten bei diesen mit größter Ruhe und unerschütterlicher Energie gesprochenen Worten einander verlegen an, die Mädchen aber rückten ganz nahe an das Pferd des jetzt dicht vor ihnen haltenden Inspectors und blickten freundlich und fragend zu ihm auf, als wollten sie nur das erste erklärende Wort aus seinem Munde vernehmen, was ihnen der junge Verwalter so eben schon im Voraus verheißen hatte.

»Was hier vorgeht?« nahm plötzlich der alte Rädelführer mit brutaler Miene und höhnischem Grinsen das Wort. »Das will ich Ihnen sagen, Herr Inspector, wenn Sie es noch nicht wissen sollten.«

Dieser, sich gegen den eifernden Mann wendend und sich dabei hoch in den Bügeln aufrichtend, streckte die Hand mit stolzer Geberde gegen ihn aus und sprach mit einer Stimme, die Allen tief im Herzen widerhallte, so fest, klar und dröhnend erklang sie ihnen:

»Still, Ihr da, Ihr habt hier kein Wort mitzureden. Ihr seid kein Schaumburger und kein Schneckenberger und bei uns nur aus Mitleid und Barmherzigkeit wegen Eurer Armuth und Schwäche von mir geduldet! Das sage ich Euch so unumwunden vor Aller Ohren, weil Ihr hier das große Wort führt und es sich für Euch am wenigsten ziemt, die Leute aufzureizen, die ich fast alle als gute, brave und ihrem alten Herrn treu ergebene Arbeiter kenne. Aber ist kein geborener Schaumburger oder Schneckenberger hier, der mir sagen kann, warum Ihr

Alle so aufgeregt und nachlässig in der Arbeit seid? Er spreche dreist und wenn er mit wenigen Worten gesagt, worüber Ihr Euch zu beklagen habt, so will ich ihm antworten, so verständlich und klar, wie Ihr es nur verlangen könnt.«

»Ach Gott, Herr Inspector,« nahm nun ein älterer Mann aus einem Dorf in der Nähe das Wort, »Sie werden ja wohl schon Alles wissen, was hier vorgefallen ist. Eine Menge Leute von uns haben Briefe durch die Post empfangen, worin gesagt ist, daß der Herr Baron da oben seinen Bruder aus Rachsucht erschlagen und daß wir nicht eher wieder auf seinem Felde für ihn arbeiten dürften, als bis er, wenn er wirklich die Unthat begangen, dem Gerichte überliefert und bestraft sei.«

»Ist das Alles?« fragte der Inspector, mit strengem Blick und der ruhigsten Miene sich rings im Kreise umschauend.

»Ja, das ist Alles und hier ist ein solcher Brief, den mein Bruder in Breitenhagen erhalten hat. Sie können ihn lesen und daraus ersehen, daß wir nicht umsonst von unserer Arbeit abgelassen haben.«

Der Inspector griff nach dem ihm hingehaltenen Brief und erkannte auf der Stelle, daß ihn dieselbe Hand geschrieben, die auch den Drohbrief an den Baron verfaßt. Er durchlas ihn flüchtig, als kenne er schon seinen furchtbaren Inhalt zur Genüge, und als er damit fertig war, faltete er ihn zusammen, steckte ihn in die Tasche und sagte:

»Es ist gut, überlaßt mir den Brief. Es steht nichts als eine abscheuliche Lüge darin, die nichts Anderes bezweckt, als Euch irre zu machen und gegen Euren guten Herrn aufzuhetzen. Auch ich habe einen ähnlichen Brief erhalten, aber ich werde ihn noch heute den Gerichten vorlegen und morgen oder übermorgen schon sollt Ihr hören, was das Gericht zu solch einem Schreiben sagt. So, und habt Ihr mir nun noch eine andere Klage vorzubringen, die vielleicht darthut, daß Ihr von Eurem Herrn oder mir schlecht behandelt oder in irgend Etwas verkürzt werdet?«

»Nein,« sagte der ältere Mann mit sichtbarer Beruhigung wieder, »eine Klage gegen den Herrn Baron und Sie haben wir nicht und wenn die Briefe nicht gekommen wären, so würde kein Mensch von uns daran gedacht haben, seine Sense niederzulegen und das Brod aus der Hand zu stoßen, das uns schon Jahrelang redlich und ehrlich hier geboten worden ist.«

Diese Worte schienen an den aufmerksam zuhorchenden Inspector einen angenehmen Eindruck zu machen. Sein Gesicht nahm plötzlich einen ungemein freundlichen Ausdruck an, und so ließ sich auch in den Worten, die er sogleich mit so großer Sicherheit sprach, daß sie aus alle Anwesenden, selbst auf den alten Rädelsführer eine tiefe Wirkung hervorbrachten, ein viel wärmerer Ton vernehmen.

»Ihr thörichten Leute!« begann er. »Also ein solcher Brief ist schon im Stande, Euch um Eure Gemüthsruhe zu bringen und Euch Euerer Pflicht abwendig zu machen?

Das hätte ich kaum von so verständigen und pflichtgetreuen Männern erwartet. Aber freilich, man spricht in diesem Briefe von einem Mord, den ein Bruder an seinem Bruder begangen haben soll. Wie, habt Ihr irgend einen Beweis dafür, daß diese verläumderischen Anklagen die Wahrheit sprechen? Nein, ich sehe es Euch an, Ihr habt keinen. Nun, dann will ich Euch etwas sagen und bis morgen müßt Ihr es bei Euch behalten und Niemandem erzählen, so sehr es Euch auch verwundern mag. Ja, ich will Euch vertrauen, daß ich den schlagendsten Beweis in Händen habe, daß dieser Mord nicht verübt ward, am wenigsten von dem guten Baron Clemens von Hartenstein, der gar nicht der Mann ist, auf einen so grausigen Gedanken zu verfallen. Vielmehr weiß ich sehr wohl, wer der Anstifter dieser Eurer Aufregung, also wer der Uebelthäter ist, der Euch in diese schlimme Lage gebracht hat. Dieser Mensch soll sofort zur Rechenschaft gezogen werden und Ihr werdet bald die Kunde empfangen, daß es geschehen ist und daß er Euch auf haarsträubende Weise belogen hat. Ich bürgе Euch mit meinem Wort dafür und Ihr wißt, daß ich nichts verspreche, was ich nicht halten kann. – Jetzt aber will ich Euch noch einen guten und wohlgemeinten Rath geben und den müßt Ihr auf der Stelle befolgen, wenn ich nicht meinen Ausspruch wahr machen und andere Arbeiter an Eure Stelle berufen soll. Geht ruhig und friedfertig an Eure Arbeit und vor allen Dingen bittet Gott, daß er Euch verzeihe, daß Ihr Euren guten Herrn im Stillen so tief kränktet, denn so lange ich es verhüten kann, soll er gewiß nicht erfahren,



was Ihr von ihm gedacht und gesprochen habt. Noch einmal, ich bürge Euch mit meinem Wort dafür, daß Euch in zwei Tagen Alles so klar wie die Sonne sein wird und bis dahin wollen wir so gute Freunde bleiben, wie wir es bis zu dieser traurigen Stunde gewesen sind. Geht – ergreift Eure Sensen, und Ihr, Ihr Mädchen, nehmt die Harken und Rechen wie sonst zur Hand. Vorwärts – marsch!«

Die Rede machte einen unläugbar tiefen und sichtbar günstigen Eindruck auf die irre geleiteten Arbeiter und alle begaben sich an ihr nur kurze Zeit unterbrochenes Geschäft, das ihnen noch nie so flink von der Hand gegangen war, wie heute. Als der Inspector aber geraume Zeit sich von der Ruhe und Friedfertigkeit seiner Leute überzeugt hatte und mit dem Verwalter, der an seiner Seite über die Aecker ritt, an verschiedenen Stellen Nachschau gehalten, daß Alles wieder in Ordnung sei, wandte er sich zu dem jungen Mann und sagte mit seiner alten ruhigen und freundlichen Miene:

»Sehen Sie wohl, Stern, wie ich Ihnen gesagt, so geschieht es. Ich kenne ja meine Leute. Nun arbeiten sie wieder und werden arbeiten, bis sie erfahren, daß ich den Anstifter dieser erbärmlichen Landemeute wirklich den Gerichten überliefert habe. Uebernehmen Sie also getrost Ihre Aufsicht für heute; ich werde wohl nur wenig, höchstens auf einige Stunden Nachmittags auf dem Felde sein können, denn ich habe ja mein Wort einzulösen und muß vor allen Dingen den Schreiber dieser Briefe unschädlich machen, der sich noch in den süßesten Träumen einer unantastbaren Sicherheit wiegt, da

er ja nicht wissen kann, daß ich ihm hinter die Karten geschaut. Sprechen Sie also in Schaumburg am Mittag kein Wort über das Vorgefallene. – Guten Morgen, lieber Freund, und hoffentlich sehen wir uns heute Nachmittag mit einem recht heiteren Gesicht und zufriedenen Herzen wieder.«

Er grüßte mit der Hand, in der er die Reitgerte hielt, gab seinem Rappen die Sporen und sprengte nach dem Berge zurück, um auch da seine Pflicht – gegen sich selbst zu erfüllen, wie er sie eben auf dem Felde gegen einen Anderen erfüllt hatte.

#### SIEBENTES CAPITEL. DER INSPECTOR STÄHLT SICH ZU EINEM GROSSEN UNTERNEHMEN.

Als der Inspector auf dem Berge angekommen war, brachte er, um das Schloß herumreitend, damit der Baron ihn nicht etwa sehe und durch irgend eine Liebenswürdigkeit von seinem Vorhaben abhalte, sein Pferd selbst nach den nahegelegenen Stallungen und suchte dann sein Zimmer auf, um sich zu einem Ausfluge nach der nächstgelegenen Kreisstadt, derselben, wo auch Doctor Camp wohnte, anzukleiden. Als er damit zu Stande gekommen, schellte er nach Johannes und als dieser kam, fragte er ihn, ob er nicht zufällig wisse, wo Treu sich in diesem Augenblick befinde.

»Herr Treu,« antwortete der Knabe, »ist bei dem Herrn Baron und hat, so viel ich weiß, denselben gebeten, mit ihm in sein Kunstcabinet zu gehen und ihm, was er schon früher versprochen, die Münzen zu erklären, die er vor

einigen Wochen aus Cöln geschickt bekommen hat. Herr Treu hat mir sogar gesagt, ich solle Ihnen davon Mittheilung machen, Sie würden schon wissen, zu welchem Zweck. Auch den Wagen habe er um zehn Uhr nach der Bank bestellt und für alles Uebrige werde er sorgen, wie Sie es nur wünschen können.«

»Aha!« dachte der Inspector, »Treu behütet und bewacht seinen Herrn, wie ich es ihm gebot, und sucht ihn auf die angenehmste Weise mit sich selbst zu beschäftigen. Das ist recht und so kann ich ganz ungestört und ruhig meinen Gang antreten. Aber was ist die Uhr? Gleich Neun! Nun, wie Gott will, es ist ja die verabredete Stunde, und so will ich denn an meinen heutigen schwersten – ach, ist er wirklich so schwer? – wenigstens an meinen wichtigsten Schritt gehen und mir – die Machtvollkommenheit zu meinem ferneren Handeln holen.«

Als er sich zur Fahrt nach der Stadt vollständig gerüstet, begab er sich durch einen Nebencorridor, dessen Schlangenwindungen er nun auch schon kannte, nach dem Vogelzimmer Angela's. Er horchte, ob er vielleicht darin sprechen höre, da aber Alles still war, klopfte er leise an und fast augenblicklich hörte er das Rauschen von Frauengewändern und eine leichte Hand zog einen vorgeschobenen Riegel zurück, um ihm, dem bereits Erwarteten, den Eingang zu gewähren.

Als Treu seinem gnädigen Fräulein vorher die Kunde von den Vorfällen im Thale überbracht, war Angela, von dieser unerwarteten Mittheilung überrascht, anfangs sehr bestürzt gewesen. Nachdem sie aber gehört,

wie gelassen Herr von Rodenberg dabei geblieben und wie hoffnungsvoll er sich darauf gegen Treu ausgesprochen, hatte sie neuen Muth geschöpft und sich dann zu Fräulein Wanner begeben, um ihr, der sie, zu ihrem besonderen Trost, auch von diesen Vorgängen, wie von dem Inhalt des anonymen Briefes Mittheilung gemacht, die zuletzt vernommene Nachricht zu bringen, daß nämlich Herr von Rodenberg sie um neun Uhr im Vogelzimmer zu sprechen wünsche.

»Nun natürlich,« entgegnete die gute Dame lächelnd, »er wird Dir über seine Erlebnisse das Nöthige selbst mittheilen wollen und Du wirst Dich ja wohl in diese Bitte leicht fügen können, da Dir die Unterhaltung mit ihm hoffentlich keine Mühe verursacht. Du wirst dabei nur wenig zu sprechen haben und er wird Dir gewiß sein ganzes Vorhaben, was er in's Werk setzen will, in allen Einzelheiten erklären. Geh' in Gottes Namen, Kind, und ich wünsche Dir von Herzen einige glückliche Augenblicke, zu einer Zeit, wo wir Alle an den Ereignissen des Tages so schwer zu tragen haben.«

Angela wußte selbst nicht, warum sie diesem geheimen Zusammentreffen mit ihrem Freunde mit so bangem und doch freudigem Herzklopfen entgegen sah. Ihr war zu Muthe, als ob sie zum ersten Mal in ihrem Leben ohne Vorwissen ihres Vaters einen Schritt thue, der, obwohl er diesen Vater zumeist selbst betraf, auch für sie von großer Wichtigkeit sein könne. Indessen sie war ja

keins von den schwachen weiblichen Wesen, die vor irgend einem drohenden oder nicht ganz aufgeklärten Ereigniß, mochte dieses sein, welches es wolle, zurückbebeten und so begab sie sich schon um halb neun Uhr in ihr Vogelzimmer, riegelte aber hinter sich die Thür zu, um von Niemandem in ihrer Erwartung gestört zu werden. Gleich darauf hatte sie sich mit ihren kleinen befiederten Lieblingen zu schaffen gemacht und sie alle um sich her versammelt, aber ihre Gedanken waren heute auf einen ganz anderen Gegenstand gerichtet und sie glaubte bald selbst zu finden, daß ihr Sinn zur Unterhaltung mit den Vögeln nicht wie sonst geneigt sei. So schickte sie sie nach kurzer Lection wieder in ihre Käfige, und dann an ein Fenster tretend, schaute sie in den schönen Blumen- garten und die herrliche Landschaft hinaus, auf der auch heute ein lieblicher Friede ruhte und der goldene Sonnenschein seine glänzenden Lichter zog. Doch auch für diese Landschaft hatte sie heute keinen rechten Sinn, ihr Herz wollte nicht aufhören, heftig zu pochen, und wieder gab sie sich den ernstest Vorstellungen hin, die Treu mit seiner Schilderung der aufsässigen Feldarbeiter in ihr geweckt, um sich noch einmal zu überlegen, ob es Herrn von Rodenberg auch wohl glücken werde, ihren Groll zu beschwören und sie zu ihrer Arbeit zurückzuführen

»Ach,« sagte sie seufzend, indem sie wieder zu ihren Vögeln trat, und mit einem so wehmüthigen Ton, wie ihn die kleinen Thiere von ihr gewiß noch nicht gehört hatten, »was seid Ihr doch für glückliche, beneidenswerthe kleine Thierchen! Ihr guten Vögelchen, Ihr trillert und

singt und spielt den ganzen Tag und seid immer vergnügt. Ihr habt keinen Kummer, wie die Menschen ihn haben, seid Ihr dumm nicht gar sehr zu beneiden? O, wer wollte nicht ein so friedliches Leben wie Ihr führen, Ihr habt keine Feinde, nur Freunde, und ich, –«

Da fing ihr Herz noch einmal recht beklommen zu schlagen an; sie fühlte, daß sie eben beinahe nicht die Wahrheit gesprochen, denn auch sie hatte ja mehr Freunde als Feinde auf der Welt, und ein solcher Freund, wie sie ihn eben erwartete, der wog alle übrigen Feinde auf und den hatte, das gestand sie sich mit wonnigem Erröthen und wahrem Stolz, so bald kein anderes weibliches Wesen aufzuweisen.

In diesem Augenblick war es, wo der Inspector draußen an die Thür klopfte, und blitzschnell flog sie dahin und öffnete sie, mit großer Spannung nach dem Gesicht des Eintretenden spähend, dessen eigenartiges Klopfen sie schon lange genau kannte.

Und herein trat die hohe Gestalt Felix von Rodenberg's, im feinen Stadtkleide, worin er immer so edel, so vornehm und so stattlich aussah. Aber heute sah sein Gesicht noch ganz anders als sonst aus, das gewährte sie im ersten Augenblick, wie auch sein ganzes Wesen einen wunderbar erhebenden Eindruck auf sie machte, als ob ein vollkommen fremder Mann aus ihm heraus vor sie hintrete. Stolz aufgerichtet schritt er heute einher, wie ein Sieger über mächtige und hinterlistige Feinde anzuschauen, und von seiner hohen Stirn leuchtete eine wunderbare Kraft und Kühnheit und sein Auge strahlte von

einem Glanz, der das ganze Hochgefühl aussprach, von dem seine Brust an diesem Tage zum Ueberschwellen angefüllt war, da er sich endlich so nahe dem schönen Ziele sah, welches er sich – o wie lange schon! – in seinem edlen Herzen gesteckt hatte.

»Guten Morgen, Fräulein Angela!« sagte er mit seinem sanftesten Stimmtone, und vertraulich, wie seine Anrede, streckte er ihr auch die rechte Hand hin, die sie heute nur mit einem unbestimmten Zagen und einem inneren Erbeben ihres aufgeregten Herzens ergriff.

»Guten Morgen, Herr von Rodenberg!« lautete ihre Antwort, aber sie wurde nur mit leiser Stimme gesprochen und plötzlich traten ihr – sie wußte selbst nicht, warum die Spannung ihres Innern so groß war – Thränen in die Augen, eine Erscheinung, die bei ihr selten war und deshalb auch auf den jungen Mann, der unbeweglich und nur im Auge Leben habend, vor ihr stand, eine ganz wunderbare und fast erschütternde Wirkung übte.

»Wie,« sagte er langsam und seinen Kopf etwas zu ihr niederbeugend, um noch tiefer in ihr Auge zu schauen, »Sie weinen? O, das sollten Sie nicht thun, dazu sind Ihre Augen nicht gemacht. Nein, nein, Sie sollten lieber frohlocken und mich freudig begrüßen, daß ich komme, um Ihnen eine gute – eine recht gute Nachricht zu bringen.«

»Eine gute Nachricht?« fragte Angela, mit schwerem Herzen tief aufathmend. »Nennen Sie das eine gute

Nachricht, die mir vorher Treu überbracht, daß die Arbeiter auf dem Felde gegen meinen Vater im Aufstande sind und ihn für – ach Du lieber Gott! – für einen so schweren Verbrecher halten?«

Felix von Rodenberg lächelte und schon aus diesem Lächeln erkannte sie, daß die Gefahr, die ihr Treu so lebhaft geschildert, so gut wie vorüber sei. »Ach,« sagte er nun, »von den Arbeitern sprechen Sie, daran denken Sie noch? O, die Kleinigkeit ist längst abgethan. Sie arbeiten wieder so fleißig wie sonst, nachdem ich ihnen versprochen, den Uebelthäter ausfindig zu machen und vor Gericht zu stellen, der sie so schändlich irregeführt und sich an Ihrem Vater so gröblich vergangen hat.«

»Können Sie denn das?« fragte Angela mit wieder auflebender Heiterkeit, denn Felix von Rodenberg's Rede und Trost übte stets eine überzeugende Wirkung auf sie aus.

»Ob ich das kann? O, ich kann noch viel mehr – glauben Sie es nur!«

»Sie sagen das so bedeutungsvoll – mit solcher Sicherheit und sehen auch ganz so aus, als ob Sie es könnten, aber ich verstehe Sie nicht ganz. O, sprechen Sie doch mehr – was wollten Sie damit sagen, daß Sie noch *mehr* können?«

»Ich will aufrichtig sein, recht aufrichtig,« fuhr er etwas lebhafter fort, »wenigstens so weit ich es kann. Auch



habe ich Ihnen ja nie etwas verhehlt – einen einzigen Gegenstand ausgenommen, der zwar auch heute nicht zwischen uns zur Sprache kommen, aber nur zu bald vor ein größeres Publicum gelangen wird.«

Angela's Augen vergrößerten sich noch mehr und sie sah den so geheimnißvoll Redenden mit dem Ausdruck zunehmender Verwunderung an. »Sie sprechen in Räthseln,« sagte sie. »Ich verstehe Sie wirklich nicht.«

»Nun, so will ich noch deutlicher sprechen und Sie sollen wenigstens das erfahren, was für den Augenblick von Bedeutung ist. Ich bin eben auf dem Wege nach der Kreisstadt, um die geeigneten Mittel zu ergreifen, den Verläumder Ihres Vaters, der zugleich ein Fälscher ist, festnehmen zu lassen, welches der erste Schritt ist – Ihren Vater recht glücklich zu machen – ihn von allen Sorgen, die ihn bisher zeitweise bedrückten, zu befreien und seine Verhältnisse – mögen sie nun Dinge oder Personen betreffen – für sein ganzes ferneres Leben in Ordnung zu bringen. Das Alles will und kann ich thun, ja – wundern Sie sich darüber nicht – jedoch nur in dem Fall, daß Sie – Sie mir die Erlaubniß zu solchem Handeln geben.«

»Wie,« rief Angela, auf das Höchste erstaunt, »ich soll Ihnen die Erlaubniß geben, meinen Vater glücklich zu machen? Versteht sich das nicht von selbst? Das ist wieder ein Räthsel, wie mir scheint.«

»Ja,« erwiderte der Inspector, der sich in dem kritischen Fall, in welchem er sich in diesem Augenblick befand, nicht klarer ausdrücken konnte, »es scheint für Sie

allerdings noch ein Räthsel zu sein, aber die Lösung desselben wird sehr bald, spätestens bis morgen Abend erfolgen. Allein, ich wiederhole es, um die Lösung herbeiführen zu können, muß ich wirklich Ihre Erlaubniß haben oder, wenn ich mich noch verständlicher ausdrücken soll, ich bedarf dazu der ausdrücklich gegebenen Vollmacht eines Mitgliedes der Familie Ihres Herrn Vaters, sonst kann ich weder jenen Verläumder und Fälscher ergreifen lassen, noch das Uebrige zu Gunsten Ihres Vaters thun, und da ich diesen, wie einmal die Sachen liegen, nicht selbst um diese Vollmacht bitten kann, Sie aber die ihm zunächst stehende Person seiner Familie sind, so müssen eben Sie mir dieselbe geben, damll ich die Ueberzeugung habe, daß wenigstens Sie mit meiner Handlungsweise einverstanden sind.«

»Ah, nun verstehe ich Sie schon besser!« rief Angela, die den Redewendungen, die Felix von Rodenberg mit so vieler Mühe vorgebracht, mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt war. »Wenn es sich wirklich nur um diese Vollmacht handelt, seinen Verläumder unschädlich zu machen und von allen ferneren Verdächtigungen abzuhalten, so wird mein Vater, obwohl er gewiß kein rachsüchtiger Mann ist, sicher damit einverstanden sein, da sich ja diese Maßregel nach den letzten Ereignissen als durchaus nothwendig erweist.«

»Gut. Also Sie geben mir freie Hand, im Namen Ihres Herrn Vaters und in Ihrem Namen zu handeln, wie ich will? Ich darf Alles unternehmen, was ich für gut, für

recht, für zweckmäßig halte, um Ihren Vater seinen jetzigen und künftigen Sorgen zu entziehen? Und wird er es gutheißen, wenn er nachher erfährt, daß ich das Alles ohne sein Wissen gethan?»

»Ja,« rief Angela entschlossen, »ich bürge Ihnen dafür! Denn einmal werden Sie nichts thun, was ihm unangenehm oder schädlich sein könnte, und dann werde ich ihn auch zu bestimmen wissen, daß er gutheißt, was Sie für ihn in einer so schwierigen Lage thun.«

Felix von Rodenberg schaute stolz und freudig in das so fest und vertrauensvoll auf ihn gerichtete Antlitz des lieblichen Mädchens. »Also Sie selbst, sagte er mit etwas kürzer werdendem Athem, »Sie wollen mein Bürge sein und wissen nicht einmal Alles, was ich zu thun entschlossen bin?«

»Ja!« rief Angela, trat einen Schritt näher auf den jungen Mann zu und streckte ihm liebevoll und mit rosig erglühendem Antlitz beide Hände hin. »Ihr Bürge will ich in allen Dingen sein, was Sie auch für uns zu thun entschlossen sind!«

»In *allen* Dingen?« wiederholte er leise und seine Brust begann sich mächtiger zu heben und aus seinen blauen Augen brach ein so glänzender Strahl, als ob er damit bis in die Seele des schönen Mädchens dringen wolle.

Sie besann sich eine Weile, wobei sie den Kopf senkte. Dann erhob sie ihn schnell wieder, nickte und sprach mit fester Stimme: »Ja, in *allen*!«

»Also auch darin, daß ich die *innere* und *äußere* Berechtigung habe, die Meinung, den Glauben, den schönen Glauben zu hegen, daß ich ein Freund – ein recht warmer Freund von Ihnen bin?«

»Auch darin, ja!« sprach sie langsam und mit halb abgewandtem Gesicht, um ihm die stille Thräne zu verbergen, die eben in ihr Auge getreten war. Aber plötzlich ermannte sie sich, wandte ihm ihr Gesicht wieder zu und sagte, sich stolz und hoch aufrichtend: »Ja, Sie sind wirklich mein warmer Freund. Auch ich halte Sie dafür und ich habe keinen besseren auf dieser Welt. Das ist auch mein Glaube, mein schöner Glaube, und wenigstens die *innere* Berechtigung dazu glaube ich schon lange in mir gefunden zu haben. Sie und mein Vater –«

Sie stockte plötzlich, als hätte sie sich dabei ertappt, zu viel gesagt zu haben und zu offenherzig gewesen zu sein.

»Nun – was? Sie und Ihr Vater, wollten Sie sagen – sprechen Sie doch aus – ich bitte Sie – recht herzlich!« drängte er mit fast flehender Stimme, die ihm nur schwer aus den Tiefen seiner Brust über die Lippen kam.

»Wenn Sie mit solcher Stimme und solchen Augen zu mir reden,« fuhr sie, leise erbebend, fort, »kann ich Ihnen – nichts verweigern, und so ergänze ich meine Rede und sage ehrlich und gern: Sie und mein Vater – sind mir – das Theuerste auf der Welt!«

»Angela!« rief er mit ausgebreiteten Armen aus und trat noch näher an sie heran.

»Felix!« antwortete sie mit einem fast jauchzenden und dann leise dahin sterbenden Laut, und gleich darauf lag sie an seiner Brust und Beider Herzen schlugen zum ersten Mal fest und nahe bei einander. –

Nachdem sich die beiden Glücklichen einige Minuten dem Austausch ihrer so plötzlich zum Durchbruch gekommenen Gefühle überlassen hatten, kehrte Angela aus der schöneren Welt, der sie sich einige Zeit hingegen, in die gegenwärtige noch immer sehr ernste zurück und sagte, den rosigen Finger auf die noch rosigeren Lippen legend.

»Theuerster Mann! Nur noch *eine* Mahnung möchte ich sprechen. Sagen Sie keinem Menschen auf der Welt, selbst meinem Vater nicht, ein Wort davon, was eben zwischen uns vorgegangen ist. Ich selbst muß ihm beichten, was für eine umfassende Vollmacht ich Ihnen in diesem Augenblick gegeben, für ihn und mich nach Ihrem Willen zu handeln. Das hat er durch seine Liebe zu mir verdient. Wollen Sie das?«

Felix von Rodenberg nickte. »Dann habe ich aber auch noch eine Bitte!« flüsterte er.

»Welche? Sie ist Ihnen schon gewährt!«

»Legen Sie diese Beichte vor Ihrem Vater nicht vor morgen Abend ab, oder erst dann, wenn ich mit meiner Handlung für ihn ganz zu Ende gekommen bin, was Sie erfahren werden, da Sie eine Zeugin meiner Berichterstattung sein sollen. So viel Zeit gebrauche ich wahrscheinlich, um die Aufgabe zu vollenden, die ich mir vorgesetzt, und um Ihren – um *unseren* Vater ganz glücklich

zu machen und der Welt wieder zuzuführen, aus der er sich in Folge eines unseligen Irrthums so lange zurückgezogen hat. Und wenn er dann in der Laune ist« – und er lächelte bei diesen Worten – »zu hören, was Sie ihm von mir zu sagen haben, dann sprechen Sie!«

Sie nickte ihm glücklich zu, denn sprechen konnte sie kaum noch. Ihr Herz war von den neuen Empfindungen, die sie bestürmten und durchflutheten, so gepreßt voll, daß sie sich am liebsten an eines fühlenden Menschen Brust ausgeweint hätte. »Darf ich auch Fräulein Wanner, meiner zweiten Mutter, nichts von dem sagen, was zwischen uns vorgefallen ist?« fragte sie nur noch.

»Sind Sie ihrer Verschwiegenheit sicher?«

»Vollkommen!«

»So sagen Sie es ihr. Sie werden eines theilnehmenden Herzens bedürfen, und bis morgen Abend ist noch eine lange Zeit, ein Geheimniß, wie es in unserer Brust jetzt wohnt, mit sich allein herumzutragen.«

»O Gott, dann bin ich ganz glücklich!« rief Angela aufjauchzend und flog wieder an des starken Mannes Herz. »Und auch dankbar – dankbar für so viel Liebes und Gutes, denn gerade ich bin von Kindheit an daran gewöhnt, allen meinen Lieben ehrlich mitzutheilen, was mein Herz beseligt und bedrückt.«

Er blickte zärtlich, liebevoll auf sie herab und zum ersten Mal glitt seine rechte Hand über ihren blonden Lockenkopf, der fest an seiner Schulter lehnte. Da schlug

eine Uhr im Nebenzimmer zehnmal an und er fuhr, dadurch an seine heutige ernste Aufgabe erinnert, plötzlich in die Höhe.

»Da schlägt es zehn Uhr,« sagte er rasch »jetzt müssen wir scheiden, liebe theure Angela. Ich habe einen wichtigen Gang vor mir und treffe ich den Mann, den ich suche, dann ist Alles bis morgen abgemacht und Ihr Vater –«

»*Unser Vater!*« verbesserte sie.

»Ja, unser Vater wird so glücklich sein, wie er noch nie gewesen ist.«

»Durch uns?«

»Durch uns und – durch etwas Anderes, und das ist eben das Geheimniß, welches ich Ihnen schon lange verborgen habe und das Sie nun endlich – vielleicht nach einer schweren Stunde für Ihren Vater – erfahren werden Angela, mein kostbarer, neu errungener Schatz wir müssen scheiden – lebe wohl!«

Sie hing fest an seinem Halse, und die Vögel, als hätte Angela ihnen zugerufen, daß sie es thun sollten, schnäbelten sich und schmetterten dann ihr vollstes Jubellied über das in sich versunkene Paar herab, wodurch Felix von Rodenberg noch einmal an die Kostbarkeit der Zeit erinnert wurde und sich endlich mit innerer Gewalt aus ihren Armen riß und, von ihren Blicken und Winken bis zur Thür verfolgt, das Zimmer verließ.

Was hinter ihm geschah, wie Angela in ihrem Vogelzimmer, von allen Zeugen ihrer Kindheit umgeben, auf die Kniee sank und inbrünstig Gott für seinen reichen Segen dankte, den sie heute über sich ausgeschüttet

fühlte, sah er nicht, aber er trug dennoch den Himmel im Herzen und so eilte er mit triumphirendem Schritt und stolz aufgerichtetem Haupt durch das Schloß, gewann unbemerkt den Park und den bergabführenden Weg, und als er an der zweiten Bank den bestellten Wagen halten sah, sprang er hinein und rief dem alten Kutscher zu:

»Nun, Franz, fahren Sie mich so schnell wie möglich nach B. . . Sie wissen doch, wo das Gut des Herrn Landraths von Wulffen in der Vorstadt liegt?«

»Ja, Herr von Rodenberg, das kenne ich ganz genau; ich habe früher oft genug den Herrn Baron hingefahren, als er sich noch mit dem Herrn Landrath besuchte.«

»Nun denn in Gottes Namen vorwärts!«

Und fort stoben die Pferde den Berg hinab, daß dem Baron, wenn er es gesehen, vor Angst ein Schwindel überkommen wäre, denn die feurigen Thiere kamen bisher leider nur selten aus dem Stall und freuten sich stets, wenn sie einmal ihrem Temperament freien Lauf lassen konnten.

---

Sehen wir davon ab, die Gedanken und Gefühle zergliedern zu wollen, mit denen Felix von Rodenberg diese halbstündige Fahrt zurücklegte; sie erklären sich von selbst, auch wenn der Leser sein vor Angela und ihrem Vater verborgenes Geheimniß noch nicht durchschaut haben sollte. Gehen wir lieber ohne Aufenthalt zu der Handlung über, die sich an diese Fahrt knüpfte und die



für die Gegner des Barons so verhängnißvoll sein, für ihn selbst dagegen gewissermaßen eine Wiedergeburt seiner geistigen und leiblichen Existenz zur Folge haben sollte.

Nur einen Büchschuß von dem kleinen Stübchen entfernt, welches wir schon einmal mit dem Amtrath flüchtig betraten, als er den Doctor Camp aufsuchte, lag das hübsche Gut Wulffenhausen und auf demselben wohnte der Landrath des Kreises, ein alter Freund des Barons von Hartenstein, ein ebenso thatkräftiger und entschlossener, wie gefälliger und liebenswürdiger Mann, von dem der Inspector von Schaumburg schon manches Liebe und Gute vernommen, da er zu den wenigen Personen gehörte, mit denen der Baron bis in die letzten Jahre hinein in einiger Verbindung gestanden hatte. Felix kannte ihn freilich nicht persönlich, aber das, was er ihm brachte, so hoffte er, werde ihn bald mit dem guten Mann vertraut machen, und darin sollte er sich auch nicht geirrt haben. Als der in Wulffenhausen sehr wohl bekannte Jagdwagen des Barons von Hartenstein vor die Thür des Herrenhauses fuhr, trat ein Diener heraus und erkundigte sich sehr höflich nach des fremden Herrn Begehr. Der Inspector fragte, ob Herr von Wulffen zu Hause sei, und als ihm das bejaht wurde, gab er seine Karte mit der Bitte ab, daß der Herr Landrath ihn wo möglich bald empfangen möge, da er in einer wichtigen Angelegenheit und im Namen des Herrn Barons vom Schneckenberg komme.

Der Diener lud ihn näherzutreten ein und führte ihn in ein Zimmer im Erdgeschoß, nachdem Felix seinem Kutscher den Befehl gegeben, die Pferde wo möglich in einen

Stall zu bringen, da er sich wahrscheinlich einige Stunden im Hause aufhalten werde.

Unser junger Freund hatte kaum fünf Minuten in dem ihm angewiesenen Vorzimmer gewartet, als ein älterer stattlicher Herr mit grauem Haar und einem sehr entschiedenen, doch leutseligen Gesicht eintrat und sich als den Landrath von Wulffen zu erkennen gab und nach dem Wunsche seines Besuches fragte. Nachdem sich Felix noch einmal als Inspector von Schaumburg vorgestellt und die beiden Männer sich freundlich begrüßt hatten, wurde er vom Wirth des Hauses in ein anderes Zimmer geführt, wo sich noch ein zweiter Herr befand, der dem Landrath sehr ähnlich sah, obwohl er mehrere Jahre jünger war. Herr von Wulffen stellte ihn als seinen Bruder, den Staatsanwalt aus B. . . vor, der zufällig zum Besuch bei ihm sei, worauf er mit einem ausdrucksvollen Lächeln den Gast fragte, ob er nichts dagegen habe, wenn sein Bruder ein Zeuge ihrer ferneren Unterhaltung sei.

»Im Gegentheil,« erwiderte der Inspector von Schaumburg, dessen Gestalt und Wesen von Augenblick zu Augenblick einen günstigeren Eindruck auf die beiden Brüder machte, »der Herr *Staatsanwalt* von Wulffen kommt wie gerufen. Ich würde Ihnen, Herr von Wulffen,« wandte er sich nun an den jüngeren Bruder, »auch bald meine Aufwartung gemacht haben, da mein heutiger Besuch bei dem Herrn Landrath einen Gegenstand betrifft, der Ihre Functionen wahrscheinlich ebenfalls in einigen Anspruch nehmen dürfte.«

»Ah, ich errathe, was Sie hergeführt,« nahm der Landrath rasch das Wort. »Sie kommen im Namen des Herrn Barons von Hartenstein, wie Sie mir sagen ließen, und so ist das Uebrige leicht erklärt. Nun ja, da treffen Sie uns Brüder zu guter Stunde beisammen. Ich theile meinem Bruder so eben mit, was für seltsame Nachrichten ich heute über den Herrn Baron erhalten habe, denn in unserm guten Städtchen sind einige anonyme Briefe ausgestreut, die mich, in Anbetracht des leicht erregbaren Gemüthszustandes meines alten Freundes, in Wahrheit zuerst beunruhigt, zuletzt aber doch zu einem stillen Lächeln gebracht haben, da die Anklage Ihres guten Herrn eine eben so abgeschmackte wie von Anfang an todtgeborene Sache ist, wengleich ich nicht läugnen will, daß sie bei manchen der ungebildeten Klasse angehörenden Menschen etwas böses Blut machen wird, weshalb ich es auch ganz vortheilhaft finde, wenn sie vor mir und meinem Bruder einmal zur Sprache kommt und wir dadurch in den Stand gesetzt werden, dem Pöbel kraft unseres Amtes unsere entschiedene Meinung zu sagen. Doch, nehmen Sie gefälligst Platz, wir werden wohl ein Weilchen darüber zu sprechen haben; mir aber ist es sehr angenehm, bei dieser Gelegenheit in Ihnen einen Mann persönlich kennen zu lernen, dessen Ruf schon in manigfacher Weise bis zu uns gedrungen ist.«

Der Inspector verbeugte sich und erwiderte, nachdem die drei Herren Platz genommen: »Gestatten Sie mir, meine Herren, in meiner Erzählung in Betreff des vorliegenden Falles etwas weiter auszuholen, da er für den Herrn

Baron von viel größerer Wichtigkeit ist, als Sie es im ersten Augenblick sich vorstellen können. Auch ich bringe zwei solche Anklagebriefe mit, von denen der eine sogar mit großer Frechheit an den Baron selber gerichtet ist, gewissermaßen als Drohbrief, um ihn von der genaueren Untersuchung seiner finanziellen Verhältnisse abzuschrecken. Ich füge gleich hinzu, daß er denselben, Gott sei Dank! durch, die Fürsorge seines alten Dieners Treu nicht zu Gesicht bekommen hat. Indessen alles Uebrige, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde, meine Herren, bitte ich als ein Geheimniß zu betrachten, welches Sie nicht eher lüften dürfen, als bis die vorliegende Sache in des Barons Gegenwart zur Sprache gekommen ist, was, wenn es Ihre Zeit irgend erlaubt, morgen am besten geschähe, da die Ereignisse sich rasch auf einander drängen und man nicht wissen kann, was von anderer Seite her im Anschluß an diese Briefe weiter geschieht, um den guten Baron noch tiefer in Unheil zu stürzen.«

»Herr von Rodenberg,« erwiderte der Landrath mit einer Miene, die dem Angeredeten bewies, daß er das Vorliegende mit dem erforderlichen Ernst auffasse, »ich betrachte es als eine Dienstsache, die wir hier verhandeln und um an eine solche zu gehen, dazu habe ich immer Zeit, wenn ich auch nicht schon aus alter Freundschaft zu dem Baron zum schleunigen Einschreiten in diese fatale Angelegenheit geneigt wäre. Doch nun sprechen Sie und seien Sie überzeugt, daß wir Beide wie Ehrenmänner das Geheimniß zu bewahren wissen werden, welches Sie uns

mittheilen wollen und das ich zum Theil schon errathen zu haben glaube.«

»Sie könnten sich darin irren,« entgegnete Felix von Rodenberg mit einem verbindlichen Lächeln. »Was *ich* Ihnen mitzutheilen habe, *können* Sie nicht errathen und ich muß noch einmal Ihre Nachsicht mit der Bitte in Anspruch nehmen, meine etwas lange Erzählung von Allem, was sich auf den vorliegenden Fall bezieht, mit Geduld anhören zu wollen.« –

Ueber die nun folgende Erzählung und die damit verbundene Unterredung, die über zwei Stunden in Anspruch nahm, in der zumeist Felix von Rodenberg das Wort führte und die Alles umfaßte, was sich auf das Verhältniß zwischen dem Baron und dem Amtsrath Stephani bezog, die aber auch seine anderen, uns zum Theil schon bekannt gewordenen Lebensereignisse berührte, wollen wir hier einen Schleier breiten. Es wird uns nur zu bald aus der sogleich folgenden Handlung klar werden, was die drei Herren mit einander sprachen, und namentlich das, was der Inspector über diejenigen Dinge berichtete, die den beiden Brüdern selbst noch unbekannt geblieben, obgleich sich aus ihren Mittheilungen ergab, daß sie über die Schicksale und das Leben des Barons von Hartenstein ziemlich genau unterrichtet waren. Als Felix von Rodenberg aber mit seiner langen Erzählung fertig war, traten sie auf ihn zu, drückten ihm herzlich die Hand und sagten ihm so freundliche und von Dank erfüllte Worte, daß unser junger Freund mit dem Resultat, welches er hier erreicht, zufrieden sein konnte.

»Sie haben Recht,« sagte der Landrath schließlich, »wenn Sie nicht zu lange vom Schneckenberg fern bleiben wollen; Ihre Gegenwart dürfte dort im Augenblick am nothwendigsten sein. Alles aber soll in der Weise geschehen, wie wir es verabredet haben. Morgen früh Punkt neun Uhr bin ich mit meinem Bruder und dem nöthigen Personal – auch den im Bureau zu Schaumburg so nothwendigen Schreiber kann ich Ihnen auf acht Tage überweisen, bis Sie einen Ersatz gefunden haben – in Schaumburg. Wir wollen uns, um keinen unnöthigen Lärm im Schlosse zu verursachen, im Gehöft treffen und dann wird dieser elende Fuchs bald in seinem Bau gefangen sein. Daß der Mensch ein böswilliger Intrigant war, wußte ich schon längst, wie die ganze Nachbarschaft, daß er aber ein so großer Schurke und als solcher sogar den klugen Amtsrath bethörte und beherrschte, konnte Niemand ahnen, der ihn nur als die rechte Hand seines Principals kannte. Daß der Baron diesen Letzteren schon um seiner Kinder willen schonen will, freut mich und gereicht ihm zur Ehre, und da der Mann krank ist, können wir vor der Hand um so eher von einer Untersuchung abstehen, als Sie in Betracht des Ersatzes der unterschlagenen Gelder nicht den Gerichtsweg beschreiten wollen. Gut also. Sobald wir mit dem Fuchs im Reinen sind, werde ich mich allein zu dem Kranken begeben, anscheinend, um ihm einen Besuch zu machen, und sehen, wie es mit ihm steht. Wenigstens muß er uns die Schlüssel zu dem eisernen Geldschrank in seinem Bureau ausliefern, die wir dem Baron einzuhändigen haben, und das,

denke ich, wird uns keine große Schwierigkeit bereiten, wenn der Hitzkopf einigermaßen vernünftig ist. Dann aber, mein lieber Herr von Rodenberg – ich verhehle mir es nicht – kommt für uns Alle eine schöne, aber gewiß auch eine schwere Aufgabe. Wir begeben uns zum Baron und theilen ihm, wie Sie es wünschen, ehrlich mit, wie gegen ihn gefrevelt ist. Es ist besser, er erfährt es gleich jetzt von uns, als späterhin zufällig von einem Anderen, der nicht zu seinen besonderen Freunden gehört. Auch haben Sie ja, wenn er darüber in große Betrübniß gerathen sollte, das beste Gegenmittel bei der Hand und das ist mir namentlich in diesem häßlichen Fall ein großer Trost. Nun, wir Drei, und nach Ihrem Wunsch auch seine Tochter und sein alter Treu, werden dabei Zeugen von einer Scene sein, wie ich sie mir nicht schöner und ergreifender denken kann. Haben Sie Dank, Herr von Rodenberg, für Ihr Vertrauen und seien Sie versichert, daß Ihr Geheimniß bis morgen fest in unserer Brust verschlossen ruht.« –

Fünf Minuten später saß der Inspector von Schaumburg wieder in seinem Wagen und die Pferde liefen mit ihm rasch dem Berge zu, dem er mit einem Herzklopfen zueilte, wie er es nie empfunden; aber diese innere Bewegung war keine trübe mehr, die Sonne strahlte hell auf seinem Wege, und in ihm und um ihn, so weit er blicken und denken konnte, war Alles Licht und Glanz, wie der schöne Tag selber, der auf den beiden herrlichen Gütern lag und Alles daselbst in Ordnung und Ruhe fand, als wäre kein gehässiger Drohbrief geschrieben – so ergreifend

hatte die Rede des Inspectors auf die Arbeiter gewirkt und so fest vertrauten sie ihm, daß er ihnen den Uebeltäter nennen würde, der sie in eine so arge Falle gelockt.

---

Eben läutete die Speiseglocke auf dem Schneckenberge, als der Wagen mit unserem jungen Freunde wieder vor der Bank im Park hielt, von der er vor etwa vier Stunden weggefahren war, und von hier aus begab er sich wieder zu Fuß in das Schloß und suchte sogleich seine Wohnung auf, um sich rasch umzukleiden und auf diese Weise den Baron umso weniger auf den Gedanken kommen zu lassen, daß er irgend wo in der Nachbarschaft auf Besuch gewesen sei. Auch gelang ihm sein Vorhaben vollständig; der Baron wußte nicht anders, als daß er in Gutsgeschäften nach der Eisenbahnstation gefahren, und obgleich er ihm etwas lange zu bleiben schien und er ihn von Stunde zu Stunde sehnlicher erwartete, hatten die Damen und Treu ihn doch zu beruhigen gewußt und ihm gesagt, daß Herr von Rodenberg sich möglichst beeilen werde, um zu Tisch wieder zu Hause zu sein.

Ja, sein alltägliches Arbeitskleid, in welchem er wie auch sonst jetzt endlich vor den Schloßbewohnern erschien, hatte sich Felix von Rodenberg wohl überwerfen können, aber sein ganzes übriges Wesen und seine äußere Erscheinung umzuwandeln und in alltäglicher Ruhe vor dem Baron und seiner Familie zu erscheinen, hatte er nicht vermocht. Die innere Aufregung, in welcher er



sich aus so verschiedenen Gründen befand, das Wonnegefühl, das ihn durchströmte, konnte er mit aller Gewalt nicht ganz unterdrücken, und so zeigten seine Haltung, sein Gesicht und das freudige Aufblitzen seines Auges genügend an, von welchen auf- und abfluthenden Empfindungen er beherrscht wurde. Ohne es zu wissen und zu wollen, schritt er stolz wie ein Sieger in den Speisesaal und sein Antlitz zeigte in Farbe und Ausdruck der Miene eine solche innere Gluth und eine solche Heiterkeit der Seele, daß Aller Augen eben so verwundert wie erfreut sich auf ihn richteten, sobald er sichtbar geworden war.

Mit lautem Gruß eilte ihm der Baron entgegen und auch die Damen erhoben sich, um ihm die Hand zu reichen. Fräulein Wanner glühte dabei wie eine Purpurrose, als ob ihr selbst widerfahren, was Angela heute erlebt, und sie drückte dem jungen Manne auf eine Weise die Hand und sah ihn mit einem so vielsagenden Blick an, daß er daraus erkannte, Angela habe, wie sie es beabsichtigt, ihrem Herzen Luft gemacht und alle ihre unsagbaren Freuden in die Brust der treuen Freundin ausgeschüttet. Angela selbst erhielt von dem Freunde nur einen kurzen Händedruck, aber einen Blick dabei, der ihr Alles sagte, was in seinem Herzen flammte, und auch das, daß er mit seiner heutigen Morgenaufgabe zu einem guten und erwünschten Ende gekommen sei. –

Bei Tisch selbst, an dem man sich nun mit dem größten Behagen niederließ, sprachen die Drei in das Geheimniß des Tages eingeweihten Personen sehr wenig, denn es wurde ihnen nicht viel Gelegenheit dazu geboten. Der

Baron bemächtigte sich bald der Unterhaltung und plauderte so heiter und vergnügt, wie nie, was für den Inspector das sicherste Zeichen war, daß er keine Ahnung von den verschiedenen wichtigen Begebenheiten hatte, die rings um ihn vorgefallen waren und die Herzen aller übrigen Tischgäste erfüllten. Allgemein speiste man mit dem besten Appetit und in der frohesten Laune, und Treu mußte sogar auf Angela's Wunsch eine Flasche ihres Lieblingsweines herbeiholen lassen. Als sie dann mit Felix und Fräulein Wanner stillschweigend auf das für sie wichtigste Geheimniß des Tages anstieß, betheiligte sich der Baron so fröhlich an ihren Kundgebungen, als ob er auch schon in dasselbe eingeweiht wäre und das neue Verhältniß zwischen seinem Liebling und seinem jungen Freunde als ein glückliches Ereigniß in seiner Familie betrachtete.

Diese gute Stimmung hielt bei Allen bis zum Abend an. Am Nachmittag wurde dem jungen Liebespaar noch das Glück zu Theil, ganz allein und Arm in Arm im stillen Wald eine halbe Stunde umherzuschweifen, und hier erfuhr Angela auch ausführlich, was sie von Felix von Rodenbergs Unterredung mit dem Landrath und seinem Bruder wissen durfte.

»Also um neun Uhr morgen früh habt Ihr das traurige Ereigniß in Schaumburg vor Euch?« fragte sie, kurz bevor er sich wieder von ihr trennte, um zu seinen Geschäften zurückzukehren. »Ach, wenn das doch erst vorüber wäre! Es muß Dir recht schwer werden, einen solchen

Gewaltact gegen einen so verbrecherischen Menschen zu unternehmen, nicht wahr?«

»O nein, theure Angela, so gar schwer wird es mir nicht, obgleich es immerhin ernst genug ist. Dagegen wird das, was nachher kommt, wenn wir dem Vater die Büberei dieses Menschen mittheilen, viel schwerer sein, denn jetzt *muß* er sie erfahren, da nur so die Sache ein für alle Mal zu Ende gebracht werden kann und sich auch dadurch die Enthüllung *meines* Geheimnisses am Besten einleiten läßt, die – das sage ich Dir zum Troste – ganz dazu angethan ist, ihm den Schmerz zu erleichtern, den er empfinden wird, daß seine Person noch einmal – zum letzten Mal – einem so böswilligen Angriff ausgesetzt gewesen ist.«

»Also ich darf dies Geheimniß noch nicht kennen?« fragte Angela mit einem so zärtlichen und bittenden Blick, daß Felix ihr nur mit der größten Ueberwindung zu widerstehen vermochte. »Auch jetzt noch nicht?«

Er schüttelte sanft den Kopf. »Nein,« sagte er bestimmt, »ich *darf* es Dir jetzt noch nicht verrathen, und Du mußt nicht weiter in mich dringen, daß ich meinen ganzen Plan verändere, den ich ja nicht allein entworfen habe. Aber Ihr Frauen und Treu werdet Zeugen der Enthüllung desselben sein und damit müßt Ihr Euch für's Erste zufrieden geben. Wenn wir, der Landrath, der Staatsanwalt und ich, also von Schaumburg heraufkommen, müßt Ihr Drei bei dem Vater in der Bibliothek sein und ich selbst werde die Herren anmelden und ihn bitten, daß er sie als befreundete Gäste daselbst empfangen. Ihr könnt Euch ja

anfangs im Hintergrunde halten und erst dann in unsere Nähe treten, wenn Euch die rechte Zeit dazu gekommen scheint, die sich ganz von selbst ergeben wird.«

»Ach Gott,« seufzte Angela auf, »ich weiß nicht, warum ich mich ängstige, da Du doch so gefaßt und hoffnungsvoll bist!«

»Aengstige Dich nicht!« tröstete er sie mit seiner festen und Zutrauen erweckenden Stimme, »es ist gar kein Grund dazu vorhanden. Die kleine Aufregung, in die wir den Vater durch den Besuch der beiden Brüder und durch die Mittheilung, die sie ihm zu machen haben, versetzen, wird rasch genug vorübergehen – dafür bin *ich* Dein Bürge, und so, da wir uns gegenseitig für einander verbürgt haben,« setzte er mit glücklichem Lächeln hinzu, »wird ja die Noth wohl nicht groß sein und jedes von uns wird einen starken und genügenden Rückhalt haben.« –

So war es also verabredet und so wurde es ausgeführt. Am Abend, als der Inspector von Schaumburg seine Geschäfte vollbracht, befand man sich wieder in traulicher Nähe beisammen und die allgemein frohe Stimmung wurde nur dadurch getrübt, daß der Bote, den man nach Schaumburg gesandt, um sich nach dem Befinden des Amtsraths erkundigen zu lassen, mit der Meldung zurückkehrte:

Fräulein Cornelia lasse herzlich danken, aber es gehe mit dem Vater noch schlechter, als gestern. Er fiebere heftig, könne das Bett nicht mehr verlassen und habe die ganze Nacht und den Tag über irre geredet. Indessen habe Doctor Camp, der heute Morgen eine ganze Stunde

dagewesen, noch nicht alle Hoffnung aufgegeben und es sei immer noch eine Wendung zum Besseren zu erwarten.

Der Baron schüttelte wehmüthig den Kopf, als er dies hörte, und mehrmals wiederholte er seufzend: »Die arme Cornelia! Wie leid mir das Kind thut, kann ich Euch gar nicht sagen. Doch wer kann es ändern! Auch ich habe theure Menschen im Leben verloren, die mir mehr werth waren, als dieser unbeugsame, starrköpfige Mann und – ich habe mich auch darin ergeben müssen. Gott stärke und behüte sie! – Aber nun laßt uns heute nicht mehr über den Amtsrath reden und wir wollen hoffen, daß der morgende Tag uns bessere Nachrichten von ihm bringt!«

#### ACHTES CAPITEL. WIE DIE GEWALTHERRSCHAFT IN SCHAUMBURG EIN ENDE NIMMT.

Schöner war wohl selten die Sonne über dem herrlichen Schaumburger Thal und seinen lachenden Umgebungen aufgegangen, als am nächsten Morgen. Frei von allem Nebel, der diese fruchtbaren Gegenden so häufig besucht, lagen die Fernen nach allen Richtungen da und die dunkelblauen Berge am schönsten aller Flüsse hoben sich von dem umwölkten klaren Himmel wie freundliche Schatten ab, nach denen das Auge wie das Herz mit gleicher Sehnsucht strebt, um aus der heißen Gluth zu gelangen, die mit brütender Intensität auf den zum Theil schon kahlen Feldern lag und auch die letzten Früchte dem fleißigen Mäher unter das scharfe Messer lieferte. Allein gegen diese am Tage vorher so unbarmherzige Hitze, die

auch unser Freund, der Inspector von Schaumburg, auf seinem Wege nach Wulffenhausen und später auf den schattenlosen Feldern empfunden, hatte sich heute ein lieblich kühlender Wind zur Wehre gesetzt und vom frühen Morgen an bis gegen Abend wehte er unablässig durch das ganze Thal und erfrischte die heißen Stirnen der fleißigen Arbeiter, die heute ohne Nachlaß ihrer Aufgabe oblagen und mit verdoppeltem Eifer nachzuholen suchten, was sie am vorigen Tage versäumt.

Der Inspector war einer der Ersten, der an diesem Tage auf dem Schneckenberger Schloß in's Freie trat, denn er hatte in der lebhaften Wallung seines Herzens, das so viele und mannigfache Empfindungen bewegten, nur wenige Ruhe in der Nacht gefunden und er sehnte sich mit jeder Stunde mehr und mehr nach einer Entscheidung der vorliegenden Dinge, die ja nun auch endlich an diesem Tage erfolgen sollte. Auch Angela, von ihrem Herzensdrange getrieben, war heute sehr früh, noch früher als sonst sichtbar geworden, und wenn sie sich auch nicht in's Freie begab, so lauschte sie doch vom Fenster aus, ob sie nicht bald des jungen Mannes ansichtig werden könnte, der seit gestern einen so hohen Rang in ihrem Herzen eingenommen hatte. Wohl wußte sie, daß er früh nach den Feldern aufbrach und wenn sie auch nicht mit ihm sprechen konnte oder mochte, so wollte sie wenigstens seine Gestalt, sein Gesicht sehen und einen freundlichen Gruß von seiner Hand empfangen.

Sie hatte sich darin auch nicht getäuscht, denn noch ehe der gute Vater ihr, wie gewöhnlich, seinen Morgenruß geboten und sich nach ihrem Befinden erkundigt, sah sie ihn aus der kleinen Thür, die nach seinem Thurzimmer führte, hervortreten. Hastig flog sein Auge nach ihrem Fenster empor und bald hatten sich ihre Blicke gefunden und der herzlichste Gruß flog von dem Einen zum Andern, und nun wußten Beide, daß sie ihren Tageslauf mit froheren Herzen beginnen konnten. Als Felix aber an Angela's Fenster vorüberkam, öffnete sich dasselbe und sie warf ihm eine schon dazu in Bereitschaft gehaltene Rose hinunter, die er glücklich auffing und ohne daß ein fremdes Auge es bemerkte, wie zum Gegengruß, an seine Lippen drückte. Dann aber blieb er einen Augenblick stehen, hob zweimal die fünf Finger seiner rechten Hand in die Höhe, und deutete damit nach dem Schlosse, was so viel heißen sollte als: »Um zehn Uhr werden wir oben sein und ich hoffe Euch dann Alle in der Bibliothek beisammen zu finden.«

Die Liebe lernt rasch und begreift schnell. Auch Angela hatte dieses Zeichen sogleich richtig gedeutet und sie nickte ihm tausend Grüße hinab, da eben sein Pferd gebracht wurde, das er so ruhig bestieg, als schlage sein Herz so still wie sonst, was doch gewiß nicht der Fall war. Nur noch einmal wandte er das Auge rückwärts und noch einmal sah er ein weißes Tuch ihm einen letzten Gruß zuzenden, dann ritt er langsam den Berg hinab, um mit unsäglicher Wonne die Lerchen auf dem Felde jubeln zu hören und den Segen zu überschauen, der zum Theil schon

in hochaufgeschichteten Haufen auf den kahlen Feldern lag und von den bereits munteren Pferden des Gutshofes Zug um Zug nach den weiten Scheunen desselben gefahren wurde.

Bald trafen der Inspector und der Verwalter auf dem Felde zusammen und der Letztere berichtete mit aufgeheitertem Gesicht, daß Alles in Ordnung und im größten Frieden sei und daß am gestrigen Abend die Leute im Hofe gar nicht mehr über den Vorfall am Morgen gesprochen, als hätten sie ihn bereits wieder vergessen.

»Sie werden heute von Neuem daran erinnert werden,« entgegnete der Inspector, »denn bald nach neun Uhr wird es öffentliches Geheimniß sein, daß Herr Fuchs ein Gefangener und an einen sicheren Ort in der Kreisstadt abgeliefert ist. Haben Sie sich, wie ich Sie gestern Abend bat, überzeugt, daß er zu Hause ist und von Allem, was vorgeht, keine Kunde erhalten hat?«

»Ja,« erwiderte der Verwalter, »ich habe ihn heute Morgen schon gesehen und er hat mir auch einen gnädigen Gruß zugenickt, obgleich ich bisher nur wenige Worte mit ihm gesprochen habe. Er stand vor der Thür am Teichdamm, rauchte behaglich seine sehr gut riechende Cigarre und fütterte die Schwäne, wie er es sonst Fräulein Cornelia thun sah, die aber jetzt an das Krankenbett ihres Vaters gefesselt ist. Er sah dabei ganz vergnügt aus, als sei die schöne Erndte, die wir einheimen, auch für ihn bestimmt.«



Der Inspector lächelte und entgegnete: »Er wird nicht viel Brod davon essen, oder vielmehr gar keins. Haben Sie nicht gehört, was der Amtsrath macht?«

»Nein, es war Alles sehr still im Schloß und da mir keiner der Diener begegnete, so konnte ich auch keinen danach fragen.«

»Es ist gut. Doch nun bleiben Sie hier auf dem Felde und wenn Sie zwischen neun und zehn Uhr die beiden Gensdarmen mit dem Secretair abfahren sehen – Sie können sich ja um diese Zeit in der Nähe des Schlosses aufhalten und darauf achten – dann erzählen Sie überall, wo Sie Leute vom Gute treffen, was geschehen ist und daß ich mein Wort gehalten und den einzigen Verbrecher, den es auf Schaumburg giebt, dem Richter in die Arme geliefert habe. Vorher aber sprechen Sie kein Wort darüber. Ich selbst reite nach Schaumburg und halte mich daselbst so lange auf, bis die Herren kommen und mich von der ersten Sorge dieses Tages erlösen. Guten Morgen, gehaben Sie sich wohl!«

Ruhig trabte er nach dem Gehöft ab und bald hatte er es erreicht. Der Park mit seinen schönen Bäumen und seinen großen grünen Rasenflächen schien ihm heute lieblicher zu glänzen und die Blumen auf den Beeten am Schlosse einen Duft auszuströmen, wie nie zuvor. Alles schien ihm größer und schöner, herrlicher und vollkommener zu sein, und es war gewiß kein Wunder, daß

er, nachdem er gestern das Herz der Erbin von Schaumburg errungen, heute Alles um sich her mit ganz andern Augen ansah, als an dem Tage, wo er als unbekannter Inspector aus der Ferne kam und seinen bescheidenen Einzug in das stille Schloß hielt, von dem er bereits durch den Sohn des Amtsraths so Manches erfahren hatte, was ihm dasselbe in einem düsteren Gewande erscheinen ließ. Auch in sämmtliche Scheunen, wo die Leute fleißig bei der Arbeit waren, begab er sich, nachdem er sein Pferd in den Stall gebracht und den Befehl ausgesprochen hatte, daß man es gesattelt stehen lassen und es erst um neun Uhr wieder aufzäumen solle, damit er, nachdem das erste Geschäft im Schlosse vollbracht, sogleich mit den Herren nach dem Schneckenberge aufbrechen könne, um dort an das zweite zu gehen.

Eben so besuchte er die Ställe der Pferde, Rinder und Schaaf, die Gesindestuben und das Uebrige, und Alles besichtigte er mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit und unendlich gesteigertem Interesse, denn Alles, was ihn hier umgab, hatte ja seit gestern eine viel größere Bedeutung für ihn gewonnen. –

Wenden wir uns jetzt zu dem Secretair Fuchs, der nicht die geringste Ahnung davon hatte, welche furchtbare Wolke, mit dem vernichtenden Strahl geschwängert, heute dicht über seinem Haupte schwebte. Nein, er hatte nicht die geringste Ahnung, was auf dem Schneckenberg vorging und über ihn beschlossen war, und noch immer träumte der leichtfertige Mensch von seiner schönen Zukunft und wiegte sich in der größten Sicherheit. In den

letzten Tagen hatte er sich weislich im Schlosse gehalten und sich wohl gehütet, mit den Arbeitern, denen er seine Briefe zugeschickt, in irgend eine Berührung zu gerathen, um sich nicht unnöthiger Weise dem Verdacht auszusetzen, als sei er in irgend einer Art mit jenen Briefen in Verbindung zu bringen. Ihm kam es ja nur auf die Wirkung seiner Schlangenlist an, aber er empfand eine sehr natürliche Scheu, für den Verfasser der Briefe und den Urheber des so rasch in's Leben gerufenen Aufstandes unter den Landleuten zu gelten. Einstweilen begnügte er sich mit dem tröstlichen Gedanken, daß Alles seinen ruhigen Lauf nehmen und daß der Amtsrath, obwohl jetzt krank, doch bald genesen werde und dann unwiderruflich an sein Wort gebunden sei, ihn zu seinem Schwiegersohn zu erheben. Er kannte ja die herrlichen Mittel, durch die er ihn zwingen konnte, das verhängnißvolle Bündniß treu zu bewahren und auszuführen, und daß er sie im Fall der Noth gebrauchen würde, darüber mußte der umgarnte Principal nach allem Vorgefallenen vollständig im Klaren sein.

Mit Cornelia war er zu seinem größten Bedauern seit jenem Morgen in keine Berührung wieder gekommen und das erklärte er sich hinreichend, da sie ja an das Krankenzimmer ihres Vaters gefesselt war und nur selten sein Bett verließ, um ihn mit treuer Kindesliebe zu bewachen, für seine Ruhe zu sorgen und ihm gewissenhaft die Arznei einzuflößen, die der Arzt wiederholt aus der Stadt nach dem Schlosse gesandt hatte.

Mit diesem Gedanken hatte er sich auch an dem Morgen des heutigen Tages beschäftigt und schon um acht Uhr war er in sein Schreibzimmer gegangen, hatte die wenigen jetzt vorliegenden Arbeiten mit flinker Feder beendet und träumte nun in ungestörter Muße von baldigen glänzenden Tagen, Träume, wie sie jeder Verbrecher hegt, der im Stillen sein trauriges Werk verrichtet hat und nicht an die allwaltende Nemesis denkt, die unsichtbar über ihm in den Wolken schwebt und erst zu rechter Zeit ihre Hand schwer auf das verschuldete Haupt fallen läßt.

---

Je näher die bestimmte Stunde heranrückte, um so unruhiger wurde Felix von Rodenberg und oft sah er nach der Uhr und ging ungeduldig auf dem Gehöft hin und her, immer Augen und Ohren nach dem Parkeingange richtend, um auf das Rasseln der Räder der von Wulffenhausen herankommenden Wagen zu lauschen. Endlich zeigte seine Uhr, daß es Neun war und kaum waren noch einige Minuten verstrichen, so glaubte er das sehnlich erwartete Geräusch eines rasch aus der Ferne heranrollenden Wagens zu vernehmen.

Er stand still und horchte, und nun erst, seltsam genug, da der Augenblick der Ausführung seines Unternehmens unmittelbar vor ihm stand, fand sich seine gewöhnliche Ruhe wieder ein und sein Herz klopfte in so gleichmäßigen Schlägen, als hätte er das begonnene schwere Werk schon hinter sich.

In der That kam das Rasseln eines Wagens rasch näher und näher, er mußte schon innerhalb der Ringmauer des Parkes sein. Da wurde er sichtbar; es war eine offene Kalesche, mit zwei edlen Füchsen bespannt, und darin saßen der Landrath von Wulffen und sein Bruder. Vor der großen Scheune, wo der Inspector gerade stand, hielten sie an und begrüßten sich herzlich mit dem sie so sehnlich Erwartenden. Wenige Minuten später kam auch ein zweiter, aber verschlossener Wagen, in dem zwei Gensdarmen in der bekannten grünen Uniform, den Pallasch an der Seite, und ein Bureaudiener saßen, der einen blechernen Kasten unter dem Arm trug. Auch diese drei Männer stiegen vor der Scheune aus und begrüßten die vorangefahrenen Herren und den Inspector auf militärische Weise. Aber schon hatten sich um diese sechs Männer, die jetzt in einer Gruppe beisammen standen und noch Einiges besprachen, die Hofarbeiter zu schaaren begonnen und eine maaßlose Neugierde sprach sich auf ihren Gesichtern aus: was nun wohl geschehen und wen das Schwert der Gerechtigkeit treffen würde, dessen Funkeln über dem Haupte des ihnen noch unbekanntem Schuldigen sie schon in ihrer Phantasie zu sehen glaubten.

Als der Landrath diese Neugierde der sich immer mehr und näher um ihn herum ansammelnden Leute sah, gab er dem Bureaudiener und den Gensdarmen einen Wink und sagte leise: »Sie, lieber Müller, warten vor dem Schlosse, bis ich Sie hineinrufe, um das Bureau zu versiegeln; Sie Beide aber folgen uns unmittelbar überall hin,

wohin Sie uns gehen sehen. Aber sprechen Sie mit Niemandem und bleiben Sie so höflich wie möglich gegen die neugierigen Gutsleute. – Sind Sie bereit?« fügte er dann, zu dem Inspector sich wendend, hinzu.

»Ja, Herr Landrath, und ich werde Sie dahin führen, wo ich den Betreffenden zu finden denke.«

»Nun, dann vorwärts!« sagte der Landrath zu seinen Begleitern laut, und mit ernstern Mienen schritten die drei Herren, Felix von Rodenberg zwischen den beiden Brüdern gehend, nach dem Schlosse, unmittelbar von den Gensdarmen gefolgt, auf diese Weise einen kleinen verhängnißvollen Zug bildend, dem die Leute vom Hofe mit erstaunten Gesichtern und den Zeichen einer lebhaften Theilnahme nachblickten. Als man eben über den Teichdamm schritt, bis zu welcher Stelle ihnen noch Niemand aus dem Schlosse begegnet war, erhob Felix von Rodenberg sein Gesicht nach dem Krankenzimmer des Amtraths und da sah er Cornelia mit bleichem Antlitz und auf das Höchste bestürzt auf den seltsamen Zug niederschauen, dessen Bedeutung sie unfehlbar errieth, da sie den Landrath von Wulffen und seinen Bruder genau kannte.

Um ihr einigen Trost zu spenden, grüßte er höflich hinauf, erhob den Arm und deutete nach dem Bureauzimmer, um ihr auf diese Weise wenigstens das Ziel ihrer Unternehmung anzudeuten. Damit aber noch nicht genug gethan zu haben glaubend, sandte er Jean, der eben aus dem Schlosse kam, zu ihr hinauf und ließ ihr sagen: Der amtliche Besuch gelte Herrn Fuchs und nachher werde der Herr Landrath um ihre Erlaubniß bitten,

sich persönlich von dem Befinden ihres Vaters überzeugen zu dürfen.

Jetzt erst glaubte er seine Pflicht gegen Cornelia ganz erfüllt zu haben und nun schritt er rasch nach dem Bureauzimmer, in welchem der Secretair zu arbeiten pflegte, und öffnete dasselbe, worauf er zuerst, doch sogleich von den Anderen gefolgt, durch die Thür trat. Aber da standen die Herren still und sahen sich einigermassen verwundert an. Dies erste Zimmer war leer und nichts auf dem Schreibpult verrieth, daß Jemand noch so eben daran gearbeitet habe.

Der Inspector besann sich nur einen Augenblick, dann fuhr ihm ein neuer Gedanke durch den Kopf. Er deutete nach dem Privatarbeitszimmer des Amtraths, worin die wichtigsten Acten lagen und auch der Geldschrank sich befand, und öffnete rasch die Thür desselben. Jetzt war man an die richtige Stelle gekommen, denn in dem Zimmer seines Herrn, recht bequem auf das Sopha hingestreckt und wahrscheinlich auch eine seiner feinen Cigarren rauchend, sah man Herrn Fuchs, der eben in einem umfangreichen Notizbuch las und demselben einige Bemerkungen mit Bleistift zufügte, das er, sobald die Thür so unerwartet ausging, rasch in seine Brusttasche zu stecken versuchte.

Aber wie von einer Stahlfeder emporgeschnellt, sprang er auf seine Füße, als er zuerst nur den Inspector sah, dann aber, als er die grünen Uniformen hinter den beiden ihm nur zu wohl bekannten Herren bemerkte und ihre Säbel auf den Dielen rasseln hörte, fiel er, wie vom

Blitz getroffen, auf seinen Sitz zurück. Mit weit aus ihren Höhlen vorspringenden, fast verglasten Augen starrte er die unheimliche Gruppe an und die Cigarre entschlüpfte seiner Hand, denn dieser Anblick mochte wohl ganz dazu angethan sein, ihn aus allen seinen Himmeln fallen und die Gefahr begreifen zu lassen, die er so thöricht wie frech über sich selbst heraufbeschworen.

»Herr *Landrath* und Herr *Staatsanwalt*,« sagte der Inspector, mit Bedacht diese beiden Titel scharf betonend, »dies ist der von Ihnen gesuchte Privatschreiber des Herrn Amtsraths, Fuchs mit Namen. Ich bin es, der im Namen des Herrn Barons von Hartenstein ihn anklagt, die Rechnungsbücher des Herrn Barons wissentlich gefälscht und dann auch die verläumderischen Drohbriefe verfaßt zu haben, die Sie bereits in Händen halten.«

Nach diesen Worten trat der Inspector etwas bei Seite und der Landrath kam einige Schritte näher an den Mann heran, der sich wieder gesammelt hatte, aufgestanden war und nun mit schlotternden Knieen und aschbleichem Gesicht vor der höchsten Polizeiperson des ganzen Kreises stand.

»Guten Morgen, Herr Fuchs!« sagte Derselbe ganz gemüthlich. »Ah, wir kennen uns ja schon lange, aber daß wir uns einmal unter solchen Umständen gegenüberstehen würden, habe ich nicht gedacht. Was für ein Buch war denn das, das Sie da so hastig eben in Ihre Tasche steckten?«



Der Gefragte zitterte wie Espenlaub. Sprechen konnte er nicht, aber auf jedem Zuge seines listigen Bubengesichts prägte sich seine Schuld und das Bewußtsein aus, daß sein sicherstes Versteck, wo er alle seine wichtigsten Notizen zu bewahren pflegte, seine eigene Brusttasche, vor den Argusaugen der Gerichtsherren und den Fäusten der sie begleitenden Gensdarmen noch lange nicht sicher genug sei.

»Geben Sie das Buch gutwillig her,« fuhr der Landrath, als Fuchs noch immer schwieg, mit schneidendem Ernst fort, »so wie Alles, was Sie in Ihren Taschen bei sich tragen. Wo nicht, so lasse ich Ihnen dasselbe mit Gewalt nehmen.«

Der Secretair warf einen trostlosen Blick auf die mit ihren Säbeln wieder rasselnden Gensdarmen und griff nach seiner Brusttasche, gleichsam mechanisch, und willens- und kraftlos, längeren und unnützen Widerstand zu leisten. O, wenn er das große Buch hätte verschlucken können, er hätte es gewiß gethan, auch wenn er daran erstickt wäre. Doch nur sehr langsam, immer mehr und mehr zögernd, zog er es hervor, als überlege er noch, ob es denn in der That kein Rettungsmittel mehr aus dieser verzweifelten Lage für ihn gebe. Der scharfe Blick des Landraths verstand auch diese Zögerung und so sagte er:

»Nein, es giebt keine Hülfe, sehen Sie sich nach keinem unsichtbaren reitenden Engel um. Sie sind ein total verlorener Mann, denn Ihre Schuld habe ich schon lange auf Ihrem Gesicht gelesen.«

Da kam endlich das Buch zum Vorschein und augenblicklich hatte der Landrath es in der Hand und durchflog mit kundigem Blick seinen Inhalt, indem er langsam darin blätterte. Auch der Staatsanwalt und der Inspector näherten sich ihm dabei und bald fanden sie, was er auch schon gefunden und was man eben suchte: die Concepte aller in die Umgegend von Schaumburg versandten anonymen Briefe, brüderlich und in bester Ordnung neben einander eingetragen, und in der vordersten Abtheilung ein langes Verzeichniß aller in seine Hand geflossenen Privateinnahmen, die ihm aus der falschen Buchführung der Einnahmen und Ausgaben des Gutes im Laufe dreier Jahre erwachsen waren.

»Das ist mehr als genug,« sagte der Landrath zu seinem Bruder, »mehr brauchen wir nicht und jetzt gehört der Mann Dir!« Und zu den beiden Gensdarmen sich umwendend, die unbeweglich wie zwei steinerne Bildsäulen an der Thür standen, fuhr er in ernst gemessenem Ton fort: »Führen Sie ihn ab, wie er hier steht und geht und lassen Sie ihn keinen Augenblick aus den Fingern. Sie wissen, wohin Sie ihn bringen und morgen früh werden wir das erste Verhör mit ihm anstellen und die Untersuchung seiner hier hinterlassenen Effecten veranlassen. Guten Morgen!«

Die beiden riesigen Gensdarmen faßten Herrn Fuchs, der sich kaum auf den Füßen erhalten konnte, ganz vertraulich unter die Arme und führten ihn, von vielen neugierigen Augen gefolgt, aus dem Schloß, das er heute

zum letzten Mal betreten hatte, und über den Dammteich, auf welchem ihm sogar die Schwäne nachzischten, nach dem Gehöft, wo sie bald von den herbeiströmenden Arbeitern umgeben waren, die mit glotzenden Augen die Scene anstarrten, deren Bedeutung sie nun vollständig begriffen. In tiefster Stille aber, gleichsam auch in Bildsäulen verwandelt, verharrten sie, bis der Gefangene, keinen Menschen anblickend und die Augen tief zur Erde gesenkt, in den Wagen gestiegen, die Gensdarmen neben ihm Platz genommen hatten und dann der Kutscher rasch mit seiner Beute davon gefahren war.

Da erst kam Leben in die schweigende Menge und ein wildes Geschrei erhob sich hinter dem dahinrollenden Wagen her und zwanzig Stimmen stießen Verwünschungen über den Secretair aus, der Allen schon lange ein Dorn im Auge gewesen war, ohne daß irgend Einer die Ahnung gehabt was für ein hinterlistiger Dämon in dem gehaßten und immer so prahlerisch auftretenden Mann steckte.

»Also das ist der infame Kerl,« rief ein alter Knecht vom Hofe, der sich den aufständischen Feldarbeitern nie angeschlossen hatte, »der unserm guten Baron zu Leibe wollte? Der schändliche Federfuchser! O, das hat er aus Rache gethan, weil er neulich nicht in das Schloß auf dem Berge gelassen ist, wohin er die falsch geschriebenen Bücher bringen mußte. Ha, wir wissen das Alles, mein Lieber, aber nun hast Du den richtigen Lohn dafür! So, weg ist er und nun können wir wieder ruhig an unsere Arbeit gehen. Kommt!« –

Die drei Herren aber blieben noch eine Weile im Arbeitszimmer des Amtraths stehen und schauten sich darin um und nachdem sie einige Worte über die freudig auf sie herabschauende Themis gewechselt, die nun doch einmal ihr richtiges Urtheil gesprochen, begaben sie sich an die Versiegelung der offenen Schränke und Schubladen. Nachdem der Bureaudiener des Landsraths hereingerufen war und seinen Blechkasten geöffnet, der alles dazu Erforderliche enthielt, schritt man zu der bekannten Manipulation und als man damit sehr rasch zu Stande gekommen, sagte der Landrath zum Inspector:

»Sie sehen, unsere Arbeit ist bald gethan und nun steht mir hier nur noch ein unangenehmer Gang bevor. Ich muß zu dem Amtrath hinauf und mir die Schlüssel zu diesem eisernen Schrank ausbitten, der, wie Sie sagen, das Vermögen des Barons enthält. Das ist wichtig, denn so lange der Amtrath krank ist, können wir sie ihm nicht lassen und Sie werden doch Geld für die laufenden Ausgaben nöthig haben. So wollen wir sie denn dem Baron einhändigen und der mag darüber verfügen, wie er es für angemessen hält. Morgen kommt mein Hülffschreiber, um die Bücher zu führen, er ist ein gewandter Mann und Sie können ihm vertrauen. So, und nun erwarten Sie mich im Park, bis ich auch das Geschäft da oben vollbracht habe und dann wollen wir das Thal verlassen und – nach dem Berge hinaufsteigen. In demselben Verhältniß, wie er höher als jenes ist, wird auch wohl die Arbeit dort oben etwas schwieriger sein als hier. Doch still!«

Man hatte die Bureauzimmer verlassen, die von außen ebenfalls versiegelt wurden, und der Landrath wollte eben die Treppe nach dem ersten Stockwerk ersteigen, als Doctor Camp auf den Corridor trat, um sich zu seinem Patienten zu begeben.

»Mein lieber Doctor,« rief ihm der Landrath entgegen, »ich wünsche Ihnen den besten guten Morgen! Wir haben hier eben eine kleine Razzia gehalten und dabei – einen verbrecherischen Fuchs gefangen.«

»Ah!« rief der gute Doctor, »ich habe ihn schon in den Eisen sitzen sehen!« Und dabei zeigte er ein so sprechendes Gesicht, daß man alle seine Gedanken und Empfindungen auf einen Blick errieth.

»Und nun,« fuhr Herr von Wulffen fort, »führen Sie mich zu Ihrem Patienten. Ich muß ihn wenigstens sehen, um auch darin meine Pflicht gegen den Baron zu erfüllen.«

»Sie werden keine Freude an diesem Patienten haben,« erwiderte der Doctor achselzuckend. »Ich habe ihn so gut wie aufgegeben. Er geberdet sich wie ein Verzweifelnder und, wie ich glaube, hat sein erwachtes Gewissen ihn mit so schnell zu Falle gebracht.«

»Wird er sterben?« fragte der Landrath und sah seine beiden stummen Begleiter und den Arzt mit einem nicht gerade erschrockenen, doch vielsagenden Blick an.

»Wahrscheinlich!« lautete die mit gesenkten Augen gegebene Antwort des Letzteren.

»Nun, wenn es denn nicht anders ist, so muß ein Gerichtsmann auch das sehen können. Bitte, führen Sie

mich und lassen Sie uns den Besuch so rasch wie möglich abmachen.«

Sie stiegen Beide langsam die Treppe hinauf, aber sie sollten noch nicht sogleich zu dem Kranken gelangen. Im Vorzimmer schon kam ihnen die bleiche und in diesem bedeutungsvollen Augenblick vollkommen thränenlose Cornelia entgegen. Sie hielt die Schlüssel zu des Barons Geldschrank in der Hand und trat mit eben so bescheidener Miene, wie würdevoller Haltung auf den Landrath zu.

»Herr von Wulffen,« sprach sie mit einer wunderbaren Fassung, indem sie sich demuthsvoll verbeugte, »Sie treten heute in kein glückliches Haus. Mein Vater ist sehr krank, wie der Herr Doctor Ihnen wohl schon gesagt haben wird. *Müssen* Sie ihn sehen?«

»Ich wünsche es wenigstens, mein Fräulein, und was meine persönlichen Empfindungen dabei betrifft, so drücke ich Ihnen mein tiefstes Beileid über das Unglück aus, welches Sie betroffen hat. – Was haben Sie da für Schlüssel?«

»Es sind die Schlüssel zum Geldschrank des Herrn Barons, die ich seit drei Tagen unter meine Obhut genommen habe. Ich kann mir denken, daß Sie derselben bedürfen werden und so habe ich sie Ihnen übergeben wollen.«

Der Landrath warf einen frohen Blick auf den Arzt, denn die bitterste Aufgabe seines Besuches in diesem

Hause, das Abfordern der Schlüssel von einem ungetreuen Beamten, war ihm durch diese ihm entgegenkommende und kluge Handlungsweise Cornelia's außerordentlich erleichtert worden.

»Ich danke Ihnen recht sehr,« erwiderte er, »Sie kommen meinem Wunsche damit zuvor. Ich nehme die Schlüssel und werde sie in einer halben Stunde dem Herrn Baron einhändigen, der allein darüber zu verfügen hat. Doch nun will ich Sie nicht lange von Ihrer Pflicht abhalten, nur einen Blick will ich auf Ihren Vater werfen, damit ich dem Herrn Baron, zu dem ich mich sofort begeben, sagen kann, daß ich ihn – gesehen.«

Cornelia trat sich verneigend bei Seite und Doctor Camp führte den Landrath allein in das Krankenzimmer.

Aber der Anblick, der ihm hier zu Theil wurde, sollte in der That kein erfreulicher, vielmehr ein recht betrübender und niederschlagender sein. Am Bett des Kranken saß ein Wärter, den Doctor Camp schon am Abend vorher aus der Stadt gesandt. Er erhob sich sogleich und auf einen Wink des Arztes verließ er das Zimmer. In dem Bette aber, dessen Vorhänge weit zurückgeschlagen, saß halb aufrecht mit stierem Blick und verworrenem Haar der Amtsrath Stephani, und wer ihn nicht sehr genau angesehen und die alten bekannten Züge in seinem Gesicht ausgesucht, würde ihn nicht wieder erkannt haben, so entstellt und unkenntlich war der früher so kräftige Mann in so kurzer Zeit geworden. Von seiner mit kaltem Schweiß bedeckten Stirn rieselte langsam ein Tropfen Blut nach dem andern nieder, das der Arzt sogleich

mit einem Schwamm abtrocknete, denn vor kurzer Zeit erst hatte der Wärter dem Kranken frische Blutigel an den Kopf gelegt.

Als die beiden Herren dicht an das Bett getreten waren, fragte der Landrath den Doctor leise, ob die Krankheit ansteckend sei.

»Nicht im Geringsten. Sie brauchen gar nichts zu befürchten. Sie hat sich zu rasch entwickelt, um irgend einen Ansteckungsstoff erzeugen zu können. Auch ist es mehr ein Gehirnfieber als ein Typhus, Sie können also ganz unbesorgt sein.«

Mehr konnten sie nicht sprechen, denn das wüste Geschrei, welches der Kranke in nur schwer verständlichen Lauten ausstieß, übertönte ihre Worte. Nachdem er den Landrath eine Weile angestarrt, rief er mit bebenden Lippen und wild rollenden Augen:

»Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir? Ich kenne Sie nicht!«

»Es ist ein Arzt!« sagte der Doctor beschwichtigend und legte seine Hand sanft auf des armen Mannes Kopf, der dadurch einen Augenblick lang etwas beruhigt schien.

»Ah, also ein Arzt! Nun, dann helfen Sie mir und treiben Sie den Kerl fort, der immer an meinem Bette sitzt und mir das Blut aus dem Herzen saugt.« Und in seinen plötzlich aufflackernden wilden Delirien Wahrheit und Irrthum mit einander mischend, fuhr er bald darauf fort: »Fuchs, Fuchs, trolten Sie sich und lassen Sie sich nicht wieder vor mir blicken! Aber erst geben Sie mir die



Schlüssel, die Sie gestohlen, und das Geld, das Sie mir unter den Händen aus der Tasche gelockt haben. Sie, Sie allein sind an meinem ganzen Unglück schuld! O mein Gott, was muß ich unschuldiger Mensch Alles ertragen! – Und meine Tochter, wo ist sie? Sie will Sie gar nicht heirathen und ich werde sie nicht dazu zwingen. Ich will keinen Spitzbuben zum Schwiegersohn – und Sie – Sie sind ein spitzbübischer Fuchs, haha! – O, meine Cornelia, geh' Du zu Deinem Bruder Rudolf! Der ist ein braver Junge und er hat mir Alles vorhergesagt, wie es endlich gekommen ist. – Und aus dem Kuno mache ich mir gar nichts mehr. Das ist ein erbärmlichen stockfilziger Wicht, der nicht einmal die Macht hat, ein schönes und reiches Mädchen in sich verliebt zu machen. Ja!« –

Der Landrath hatte genug gesehen und gehört und begriff nur zu gut, daß der Amtsrath Stephani bald vor einem anderen Richter stehen werde. Ihm war ganz übel vor Weh; als er diesen sonst so kräftigen und stattlichen Mann in einem solchen Zustande sah und ihn so wahn sinnige Reden ausstoßen hörte, in denen ihm nur wenige Körnchen Wahrheit zu liegen schienen.

»Ich lasse Sie hier allein,« wandte er sich an Doctor Camp, »aber ich bitte Sie, sobald Sie fertig sind, uns zu dem Baron nach dem Schneckenberg zu folgen. Sie können uns bei ihm ein sicherer und lieber Zeuge einer hoffentlich freudenreicheren Scene sein, als wir sie eben hier vor Augen gehabt. Also bis nachher!«

Doctor Camp versprach zu eilen, so sehr er konnte, denn sein Scharfblick, mit dem er alle Verhältnisse

der in seinen Gesichtskreis tretenden Menschen erfaßte und durchdrang, hatte bald einen Theil von Dem durchschaut, was jetzt auf dem Berge vorgehen sollte, und da er dem Baron von jeher ein treuer und ehrlicher Freund gewesen, so wollte er sich auch jetzt als solcher bewähren und ihm in der ernsten Stunde, die ihm nach seiner Meinung bevorstand, als freundlicher Rother und Tröster zur Seite stehen. Ja, so dachte der gute Doctor, aber er hatte dennoch nicht die geringste Ahnung, daß er ein Zeuge einer noch ganz anderen Scene sein sollte, deren Erwartung, wenn er sie gehabt, gewiß auch sein ruhiges Herz in eine heftigeres Wallung gebracht haben würde.

Der Landrath aber eilte, was er konnte, aus dem Krankenzimmer in's Freie, schüttelte draußen das Grauen, das ihn darin befallen, von sich ab und erzählte seinem Bruder und dem Inspector mit wenigen Worten, was er so eben gesehen und gehört hatte. »Sind Sie damit einverstanden,« fragte er dann den Letzteren, »daß auch Doctor Camp ein Zeuge unserer Unterredung mit dem Baron ist? Er ist ein durch die Thatsachen selbst vollständig Eingeweihter und kennt viele Einzelheiten so gut wie Sie.«

»Er soll mir oben von Herzen willkommen sein,« entgegnete Felix, »und ich freue mich sogar sehr über seine Gegenwart Er wird dem Baron, der ja weiß, daß der Doctor seine Unschuld kennt und, wenn er vor Gericht stehen müßte, sein Hauptentlastungszeuge sein würde, auch darum schon ein großer Trost bei unserer Unterredung sein.«

Während er diese Worte sprach, sah er nach der Uhr. »Die Zeit ist doch rasch vergangen,« fuhr er fort, »und es ist schon zehn Uhr vorüber. Doch eilt es ja nicht so sehr. Wenn Sie mir folgen wollen, warten wir sogar, bis der Doctor oben fertig ist, Sie nehmen ihn dann mit in Ihren Wagen und ich werde ihn später nach Schaumburg zu seinem Schimmel zurückfahren lassen, damit der alte Mann den Weg nicht doppelt zu Pferde zu machen braucht.«

»Er kann ja mit uns zurückfahren,« nahm jetzt der Staatsanwalt das Wort, der bisher nur ein schweigsamer Zeuge aller Vorgänge gewesen war, »denn wir halten uns oben keine Minute länger auf, als nothwendig ist. Der Baron wird nach unserm Besuch wohl das Bedürfniß haben, allein zu sein.«

»Das denke ich auch,« bestätigte sein Bruder, »und so warten wir also auf den guten Doctor!«

Sie brauchten nicht lange auf ihn zu warten, er kam bald mit einem hoffnungslosen Gesicht von seinem Patienten herunter, und als man ihm gesagt, wie man ihn nach Schaumburg zurückbringen werde, ließ er seinen Schimmel im Stall und die drei Herren stiegen in des Landraths Wagen, während der Inspector sich auf seinen schon bereitstehenden Rappen schwang, nachdem er den Herren noch zugerufen, er reite voraus, um sie anzumelden, damit auf dem Berge Alles in der erforderlichen Bereitschaft sei.

Gleich darauf galoppierte er davon und bald hatte er, viel früher als die ihm Folgenden, die Höhe des

Schneckenberges erreicht, um endlich – an das Werk zu gehen, das ihm, wie es ihm in diesem Augenblick däuchte, das schönste war, welches ihm eine gütige Vorsehung für sein Leben aufgespart hatte.

NEUNTES CAPITEL. FELIX VON RODENBERG ENTHÜLLT  
SEIN GEHEIMNISS.

Es mochte halb elf Uhr Morgens sein, als der Baron in seiner Bibliothek still am Fenster saß und in einem Buche mit der Aemsigkeit eines jungen Studenten las. Er war erst vor kurzer Zeit aus dem Freien hereingekommen, nachdem er bei dem herrlichen Wetter mit den beiden Damen, die heute unzertrennlich von ihm zu sein schienen, nach dem früh eingenommenen zweiten Frühstück einen kurzen Spaziergang gemacht. Die Letzteren waren, dem Wunsche des Inspectors treulich folgend, auch in der Bibliothek bei ihm geblieben und hielten sich, um ihn nicht zu stören, im Hintergrunde derselben auf, wo sie mehrere umfangreiche Kupferwerke auf einen Tisch ausgebreitet hatten und sie genau zu betrachten schienen, obwohl ihre Gedanken nur wenig dabei waren und sie sich oft leise von ganz anderen Dingen unterhielten.

Da schaute der Baron plötzlich auf, denn er hatte den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes vernommen, und gleich darauf sah er den Inspector am Fenster vorübersprengen, der freundlich grüßend den Hut zog und dann vor dem Portal aus dem Sattel sprang, wo Johannes ihm auf der Stelle das Pferd abnahm.

»Ah!« rief der Baron, »da kommt er, das ist gut! Aber warum hat er es wohl so eilig? Nehmen seine Geschäfte denn noch nicht bald ein Ende?«

Er legte das Buch fort, stand vom Stuhl auf und ging dem Ankommenden entgegen, denn daß derselbe sofort in der Bibliothek erscheinen würde, nahm er als bestimmt an. Dies war auch der Fall und als der Baron eben die Thür selbst geöffnet, trat er raschen Schrittes und mit etwas erhitztem Gesicht herein, doch beherrschte er mit gewaltiger Willenskraft seine innere Aufregung und legte, indem er den Baron und die sogleich herantretenden Damen begrüßte, eine so ungetrübte Ruhe an den Tag, daß den arglosen Baron noch keine Ahnung beschlich, wie heftig sein Herz hämmerte und von den so mächtig unterdrückten Gefühlen fast übersehen.

»Warum kommen Sie heute so eilig?« fragte der Baron, der jetzt erst mit einiger Verwunderung in das Auge des jungen Mannes blickte, das mit seltsam leuchtendem Glanz und einer an Rührung streifenden Innigkeit auf den weißen Haaren und dem würdevollen Gesicht des alten Mannes haftete.

»Ich komme in Geschäften, Herr Baron,« erwiderte der Gefragte, nur mit der größten Mühe auch seine bewegte Stimme zur möglichsten Gelassenheit zwingend, »und melde einen Besuch, der mir unmittelbar folgt und den ich, da es alte Freunde von Ihnen sind, hier in diesem Zimmer zu empfangen bitte, damit Sie und die Damen sich nicht in das Empfangszimmer zu bemühen brauchen.«

»Sie melden Besuch? Alte Freunde?« fragte der Baron mit zunehmender Verwunderung, da ihm die ungewöhnliche Hast auffiel, mit der Felix von Rodenberg unwillkürlich sprach. »Und in der Bibliothek soll ich sie empfangen? Ja, gern, aber dann muß ich auch wissen, wer sie sind, lieber Rodenberg. Nun, so sagen Sie es doch, wer sind sie denn?«

Der Gefragte that einen tiefen Athemzug und versetzte: »Es ist außer dem Doctor Camp, Herr von Wulffen, der Landrath, und sein Bruder, der Staatsanwalt, der bei ihm zum Besuch ist, und sie sind Alle mit mir auf Schaumburg gewesen, da ich ihnen gestern, freilich ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß dazu eingeholt zu haben, aber in der festen Voraussicht, daß Sie mein Thun billigen würden, die Mittheilung machte, daß des Amtraths Stephani Rechnungsbücher gefälscht seien, und nun haben wir sämmtlich so eben den Beweis erlangt, daß meine Annahme richtig gewesen, und die falsche Buchführung kann ich Ihnen jetzt, was mein lebhaftester Wunsch war, Schwarz auf Weiß beweisen, was ich bisher nicht zu thun im Stande war.«

»Ah,« sagte der Baron erstaunt, der nun zu ahnen begann, was ihm der eben angemeldete Besuch bringen würde, »also der Landrath und der – der Staatsanwalt? Hm! Und Sie haben Beide von der Fälschung der Bücher unterrichtet? O, damit will ich einverstanden sein, doch will ich wünschen, daß Sie mir nicht die Absicht untergelegt haben, deshalb gegen den Amtrath eine gerichtliche Klage zu erheben?«

»Nein, Herr Baron, diese Absicht habe ich Ihnen nicht untergelegt, ich habe sogar die gerichtliche Verfolgung Ihres Rentmeisters in Ihrem Namen verboten, da ich ja Ihre Ansicht darüber kenne. Auch wird der Amtrath keines irdischen Richters mehr bedürfen, da er, wie man sagt, bald das Zeitliche gesegnet haben wird.«

»O, mein Gott! Steht es so mit ihm? Ach, was bringen Sie mir heute für Nachrichten!« stöhnte der Baron und sank tief erschüttert auf einen hinter ihm stehenden Sessel.

In diesem Augenblick näherte sich ihm die mit allen Sinnen lauschende Angela, umfaßte ihn liebevoll und sagte mit ihrer süßesten Stimme: »Lieber Vater, ergieb Dich standhaft in dieses traurige Ereigniß und in Alles, was damit zusammenhängt Ich habe lange mit Herrn von Rodenberg über den vorliegenden Fall und die Verpflichtung, die ihm als Inspector der Güter auf den Schultern lag, gesprochen, und er mußte auch nach meiner Ansicht so handeln, wie er gehandelt hat, und so verbürgte ich mich bei ihm, daß Du mit seinem so wohl gemeinten Eifer zufrieden sein und sein Thun nachträglich gutheißen würdest.«

Der Baron, durch diese Worte seines Lieblings zu einem halben Lächeln genöthigt, streichelte ihre schönen seidenweichen Locken, sah sie liebevoll an und sagte:

»Aha! So hängt es zusammen! Also das sind Eure Heimlichkeiten gewesen, die ich schon lange im Stillen bemerkt. Nun, Herr von Rodenberg wird nichts Unrechtes thun, das begreife ich wohl. Ich billige also sein Thun,

zumal Du dafür Bürgschaft geleistet hast. Hm, das ist artig! Hoffentlich wird es keine üblen Folgen haben.«

»Im Gegentheil, Herr Baron, ich wollte damit nur üble Folgen abwenden,« nahm Felix mit stillem Behagen das Wort, »und Sie werden heute, noch in dieser Stunde, den Beweis davon in Händen halten. Ich für meine Person aber danke Ihnen für diese Ihre nachträgliche Genehmigung meines Thuns und fühle mich dadurch außerordentlich erleichtert. Doch – da kommen die Herren! Darf ich sie gleich bei Ihnen einführen, Herr Baron?«

So eben fuhr des Landraths Wagen am Fenster vorbei und der Baron sah den seltenen Besuch mit klopfendem Herzen nahen. »Ja,« sagte er, »sie sind's und der Docter ist auch dabei! Das ist gut und so sind es ja lauter Bekannte und ich habe sie leider recht lange nicht gesehen. Jetzt fällt mir auch das etwas schwer auf's Gewissen. Ja, führen Sie sie nur gleich herein, sie sollen mir willkommen sein.«

Felix von Rodenberg war schon im Vorzimmer; Angela aber hielt sich noch immer in der Nähe des Vaters und liebte ihn, als wolle sie ihn noch mehr beruhigen, da sie sehr wohl seine innere Aufregung bemerkte, die er nur mit Mühe halb und halb zu unterdrücken vermochte.

Bald darauf öffnete Treu die Bibliotheksthür und die drei Herren traten mit dem Inspector herein, und auch Treu folgte ihnen, da er von Letzterem draußen die Weisung dazu empfangen hatte.



Der Baron ging den drei alten Bekannten mit ausgestreckten Händen und dem freundlichsten Wesen entgegen, obwohl seine Miene dabei etwas bedrückt erschien. Er reichte Allen die Hand und begrüßte sie mit den herzlichsten Worten, wobei er namentlich die Freude betonte, sie nach so langer Zeit einmal wieder bei sich zu sehen.

»Ich höre so eben von Herrn von Rodenberg,« sagte er, als die ersten gegenseitigen Begrüßungen ausgetauscht waren, »daß Sie heute ein ernstes und trauriges Geschäft zu mir führt, und das trübt die Freude einigermaßen, die ich sonst über Ihren so seltenen und immer angenehmen Besuch empfinde. Aber bitte, nehmen Sie gefälligst Platz.«

Treu rückte die vier Sessel um den ovalen Tisch zu recht und trug dann noch einen Stuhl heran, der für den Inspector bestimmt war, welcher sich jedoch nicht setzte, sondern erwartungsvoll und mit sichtbarer Spannung hinter demselben stehen blieb, indem er seine Hände auf die Lehne stützte.

Als die vier Herren saßen und Angela und Fräulein Wanner, nachdem auch sie einige Worte mit den Gästen gewechselt, sich wieder nach dem Hintergrunde des Zimmers zurückgezogen hatten, wo sie auf ihren Stühlen ruhig Platz nahmen, bemerkte der Baron erst, daß sie noch in der Bibliothek waren.

»Aber wie,« sagte er, sich an den Landrath und dessen Bruder wendend, »Sie haben vielleicht Dinge mit mir zu besprechen, welche die Damen nicht zu hören brauchen.

Sollten sie Sie hindern, so bitte ich Sie herzlich, mir ganz ehrlich Ihre Meinung zu sagen.«

»Die Damen stören uns ganz gewiß nicht,« nahm Herr von Wulffen, der Aeltere, mit verbindlichem Lächeln das Wort, »im Gegentheil, sie sind uns sehr angenehm und wir bitten sogar um ihre Gegenwart, wie um die des alten Treu, der ja auch zu Ihrer Familie gehört. Wir können nicht Zeugen genug für das ganz besondere Geschäft haben, welches wir heute mit Ihnen zu verhandeln berufen sind.«

Es entstand eine kurze Pause, die der Baron mit einigem Bangen hinbrachte, während alle Uebrigen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit ihre Blicke auf den Landrath und dessen Bruder gerichtet hielten, die Beide eine gewisse Feierlichkeit an den Tag legten und deren ernste Mienen in der That nichts Alltägliches verriethen.

Als das Schweigen aber lange genug gedauert hatte, räusperte sich der Landrath, wandte sich zum Hausherrn und sagte in einem ungewöhnlich bewegten Ton:

»Herr Baron! Wir vier Männer, die Sie hier um sich versammelt sehen, kommen so eben von Schaumburg, wo wir es in der That recht schlimm gefunden haben. Herr von Rodenberg hat uns in seiner Eigenschaft als Gutsinspector und in Ihrem Namen die überraschende Kunde überbracht, daß die Rechnungsbücher Ihrer Güter, welche bisher ohne alle Controle und im festen Vertrauen auf seine Redlichkeit und Dienstreue von Ihrem Rentmeister geführt wurden, nicht in der gehörigen Ordnung

seien, ja, daß dagegen erhebliche Zweifel erhoben werden müßten. Wir haben uns daher auf seine Veranlassung, mit der Sie gewiß einverstanden sein werden, nach Schaumburg zu dem Amtrath begeben und alle Aussagen dieses Herrn auf das Genaueste bestätigt gefunden. Der Amtrath selbst, gegen den Sie, wie wir gehört, nicht persönlich einschreiten wollen, ist leider schwer, – ich habe mich mit eigenen Augen davon überzeugt – ja, tödtlich erkrankt und konnte uns keine Rechenschaft mehr über die Fragen geben, die wir an ihn zu richten in der Lage gewesen wären. Und hier, Herr Baron, habe ich die Ehre, und ich erfülle diese Pflicht mit besonderer Genugthuung, Ihnen die Schlüssel des eisernen Geldschanks zu überreichen, worin Ihr Vermögen und die wichtigsten Papiere Ihres Gutes aufbewahrt werden. So lange der Amtrath krank war, hat sie seine Tochter Cornelia in Händen gehabt und sie hat sie mir aus freien Stücken überreicht, ohne daß ich sie dazu aufzufordern brauchte. Hier sind sie und von heute an haben Sie darüber nach alleinigem Ermessen als Gutsherr und unumschränkter Besitzer Ihres Vermögens zu verfügen. In den nächsten Tagen, sobald Sie Zeit und Neigung dazu haben, können Sie sich nach Schaumburg begeben oder, wenn Sie aus irgend welchen Gründen nicht selbst dort erscheinen wollen, können Sie sich durch Herrn von Rodenberg überzeugen lassen, daß Ihr Vermögen in sicherem Verwahrsam und unangetastet ist. Auch werde ich, um die nothwendigen Schreibgeschäfte nicht in's Stocken gerathen zu lassen, morgen einen grundehrlichen Gehülfen aus meinem

Bureau dahin senden, um diese zu übernehmen, bis Sie einen anderen Mann zu diesem Posten gefunden haben. Einstweilen und bis Sie oder Ihr Stellvertreter Besitz von Ihrem Eigenthum nehmen, habe ich es für meine Pflicht gehalten, die Bureauzimmer des bisherigen Administrators unter Siegel legen zu lassen, womit Sie gewiß ebenfalls einverstanden sein werden.«

Der Baron, von diesem ganzen Vortrage und dem ernstesten und geschäftlichen Gebahren des Landraths mehr, als er merken lassen wollte, erschüttert, nickte nur mit dem Kopf, nahm die Schlüssel aus der Hand des Landraths und reichte sie, ohne ein Wort zu sagen, mit einem vertrauensvollen Blick dem Inspector hin, der sie ebenfalls schweigend empfing, sich verbeugte und sie dann in die Tasche steckte.

Nach kurzer Pause und nachdem er wiederholt seine theilnahmsvollen Blicke auf den so schweigsam und ergeben sich in Alles fügenden Baron gerichtet, fuhr der Landrath weiter zu reden fort und sagte mit merklich lauterer Stimme und nachdrücklicherem Ton:

»Wenn wir nun auch, einmal durch Ihren Wunsch, sodann durch die Krankheit des Amtraths verhindert waren, gegen denselben kraft unseres Amtes einzuschreiten, so konnten wir uns doch um so weniger seinen Privatschreiber entgehen lassen, der, wie es scheint, von allen Maßnahmen Ihres pflichtvergessenen Rentmeisters gegen Sie genau unterrichtet war, ja, um mich eines alltäglichen Ausdrucks zu bedienen, mit ihm unter einer Decke spielte und sich – ganz ehrlich gesprochen – mit ihm in

den Raub theilte. Diesen Mann nun haben wir sofort verhaftet, einmal, weil wir uns überzeugt, daß er nicht blos des Vergehens der wissentlichen falschen Buchführung schuldig ist, sondern dann auch – und das scheint uns Allen in diesem Falle die Hauptsache zu sein – weil er noch ein ganz anderes Verbrechen begangen hat, das allein und unläugbar gegen Ihre Person gerichtet war, wahrscheinlich, um Sie in Furcht zu setzen und Sie dadurch von der genaueren Durchforschung der an Sie abgelieferten Bücher abzuschrecken. Wir fanden nämlich bei ihm die vollständigen Entwürfe zu verläumerischen Briefen, die er, über ein Dutzend an Zahl, ohne Unterschrift und mit entstellter Handschrift in der ganzen Umgegend umhergesandt und die nichts Anderes bezweckten, als die Arbeiter von Schaumburg und dem Schneckenberg gegen Sie, ihren Herrn, auf das Heftigste aufzureizen, was ihm auch in der That einigermaßen gelungen ist und wodurch ein kleiner Aufstand, eine Art bäuerlicher Revolte entstand, die allein durch das entschiedene Dazwischentreten und die Energie des Herrn von Rodenberg unterdrückt worden ist, wovon Sie, wie ich sehe, bisher noch keine Kunde gehabt haben.«

»O,« sagte der Baron, seine auf's Höchste erstaunten Blicke bald auf den Inspector, bald auf den Landrath richtend, »was Sie mir da so ruhig melden, ist ja ein sehr trauriges Ereigniß und überrascht und erschreckt mich außerordentlich. Nein, ich habe keine Ahnung von diesen Vorfällen gehabt und nun erst begreife ich die viele Arbeit vollkommen, die mein guter Herr von Rodenberg

auf seinen Schultern und seinem so verschwiegenen Herzen getragen hat. Doch sehen wir noch einen Augenblick davon ab, mir liegt zuerst noch etwas Anderes auf der Seele. Gegen den Amtrath sind Sie also nicht gerichtlich eingeschritten?«

»Nein, Herr Baron, nicht im Geringsten, darüber können Sie beruhigt sein. Den hat ja nicht nur Ihr, Wunsch, sondern auch seine Krankheit geschützt, die, wie Doctor Camp sagt, wahrscheinlich ein schlimmes Ende nehmen wird. Er wird also gegen jede Untersuchung von unserer Seite gesichert sein und nur seine Erben werden die Kosten zu tragen haben, die der Prozeß, den Sie möglicher Weise gegen sie anstrengen, verursachen dürfte.«

»O nein, o nein!« rief der Baron, mit beiden Händen abwehrend. »Davon stehen Sie ganz ab, ich bitte Sie recht sehr darum. Hat der Amtrath mich hintergangen, was ich nun nicht im Geringsten mehr bezweifle, so haben es doch seine Kinder nicht gethan und ich bin nicht so geldgierig und rachsüchtig, daß ich ein Stück Geld, das einmal verloren ist, von Menschen verlangen sollte, die an dem Vergehen ihres Vaters ganz unschuldig und deshalb nur aus tiefstem Herzen zu beklagen und zu bemitleiden sind. Doch nun lassen Sie uns zu dem zweiten Vergehen zurückkehren. Sie haben damit einen Punkt berührt, der mich wahrhaft in Schrecken und große Sorge versetzt. Welche Verläumdungen hat denn der Mensch, jener Privatschreiber, den ich gar nicht kenne, gegen oder über mich auszusprengen versucht, und wie ist es ihm möglich gewesen, meine guten Arbeiter, denen ich nie etwas zu

Leide gethan, gegen mich aufzureizen, so daß Herr von Rodenberg, dem ich für ewige Zeiten dafür verpflichtet bin, mich dagegen hat schützen müssen?«

Die Augen aller Anwesenden richteten sich bei dieser Frage, welche die Hauptscene dieses Tages einleitete, auf den Landrath und Dieser fühlte die volle Bedeutung des Augenblicks. Er athmete mehrere Male tief auf, blickte bald Doctor Camp, bald den Inspector an und sagte endlich mit scheinbar innerem Widerstreben, während Angela und Treu mit hochklopfenden Herzen dem Folgenden lauschten:

»Ach, Herr Baron, Sie sprechen da eine recht ernste Frage aus, die ich schon vorher mit schwerem Herzen erwartet habe. Aber da Sie jene Verläumdungen durchaus kennen müssen, so bitte ich Sie, das Folgende recht ruhig und gelassen anzuhören, zumal es unter uns einen Menschen giebt« – und seine Blicke streiften den Inspector dabei –, »der auch dafür einen Trost und eine Hülfe für Sie bei der Hand hat. Mit einem Wort, der elende Mensch hat auf jenen unglückseligen Vorfall gezielt, der, wie Sie wissen, sich vor vielen Jahren zwischen Ihnen und Ihrem älteren Bruder ereignet und wobei der Letztere unglücklicher Weise das Leben verloren hat. Indem er nun die alte Fabel, als trügen Sie die Schuld dieses Todes, von Neuem aufgewärmt und als Zündstoff unter die urtheilslose und leichtgläubige Menge geworfen hat, um die Meinung derselben gegen Sie zu kehren, ist es ihm wirklich gelungen, bei einigen fremden Leuten Mißtrauen und Uebelwollen gegen Sie zu erregen, und das ist

ja gerade aus irgend einem Grunde seine wohlüberlegte Absicht gewesen.«

Der Baron zitterte am ganzen Körper und sank in seinen Stuhl zurück, als der Landrath diese Worte beendigt hatte. Plötzlich raffte er sich aber wieder auf und mit beiden Händen in seine weißen Haare greifend, rief er mit bebender Stimme:

»Aber das ist ja ganz entsetzlich, meine Herren! Für eine solche traurige Verirrung des menschlichen Geistes und der Verkehrung der Wahrheit habe ich gar keine Worte. Der Unglückselige, o wie weh, wie unbeschreiblich weh thut er mir damit!«

»Das begreifen wir Alle sehr wohl, lieber Herr Baron,« fuhr der Landrath sichtbar ergriffen fort, »und doch ist es mir in einer Beziehung recht lieb, daß diese Sache auf diese erbärmliche Weise noch einmal zur Sprache gekommen ist. Es ist viel besser, daß wir dem bösen Leumund mit einem Schlage gründlich zu Leibe gehen, als daß wir noch lange Zeit in der beständigen Sorge schweben, es könne von irgend einem Unberufenen zu beliebiger Zeit die Erinnerung an jenen Unglücksfall geweckt und möglicher Weise zu unlauteren Zwecken ausgebeutet werden.«

»Das ist freilich wahr,« seufzte der Baron und trocknete sich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn, der in hellen Tropfen davon herunterlief. »Aber ach, daß ich immer wieder an diese unglücklichste Stunde meines Lebens erinnert werde, das schmerzt mich sehr!«

»Gewiß, es ist auch sehr schmerzlich, aber ich möchte Ihnen einmal einen guten Rath geben, Herr Baron,« fuhr



der Landrath mit einer so tiefen Bewegung fort, daß er nur mit Mühe zusammenhängend zu sprechen vermochte. »Gehen Sie dem alten Feinde einmal recht beherzt zu Leibe und sprechen Sie sich die Seele frei. Kein Mensch weiß eigentlich, wie jener Vorfall damals sich zugetragen hat oder hat zutragen können, da Sie ja von Niemandem danach gefragt worden sind und sich auch längere Zeit in einem so leidenden Zustande befanden, daß man Sie absichtlich nicht damit hat bestürmen wollen. Bald darauf verließen Sie die Heimath und viele Jahre blieben Sie fern, so daß selbst ich das traurige Ereigniß nur in allgemeinen Umrissen durch Hörensagen kennen gelernt habe. Wenn Sie nun die Güte haben wollten, uns zu erzählen, wie es geschehen, so weit es noch in Ihrer Erinnerung steht, so würden Sie mich zu großem Dank verpflichten und ich könnte vielleicht bei irgend einer Gelegenheit den besten Gebrauch davon machen, um den etwaigen darüber umlaufenden Gerüchten officiell zu widersprechen.«

»Ach Du lieber Gott,« stöhnte der Baron, mit einem Gesicht, das die tiefste Niedergeschlagenheit und Kümmerniß aussprach, »da sitze ich ja wie vor Gericht - -ich armer unschuldiger Mann – und es ist gerade so, als ob Sie mich verhören wollten! Das – das greift mich sehr an, meine Herren, und Sie müssen mir schon verzeihen, wenn meine Sinne zu schwanken beginnen und ich mich ganz elend fühle. Gönnen Sie mir also nur einige Minuten Erholung, bis ich weiter fortfahren kann, und Du, Treu,

gieb' mir ein Glas Wasser, meine Lippen brennen mir, als ob ich ein Fieber hätte.«

Während Treu mit wankenden Schritten und einem eben so tief bekümmerten Gesicht, wie sein Herr es hatte, nach Wasser ging, fuhr der Landrath nach einem ermunternden Blick auf den Inspector, dem sich Angela jetzt gerade gegenübergestellt hatte und ihre angstvollen Blicke vertrauensvoll auf ihn gerichtet hielt, mit der freundlichsten Miene also zu reden fort:

»So müssen Sie es doch nicht auffassen, Herr Baron! Es ist viel weniger ein Gericht, welches hier über Sie abgehalten werden soll, als ein wahrhafter Freundschaftsdienst, den wir Ihnen zu leisten gekommen sind, und ich kann Ihnen mit Mund und Hand versprechen, daß, wenn Sie nur dies eine Mal versuchen wollten, auf unsere Bitte einzugehen und uns jenen traurigen Vorgang genau zu erzählen, daß Sie dann für alle Zeiten von dem Kummer und der Sorge befreit sein werden, den Sie bereits schon so lange darüber empfunden haben. Mögen Sie – mit einem Wort gesagt – diese Ihre Aussage wie eine Art Beichte betrachten, zu der Sie freilich nicht gezwungen sind, die aber, wie alle Beichten es thun, wenn ich ihre Bedeutung recht verstehe, Ihr Herz erleichtern und von allem inneren Leid befreien wird.«

»Ach, wollte es Gott, daß Sie wahrsprächen!« seufzte der Baron und trank begierig von dem Wasser, das ihm Treu so eben gebracht hatte.

Der Landrath ließ ihm einige Zeit, um zu frischem Athem zu kommen, dann fuhr er dringender zu reden

fort: »Also, Herr Baron, nun bezwingen Sie sich und öffnen Sie Ihr Herz. Ich, mein Bruder, Doctor Camp, Herr von Rodenberg, Ihr Fräulein Tochter, die Dame dort und der alte Treu – wir Alle sind Zeugen und uns bewußt, daß es die Wahrheit ist, die hier gesprochen werden wird, und wer dann in späteren Zeiten einen Zweifel, ein Bedenken oder nur ein Wort gegen Sie vorbringen wollte, würde von uns Allen, die wir in Gemeinschaft für Sie zu handeln geneigt sind, bis zum höchsten Gerichtshof verfolgt werden, und jedes Gericht wird *unserer* Aussage Glauben beimessen und Sie als den unbescholtensten und redlichsten Mann erkennen, für den wir Alle Sie schon lange und für immer gehalten haben.«

Der Baron verbeugte sich dankbar für die ihm so eben mit warmem Herzen gespendeten Lobsprüche, die ihn zu der geforderten Beichte willig zu machen schienen, aber man merkte ihm an, wie schwer ihm der Kampf wurde, von etwas zu sprechen, was so tief in seiner Brust begraben lag und stets wie ein unsichtbarer, geheimnißvoller Alp auf seinem Herzen gelegen hatte. Er bemühte sich zu sprechen, das sah man wohl, aber er konnte noch immer nicht das einleitende Wort finden, als seien seine Lippen versiegelt und als halte irgend eine unbezwingliche Gewalt seine Kraft und seinen Willen in Fesseln

Da trat plötzlich Felix von Rodenberg, der das innere ängstliche Ringen des guten Mannes nicht länger anschauen konnte, noch näher an den Tisch. Seine Brust

hob sich dabei hoch und seine Augen flammten gleichsam triumphirend auf, und nachdem er Angela einen raschen, tief herzlichen und ermuthigenden Blick zugeworfen, sagte er:

»Entschuldigen Sie, Herr Landrath, und auch Sie, Herr Staatsanwalt, wenn ich mich ganz unberufen in Ihre Unterredung mische. Aber ich glaube nicht, daß es durchaus nöthig ist, daß der Herr Baron selbst uns den Vorgang an jener durchbrochenen Hecke zu Schaumburg erzählt, zumal wir ja Alle sehen und begreifen, wie schwer es ihm wird, darüber die Siegel von seiner Zunge zu lösen. Gestatten Sie lieber mir, der ich nicht von solcher Beklemmung befallen und, weil unbetheiligt, ein viel ruhigerer Berichterstatter bin, Ihnen mitzuthemen, was an jenem Tage geschehen ist, und daß ich die lauterste Wahrheit reden werde, dafür kann ich ein so sprechendes Zeugniß ablegen, daß Sie es Alle als ächt und unzweifelhaft anerkennen werden.«

Als der Inspector diese Worte mit der größten Ruhe gesprochen, nach denen er eine kurze Pause eintreten ließ, als ob er von irgend Jemandem das Wort der Erlaubniß zum weiteren Sprechen erwarte, athmeten Angela und Treu und auch die Uebrigen auf, denn wenn dieser Mann, dem sie Alle ein gleich großes Vertrauen schenkten, irgend eine entscheidende Aussage machen konnte, dann würde selbst dem Baron, das sahen sie Alle ein, nur wenig zu sprechen übrig bleiben. Auch dieser selbst mochte davon eine unbestimmte Ahnung haben, denn, sobald

er Felix von Rodenberg's Worte gehört, hob er sein verschleiertes Auge voller Verwunderung und Hoffnung zu dem ihm so werthen Freunde auf, lächelte ihn mit einem schmerzlichen Blick an und nickte wiederholt mit dem Kopf, gleichsam als gebe wenigstens er ihm die Erlaubniß zum Reden, obwohl er nicht im Geringsten wußte, was derselbe sagen würde, da er doch von dem in Frage stehenden Vorfall keine so genaue Kunde haben konnte, wie er selber.

»Meine Herren,« begann Felix von Rodenberg mit gleich ruhiger Miene und so laut und klangreich tönenden Worten, daß sie bis in die fernsten Winkel des großen gewölbten Raumes gehört werden konnten, »ja, ich will Ihnen den Vorgang erzählen, an des Herrn Barons Statt, und wenn ich auch nur um eines Haares Breite von der Wahrheit abweiche, so mag er selbst nur einen Finger erheben und ich werde auf der Stelle schweigen, um ihm selbst das Wort zu lassen. Nun denn, Sie Alle wissen ja so ziemlich, in welchem Verhältniß die beiden Brüder Dietrich und Clemens von Hartenstein lebten, die man allgemein in dieser Gegend ›die feindlichen Brüder‹ genannt hat. Indessen hat man sie mit Unrecht oder nur mit halbem Recht so genannt, denn sie waren sich nicht eigentlich feindlich gesinnt. Wenigstens Baron Clemens hat nie, weder durch ein Wort, noch durch eine That bewiesen, daß er eine feindselige Gesinnung gegen seinen Bruder hegte, wenn er auch ein tiefes Leid darüber empfand, daß Dietrich eine junge Dame zu seiner Gemahlin machte, mit der er selbst schon in jungen Jahren das

Geständniß gegenseitiger Liebe und das Gelöbniß ewiger Treue ausgetauscht hatte. Nein, ich wiederhole es: Feindschaft, Haß, Neid oder wie man die bösen Empfindungen und Leidenschaften nennen will, die unter solchen Umständen oft die Menschen beherrschen, wohnte in Baron Clemens' Herzen gegen seinen Bruder nicht, wohl aber ein tiefes, unsagbares, stilles Weh, daß ihm ein Unglück begegnet, gegen welches er gerade am wenigsten von der Vorsehung mit Widerstandskraft begabt war und in dessen Tiefe er niemals eines Menschen Auge blicken und über das er keines Menschen Ohr eine Klage vernehmen ließ, wenn nicht das jenes braven, treuen Mannes, seines Dieners und Freundes, Wilhelm Treu, der mich Lügen strafen möge, wenn ich nicht auch hierin die lautere Wahrheit spreche.«

Er hielt einen Augenblick inne und blickte nach Treu hinüber. Dieser hatte sich, allmählig näher und näher schleichend, dicht an Angela's Seite aufgestellt, lehnte an einem Bücherschrank und horchte mit athemloser Spannung auf den seine ganze Seele in Anspruch nehmenden Vortrag des Redenden. Als dieser aber jetzt auf ihn deutete und Aller Augen auf ihn blickten, nickte er bedeutungsvoll mit dem grauen Kopf und wischte sich mit einem Tuch die Thränen ab, die bereits lange über seine Wangen flossen.

»Vor allen Dingen aber,« fuhr Felix von Rodenberg in seiner Rede fort, »schmerzte es den Baron Clemens, daß es ihm im Laufe mehrerer Jahre und nachdem er sich endlich in das ihm widerfahrene Unglück gefunden, nicht

vergönnt war, seinen Bruder Dietrich, der viel heftigeren und leidenschaftlicheren Gemüths war, von diesen seinen nachgiebigen Gefühlen und Gesinnungen zu überzeugen. Dietrich glaubte nicht an seines Bruders mildes und veröhnliches Herz, er traute ihm vielmehr nach wie vor die bittersten und feindseligsten Gedanken zu, in dem ihn selbst peinigenden Bewußtsein, daß er allein der Schuldige sei, der Jenem seine Geliebte abwendig und ihn so für sein ganzes Leben unglücklich gemacht hatte. Da er nun der Meinung war, daß ein solches Vergehen von keinem Menschen jemals verziehen werden könne – er wenigstens hätte es gewiß Niemandem verziehen – so glaubte er sich auch von seinem Bruder Clemens verfolgt und gehaßt und so warf er auf diesen einen ungerechtfertigten Groll, selbst dann noch, als er erfahren, daß derselbe sich eine andere Gemahlin gewählt und mit ihr in seine Heimath zurückgekehrt sei. Doch – lassen Sie mich kurz sein, denn wozu nützt hier noch die Schilderung der beiden so verschieden gearteten Brüder, von denen der eine schon so lange todt ist und seine Fehler doch nicht mehr verbessern kann – genug, von dem Tage an, wo Clemens von Hartenstein sich diese seine edle und liebevolle Gemahlin gewählt, die sich ganz in seine eigenthümliche Gemüthsbeschaffenheit hineinzuleben verstand und ihn auch gewiß mit der Welt wieder ausgesöhnt hätte, wenn ihr nicht ein zu kurzes Lebensziel gesteckt worden wäre, von diesem Tage an, sage ich, schrieb Baron Clemens wiederholt an seinen Bruder, theilte ihm mit, daß er sich vermählt, daß er in seine Heimath zurückkehren werde

und daß er damit den einzigen Wunsch verbinde, sich mit ihm zu versöhnen und aus allen Kräften dahin zu wirken, daß das zwischen Ihnen Vorgefallene auf ewige Zeiten vergessen werden möge.

»Baron Dietrich las diese Briefe – meine Herren, ich trage sie alle in dieser meiner Tasche bei mir und hier sind sie – und wie Sie sehen, ist es ein starkes Packet – ich sage, er las sie oft und wiederholt, bei Tag und bei Nacht; er hätte gern an die Wahrheit der brüderlichen Liebe und Versöhnlichkeit seines Bruders geglaubt, aber sein starrer, kalter und in sich unzufriedener Geist widerstrebte den besseren Gefühlen seines Herzens und sein alter Groll gegen den so Unschuldigen kühlte sich nur wenig ab. In dem letzten dieser Briefe – er gelangte acht Tage vor dem Tode des älteren Bruders in dessen Hände und enthielt zugleich die Anzeige der Geburt seiner einzigen Tochter – bat Baron Clemens dringend um eine persönliche Zusammenkunft, um sich gegenseitig über ihre seltsam unnatürliche Lage auszusprechen, aber wie Baron Dietrich keinen einzigen dieser Briefe beantwortet hatte, so beantwortete er auch diesen letzten nicht, vielleicht darum nicht, weil – der Tod ihn so früh und auf eine so unerwartete Weise ereilte.

»Und so bin ich denn zu dem Tage gekommen, zu dessen Erinnerung jene gebrochene Säule sich noch heute in der Heckenlücke des Schaumburger Schloßparks erhebt. Baron Clemens von Hartenstein – Sie wissen es, Herr Landrath von Wulffen – wollte sich auf Ihre Einladung an diesem Tage zu Ihnen verfügen, um an der



letzten Hasenjagd jenes Jahres Theil zu nehmen, und so begab er sich denn, mit einem Gewehr bewaffnet, das nur mit Rehposten oder Schrot geladen werden konnte – und nie hat er ein anderes geführt – auf den Weg, um nach Wulffenhausen zu fahren. An der Schaumburger Hecke angekommen, sah er die in der Nacht vorher von irgend einem Diebe, der von hier aus in den Garten oder das Schloß eindringen wollte, gebrochene Lücke und dahinter seinen Bruder, der, von seiner Gemahlin, seinem Gärtner und einem Diener begleitet, sich eben, mit einer Kugelbüchse bewaffnet, die unglücklicher Weise schon geladen war, auf die Hirschjagd nach dem Schaumburger Walde begeben wollte. Er war von dem alten, bereits seit einigen Jahren leider verstorbenen Gärtner an diese Stelle geführt und betrachtete sich die Lücke und hörte eben die Meinung des Gärtners an, der seinen Verdacht schon auf irgend einen Menschen geworfen hatte. Kaum sah der vorüberfahrende Baron Clemens seinen Bruder mit halbem Leibe über die nur unvollkommen zerstörte Hecke hervorragen, so ließ er seinen Jagdwagen halten, stieg aus und näherte sich ihm. ›Guten Morgen, Dietrich,‹ sagte er, ›wie geht es Dir? Ich habe Dich so lange nicht gesehen. Hast Du meinen letzten Brief vor acht Tagen nicht erhalten und beherzigt? Ich bitte Dich, thu' mir die Liebe und antworte mir darauf. Ich möchte Dir so gern mein kleines Mädchen zeigen.‹ – Baron Dietrich, der dies Alles in Gegenwart seiner Gemahlin und der beiden Diener sprechen hörte und jedenfalls ein Zusammenreffen zwischen der Ersteren und dem Bruder, den sie,

wie er wohl wußte, noch immer liebte, verhindern wollte, erwiderte ihm einige heftige Worte und drang darauf, daß er sich entfernen solle, und als Clemens sagte: ›Nein, Dietrich, ich gehe nicht eher, als bis Du mir eine freundliche Antwort gegeben!‹ schickte sich Baron Dietrich in seinem Eifer an, über die etwa drei Fuß hohe durchbrochene Hecke zu steigen und sich ihm zu nähern – aus welchem Grunde? das ist Niemandem auf dieser Welt bis auf diesen Tag bekannt geworden. Da er sich bemühte, die stachelige Dornenwand zu überklettern und ihm das nicht so leicht gelang, weil seine Büchse ihn daran hinderte, nahm er sie von der Schulter, stützte den Kolben auf die Erde und hob sich so mit einiger Mühe auf die Hecke empor. Dabei ging die Büchse los und die große Kugel durchbohrte des unversöhnlichen Mannes Herz und blieb in seiner Wirbelsäule stecken. Daß dies so ist, wie ich es eben erzähle, das, meine Herren, kann Ihnen der Herr da – der Doctor Camp bezeugen, denn er bewahrt bis auf den heutigen Tag die Kugel und das Gewehr auf, aus dessen Lauf das unglückliche Geschloß gekommen ist.«

Der Redende schwieg, sichtbar bewegt und doch freudige Blicke rings um sich her werfend, da er wohl den Eindruck bemerkte, den seine Worte auf alle Anwesenden hervorgebracht hatte. Aller Augen aber richteten sich in diesem Augenblick auf Doctor Camp. Dieser jedoch, obgleich über die unerklärliche Mitwissenschaft so vieler Einzelheiten jenes Vorfalles Seitens eines ihm bisher

ziemlich fremden Mannes auf das Aeüßerste betroffen, nickte und sagte laut und fest:

»Ja, er spricht die Wahrheit, meine Herren, und ich besitze in der That die Kugel und das Gewehr, und die eigene Gemahlin des Erschossenen hat sie mir zur Aufbewahrung übergeben, da sie diese traurigen Gegenstände nicht länger in ihrem Besitz behalten wollte.«

Starr und immer starrer hatte sich dabei das Auge des Barons auf Felix von Rodenberg geheftet. Bei jedem Worte, welches er gesprochen, hatte sein Herz lauter und lauter geschlagen; seine Hände bebten, seine Augen aber blickten mit einem an Entzücken streifenden Gefühl den hochherzigen jungen Mann an, der so wunderbar ernst und ruhig und zuletzt mit einer fast weichen Milde die traurige und doch lautere Wahrheit kund gethan. Jetzt aber, da auch Doctor Camp den letzten Theil seiner Rede bestätigte, sprang er wie elektrisirt von seinem Sessel aus, stellte sich vor ihn hin und rief mit flammenden Augen und stammelnder Zunge:

»Mein Herr – Herr von Rodenberg – mein lieber, lieber junger Freund! Sie setzen mich in Erstaunen ohne Grenzen. – Woher wissen Sie das Alles? O, ich bitte Sie, ich flehe Sie an, sagen Sie es mir, denn so, wie Sie es eben erzählt, hat sich in Wahrheit Alles zugetragen, bis auf den letzten Punkt! Und dann – o dann – wer hat Ihnen meine Briefe gegeben, die nur in eine – eine einzige Hand gefallen sein können, als mein Bruder so unerwartet früh sein Auge geschlossen hatte. O mein Gott, das ist Alles so unerklärlich, wie Ihre Aehnlichkeit, die mir schon so

viel zu schaffen gemacht, denn was Sie gesagt, Vieles wenigstens davon, das konnte Ihnen nur Jemand sagen, der es mit eigenen Augen gesehen, und diese beiden Augen – ach, Du gerechter Gott! – sind schon seit Jahren ebenfalls im Tode geschlossen.«

Als Felix von Rodenberg diese mit so flehender Stimme und bebenden Lippen gesprochenen Worte vernahm, richtete er sich in seiner ganzen Höhe vor dem kleinen alten Mann auf und sah ihn mit seinen stolzen und jetzt in Rührung schwimmenden Augen liebevoll, zärtlich, fast verehrungsvoll an.

»Sie wollen wissen, Herr Baron,« erwiderte er sanft, so sanft, wie er nie zu ihm gesprochen, so daß der Klang dieser Stimme dem alten Mann von Neuem wie eine süße Erinnerung durch die Seele fuhr, »wer mir jenen Vorgang erzählt und wer mir diese Ihre Briefe, die Zeugen Ihres warmen, versöhnlichen Herzens, überantwortet hat? Nun ja, Sie haben ganz recht errathen: derselbe Mund, der es nur allein sprechen, und dieselbe Hand, die sie nur allein geben konnte, haben es gethan – die Gemahlin Ihres Herrn Bruders that es selbst, und das darf Sie nicht Wunder nehmen, denn diese Frau – war meine Tante, die Schwester meiner Mutter!«

Das Erstaunen, welches nach diesen Worten auf Seiten Derer erfolgte, die nicht, wie der Landrath und dessen Bruder, in die Herkunft Felix von Rodenberg's eingeweiht waren, dürfte schwer zu schildern sein. Angela war an die Seite ihres Vaters geeilt und hatte ihn fest mit einem

Arm umschlungen, als wolle sie ihm auch in diesem Augenblick eine sichere Stütze sein. Ihren blonden Lockenkopf an seine Schulter gelehnt, richtete sie ihre strahlenden und in Thränen schwimmenden Augen nur auf ihren im Stillen Geliebten, den sie mit dem ganzen Stolz und der ganzen Innigkeit ihrer Liebe zu umfassen schien. – Doctor Camp war, wie vor Schreck halb gelähmt, auf seinen Stuhl gesunken, lächelte still vor sich hin und schüttelte wiederholt den kleinen kahlen Kopf, nachdem er schon lange seine blaue Brille abgenommen hatte. – Treu war wie in eine starre Bildsäule verwandelt, nur seine thränenden Augen, von denen er kaum das Tuch fortnehmen konnte, schienen Leben und Bewegung zu haben, indem er bald mit unendlicher Hingebung seinen alten Herrn, bald mit dem Ausdruck tiefster Verehrung den jungen Mann ansah, der ihnen Allen von diesem Augenblick an kein Räthsel mehr war. – Der Baron endlich selber, der am tiefsten und vielleicht auch am freudigsten von Allen ergriffen war, schlug nur in stummer Resignation wiederholt die Hände zusammen, blickte bald sein Kind, bald Felix an und brachte endlich mit Mühe die kurz abgebrochenen Sätze hervor:

»Treu, Treu – wo bist Du? Komm her – und auch Sie, Doctor – nun sprecht – was sagt Ihr nun? O meine Augen, meine Augen, und mein Herz, mein Herz – sie alle beide haben mich nicht irre geführt und er ist – ja, er ist – der Sohn der Schwester Angela's, der älteren Schwester, die Keiner von uns gekannt, und daher, daher stammt die

wunderbare Aehnlichkeit mit meiner theuren – meiner unvergeßlichen – Angela!«

Und er sank auf einen Stuhl und brach, von seinen auf's Höchste gespannten Gefühlen übermannt, in Thränen aus, während alle Anwesenden um ihn her standen und ihn mit freundlichen Worten zu beruhigen suchten.

Plötzlich aber raffte er sich wieder auf. Mit weit ausgestreckten Armen wehrte er Alle von sich ab, trocknete sich die Augen und rief wieder:

»Habt noch einen Augenblick Geduld, Ihr guten Freunde – ich bin mit meinen Fragen noch nicht zu Ende gekommen und er weiß vielleicht noch mehr, als er uns bis jetzt gesagt hat. Rodenberg, mein Freund, mein lieber Freund, o, sprechen Sie auch jetzt die Wahrheit, in Allem, was ich Sie fragen werde: Wo, wann hat Ihnen Ihre Tante erzählt, was Sie uns so eben berichtet?«

Aller Augen richteten sich wieder auf Felix, der mit einem stolzfremden Lächeln auf den Baron blickte und dann ehrlich sagte: »In meiner Heimath, Herr Baron, wohin sie sich von Schaumburg aus begeben, da sie keine andere Verwandte, als meine Mutter, ihre Schwester, am Leben hatte. In Schaumburg konnte sie ja und wollte sie auch nicht bleiben, um nicht ewig an ihren Schmerz erinnert zu werden – an den endlosen Schmerz, so viel Unheil zwischen zwei Brüdern angerichtet zu haben, deren verschiedenen Werth sie erst erkannte, nachdem sie in seltsamer Verblendung und halb durch Gewalt, halb

durch falsche Vorspiegelungen ihres Pflegevaters irregeleitet, sich in ihrer Wahl für *Den* von den beiden Brüdern entschieden hatte, den sie am *wenigsten* liebte.«

»Wie, den sie am wenigsten liebte?« fragte der Baron und sein Gesicht nahm dabei einen fast verklärten Ausdruck an, ein solches Glück flammte bei diesen Worten in seinem alten, durch so vielfache Kümmernisse zerrissenen Herzen auf. »Hat sie mich etwa *mehr* geliebt, als meinen Bruder, den sie doch zum Manne nahm? Wissen Sie das bestimmt? Wer hat es Ihnen gesagt?«

Felix von Rodenberg's Gesicht strahlte von einer noch höheren Freude, als er darauf erwiderte: »Nun, die hat es mir gesagt, Herr Baron, die es mir nur allein sagen konnte – meine Tante, und sie hat es mir nicht einmal, sondern zehnmal, hundertmal gesagt!«

»O mein Gott!« rief der Baron, auf das Tiefste erschüttert und doch unendlich beruhigt, wie wohl Jeder an dem seligen Ausdruck seiner Mienen sah. »Was ist das für ein spätes, nicht mehr erwartetes Glück, das ich noch in meinem jetzigen Alter und nach so vielen still getragenen Leiden erfahre! – Haben Sie Ihre Tante, meine – Angela, bis zu ihrem Ende gekannt?«

»Bis zu ihrem Ende?« fragte Felix von Rodenberg mit einer so natürlichen Verwunderung, daß selbst Angela einen Augenblick über seine wahre Empfindung getäuscht werden konnte. »Warum denn bis zu ihrem Ende, Herr Baron? Meine Tante ist ja, obgleich sie ein ganzes Jahr lang sehr krank, fast sterbenskrank war, gar nicht

gestorben, sondern sie lebt noch immer bei meiner Mutter, in Thüringen, in einem stillen, abgelegenen Häuschen einer kleinen Bergstadt, von Wenigen, von sehr Wenigen gekannt, und Niemand an jenem Orte weiß von ihren früheren Schicksalen auch nur das Geringste. Ich kam direct von ihr und meiner Mutter her, als ich mich zum Amtsrath Stephani nach Schaumburg begab, um Inspector Ihres Gutes zu werden, wozu mir ja, wie Sie wissen, dessen eigener Sohn verholphen hat, dessen Bekanntschaft ich durch Zufall, oder wenn Sie lieber wollen, durch den unerforschlichen Willen der Vorsehung machte, um mich so auf diesem Wege in die Nähe des Mannes zu bringen, von dem ich so viel Gutes gehört, den ich aus endlosen Erzählungen schon so genau kannte, noch ehe ich ihn gesehen, und den nun auch persönlich kennen zu lernen und seine Verhältnisse zu studiren, die mir nach Rudolf Stephani's eigenem Geständniß nicht in den besten Händen zu sein schienen, mein sehnlichster, heißester Wunsch, wie auch der der Baronin war, um, wenn es irgend möglich, thatkräftig in sein Schicksal mit einzugreifen, an dem meine gute, liebe, Ihnen ewig mit Herz und Seele ergebene Tante bis auf diese Stunde den innigsten Antheil nahm.«

»Großer Gott!« rief der Baron, stützte sich auf Angela's Arm und griff auch nach dem Treu's, als bedürfe er ihres beiderseitigen Beistandes. »Ist denn das möglich, kann es möglich sein? Sie sagen mir ja in einer halben Stunde Dinge, die ich mein ganzes Leben lang nicht werde begreifen können!«



»Und doch sind sie sehr leicht zu begreifen, Herr Baron,« nahm nun der Landrath das Wort, »und wenn Sie nur erst etwas zur Ruhe gekommen sind, werden Sie sich sehr bald davon überzeugen, ohne der Hülfe eines Anderen zu bedürfen. Was mich aber in meinem besondern Verhältniß zu dem vorliegenden Fall betrifft, so ist es mir außerordentlich angenehm, zu hören, daß also in der Frau Baronin von Hartenstein die einzige Zeugin lebt, die uns aus eigener Anschauung bestätigen kann, daß jener verläumderische Schreiber der anonymen Briefe mit vollem Bedacht gelogen hat, wenn er darin mit Bestimmtheit behauptet, daß Baron Dietrich von seinem Bruder erschossen worden sei.«

»Gott verzeihe ihm diese Sünde, ich kann es nicht!« schluchzte der Baron und verhüllte sein Gesicht, das bei diesem Gedanken wieder vom tiefsten Schmerz durchwühlt war. »Ich – ich sollte meinen Bruder erschossen haben? O, wer so etwas sagen kann, der hat mir nie in's Auge und noch weniger in's Herz geblickt!«

»Sie irren, Herr Landrath,« ergriff Felix von Rodenberg wieder das Wort, indem er sich noch einmal in Betreff der eben erwähnten Verläumdung an Herrn von Wulffen und dessen Bruder wandte; »meine Tante ist nicht die einzige noch lebende Zeugin jener verhängnißvollen Stunde. Auch jener Diener, jetzt ein alter Mann, der damals bei der Scene an der Hecke gegenwärtig war, lebt noch bei ihr und ist ihr in allen Wechselfällen ihres Lebens eben so treu und ergeben geblieben, wie Wilhelm Treu seinem Herrn, unserem Baron. Und wenn Sie es verlangen, Herr

Landrath, daß diese beiden Personen ihr Zeugniß – mag es selbst vor den Schranken eines Gerichtshofes sein – für den Herrn Baron ablegen, so sprechen Sie nur ein Wort und meine Tante, von meiner Mutter begleitet, welcher der Herr Baron schon früher die Erlaubniß gegeben hat, mich zu besuchen, wird mit dem alten Diener hier erscheinen und von Herzen gern durch ihre Aussage eine der vielen Wunden zu heilen suchen, die sie ihrem unvergessenen Jugendfreunde vor so vielen Jahren geschlagen hat.«

»Es wird mir sehr angenehm sein,« erwiderte der Landrath, »sie einmal selbst wiederzusehen und zu sprechen, da sie ja auch mir eine alte Bekannte aus meiner Jugendzeit ist, und so bitte ich Sie, etwas mit der Zeit zu geizen, Herr von Rodenberg, und sie recht bald kommen zu lassen, und dann wird es uns eine sehr geringe Mühe machen, den Herrn Fuchs zum Eingeständniß seines Verbrechens zu bewegen, der auf ein solches Zeugniß gewiß nicht im Mindesten vorbereitet ist.«

Der Baron, als er hörte, daß Angela von Hartenstein kommen solle, sprang, wie von Neuem belebt, vom Stuhle auf, stellte sich wieder vor seinen Inspector hin und rief:

»Ja, lassen Sie sie kommen, wenn es ihr nicht zu viel Mühe macht, die Reise anzutreten, und zu viel Leid verursacht, ihren alten Freund wiederzusehen. Aber wie? Kann sie denn die weite Reise unternehmen, ist sie bei ihrem schwachen Körperzustande, wie man ihn schon vor

vielen Jahren schilderte, auch fähig und rüstig genug dazu?«

»Darüber beruhigen Sie sich, Herr Baron,« erwiderte Felix mit freudestrahlendem Gesicht, »sie wird sogar mit tausend Freuden hier erscheinen, denn nichts hält sie jetzt mehr von Schaumburg zurück, wenn Sie sie dahin rufen oder durch mich dahin rufen lassen, um ihr daselbst nach so langer Zeit und unter so gänzlich veränderten Verhältnissen ein ruhiges und ewig ersehntes Asyl zu gewähren, was es ihr ja auch schon in ihrer unberathenen Jugend gewesen ist, obgleich der Aufenthalt daselbst weder von Dauer war, noch Glück zur Folge gehabt hat. Die Jahre und ihre Erfahrungen aber sind läuternd und heilsam über ihre Seele dahingezogen und haben ihr Herz mit heißem Dank gegen die Vorsehung erfüllt, daß es mir – sie ist nämlich schon längst von allen hiesigen Vorfällen in Kenntniß gesetzt – gelungen ist, mir – Ihre Freundschaft zu erwerben, Ihre Verhältnisse möglichst zu ordnen und jene Menschen von Ihnen zu entfernen, die, wie sie längst wußte, wie ein fressender Krebs an Ihrem Fleische nagten. Auch ist sie jetzt wieder ganz gesund und rüstig, obgleich ihr schönes blondes Haar fast so weiß wie das Ihre schimmert, und ihr Gemüth, zwar immer noch tief bewegt, wenn sie der Vergangenheit und des Kammers gedenkt, den sie so lange allein getragen, ist ruhig und still wie ein leise dahin rieselnder Bach geworden, nachdem er alle seine Klippen und Gefälle überstanden hat.«

»O mein Gott!« rief der Baron. »Was Sie da sagen, entzückt und bewegt mich so tief, daß ich es mit Worten gar nicht bezeichnen kann; auch vermag ich das Glück, das mir dadurch bevorsteht, noch gar nicht zu fassen. Also sie will wirklich kommen, mich sehen und sie will wieder auf Schaumburg wohnen, das ja ihr natürlicher Wittensitz ist? Ist das denkbar, ist das möglich? O Kinder, bestätigt es mir, denn mein so lange vereinsamtes und vertrauertes Herz will und kann nicht daran glauben.«

»Ja, lieber Vater,« nahm nun Angela mit ihrer süß klingenden Stimme das Wort, »es ist in der That denkbar und möglich, denn Herr von Rodenberg sagt es und ihm wirst Du wohl glauben können, nachdem er Dir so viele schöne und Dich ermuthigende Wahrheiten gesagt und so viel Gutes ganz im Stillen für Dich und uns Alle gewirkt hat. Du wirst also von heute an ein ganz neues Leben beginnen, das alte liegt abgeschlossen hinter Dir, und Du wirst Dich in dieses neue Leben nun schon finden müssen, wie wir Alle es thun, zumal wir die Hoffnung hegen dürfen, daß vor diesem neuen und schöneren Leben das alte sehr bald im Dunkel der Vergangenheit verschwinden wird.«

»Nun freilich, sie hat ganz Recht, die kleine Baroneß!« rief Doctor Camp, bei dem sein alter Humor mit einem Mal zum Durchbruch kam. »Ja, ja, ja, Herr Baron! Ihr Glück wird sich ertragen lassen und wir Alle wollen Ihnen treulich helfen, es zu ertragen, nachdem wir so lange in trüberen Zeiten an Ihrer Seite gestanden haben. – Aber nun, meine Herren,« und er wandte sich mit diesen Worten an die beiden Herren von Wulffen, »denke ich,

daß wir unsere Sitzung abbrechen. Sie hat lange genug gedauert und Glück und Freude in Fülle an den Tag gefördert, nachdem die Einleitung eine etwas ernste und unheimliche gewesen ist. Lassen wir den Herrn Baron allein, er kommt am leichtesten zum Bewußtsein der Gegenwart und seines, von Fräulein Angela mit Recht so genannten neuen Lebens, wenn Niemand von uns ihn durch seine Anwesenheit an die Vergangenheit erinnert, und so, Herr Baron, mein lieber alter Freund und Gönner, drücke ich Ihnen die Hand und empfehle mich Ihnen bis auf Weiteres. Adieu, kleine Baroneß, und adieu, Sie großer, mächtiger Mann, Herr von Rodenberg, dem ich jetzt, da ich es weiß, ganz deutlich ansehe, daß er ein Blutsverwandter der schönen Baronin von Hartenstein ist. Sie haben heute in der That die Arbeit eines Riesen geleistet und können sich jetzt auf Ihren Lorbeeren ruhen. Ich habe bewundernd meine Augen zu Ihnen emporgehoben und nicht gedacht, daß es einen Menschen geben könne, der so Großes und Schönes so lange in seinem Herzen zu tragen im Stande ist, ohne sich mit seinem Leistungsvermögen zu brüsten und prahlerisch in die Augen der Leute zu sehen. Ja, Sie sind ein wackerer Mann und ich scheidet mit wahrer Hochachtung von Ihnen. Leben Sie wohl und schmücken Sie Ihr schönes Gebäude auch von innen recht prächtig aus, das Sie heute wie der geschickteste der Baumeister so gut und sicher unter Dach gebracht. – Adieu, Fräulein Wanner! Ah! Sie haben auch eine ganz stille Thräne vergossen und Ihr Herz schwimmt noch immer, wie ich sehe, in süßer

Rührung dahin. Nun, fassen Sie sich und trösten Sie die Kleine da, die mir des Beistandes – gegen einen solchen Riesen, wie Der da, zu bedürfen scheint. – Adieu endlich, alter Treu! Na, Sie werden jetzt auch bessere Tage haben und Gott lohne Ihnen Ihre Treue und Ergebenheit für Ihren Herrn! – Und nun vorwärts, meine Herren, meine Zeit ist mir wie immer zu kurz gemessen und zum eigentlichen Genuß, wie alle übrigen Menschenkinder, kommt ein so armer Doctor nicht, als welcher ich leider aus der Hand Gottes hervorgegangen bin.«

Nach dieser Rede schob und zog er die mit wenigen herzlichen Worten Abschied nehmenden und fröhliches Wiedersehen verheißenden Herren von Wulffen zur Thür der Bibliothek hinaus und es war in der That nicht zu verkennen, durch diesen heiteren Schluß, den man dem guten Doctor verdankte, waren alle Anwesenden wieder ihrer gewöhnlichen Gemüthsstimmung näher gebracht und die Rührung, der feierliche Ernst, die Verwunderung und alle die tief eingreifenden Empfindungen, die eben noch den kleinen Kreis so gewaltig erschütterte, waren einer glatteren Gefühlsströmung gewichen, wie sie der Mensch vom Leben verlangt, wenn er es mit Bedacht genießen und alle seine Gaben, die guten wie die schlimmen, als die unvermeidlichen Begleiter des Daseins auf seinem Wege – von der Erde zum Himmel – nach ihrem wirklichen Werthe würdigen will.

ZEHNTES CAPITEL. EINE WIEDERGEURT UND EIN  
BEGRÄBNISS.

Die beiden Herren von Wulffen und Doctor Camp hatten den Schneckenberg schon lange verlassen und die Bewohner desselben befanden sich seit mehreren Stunden wieder in ihrer stillen Behausung allein. Man hatte eine Stunde später als sonst flüchtig die Mahlzeit eingenommen, denn alle Gedanken der von den Vorgängen des Morgens so tief Ergriffenen waren auf ganz andere Dinge als auf Speise und Trank gerichtet. Jetzt war auch der Nachmittag vorübergegangen und der Abend dämmerte langsam und feierlich über das schöne Schaumburger Thal heraus, das in friedlichster Stille sich rings um den reichbewaldeten Kegelberg breitete, auf dem wir am heutigen Tage einer so aufregenden und doch alle Gemüther so beglückenden Scene beigewohnt haben.

Felix von Rodenberg, nachdem er am Nachmittag mit dem Baron noch ein stundenlanges Gespräch über verschiedene Einzelheiten aus seinem und seiner Tante und Mutter Leben geführt, hatte sich von seinem alten Freunde auf einige Zeit verabschiedet, um noch einmal nach Schaumburg zu reiten, wo er mit Ausnahme der einen Morgenstunde den ganzen Tag nicht gewesen war

und nothwendig Umschau nach den daselbst unter seinen Arbeitern vorgehenden Dingen halten mußte. Angela hatte ihren Vater gebeten, unterdeß mit ihr ein Stündchen in der freien Luft umherzuwandeln, die ihm Stärkung und Kühlung gegen die innere Gluth bringen würde, die noch immer ungestüm durch sein aufgeregtes Herz wallte; allein er hatte es dankbar abgelehnt und sie ersucht, ihn lieber eine Stunde sich selbst zu überlassen, da er das dringende Bedürfniß empfinde, mit sich und seinem Gott, dem er sich heute zu so großem neuen Dank verpflichtet fühle, einige Zeit allein zu sein. So war sie denn seinem ihr sehr erklärlichen Wunsch nachgekommen und mit ihrer treuen Freundin in den nahen Wald gegangen, um da in ungestörter Ruhe das am Tage Vorgefallene in allen Einzelheiten sich zu wiederholen und nach allen Seiten die Folgen zu besprechen, die sich von selbst daraus ergeben würden. Selbst Treu hatte sich auf seines Herrn Wunsch von demselben zurückziehen müssen und der alte Mann war diesem Gebot um so lieber gefolgt, als er sich mehr denn je angegriffen fühlte und wohl einer Stunde Ruhe bedurfte, um das Gleichgewicht seiner fast aus den Fugen gegangenen Seele wiederzufinden, denn auch auf ihn hatten die Enthüllungen Felix von Rodenberg's so mächtig eingewirkt, als sei er persönlich zumeist von denselben betroffen worden.



So war der Baron also allein geblieben, wie er es gewünscht, und jetzt saß er im Hintergrunde der Bibliothek neben dem Kamin auf einem Lehnstuhl, in ein langes und gewiß ernstes und feierliches Grübeln versunken. Die Dämmerung, die sich draußen im Freien schon bemerklich machte, war in den tiefen gewölbten Raum schon früher eingezogen, zumal das eine Bogenfenster durch den weißen Vorhang verhüllt war, den der Baron mit eigenen Händen niedergelassen, um den nahenden Abend mit seiner Stille und seinen Schatten um so vollkommener genießen zu können.

Wer jetzt von draußen in die Bibliothek eingetreten wäre, hätte kaum den kleinen Mann im Sessel bemerkt, in dem er tief zurückgelehnt saß; nur sein langes weißes Haar glänzte wie Silber im Widerschein des matten Lichtes, welches durch das große Thürfenster des Balkons hereinfiel, das weit geöffnet stand und der frischen linden Abendluft freien Eingang gewährte. Noch immer tief bewegt, saß er mit auf der Brust gefalteten Händen lange unbeweglich da und schien in die abendliche Dämmerung des Thales und den phantastischen Zug der rosig angehauchten Wolken am Himmel hinauszustarren, die lautlos und friedlich an seinem beschränkten Gesichtskreis vorüberflatterten. Allein er sah von allem Diesem nichts, er war vielmehr ganz mit sich selbst beschäftigt und dachte über sein Leben nach, von seiner Kindheit an bis zu diesem Tag, das in den letzten Jahren freilich durch seiner Tochter Angela's Dasein, durch ihre Theilnahme an seinem Schmerz und durch ihre kindliche Liebe reich an

Freuden, in seiner Jugend aber, wo man so gern glücklich ist, noch viel reicher an Trauer und Trübsal gewesen war.

Dieses ganze, so bunt und ereignißreich gestaltete Leben, Jahr für Jahr, ging er jetzt im Geiste durch und überall fand er Erinnerungen, an denen seine Gedanken oft nur mit dem tiefsten Schmerz haften konnten und die er jetzt mit Staunen und Verwunderung betrachtete, da es ihn immer mehr bedünken wollte, als habe ein wunderbares Walten der Vorsehung auch in seinem Leben den verhängnißvollen Knoten geschürzt, der endlich heute zu seiner vollsten Befriedigung und zur Freude aller Beteiligten so seltsam gelöst worden war.

Eben war er dabei, dem guten Gott da oben, der so gnädig über ihn gewaltet, seinen kindlichsten Dank zu sagen – denn auch ein alter Mann kann Gott gegenüber noch immer ein Kind sein – und noch rann dabei von Zeit zu Zeit eine stille Zähre über seine gefurchten Wangen, bis er sich endlich nach langem Ringen mit sich selber, mit seiner Gegenwart, die so rosig wie der Abendhimmel über ihm aufging, vollständig versöhnt hatte und ein so lebhaftes Gefühl der Freude in seinem Herzen sich Bahn brechen fühlte, wie er es noch niemals in seinem Leben empfunden zu haben glaubte, so daß er sich selbst zu gestehen wagte, heute zum ersten Mal in diesem Leben ganz glücklich zu sein, wenigstens so glücklich, wie er es nach so harten Prüfungen in früherer Zeit noch werden konnte, und Clemens von Hartenstein war gewiß nicht durch Freude verwöhnt, das Glück hatte ihm nie besonders gelächelt und so war er schon mit einem kleinen

Maaß desselben zufrieden und seinem Gott so dankbar gesinnt, wie es ein guter Mensch nur sein kann.

In diesem Augenblick – der Baron wußte nicht, daß er schon über eine Stunde allein gewesen – öffnete sich leise die Thür nach dem anderen Zimmer und ein blonder Lockenkopf schaute forschend in die von tiefen Schatten verdunkelte Bibliothek herein. Es war Angela, die jetzt die Zeit gekommen glaubte, ihren Vater seinen Gedanken zu entreißen, denn auch sie hatte ja heute noch Ernstes und Bedeutsames mit ihm zu besprechen, von dem der gute Mann bis diesen Augenblick keine Ahnung hegte, und so war sie der Meinung, er sei jetzt lange genug allein gewesen, um sich wieder ihr und der Welt mit neuem Antheil zuwenden zu können.

Eine Weile ließ sie der Vater, als sie, ohne sich zu regen in der Thür stand und mit ihren glänzenden Augen das dunkle Zimmer durchforschte, in Ungewißheit, ob er darin sei oder ob er schlafe, dann aber, als sie eine Bewegung machte und er schon fürchtete, sie werde wieder gehen, rief er leise und mit einem so liebeichen Ton, wie seine erhobene Seele ihn nur in diesem Augenblick entsenden konnte:

»Angela, mein Kind! Ich bin hier – in der Ecke am Kamin. Komm, ich erwarte Dich!«

»Störe ich Dich auch nicht?« flüsterte sie, rasch näher schlüpfend. »Ach, Du hast wohl ein Stündchen geschlummert, wie?«

»Nein, süßes Kind, der Schlaf blieb mir heute fern, aber ich habe wenigstens geträumt. Nun aber bin ich wieder ganz munter und vollkommen dazu gestimmt, mit Dir ein frohes Zwiegespräch zu halten.«

Sie kam ganz nahe zu ihm heran und als sie ihn erreicht, lag sie schon zu seinen Füßen auf den Knien, wie sie es so oft und gern that, und er beugte sich tief zu ihr nieder, umfaßte mit beiden Händen ihre goldenen Locken und drückte lange und innig seine Lippen in die weiche seidene Fluth.

Als er seinen Mund aber wieder von ihrem Kopf erhob, schaute sie mit gränzenloser Liebe zu ihm auf und mit ihren Augen die seinen suchend, sah sie ihn mit ihrem wärmsten Seelenblick an, bis sie glaubte, tief genug auch in seine Seele gedrungen zu sein.

»Du siehst glücklich aus,« flüsterte sie mehr als sie sprach; »nicht wahr, mein lieber, liebes Väterchen, Du bist es auch?«

»Ja, mein Kind,« entgegnete er leise, »ich bin es und Du wirst Dich darüber nicht wundern. Die Freude ist heute plötzlich wie eine Art Rausch über mich hereingebrochen und ich komme mir dabei wie verwandelt vor, wie denn auch die ganze Welt um mich her völlig verwandelt zu sein scheint. Ach, das ist Alles so schnell, so plötzlich herangeflogen, daß ich den Faden fast verloren habe, der aus meiner früheren Existenz in meine jetzige führt, und ich muß mir bisweilen Mühe geben, mir die schon oft vorgelegte Frage: Ist es denn auch wahr? mit denselben

Worten zu beantworten, die ich heute von so verschiedenen Lippen gehört: Ja, ja, ja, es ist Alles so, wie es ist, und Du alter, alter Mann darfst und mußt schon daran glauben!«

»O, lieb Väterchen, nenne Dich doch nicht einen so alten Mann,« bat Angela und streichelte ihm mit beiden Händen sein schneeweißes langes Haar glatt. »Dein Haar ist freilich silberfarbig geworden und ich habe es kaum an Dir anders gekannt, aber den Jahren nach bist Du noch gar nicht alt, erst zweiundfünfzig Jahre, und so kannst Du noch lange, lange leben, um die Freude, die Du von heute an empfindest, noch recht, recht mit Bewußtsein zu genießen und damit nachzuholen, was Du in früheren Tagen darin versäumt.«

»Wolle es Gott, mein Kind, daß Du auch darin die Wahrheit sprichst, aber weißt Du oder hast Du es schon bedacht, wem ich eigentlich diese Freude und dies Glück zumeist verdanke?«

»Ich glaube es zu wissen, mein Vater,« erwiderte sie mit einiger Befangenheit, »und gerade um darüber mit Dir zu sprechen, bin ich jetzt zu Dir gekommen, da wir zufällig allein zu Hause sind. Also sprich es nur dreist aus, Du willst von – Herrn von Rodenberg mit mir reden, nicht wahr?«

»Ja, das will ich, mein Kind, und da muß ich Dir sagen, daß das, was der junge Mann gethan, so bedeutungsvoll, so segenbringend, so heilsam für mich ist, daß ich in der That nicht weiß, wie ich ihm dafür danken soll, wozu mich doch mein Herz fast ungestüm drängt.«

Angela schaute einen Moment vor sich nieder, dann hob sie ihren Lockenkopf langsam empor und schaute den Vater fest mit ihren großen blauen Augensternen an.

»Also Du willst ihm danken,« sagte sie mit einem tiefen Athemzug, »und weißt nicht, wie Du es anfangen sollst – so meinst Du ja wohl?«

»Ja, Du hast meinen Gedanken ganz richtig errathen.«

»Nun, vielleicht kann ich Dich darin unterstützen,« fuhr sie schon etwas ermuthigt fort, »denn ich – ich wüßte wohl, wie Du ihm am besten danken könntest, da ich sehr gut weiß, was er am meisten wünscht.«

»Wie, das wüßtest Du? O, das wäre ja herrlich. Was wünscht er sich denn und wie könnte ich ihm denn wahrhaft seine Sorge und Freundschaft für mich vergelten?«

»Ueberlaß Deinen Dank mir!« stammelte sie, ohne ein Wort weiter hinzufügen zu können und schlug in holder Verschämtheit die Augen nieder.

Der Baron verstand sie nicht. »Wie,« sagte er, »Dir soll ich meinen Dank überlassen? Aber wie willst Du es denn anfangen; ihm so recht aus meiner Seele heraus diesen Dank an den Tag zu legen? Sprich Dich deutlicher aus – ich verstehe Dich nicht.«

»Nun,« sagte Angela, stolz und muthig die Augen wieder erhebend, »dann will ich es Dir eben so ehrlich wie mit kurzen Worten sagen: ich will ihm durch *Liebe* danken!«

»Ah, durch Liebe! Nun ja freilich! Lieben werden und müssen wir ihn Alle, aber wird er sich damit begnügen?«

»Nicht mit meiner Liebe begnügen?« fragte sie, süß lächelnd zu dem guten Vater aufblickend. »Meinst Du, daß meine Liebe so schwach ist, so wenig Werth für ihn hat, daß sie ihm nicht vollständig genügen, ja ihn ganz und gar befriedigen und glücklich machen würde?«

Jetzt erst verstand sie der Baron, wenigstens glaubte er es. Aber er erschrak doch etwas dabei und dachte immer noch, er könne sich irren. »Wie,« sagte er, »verstehe ich Dich recht, sprichst Du im Ernst? Durch Deine Liebe, die Liebe zu ihm, ihm klar vor Augen gelegt, willst Du ihm *meinen* Dank abtragen? Liebst Du ihn denn?«

Sie nickte und Thränen traten dabei unwillkürlich in ihr vom überströmenden Gefühl hell glänzendes Auge. »Ja,« sagte sie mit fester Stimme, »seit gestern weiß ich es bestimmt, Väterchen, daß ich ihn liebe; in der Stunde, bevor er zu den Arbeitern auf dem Felde ritt, um sie zu beruhigen und Dich ihnen als den unschuldigsten Mann von der Welt darzustellen, da habe ich es empfunden, und nicht allein empfunden – nein, mehr als das – ich habe es ihm auch gesagt,«

»Was!« rief der Baron und wollte von seinem Sitz aufspringen, aber sie hielt ihn mit kräftiger Hand und liebender Gewalt darauf fest.

»Bleib' sitzen, Väterchen,« fuhr sie fort, »und höre meine Beichte ganz zu Ende. Sie wird auch mir wohlthun, wie Dir heute Morgen die Beichte, die Felix für Dich abgelegt, wohlgethan hat. Ja, Vater, ehrlich und offen gesprochen, wie ich von Kindheit an zu Dir sprach, – ich liebe ihn wahr und treu, wie ein Weib einen braven Mann

lieben muß, und wenn Du nichts dagegen hast, so liebt er mich auch und Du brauchst nicht zu fürchten, daß er Dich verlassen und mich von Dir fortführen will, denn Du wirst ihm ja wohl erlauben, wenn die Zeit unseres Brautstandes vorüber ist, bei Dir, wenigstens in der Nähe zu bleiben, da Du ja zwei schöne Güter hast, die nahe bei einander liegen und wir, so oft wir wollen, immer beisammen sein können, ohne uns auch nur einen Tag trennen zu müssen.«

»Ah!« seufzte der Baron mit leicht athmender Brust und hier dämmerte in ihm der kleine Verdacht auf, daß ein allerliebster Plan bereits in dem Köpfchen seiner Angela geschmiedet sei, aber er sprach ihn nicht aus, sondern sagte nur: »Ich verstehe! Doch – ich will auch ehrlich mit Dir sprechen – ich habe nichts gegen Deine, und nichts gegen seine Liebe einzuwenden, im Gegentheil, sie beglückt mich, wie mich noch nie etwas beglückt. Felix von Rodenberg ist Dir nicht nur ebenbürtig, also ganz dazu angethan, den einmal bestehenden Gesetzen unseres Hauses ein Genüge zu leisten, sondern er ist auch Deiner in jeder Beziehung würdig und das ist und bleibt in meinen Augen die Hauptsache. Doch daran laß uns noch nicht denken, mein Kind. Wir sind erst im Vorspiel unseres Glücks und haben noch Zeit genug, uns die Zukunft nach allen Seiten, wie wir sie uns gestalten wollen, zurechtzulegen. Wo ist Felix von Rodenberg?«

»Er ist nach Schaumburg geritten; ich habe aber Befehl gegeben, ihn sogleich zu uns zu schicken, sobald er



kommt, und ich erwarte ihn – mit Sehnsucht – jeden Augenblick.«

»Mit Sehnsucht!« seufzte der Baron ganz leise. »Du Glückliche! Ach mein Gott, wie das Alles heute über mein Haupt und Herz daherfluthet! Wie eine Windsbraut stürmt es heran!«

»Es stürmt, Väterchen? Nein, das ist diesmal nicht das rechte Wort. Ein lieblich erfrischender Wind weht Dir das Glück heran und die Stürme, ach! die Stürme des Lebens, die sind für Dich alle verrauscht und ein schöner warmer Lebensabend breitet vor Dir seine Ruhe, seinen Frieden und seine Freuden aus, nicht wahr?«

»Ja, Du hast Recht, Du Engel meines Lebens!« rief der Baron, schloß sie fest in seine Arme und küßte sie innig und lange, als eben plötzlich ertönende Hufschläge eines herangaloppirenden Pferdes vor dem offenen Fenster die Rückkehr des Ersehnten verkündeten.

»Da ist er!« riefen der Baron und Angela zugleich. »Aber still! Laß uns in unserer Stellung bleiben,« setzte der Erstere hinzu, »er soll uns, wenn er uns sieht, in Liebe und Eintracht beisammen finden.«

Zwei Minuten später ging die Thür auf, und die große dunkle Gestalt Felix von Rodenberg's trat vorsichtig und leise, nachdem er geklopft, in die Bibliothek ein, als sei er ungewiß, ob er Jemanden darin finde oder gar störe.

»Rodenberg!« rief der Baron laut, »hier sind wir! Kommen Sie her!«

Da trat er heran, warf nur einen Blick auf die zärtlich Umschlungenen und wußte bereits, was so eben zwischen ihnen zugetragen.

»Rodenberg,« sagte der Baron einfach und kurz und doch mit einer Würde und Ruhe, daß dem froh Aufschauenden das Herz vor Wonne klopfte, »geben Sie mir Ihre Hand! So. Und nun, Angela, gib mir die Deine und lege sie in die seine. So. Laßt sie in einander, Kinder!« fuhr er fort, und als Beide, wie von *einem* Gefühl getrieben, vor ihm niedersanken, legte er seine Hände segnend auf ihre Häupter und sprach mit tiefer Empfindung:

»Gott hat schon viel Großes, Schönes und Wunderbares vollbracht, aber daß er Eure Herzen in Liebe zu einander geführt, das ist mir das Liebste und Schönste, was er mir, nachdem ich erfahren, daß auch meine Jugendfreundin lebt und mich liebt, noch am Abend meines Lebens hat erweisen können. Nehmt also den Segen eines alten Mannes hin, der aus der Tiefe seines Herzens auf Euch niederfließt. Ich bin schwer geprüft worden im Leben und will Gott bitten, daß er mich für Euch mit geprüft haben möge. Seid glücklich und lebet friedlich mit einander. Mich aber – so egoistisch bin ich einmal – schließt mit in Eure Herzen ein, denn ohne Euch würde ich nicht leben mögen. Felix, mein Sohn von heute an, ich erkläre Dir, daß Angela auch das Rechte in meinem Herzen getroffen hat, wenn sie ihr Herz zu Dir gewandt, denn auch ich liebte Dich schon lange im Stillen wie einen Sohn, und so nehmet Beide das freudig gegebene Geständniß

hin, daß ich schon oft an eine einstige Verbindung zwischen Euch gedacht, die sich nun ohne mein Hinzuthun, wie ein Ausfluß des göttlichen Willens, von selbst vollzogen hat. Ja, ich bin mit Eurer Liebe vollkommen einverstanden und so laßt uns von heute an nur *eine* Familie bilden, in die ich die Deinen, mein Sohn, mit eingeschlossen halte, mögt Ihr nun mit ihnen auf Schaumburg oder mit mir auf dem Schneckenberg wohnen, denn ich werde Eurem Wunsche, den ich zu kennen glaube, niemals hinderlich sein.«

Alle Drei fielen sich nach diesen mit tiefer Rührung gesprochenen Worten in die Arme, umschlangen sich fest und küßten sich inniglich, und bald darauf wurden Fräulein Wanner und Treu gerufen, um das neue Bündniß zu vernehmen, welches heute eine Tochter der Hartensteins mit einem Sohne der Rodenbergs auf Lebenszeit geschlossen hatte. –

In später Nachtstunde aber, als Alle außer dem Baron im Schneckenberger Schloß nach einem der glücklichsten Abende, wie nie zuvor einer daselbst erlebt, zur Ruhe gegangen waren, saß der alte Herr noch allein in seiner Bibliothek und wartete geduldig ab, bis er nirgends mehr ein Geräusch von Wachenden in seiner Umgebung vernahm. Als er endlich glaubte, vor allen Störungen ganz sicher zu sein, schloß er beide Thüren im Zimmer zu, zündete sich wie schon früher einmal eine Kerze an, öffnete sein Heiligthum, seine kleine Kapelle, und trat leise, vorsichtig in dieselbe ein. Bald brannten alle Lichter darin und nun betrat er die Stufen des kleinen

Altars und ließ mit freudig erregter Hand den Mechanismus spielen, der das Bild der so lange als todt beweinten und nun doch noch lebenden Angela zum Vorschein brachte.

Lange und innig betrachtete er das schöne Bild, aber nicht mehr mit dem traurigen Blick, wie er es vor wenigen Monaten gethan. Denn welche wunderbaren und höchst wichtigen Ereignisse waren in dieser kurzen Zeit über sein Haupt und sein Herz dahingerauscht! Von allen Gedanken aber, die seinen Geist, und von allen Empfindungen, die sein so lange bedrücktes Herz dabei erfüllen mochten, war ein einziger Gedanke und eine einzige Empfindung vorherrschend, und das war das köstliche, ihn fast berauschende Gefühl, mit dem vollen Bewußtsein der Wahrheit gepaart, daß der alte Alp von seiner Brust gewichen sei, der so lange darauf gelegen und sie mit seiner bisher unüberwindlichen Wucht niedergedrückt hatte. Jetzt erst, jetzt und fast zum ersten Mal in seinem Leben, war sein Geist ganz klar geworden, die kleinlichen Sorgen des Lebens waren von ihm abgefallen und er sah alle Dinge, wie sie in Wirklichkeit waren, nicht wie er sie in seiner krankhaften Einbildung bisher zu sehen gewohnt war.

Und was hatte diese Veränderung in ihm bewirkt, woher war diese gänzliche Umwandlung seiner Anschauungsweise der Welt und der Menschen gekommen? O, er hatte es ja gehört und er glaubte es, wie er immer so gern alles Gute geglaubt: seine einzige Liebe, seine reine keusche Jugendliebe, von der er so schonungslos in

den besten Jahren seines Lebens gerissen war und die er seit jenem schrecklichen Tage an der Schaumburger Hecke nicht wiedergesehen – sie war ihm im Herzen eigentlich nie untreu geworden, sie war nur in vorübergehender Verblendung, und durch List und Gewalt von ihm abwendig gemacht, einem lange bereuten Irrthum verfallen, sie hatte ihn von den beiden Brüdern am meisten geliebt, und, was noch mehr war, sie war nicht todt, wie er so lange geglaubt, nein, sie lebte in stiller Zurückgezogenheit, wie er gelebt, und jetzt trat sie mit einem Mal aus ihrem Dunkel wieder hervor, um ihm gerade dadurch ihre Liebe zu beweisen, daß sie den furchtbaren Verdacht, den ruchlose Menschen auf ihn geschleudert, von ihm nahm und ihn so rein und fleckenlos vor dem Auge der Welt erscheinen ließ, wie er in Wahrheit, so lange er lebte, in seinem ganzen Wandel gewesen war.

Daß der alte Mann sich, als ihn so köstliche Gedanken und Empfindungen an dieser ihm so heiligen Stätte besuchten, wie neugeboren vorkam, wird wohl Niemanden Wunder nehmen, und er selbst fühlte diese Wandlung zumeist, da er eine Kraft und ein Vertrauen zu sich selber daraus erwachsen sah, die er früher nie besessen und die ihn in seinen eigenen Augen nun nicht mehr als das schwankende Rohr erscheinen ließen, für das ihn bis vor kurzer Zeit noch Jedermann gehalten, der mit ihm in nähere Berührung getreten war.

Mit solchen Gedanken und Empfindungen nun schaute er heute zu dem schönen Bilde auf, und eine unendliche Liebe, aber in ein wonnig stilles, frommes Gefühl

veredelt, an dem nichts Irdisches, Sinnliches mehr haftete, zog ihn immer näher dazu hin, bis er endlich dasselbe in Worte kleiden und mit leiser, gleichsam im Gebet sprechender Stimme sagen konnte:

»Angela! Da bin ich einmal wieder bei Dir, aber als ein ganz anderes Wesen als damals, wo ich das letzte Mal in stiller nächtlicher Stunde Dein Auge betrachtete, das, wie es mir schien, auf diesem Bilde immer mit lebendiger Gluth auf mich gerichtet war. O, es ist Viel, Viel geschehen seit jener Nacht! Damals war es dunkel und trüb um mich her, und heute ist es mit einem Mal heller Tag geworden und ich sehe deutlich und klar, was hinter mir, was vor mir, was rings um mich liegt. O, Du hast mir wirklich, was ich schon damals ahnte, einen Engel gesandt und er hat die Schlacken von meinem Herzen, die Sorgen von meiner Seele, die Qualen einer krankhaften Einbildung aus meinem Gemüth genommen, er hat mich mit starker Hand gewappnet und gerüstet zu neuem, frischem Leben, und alles das durch das eine Wort, welches er sprach: daß Du lebst, daß Du mich liebst und daß ich Dich nicht in jener Welt erst, sondern in dieser schon wiedersehen soll! Ja, das hat Dein Neffe, jetzt mein Sohn, gethan und Lob und Preis sei ihm dafür aus meiner tiefsten Seele dargebracht, denn er hat dadurch meine geistige und leibliche Wiedergeburt bewirkt und mich wieder zu einem handelnden, wirklich seines Lebens sich bewußten Menschen umgeschaffen. Jetzt komm' aus Deiner Einsamkeit in die meine herüber, die fortan keine Einsamkeit mehr sein wird, da mich so viele und gute

Menschen umgeben und mein Glück mir entgeggetragen, jetzt komm' und sieh' mich an, wie ich bin, und Du wirst, wenn Du noch Dein altes weiches Herz hast, wie ich glaube, erkennen, daß ich, wenn nicht Deiner Liebe, doch Deiner Freundschaft nicht ganz unwerth bin, und nur diese Seelenfreundschaft verlange, fordere ich von Dir, weiter nichts. Ja, komm' und sage mir, daß auch Du meine Freundin sein willst, und dann wollen wir ruhig und zufrieden unsere uns noch vorbehaltenen Tage in treuer Gemeinschaft verfließen sehen, uns der Gaben der Vorsehung freuen und dankbar gegen Gott den Geber alles Guten, uns einst in die Gruft betten lassen, mit dem beruhigenden und köstlichen Bewußtsein, daß auch unser Leben, wie es einmal war, nicht ganz vergebens gewesen ist und daß wir im Stillen gewirkt haben, was unsere schwachen Kräfte uns zu wirken gestatteten.

»So lebe denn wohl für heute! Ich habe einen harten anstrengenden Tag verlebt und bedarf der Ruhe. Wer weiß, was mir morgen schon wieder zu tragen auferlegt wird, aber ich werde es jetzt, was es auch sei, mit Mannesmuth und Manneskraft ertragen und Niemand auf der Welt soll mich wieder klagen hören, denn ich will eben ein Mann sein, der sein hartes Schicksal überwunden und nur noch die süße Frucht zu genießen hat, die ihm in so später Zeit gereift ist. Lebe wohl, und heute sage ich nicht mehr: Auf Wiedersehen in einer anderen Welt, sondern schon in dieser! Gute Nacht, Angela, gute Nacht, meine inniggeliebte und treueste Freundin!«

Noch einmal nahm er das Bild von seinem Platz, drückte einen Kuß darauf und dann verschloß er es wieder wie sonst. Nachdem er zuletzt die Kerzen gelöscht, trat er mit beruhigtem Gemüth den Gang zu seiner Ruhestätte an und niemals hatte ein so süßer Schlaf seine Augen zuge-drückt, wie in dieser Nacht.

---

In einer Beziehung wenigstens hatte der vorahnende Geist des Barons Recht gehabt: schon am frühen Morgen des anderen Tages sollte er eine neue traurige Mittheilung vernehmen, auf die er allerdings schon halb und halb vorbereitet war, die er aber, wie er gesagt, standhaft und mit männlicher Fassung und Ergebung ertrug.

Schon um acht Uhr Morgens sah man zu allgemeiner Verwunderung die bekannte Victoriachaise des Amtraths Stephani, mit den beiden schönen Grauschimmeln bespannt, die ihn so oft zu seinen Freunden in die Runde geführt, vor das Schloß auf dem Schneckenberge rollen, und darin saß Doctor Camp mit einem blassen und sichtbar ermüdeten Gesicht. Er hatte, um Cornelia zu beruhigen, die ganze Nacht am Krankenbette ihres Vaters zugebracht und ihm vor zwei Stunden die in kurzem To-deskampf erloschenen Augen zuge-drückt.

Mit dieser Nachricht trat er in die Bibliothek bei dem Baron ein, der, sobald er des guten Doctors ernstes und verstörtes Gesicht sah, auf der Stelle wußte, was für eine Kunde er ihm brachte.



»Also wirklich!« sagte der Baron, als Doctor Camp sich halb erschöpft auf einen Sessel niedergelassen und seine Meldung mit kurzen Worten abgestattet hatte. »Es sollte nicht anders sein und er ist todt? O, dieser starke gesunde Mann! Wer hätte es gedacht, es für möglich gehalten! Er hätte mich zwanzig Jahre überleben können, denn ich bin ja von jeher so schwach und hinfällig gewesen! Aber freilich, er hatte viel mehr Leidenschaften als ich und die zehren den stärksten Körper am schnellsten auf, und ich – ich hatte nur den Schmerz zu meinem Gefährten und der scheint unsere Nerven zu einem längeren Widerstande zu stählen. Doch still! Also der Amtsrath Stephani, mein Rentmeister, ist todt, nicht wahr?«

»Ja, er ist todt, lieber Baron,« versetzte Doctor Camp mit ernster Miene; »aber gönnen wir ihm die Ruhe und beklagen wir nicht, daß er so früh gestorben ist. Wie ich es auch betrachten mag, selbst für seine Kinder war ein so rascher Tod die beste Lösung, die Gott dem armen Manne, der so schwer gefehlt, zu Theil werden lassen konnte. Was hätte ihm ein längeres Leben genützt? Die Freude, der Stolz, die Ehre des Lebens waren doch für ihn ein für alle Mal dahin und nie wieder hätte er in Ihr und anderer Menschen Auge blicken können, ohne zu eröthen oder zu erbleichen, da er sich bekennen mußte, daß er eine That begangen, die niemals, durch nichts gesühnt werden konnte – Verrath an einem treuen edlen Herzen, das ihm mit unbegrenztem Vertrauen entgegengekommen war und ihm ohne Makel und Vorwurf eine

Fülle des Genusses gelassen hatte, wie sie nur wenigen Menschen auf dieser Erde zu Gebote gestellt wird.«

Der Baron hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und seufzte schwer auf. »Da haben Sie wohl eigentlich Recht,« sagte er, »aber leid thut er mir trotz alledem doch. Wie gesagt, er hätte noch lange leben können. Doch alle diese Worte sind unnütz, lieber Doctor, man muß dergleichen Dinge ertragen, wie sie Gott giebt. Was macht Cornelia?«

»Ich bin mit ihr zufrieden,« erwiderte der Arzt, freundlich mit dem Kopf nickend. »Sie hat sich wacker gehalten und sich so stark bei'm Tode ihres Vaters gezeigt, wie sie schon oft bei seinen Lebzeiten war.«

»Das freut mich. Können Angela und Fräulein Wanner zu ihr hinunter? Ich meine, haben sie nichts von irgend einer Ansteckung zu befürchten?«

»Nicht das Geringste, Herr Baron, ich bürge dafür. Auch werden sie ja nicht zu dem Verstorbenen gehen wollen und Cornelia ist schon lange in ihre Zimmer zurückgekehrt, wo sie mit sicherem, klarem Geist einige Briefe geschrieben und die Vorbereitungen zu dem Begräbniß getroffen hat, die ich selbst ausführen werde, sobald ich nach der Stadt komme, wohin ich mit des Amtsraths Pferden fahren werde, denn zum Reiten bin ich diesmal zu müde und zu steif.«

»Das glaube ich Ihnen gern und ich danke Ihnen für Ihren Bericht. So will ich Sie nicht länger aufhalten, Sie werden zu Hause vor allen Dingen der Ruhe bedürfen, Guten Morgen, lieber Camp!« –

Zwei Stunden später befanden sich Angela und Fräulein Wanner schon in Schaumburg, um Cornelia einen Besuch zu machen und das übliche Beileid zu sprechen, eine Theilnahme, die namentlich durch die Schnelligkeit, mit der sie zu Tage trat, Cornelia außerordentlich beglückte. Man fand sie, wie der Doctor gesagt, zwar tief betrübt, aber ruhig und gefaßt, denn auch sie hatte sich in diese von Gott für zweckmäßig gehaltene und über sie verhängte Lösung ihres traurigen Schicksals ergeben.

Im Laufe der kurzen Unterredung, welche die beiden Freundinnen mit einander abhielten, sagte Angela auch, ohne des zwischen ihr und Felix bestehenden Verhältnisses zu erwähnen, welches Cornelia erst in späterer Zeit erfuhr:

»Herr von Rodenberg läßt Dich auch herzlich grüßen und hat mich gebeten, einstweilen, bis er selber kommen wird, Dir sein wahrhaftes Beileid auszudrücken. Er setzte sich so eben, als wir vom Berge abfahren, nieder, um an Deinen Bruder Rudolf zu schreiben und läßt Dir sagen, Du möchtest um Dein ferneres Schicksal unbesorgt sein, wie er Dir neulich schon verheißen. Was er aber an Deinen Bruder schreibe, werde Dich mit großer Freude, wenigstens mit einem großen Trost in Deiner jetzigen Lage erfüllen, nur mögest Du einige Geduld haben und Dich in nichts übereilen, da die Antwort Deines Bruders wegen seines Aufenthalts in so weiter Ferne erst in etwa acht Wochen hier sein kann.«

Cornelia war herzlich dankbar für diese Mittheilung und versprach, ihr Verhalten danach einzurichten und so

lange ruhig in Schaumburg wohnen zu bleiben, bis eine Antwort von ihrem Bruder eingetroffen sein würde.

Als Angela wieder nach dem Berge zurückgekehrt war und berichtet hatte, daß Cornelia wünsche, daß das Begräbniß ihres Vaters schon nach zwei Tagen stattfinden und so einfach und prunklos wie möglich vollzogen werde, hielt sie mit ihrem Vater und Felix eine längere Unterredung ab, die zu einem allseitig befriedigenden Resultat führte und welche vor Allem das Interesse der Kinder des Amtsraths betraf.

Nach dieser Unterredung war der Baron wieder allein geblieben, an Stelle seiner Kinder aber wurde Treu zu ihm berufen und alsbald trug ihm der Baron auf, am Morgen des Begräbnißtages Punkt neun Uhr seinen Galawagen in Bereitschaft zu halten, da er beabsichtige, seinem verstorbenen Rentmeister das letzte Geleit zu seiner Ruhestätte zu geben.

Als Treu diese mit ernstem Bedacht gesprochenen Worte vernahm, prallte er um einen Schritt zurück, sah seinen Herrn mit dem höchsten Erstaunen an und rief: »Wie Herr Baron, Sie selbst wollen nach Schaumburg gehen und sich von dort aus dem Leichengefolge des Amtsraths anschließen?«

»Ja,« entgegnete der Baron mit einer Festigkeit, wie sie Treu bisher nie von ihm gehört, »ich will und werde dahin gehen. Doctor Camp hat mir gesagt, daß die Krankheit des Verstorbenen nicht ansteckend gewesen sei, und was Schaumburg betrifft, so hat es von dem Augenblick an seine Schrecken für mich verloren, wo mir Rodenberg

gesagt, daß die Zeugin meiner Unschuld noch lebt und mich selbst vor Gott und den Menschen frei gesprochen hat. Durch diesen Todesfall aber ist Schaumburg gewissermaßen wieder an mich zurückgefallen und ich werde meine Güter von jetzt an durch Rodenberg selbst verwalten, wie es bisher der Amtrath gethan. Außerdem aber muß ich mich seinem Gefolge schon seiner Kinder wegen anschließen, damit die Welt nicht etwa glaube, wir seien in Zorn und Zwietracht von einander geschieden und Einer von uns Beiden habe dem Andern ein ernstes Leid zugefügt. Nein, Treu, was mir der Mann auch gethan haben möge – der Tod versöhnt, und ich – habe ihm Alles vergeben, was ein Mensch dem andern vergeben kann.«

Treu blickte mit tief gerührter Miene seinen edlen Herrn an und nickte. »Es ist gut, Herr Baron,« sagte er, »Ihr Befehl soll pünktlich vollstreckt werden. Aber dann gestatten Sie mir wohl, Sie zu begleiten, nicht wahr? Denn wenn Sie Schaumburg wiedersehen können, so giebt es für mich auch keine Schatten mehr daselbst und ich möchte gern an Ihrer Seite stehen, wenn Sie die letzte Hand voll Erde auf den Verstorbenen werfen, mit dem christlichen Wunsch, daß sie ihm leicht sein möge.«

Der Baron gab dem guten alten Mann die Hand und sagte bewegt: »Ja, komm' mit! Rodenberg, ich und Du, wir Drei wollen zusammen nach Schaumburg gehen, zum ersten Mal wieder nach mehr als fünfundzwanzig Jahren – weißt Du es wohl, alter Freund? Denn ich bin ja zum letzten Mal dagewesen, als – ach! meine gute Mutter

begraben ward.« – Er hielt einen Augenblick inne und besann sich. »Wunderbar!« fuhr er dann fort, »welche seltsamen Ereignisse liegen zwischen diesen beiden Todesfällen! Doch – wir wollen nicht mehr darüber grübeln, das nützt zu nichts, sondern lieber handeln, und nur so viel sage ich Dir, wir werden übermorgen nicht zum letzten Mal nach Schaumburg gehen, da ja die Frau Baronin wiederkommt und ihren Wohnsitz – so hoffe ich zu Gott – von jetzt an für immer dort aufschlagen wird.«

»Na, das kann ich mir denken!« rief Treu mit warm ausbrechender Freude, »und ich – ich werde künftig so gern dahin gehen, wie Sie, denn nun, da man – gewisse Gesichter nicht mehr daselbst zu sehen bekommt, wird das schöne Schaumburg wieder das alte Paradies werden, was es sonst immer gewesen, und so kommt es endlich wieder zu Ehren, worüber kein Mensch zufriedener und glücklicher sein kann, als ich.«

Der Baron nickte und lächelte dabei. Als aber Treu bald darauf ihn verlassen hatte, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb selbst einen langen Brief an die Baronin Angela von Hartenstein, wie Felix von Rodenberg es gewünscht, und worin er persönlich ihres Neffen Einladung für sie und ihre Schwester nach Schaumburg auf einen bestimmten Tag wiederholte. Mit welchen Gefühlen aber der alte Mann dies that, brauchen wir nicht mehr zu erwähnen, da es sich ganz von selbst versteht.

Der Tag der Beerdigung des Amtraths Stephani war gekommen. Obgleich Cornelia diese traurige Feierlichkeit so einfach und still wie möglich gewünscht und nur den nächsten Bekannten und Freunden den Todesfall angezeigt hatte, so fanden sich doch sehr viele Bewohner der näheren Umgebung ein und gerade Diejenigen, die an den prunkvollen Festgelagen des verschwenderischen Amtraths am seltensten Theil genommen, waren am zahlreichsten vertreten, während viele seiner intimeren Spiel- und Trinkgenossen sich entweder krank oder anderweitig verhindert melden ließen. Von unseren Bekannten waren nur der Landrath von Wulffen, sein Bruder, der Staatsanwalt, und Doctor Camp erschienen; aber eben, als die Versammlung vollzählig war, sah man plötzlich den großen Galawagen des Barons Clemens von Hartenstein vom Schneckenberge durch den Park daherfahren, der gleich darauf auf dem Schloßhofe, dicht an der nach der Wohnung des Amtraths führenden Thür hielt.

Diese Erscheinung, die hier noch von Niemandem gesehen und jetzt am wenigsten vermuthet war, setzte das ganze Trauergefolge in das höchste Erstaunen und eine allgemeine Bewegung gab sich unter den versammelten Männern kund. Als nun aber nach wenigen Augenblicken, auf den Arm Felix von Rodenberg's gestützt und von dem alten treuen Diener gefolgt, die kleine schwächliche Gestalt des Barons mit dem edelgeformten Kopf, dem schneeweißen, lang herabwallenden Haar und dem milden und gütigen Antlitz sichtbar wurde und er in seiner ganzen Haltung, wie in dem Ausdruck seiner Miene eben

so viel Würde, wie Wohlwollen und Theilnahme zeigte, da wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit von dem Todten auf den Lebendigen hin, denn die meisten der Anwesenden wußten sehr wohl, in welchem eigenthümlichen und zuletzt fast unerträglich gewordenen Verhältniß diese beiden Männer mit einander gestanden hatten. Wo blieb nun die Wahrheit des seltsamen Gerüchts, welches schon in den letzten Tagen seinen Umlauf gemacht, daß der Baron von dem Amtrath in seiner Unschuld, seiner Manneswürde tief gekränkt, ja daß er sogar in seinem Besitz so schwer von ihm geschädigt sei, wenn er es jetzt für zulässig halte, persönlich bei dessen Begräbniß zu erscheinen? Konnte ein Mensch so edel sein, um so leicht Alles zu vergessen, was ihm Böses widerfahren, nur um seine Menschenpflicht am Grabe eines Verstorbenen zu erfüllen oder den hinterlassenen Kindern desselben durch sein Erscheinen wieder eine geachtete Stellung in der Welt anzuweisen? Nein, an solchen Edelmuth dachten nur sehr Wenige und noch Wenigere hätten an ihn geglaubt, und so blieb Vielen der Anwesenden die Gegenwart des Barons ein ungelöstes Räthsel und eben das hatte vielleicht in der wohlmeinenden Absicht des Barons gelegen und so war ja der Hauptzweck, den er dabei im Auge gehabt, vollkommen erreicht.

Von Allen aber begriff diesen wirklichen und seltenen Edelmuth in seiner ganzen Größe die Tochter des Verstorbenen, Cornelia. Ihr war auf der Stelle klar, warum der Baron gerade diesmal seine Einsamkeit verlassen hatte



und nach Schaumburg, dem ihm bisher unzugänglichsten Ort der Welt, persönlich gekommen war, und so konnte ihr in ihrem Schmerz keine größere Genugthuung geboten werden, obgleich sie in innerster Seele dennoch tief dadurch beschämt wurde, wenn sie später im Stillen einen Vergleich zwischen der Handlungsweise des Verstorbenen und der des noch auf der Erde Weilenden anstellte.

Als der Baron in den Saal getreten war, in welchem der bereits geschlossene Sarg unter einer Fülle von Blumen und von brennenden Kerzen umgeben stand, warf er nur einen raschen kurzen Blick darüber hin und sein Auge flog dann im Kreise umher, um der leidtragenden Tochter ansichtig zu werden. Auf das Tiefste bewegt, trat sie schwankenden Ganges auf den ihr liebevoll entgegenkommenden alten Mann zu und wäre sie mit ihm allein gewesen, so würde sie ihm ohne Zweifel zu Füßen gefallen sein, seine Kniee umfaßt und um Verzeihung gebeten haben, daß ihr Vater seinem so gütigen Herrn ein so schweres Leid bereitet. So aber nahte sie sich ihm nur leise schluchzend, und als er ihr die Hände entgegenstreckte und sie liebevoll an sich zog, lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter und weinte laut.

»Mein liebes Kind,« sagte der alte tief gerührte Mann mit seiner weichen, zu Aller Herzen dringenden Stimme und indem er seine rechte Hand auf den Kopf des selbst in ihrem Leid noch so schönen Mädchens legte, »bezwingen Sie Ihren Schmerz, so viel es möglich ist. Es ist für ein

führendes Kinderherz immer hart, einen Vater zu verlieren, aber wir Alle müssen ja einmal sterben und auch an Sie wird einst die Reihe kommen, wenn Ihre Lebensuhr abgelaufen ist.«

»Ach ja, Herr Baron, das weiß ich wohl,« schluchzte Cornelia, noch immer an seine Brust gelehnt, »aber daß Sie selbst – nach Schaumburg kommen, das rührt mich so tief, daß ich keinen Ausdruck dafür auf meinen Lippen habe.«

»Ach ich, liebe Cornelia!« entgegnete mit sanftem freundlichen Lächeln der Baron, »wie konnte ich heute von Schaumburg fern bleiben, da Sie in so großer Trübsal sind! Ich wollte Sie wenigstens in etwas zu trösten versuchen. Und darum sage ich zu Ihnen: wenn der heutige für Sie so schwere Tag überstanden ist, und er wird überstanden werden, denn die Stunde rennt ja, wie Sie wissen, auch durch den rauhsten Tag, so kommen Sie zu mir, zu uns auf dem Berge, und dann sollen Sie eine Familie finden, die sich glücklich schätzt, Sie in ihrer Mitte zu sehen.«

Alle, die diese zuletzt mit etwas lauterer Stimme gesprochenen Worte vernahmen, waren tief davon ergriffen, auch wenn sie nicht wußten, welche Bedeutung in denselben lag, da ja nur so Wenige eine Ahnung davon hatten, wie schwer der Verstorbene sich an dem edlen Baron vergangen hatte.

Nachdem aber diese Scene vorüber, schritt die Leichenfeierlichkeit ihrem überall gleichen Ende zu. Der gute Geistliche, welcher anwesend war und zu dem Dorfe gehörte, in dem die Familien der Barone von Hartenstein und ihrer langjährigen Diener, der Rentmeister Stephani, ihr Erbbegräbniß besaßen, hatte bis zum letzten Augenblick, auf die von allen Anwesenden und zu meist von Cornelia erwartete Ankunft des Sohnes des Verstorbenen hoffend, mit dem Beginn seiner Rede gezögert. Da derselbe aber nicht erschien, so trat er jetzt endlich an das Fußende des Sarges und begann seinen Vortrag, der von den herrlichen Eigenschaften und Tugenden des ›in der Blüthe seiner Jahre Entschlafenen‹ dermaßen überschwoll, daß sogar die besten Freunde desselben beschämt die Augen niederschlugen, als bedauerten sie in tiefster Seele, weniger edel, fromm und christlich zu sein, als der theure Verstorbene es bis zu seinem letzten in Gott ausgehauchten Athemzuge gegen Jedermann gewesen war. Nur der Baron, Felix von Rodenberg, die Brüder von Wulffen, Doctor Camp und Treu standen geduldig dabei und hörten diese endlosen Lobpreisungen mit ernster Miene an und Doctor Camp dachte in seinem Sinn, daß es für viele Menschen eine Wonne sein müsse, zu sterben, wenn sie gewiß wären, eine solche Leichenrede an ihrem Sarge halten zu hören, die ›den stillen, unwandelbar gerechten Jünger der unbestechlichen Themis‹ zu einem wahren Märtyrer in seinem so schweren und seine Kräfte so frühzeitig aufreibenden Amte stempelte.

Als aber eben die letzten Worte dieser ›gehaltvollen‹ Rede in dem von Menschen überfüllten Saale verhallt waren, brachte Jean eine telegraphische Depesche herein, welche von Hand zu Hand ging, bis sie endlich an Cornelia gelangte, die sie auf der Stelle erbrach, da sie wohl denken konnte, daß sie von ihrem Bruder Kuno, dem Liebling des Verstorbenen, kam. Aber kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, so röthete sich ihr bleiches Gesicht auf einen Moment, denn was sie eben gelesen, war nicht dazu angethan, ihr Herz mit Freude oder Trost zu erfüllen.

Die Depesche enthielt nämlich nur die wenigen Worte: ›Bedaure sehr! – Kann nicht kommen, weil krank. Gott stärke Dich! Dein Bruder Kuno.«

So nahm denn die Begräbnißceremonie ungestört ihren ferneren Verlauf und nach einer Stunde schon war der ›selige‹ Amtsrath Stephani bei seinen Vätern in der schönen Gruft versammelt, die sein Vater einst mit vielen Kosten erbaut und die gar nicht weit von der viel einfacheren entfernt lag, in welcher die letzten Familienmitglieder der Hartensteins schlummerten und einst auch Baron Clemens schlummern sollte, wenn – seine Lebensuhr abgelaufen war. Hastiger noch als sie gekommen, kehrten bald darauf die Leidtragenden nach allen Richtungen in ihre Heimath zurück, wenn nicht mit großer Trauer, doch dem beruhigenden Gefühl im Herzen, ihre Menschenpflicht gegen einen selig Entschlafenen erfüllt zu haben, der in gesunden Tagen so herrliche Mahlzeiten gegeben und sich dabei stets als einen Lebemann

›vom reinstem Wasser‹ gezeigt, obgleich er selbst, wie Alle wußten, dies Element nicht gar besonders nach seinem Werthe geschätzt hatte. –

Aber schon am Nachmittag dieses Tages, als der Baron in stillem Nachdenken in seiner Bibliothek allein saß, wurde ihm von Treu gemeldet, Fräulein Cornelia Stephani sei da und wünsche ihn zu sprechen. Sie sei, als ob ihr alle Fuhrwerke ihres Vaters in ihrer gegenwärtigen Stimmung zu prunkend erschienen, bescheiden zu Fuß den Berg heraufgestiegen und bitte den Herrn Baron recht sehr, sie heute noch einmal bei sich zu empfangen, wenn es ihr auch leid thue, daß er dadurch noch einmal an den Morgen dieses Tages erinnert werden solle.

Der Baron erhob sich sogleich und trat der von Treu eingeführten, ganz schwarz gekleideten Cornelia mit milder und herzlicher Miene entgegen. Was aber zwischen Beiden in der nächsten Stunde vorgegangen, hat Niemand mit eigenen Augen gesehen und der Baron hat selbst seiner Tochter und Felix von Rodenberg nur oberflächlich die erschütternde Scene erzählt. Nur aus den späteren Folgen, die diese Unterredung hatte, wurde ihnen klar, von welcher Beschaffenheit sie gewesen war, und Diejenigen mochten nicht ganz Unrecht haben, die nachher erzählten, Cornelia sei dem Baron zu Füßen gefallen und habe den alten Mann angefleht, ihrem Vater zu verzeihen und ihr auch ferner ein gütiger und wohlwollender Herr sein zu wollen. Der Baron dagegen habe

die Knieende schnell zu sich emporgehoben und ihr gesagt, daß er dem Verstorbenen schon lange und Alles verziehen, und daß sie sich darüber beruhigen möge. Zwischen ihr und ihm bleibe Alles beim Alten, ja sie würden sich jetzt wohl noch öfter als früher sehen und ihre bisherige Freundschaft werde in ganz anderer Weise an den Tag kommen als bisher. Aus seinen weiteren Mittheilungen ersah dann Cornelia auch wohl, daß sie sich in dem Edelmuth und der Hochherzigkeit ihres Gönners in keiner Weise getäuscht, aber die Bitte des Barons, den Tag über auf dem Berge zu bleiben, lehnte sie dankbar ab, indem sie bemerkte, nun erst recht habe sie das Bedürfniß, mit sich im stillen Zimmer allein zu sein, denn sie müsse, da die Menschen ihren Dank nicht entgegennähmen, sich an Gott wenden, um ihn zu bitten, den Segen, der eben über sie ausgeschüttet, auch in Segen für Diejenigen zu verwandeln, von deren Lippen er in ihr Herz geflossen war.

Bevor sie den Baron aber verließ, erfuhr sie noch Eins und das war vielleicht der schönste und vollwichtigste Trost, den sie an diesem traurigen Tage vernahm. Es betraf ihren Bruder Rudolf und der Baron bewies auch dadurch, daß er sein Wort zu halten entschlossen war: die Kinder des Amtraths nicht entgelten zu lassen, was der Vater an ihm gethan. Cornelia aber versprach, das ihr anvertraute Geheimniß für's Erste noch bewahren zu wollen und das that sie auch. So kehrte sie denn mit dem vollen Bewußtsein nach Schaumburg zurück, daß dieser traurige Tag auch für sie eine Art Auferstehungstag von

schwerer Pein gewesen sei, denn Alles, was sie heute auf dem Berge gesehen und gehört, hatte sie mehr als Alles getröstet, was sie zuvor erfahren, und wenn eine Tochter, die so eben ihren Vater zur Gruft bestattet hat, von sich sagen konnte, sie fühle sich trotzdem glücklich und zufrieden, so konnte sie es sagen. Und so war ihre frühere Hingebung und Liebe zu der Familie des Barons denn doch auf eine Weise belohnt worden, wie es wohl Niemand und sie selbst am wenigsten gedacht, und der Verlust, den sie heute gehabt, war ihr durch einen so reichen Gewinnst aufgewogen, daß es für sie schwer gewesen wäre, zu entscheiden, ob sie jenen lieber ertragen oder diesen lieber entbehren wolle. Wie groß dieser Gewinnst aber war, werden wir bald am Schluß unserer Erzählung kennen lernen.

#### ELFTES CAPITEL. DAS WIEDERSEHEN.

Durch den so plötzlich eingetretenen Todesfall auf Schaumburg war die schon auf einen früheren Zeitpunkt festgesetzt gewesene Ankunft der Baronin von Hartenstein und der Frau von Rodenberg um mehrere Tage verzögert worden, denn man wollte sie nicht gleich zuerst in ein Haus führen, in welchem die Trauer um einen Gestorbenen so frisch und vorherrschend war, obwohl man, wie die Sachen daselbst lagen, wohl annehmen konnte, daß, mit Ausnahme Cornelia's, wohl Niemand von dieser Trauer auf sehr hervorstechende Weise ergriffen sei. Freilich hätte den beiden Damen sehr leicht auf dem Berge

eine vollkommen geeignete Wohnung, selbst auf längere Zeit, angewiesen werden können, allein das stimmte nicht mit der Absicht des zartfühlenden Barons überein. Angela von Hartenstein sollte nach seinem Wunsch gleich von Anfang an wieder die Räumlichkeiten auf Schaumburg beziehen, die sie früher bewohnt und die ihr aus längst vergangener Zeit, namentlich unter den jetzigen gänzlich veränderten Umständen, so werth und theuer sein mußten, wenn sich auch manche bittere Erinnerung daran knüpfte, die aber durch die langen Jahre ihrer Abwesenheit und die so angenehmen Verhältnisse, in welche sie jetzt trat, als bedeutend gemildert, wenn nicht gänzlich verwischt erachtet werden konnten.

So wurden denn auf Schaumburg große und umfassende Vorbereitungen zu ihrem baldigen Empfange getroffen und gerade Cornelia war dazu ausersehen, die nächsten Veranstaltungen dazu zu leiten und in neuer, ihr zusagender Thätigkeit Kopf und Hand dabei zu regen. Sie selbst, als sie davon in Kenntniß gesetzt ward, empfand eine große Freude darüber und verwandte sich lebhaft bei Angela dafür, daß sie recht sehr in Anspruch genommen werde, indem ihr eine solche Arbeit, wie sie sagte, die größte und beste Zerstreung böte, um sie von ihren trüben Gedanken abzuleiten, die ohne diesen läuternden Uebergang nicht so rasch wieder in das alte Geleise einer ruhigeren Vergangenheit zurückkehren könnten.

Jetzt erst, als man das alte Schloß in allen seinen Einzelheiten einer genaueren Besichtigung unterwarf, sah auch Felix von Rodenberg zum ersten Mal das Innere



desselben, welches die prachtliebenden Barone seit langen Jahren, Generationen hindurch, zu einem Sammelplatz der herrlichsten Kunstschatze gemacht und durch ihre verschwenderische Neigung zu Glanz und Luxus und mit ihren reichen Mitteln in jeder Beziehung großartig ausgeschmückt hatten. Als er mit Angela und Cornelia, welche Letztere nun erst das Verhältniß erfuhr, das Beide verband, und worüber sie weniger erstaunt als erfreut war, zum ersten die großen Säle, die Speise- und Wohnzimmer, blendend eingerichteten Damengemächer und die endlose Flucht der durch zwei Stockwerke sich hinziehenden anderweitigen Räumlichkeiten durchwanderte und aus den geöffneten Spiegelfenstern und von den zierlichen Balkonen auf den wundervollen Park mit seinen glattgeschorenen Rasenflächen, seinen herrlichen Baumgruppen und Blumenstücken niederschaute, zwischen denen überall in den mannigfaltigsten Formen die Wasser sprudelten und rieselten, da mußte er Angela aus freien Stücken bekennen, daß sie Recht habe, wenn sie Schaumburg schön finde und daß auch er einmal gern darauf wohnen würde, wie es ihm ja nun wirklich durch ein gütiges Geschick und seines Schwiegervaters Wunsch und Willen verheißen war. Auch für ihn hatte das Schloß, wie das große Gut, der Park und das schöne Gehöft mit seinem lebenden und todtten Inventarium eine ganz andere Bedeutung gewonnen, und er ging rasch und mit schöpferischer Jugendlust daran, die neuen Ideen auszuführen, die alles Vorhandene noch schöner, genußreicher und zweckmäßiger zu gestalten geeignet waren.

So arbeiteten denn seit einigen Tagen viele von benachbarten Gütern und Ortschaften herbeigezogene Gärtner an der Säuberung und Fertigstellung des bisher etwas vernachlässigten Gartens und Parks, und im Innern des Schlosses selbst waren alle Diener desselben, die aus dem Dienst des Amtraths gern in den des Barons übergetreten, mit fleißigen Händen thätig, die so lange nicht bewohnten Räume in den besten Stand zu versetzen und ihnen das Gepräge zu verleihen, als seien nicht beinahe zwanzig Jahre vergangen, seitdem keines Menschen Fuß auf den Treppen und Corridoren und über die bunten Teppiche der schönen Zimmer gewandelt war.

Besonders auf die Räume, welche die Baronin früher bewohnt, wurde die größte Sorgfalt verwandt. Hier ordneten Felix, Angela, Cornelia, Fräulein Wanner und zuletzt auch der Baron selbst Alles an und in wenigen Tagen schon sah man, daß der Wittwensitz der Baronin ein ihr gewiß über alle Erwartungen zusagender sein würde, zumal außerdem noch Raum in Fülle vorhanden war, auch anderen Personen ein angenehmes und alle ihre Wünsche erfüllendes Unterkommen zu bereiten.

Als man nun schließlich dem Baron Mittheilung machen konnte, daß im Schaumburger Schloß Alles und Jedes zum Empfang der Baronin und ihrer Schwester bereit sei, erschien er noch einmal selbst, um persönlich Nachschau zu halten, und mit langsamen und leisen Schritten durchwandelte der alte Mann die große Behausung seiner Vorfahren, in der er selbst einst als Kind gespielt und mit seiner guten Mutter und Angela, der Aelteren,

so glückliche Stunden verlebt hatte. O, welche Empfindungen durchflutheten da wieder seine Brust, wie lebhaft pochte sein Herz und wie manche Zähre wischte er sich heimlich aus dem Auge, um die Freude seiner Kinder nicht zu trüben, die namenlos glücklich in der Erwartung des Glücks waren, welches ihm die Ankunft der Jugendfreundin und ihr Wiedersehen nach so langer peinvoller Trennung bereiten mußte.

Je näher nun aber der Tag und die Stunde rückte, auf die man diese Ankunft nach beiderseitiger Uebereinkunft festgesetzt hatte, um so unruhiger und ungeduldiger wurde der alte Herr. Es war ihm jetzt fast unmöglich, lange allein zu sein, und wenn er nicht Felix erhaschen konnte, der trotz des sich vollständig bewährenden Verwalters von so vielen Arbeiten und Besorgungen in Anspruch genommen war, so suchte er Angela und Fräulein Wanner auf, mit denen er nicht genug über die Vorsätze reden konnte, die er für die nächste und für eine fernere Zukunft gefaßt hatte und nun auch sämmtlich ohne Abzug in Ausführung gebracht sehen wollte. Wenn aber auch diese Beiden abwesend, denn auch sie fuhren täglich zweimal nach Schaumburg hinunter, um den begonnenen Arbeiten durch ihre Anwesenheit den gehörigen Nachdruck zu verleihen, so mußte Treu sein Gefährte sein und daß diese beiden alten Männer hinreichenden Stoff zu einer angenehmen und endlosen Unterhaltung fanden, läßt sich wohl annehmen, ohne daß man näher auf die sie bestimmenden Beweggründe einzugehen braucht. Namentlich in den letzten Tagen nahm

die Unruhe des Barons von Stunde zu Stunde sichtbar zu und als ob er dadurch die Ankunft der beiden Damen hätte beschleunigen können, war es eine seiner liebsten Zerstreungen geworden, mit raschen Pferden nach der etwa Dreiviertelstunden vom Schneckenberg entfernten Eisenbahnstation zu fahren, um die ankommenden Züge zu betrachten, die aus- und einsteigenden Reisenden zu mustern und sich so in die lebhaft ab- und zuströmende Welt zurückzusetzen, der er so lange den Rücken ge-ehrt und deren rastloses Treiben ihm als eine merkwürdige Neuigkeit erschien, an der er sich nicht satt sehen konnte. Kam er dann Abends nach seinem stillen Schlosse zurück, in dem jetzt alle Abende die Hauptzimmer erleuchtet waren, und saß er im gemüthlichen Kreise der Seinigen, denen sich oft Cornelia zugesellte, bei einer wohlbesetzten Tafel, dann sprudelte er von seinen an diesem Tage gemachten Erfahrungen über und erzählte so wundersame Dinge, daß Alle ein freudiges Lächeln überkam und namentlich Cornelia kaum glauben konnte, daß es der alte stille Baron, »der Alte vom Berge« sei, mit dem sie am Tische saß und den sie so heiter und wohlgelaunt, als wäre er um zehn Jahre verjüngt, über allerlei mögliche Dinge plaudern hörte.

»Ist auch Alles bereit,« fragte er am letzten Abend, als man noch einmal in Cornelia's Gesellschaft um den Abendtisch auf dem Berge versammelt war, »um die Damen morgen mit der ihnen gebührenden Aufmerksamkeit zu empfangen? Habt Ihr nichts vergessen, Kinder, und werdet Ihr mich, wenn sie erst da sind, zeitig genug

benachrichtigen, wann Angela, nachdem sie sich von der Reise gehörig ausgeruht, mich zu sehen und zu sprechen verlangt?«

»Theurer Vater,« erwiderte Felix, »verlaß Dich darauf, daß Alles geschehen ist, was Du verlangen kannst. Wir Alle haben Kopf und Hände geregt, um Deinen Wünschen zu entsprechen, und Du wirst Dich mit Angela und Fräulein Wanner hier oben ganz ruhig gedulden müssen, bis ich Dir den Boten sende oder Dir selber die Botschaft bringe, daß Du in Schaumburg willkommen bist, willkommener denn je. Alles Uebrige aber überlaß mir, ich setze meinen ganzen Stolz darin, daß Alles den besten Verlauf nehme, und Du weißt ja, was ich verspreche, das halte ich.«

Nun erst war der Baron vollkommen befriedigt und er fügte sich mit Geduld in die passive Rolle, die ihm nach allgemeinem Uebereinkommen bei dem Empfang der lieben Gäste vorbehalten war.

---

Der Tag der Ankunft Angela's von Hartenstein und ihrer Schwester war endlich da. Es war einer der angenehmsten im ganzen Augustmonat, dessen Ende man bereits mit starken Schritten entgegenging. Ein mit weißen gefiederten Wölkchen leicht bedeckter Himmel und ein frischer Wind milderten die Sonnengluth der letzten Tage

ungemein, und so war die ziemlich lange Fahrt der Reisenden sehr begünstigt worden und sie trafen so pünktlich auf der Eisenbahnstation ein, wie man es nur wünschen konnte.

Bald nach drei Uhr Nachmittags war Felix von Rodenberg in dem großen Staatswagen des Barons, nur von Johannes begleitet, seinen Verwandten bis zur Station entgegengefahren, von einem zweiten Wagen gefolgt, der die Jungfer und den alten Diener, welche die Baronin begleiteten, nach Schaumburg bringen sollte, und noch von einem dritten, der für das Gepäck bestimmt war, denn daß die beiden Damen, trotzdem sie schon Manches vor einigen Tagen vorausgesandt, reichlich damit versehen sein würden, konnte man sich wohl denken und man hatte sich in dieser Annahme auch nicht geirrt.

Es war ein frohes und von beiden Seiten mit tiefer Bewegung verbundenes Wiedersehen, das auf dem zufällig gerade an diesem Tage wenig belebten Bahnhofe stattfand, und mit herzlicher Freude und wahrer Rührung schlossen die Mutter und die Tante Felix in ihre Arme, der, nachdem sie ihn vor drei Monaten mit ihren besten Segenswünschen entlassen, in so kurzer Zeit auf Schaumburg und dem Schneckenberg so Großes vollbracht hatte, wofür ihm die beiden Schwestern namenlos dankbar waren.

Werfen wir nun einen raschen Blick auf das Aeußere dieser beiden Schwestern, die in unserer Erzählung zwar nur im Stillen als handelnde Personen aufgetreten

sind, aber doch durch ihre Stellung zur Familie des Barons wohl verdienen, daß wir sie mit einigen Strichen zeichnen.

Angela von Hartenstein, obwohl beinahe achtundvierzig Jahre alt, war noch immer eine sehr schöne Frau, wenn man auch ihrem Gesicht ansah, daß sie manchen Kummer ertragen, und ihren Augen, daß sie viele Thränen vergossen hatten. Ihr üppiges, früher goldblondes Haar, das sie in kunstlosen Locken um die feinen Schläfen und die edle Stirn trug, war zwar stark ergraut und sogar hie und da mit glänzenden Silberfäden durchzogen, aber gerade das verlieh ihrer ganzen Erscheinung eine große Würde und verschönte das ausdrucksvolle Gesicht, dessen feiner Teint, der sie von frühster Jugend an ausgezeichnet, noch nicht verschwunden war. Ihre Augen aber waren ganz dieselben geblieben, so groß, so schön geschnitten und von so reiner blauer Farbe, wie sie der Mensch, namentlich der, der viel geweint, nur selten im höheren Alter behält, und auch der an Wehmuth streifende Ausdruck darin, den wir bei Betrachtung ihres Bildes schon einmal erwähnt, hatte durch den Lauf der Jahre keine Aenderung erfahren. Nur die einst so blühende Farbe der so lieblich gerundeten Wangen hatte sie eingebüßt, das Gesicht erschien blaß, aber von jener schönen matten und durchsichtigen Blässe, die, weil sie ein intensiveres Seelenleben verräth, uns so oft ein edles Frauenantlitz bewundern läßt, wenn sie nicht die Folge einer leiblichen Krankheit oder der Ausdruck eines seelischen Leidens ist. Was aber noch fast jugendlich

an ihr erschien, das war ihre mittelgroße und herrliche, eben so fein wie ebenmäßig gebildete Gestalt, deren Formenschönheit einst die ganze Jugend der Umwohner von Schaumburg in Staunen und Bewunderung versetzt hatte. Ihr Gang war noch eben so leicht und elastisch schwebend, alle ihre Bewegungen und Geberden noch eben so anmuthig wie früher, nur bewegte sie sich viel langsamer als einst, als bedächte sie bei jedem Schritt, wie wichtig jeder neue Schritt vorwärts in's Leben sei, da man ihn niemals wieder zurückthuen könne, ohne an Zeit und Kraft etwas dabei eingebüßt zu haben. Ihre Aehnlichkeit mit Felix war in der That auch jetzt noch groß, fast größer als die mit ihrer Schwester, seiner Mutter, und auch der süße weiche Klang ihrer Sprache hatte etwas, was, wie es das feine Ohr ihres Jugendfreundes so richtig erkannt, mit Felix' Stimme harmonirte, wenn er einmal sanft und mild sprach, wie er es so oft gegen den Baron und Angela gethan, wenn seine Empfindungen lebhaft zu Tage traten und sein Herz in einiger Bewegung war.

Frau von Rodenberg, die vier oder fünf Jahre älter sein mochte, als ihre Schwester, war eine noch überaus frische und rüstige Dame. Sie hatte in ihrem Leben viel weniger Kummer erfahren als Angela, ihr Gemüth war nie durch so herbe und bedeutungsvolle Ereignisse, wie das Jener, darnieder gebeugt worden, und so war auch ihre ganze Erscheinung von den Spuren so trauriger Erfahrungen frei geblieben. Sie war etwas größer als ihre Schwester, auch kräftiger gebaut, von frischer Gesichtsfarbe und noch reinem blonden Haar, und zwischen ihr



und ihrem Sohn bestand die größte Aehnlichkeit in dem stolzen, straffen Gange, in den energischen Bewegungen der Arme und Hände, und wenn sie Beide zugleich lachten, klang es, als ob der heitere Ton nur aus einer und derselben Brust hervorgetreten wäre.

Werfen wir nur noch einen Bilck auf den alten Diener, der mit freundlichem Lächeln vor Felix von Rodenberg trat und ihn mit großer Herzlichkeit begrüßte, schon vor Freude, weil er es ihm verdankte, sein altes liebes Schaumburg noch einmal wiedersehen zu können, so konnte man ihn dreist für eine zweite Auflage von Wilhelm Treu halten, denn, in gleichem Alter mit ihm, war sein Haar eben so grau, seine Miene eben so ehrlich und bieder, seine sichtliche Hingabe an seine Herrschaft eben so groß und von derselben Dauerhaftigkeit. Nur war er etwas größer und stärker, als der alte Treu, auch wohl heiterer und mehr zum Scherz geneigt, aber in vielen anderen Dingen noch waren sie sich überaus ähnlich, so daß man wohl annehmen durfte, daß diese Beiden sehr bald wieder die guten Freunde sein würden, wie sie es schon in früheren und schwereren Tagen gewesen waren.

Als die beiden Schwestern Felix auf das Herzlichste begrüßt hatten, überließ er dem alten Diener der Baronin und seinem Johannes die Besorgung des reichlichen Gepäcks und stieg mit den Damen in den bereit stehenden Wagen, um so schnell wie möglich nach Schaumburg zu gelangen. Schon unterwegs erfuhren die Schwestern von ihm das Programm des heutigen Tages, wie man es auf

dem Schneckenberg festgesetzt, aber kaum hatte die Baronin es vernommen, so senkte sie sinnend ihren schönen Kopf und als sie ihn nach einer Minute wieder erhob, sagte sie mit ihrer sanften, fast flötenweichen Stimme:

»Nein, lieber Felix, mit dieser Eurer so wohlgemeinten Anordnung kann ich mich nicht einverstanden erklären und ich muß sogar gleich von Anfang an einen Strich dadurch machen. Gern will ich mich zuerst nach Schaumburg begeben und in meine alte Wohnung eintreten, um einen Bilck auf die von Eurer Sorgfalt und Herzensgüte mir zugedachten Liebesbeweise zu werfen, aber keinen Augenblick halte ich mich daselbst länger auf als nothwendig, sondern ich begeben mich auf der Stelle nach dem Berge, wo ich den alten Freund, unsern edlen Baron, in seiner Einsiedelei aufsuchen und wo möglich überraschen will. Nur dort, in seiner Bibliothek, die Du uns mit so liebevoller Treue beschrieben, will ich ihn zum ersten Mal wiedersehen, denn nur da bin ich mit ihm ganz allein, und kein Mensch braucht gegenwärtig zu sein, wenn wir uns zum ersten Mal die Hände reichen. Die Reise hat mich, wie er befürchtet, nicht im Geringsten ermüdet, ich bin so frisch und kräftig wie heute Morgen, und so wird mein Wunsch, mein reiflich erwogener Entschluß ja wohl von Dir gebilligt werden.«

Felix stimmte freudig in diese neue Anordnung ein und ihm selbst kam dieser aus dem Stegreif unternommene Besuch auf dem Berge sehr erwünscht, da auch er die

Ueberraschungen liebte und sich schon im Voraus freute, wie glücklich der Baron sein würde, wenn er die alte Freundin zuerst in seinem Lieblingszimmer begrüßen könnte und nicht erst den Weg zu ihr nach Schaumburg zurückzulegen brauchte, wodurch ja die große Spannung und Erwartung, in der er sich jedenfalls befand, um ein Bedeutendes verkürzt wurde.

So fuhr man denn rasch nach Schaumburg und, als man daselbst angelangt, über den großen inneren Hof, an dem jetzt lebhaft sprudelnden Springbrunnen vorbei, nach der großen Rampe vor der hinteren Seite der Hauptfront, deren Pforten erst seit Kurzem wieder für die Bewohner des Schlosses geöffnet waren. Cornelia sah man an diesem Tage nicht. Angela von Hartenstein sollte nicht gleich bei ihrer Ankunft ein Trauerkleid in den Weg treten und so hatte man verabredet, daß die Tochter des Amtraths, die jetzige Verwalterin und Kastellanin des Schaumburger Schlosses, erst am nächsten Tage, wenn die erste Begrüßung mit dem Baron vorüber war, sich der alten Gebieterin des Herrenhauses zeigen sollte.

Langsam, bedächtig, keines Wortes mächtig, schritt Angela von Hartenstein an der Seite ihrer Schwester und ihres Neffen die wenigen Stufen zu ihren Zimmern hinauf. Als sie aber in die alten wohlbekanntten Räume eingetreten war, sich rings umgeschaut und Alles so wohnlich, so schön, ja wohnlicher und schöner als früher gefunden hatte, sank sie der stummen und Alles verwundert anstauenden Schwester und dem freudig ihr zuniclickenden Neffen in die Arme und weinte laut.

Wenige Augenblicke jedoch genügten, sie wieder mit einigen freundlichen Worten zu ermuthigen und zu beruhigen, und als sie sich in ihrem alten Gemach, welches sie Jahre lang bewohnt, genügend umgeschaut und die lieben, ihr noch bekannten Gegenstände mit wehmüthig schlagendem Herzen begrüßt hatte, wandte sie sich an ihre Schwester und sagte:

»Emma, ich habe für's Erste genug gesehen, und gefunden, daß ich hier wieder zu Hause sein kann. Doch für jetzt habe ich an diesem Orte keine Ruhe mehr, eine Pflicht gegen einen Andern ruft mich fort und ihr muß ich zunächst folgen. Ich lasse Dich also für jetzt hier allein. Finde Dich zurecht, es wird Dir nicht schwer werden und Du wirst auch bald in Deiner neuen und angenehmen Heimath zu Hause sein. Mache es Dir also so bequem wie möglich, ich habe den wichtigsten Schritt noch vor mir. Ich muß meinen alten Freund wiedersehen, ihm danken, daß er mir diese Stätte wieder zugänglich gemacht und ihn um Verzeihung für alles Leid anflehen, was ich ohne eigentliche Schuld über ihn verhängt; erst, wenn das geschehen, bringe ich ihn zu Dir herunter und Du wirst einen Mann kennen lernen, den ich einst heiß geliebt und den ich noch immer als einen der würdigsten und edelsten Männer verehere, die mir in meinem Leben begegnet sind. Wohlan, Felix, säumen wir nicht! Laß uns gleich nach dem Berge fahren, aber wenn wir seine Höhe erreicht haben, zeige mir die Fenster der Bibliothek aus

der Ferne, damit ich mich bei Zeiten im Wagen zurücklehnen kann und Clemens mich nicht eher sieht, als bis ich ihn in seinem Zimmer überrasche.«

Fünf Minuten später saßen sie schon wieder in dem ihrer harrenden Wagen und die kurze Fahrt nach dem Schneckenberg wurde unverweilt angetreten.

---

Der Baron saß in der Bibliothek am Fenster, die Uhr in der Hand und rechnete nach Minuten, ob die Zeit noch nicht gekommen, wo der Eisenbahnzug die Ersehnte bringen würde. Endlich war es vier Uhr geworden und nun stand er vom Stuhl auf, denn er konnte nicht länger auf einem und demselben Platze sitzen. Unruhig schritt er auf und nieder, immer wieder die Hände zusammenschlagend und nach seinem Herzen greifend, das ungestüm klopfte und vor peinlicher Erwartung des so lange ersehnten Augenblicks fast zerspringen wollte.

Aber er mußte nach seiner Berechnung noch etwas lange warten, denn jetzt, um vier Uhr, konnte sie kaum in Schaumburg sein, und bis der Bote erschien und ihn nach dem Schlosse rief, nachdem sie sich ausgeruht, war es noch eine lange Zeit, da derselbe ja den Weg nach dem Schneckenberg, selbst wenn er recht schnell fuhr, höchstens in einer Viertelstunde zurücklegen konnte. Einstweilen jedoch hatte er sich schon zu seiner Fahrt nach dem Thale vorbereitet. Hut, Paletot und Handschuhe, die Treu vorsorglich auf einen Stuhl gelegt, lagen ihm zur

Hand, und wenn der ersehnte Bote kam, wer es auch sein mochte, sollte keine Minute versäumt werden, um ihn zu der lieben Freundin zu bringen, der er, je länger der Aufschub dauerte, mit um so stärkerem Herzschnalze entgegenschah.

Da, als er in der größten Ungeduld auf und nieder lief, bisweilen auf den Balkon trat und nach dem Thale sah, hörte er plötzlich Pferdegetrappel und – in der That, sein großer Wagen kam im schnellsten Lauf der Pferde den Berg herauf gerollt und, als er näher kam, sah er Felix von Rodenberg an dem geschlossenen Fenster desselben sitzen, der wirklich selbst als Bote erschien, um ihm zu verkünden, daß Angela von Hartenstein wohlbehalten in Schaumburg angekommen sei.

Als er sich das klar gemacht, faßte er sich männlich, griff schon nach seinen Handschuhen und erfaßte seinen Hut, denn er wollte keinen Augenblick zögern, dem an ihn ergehenden Rufe zu folgen. Aber nachdem er einige Minuten in athemloser Erwartung gelauscht – was konnte den sonst so flinken Felix so lange aufhalten? – ging plötzlich die Thür auf und ihm wurde ein seltsamer, nicht im Geringsten erwarteter Anblick zu Theil. Der alte Treu erschien in der Thür, aber mit einem Gesicht, das in Thränen schwamm, so daß der Baron im ersten Augenblick, vor Schreck halb gelähmt, sprachlos zu ihm aufschaute, als fürchte er die traurigste Nachricht von seinen Lippen zu vernehmen.

»Treu, um Gotteswillen, was ist geschehen?« rief er ihm endlich mit hastig hervorgestoßenen Worten zu.

»Sprich, ich bitte Dich, Du bringst mir, wie es scheint, eine traurige, eine ganz unerwartete Botschaft.«

»O Gott, nein, Herr Baron,« stammelte Treu mit kaum verständlichen Lauten, »ich bringe gar keine traurige Botschaft. Seien Sie doch nur gar nicht erschrocken, ich weine – ich weine ja nur vor Freude. Denn denken Sie doch – Herr von Rodenberg ist gekommen und hat – ja, hat – gleich die Frau Baronin mitgebracht und sie will sich gar nicht abhalten lassen, zu Ihnen zu kommen, und wartet schon – im Vorzimmer, um Sie zuerst – in Ihrer Bibliothek aufzusuchen.«

Dem Baron war bei dieser unerwarteten Nachricht alles Blut aus dem Gesicht gewichen. Er warf Hut und Handschuhe wieder auf den Stuhl, stand sprachlos da und starrte den Boten, der ihm eine ganz andere und freudigere Botschaft als die befürchtete brachte, mit einem Blick an, als ob er von seinen Lippen etwas Udenkbares, Unmögliches vernehme. Dann aber, als Treu ihm mit glückstrahlendem Lächeln seine Botschaft noch einmal bestätigte, faßte er sich schnell, und mit beiden Händen zuerst nach dem Kopf, dann nach dem Herzen greifend, stürzte er nach der Thür, und mit hellen Thränen im Auge, riß er sie auf und starrte hinaus, denn schon hatte er draußen im Vorzimmer, dicht an der Bibliothek, ein seidenes Kleid rauschen hören und einen Augenblick noch und – er stand Angela – seiner alten lieben Angela gegenüber, die lautlos eingetreten war und ihn mit überfließenden Augen vom Kopf bis zum Fuß betrachtete, als wolle sie in der kleinen schwächtigen Gestalt mit dem

langen schneeweißen Haar den Clemens von Hartenstein wieder erkennen, den sie schon vor mehr als fünfundzwanzig Jahren so innig geliebt und vor achtzehn Jahren zum letzten Mal flüchtig, in dem traurigsten Moment ihres Lebens, an der Heckenlücke des Schaumburger Parks gesehen.

Aber nicht lange dauerte dieses starre beiderseitige Hinblicken, denn auch des Barons Augen wurzelten fast unbeweglich auf der schönen, in schwarze Seide gekleideten Gestalt, dann stießen Beide einen Ruf maßloser Freude, jetzt endlich überwundenen Schmerzes und endloser Liebe aus und, ohne sagen zu können, wer von den Beiden zuerst an des Andern Brust stürzte, lagen sie Herz an Herz fest an einander und hielten sich, unter strömenden Thränen und kurzen Ausrufungen unsagbaren Glücks mit den Armen umschlungen.

Angela war von Beiden die Erste, die sich endlich zu fassen vermochte. »Clemens,« rief sie mit herzerschütternder Innigkeit, »also Du hast mir vergeben und bewahrst noch immer die alte Freundschaft im Herzen, die mir einst so wohlgethan und die ich Dir so bitter vergolten habe?«

»Frage mich nicht, Angela, nein, frage mich nicht,« stammelte der Baron, der sich in sein so plötzlich über ihn hereingebrochenenes Glück noch gar nicht finden konnte, »laß mich nur zum Bewußtsein kommen, daß Du es wirklich bist, die ich an meinem Herzen halte, dann erst, dann wollen wir zu dem Uebrigen übergehen, denn wir haben uns ja so viel, so viel zu sagen, wozu mir in diesem



Augenblick ein ganzes Menschenleben kaum ausreichend erscheint.«

Nach einiger Zeit aber hatte auch er sich gefunden, und nun sich aus den Armen lassend und einander bei den Händen haltend, schauten sie sich lange in die schönen, von Thränen erfüllten Augen, und als sie sich endlich gegenseitig darin wiedergefunden und die alte treue Seele, die hinter beiden lag, wiedererkannt, kam eine süße Ruhe über sie und nach kurzer Zeit saßen sie dicht neben einander und erzählten sich wohl eine Stunde lang, was ihre Herzen belastete, was sie so lange allein getragen und was sie nun doch endlich, da sie beisammen waren, mit einer namenlosen Wonne erfüllte.

Niemand störte sie in diesem langen, mit Thränen, Seufzern und Ausrufungen der Freude gemischten Zwiegespräch, dafür sorgten schon Felix und Angela, die Jüngere. Plötzlich aber, als fiel ihm etwas ganz Besonderes ein, sprang der Baron von seinem Sitze auf und sagte:

»Angela, laß es für's Erste genug sein, wir werden später noch hinreichend Zeit haben, den ganzen Lauf unseres Lebens an unserer Erinnerung vorüberstreifen zu lassen, zuerst will ich Dir nur noch etwas zeigen, was Du, wenn Dein Gedächtniß treu, zwar auch schon kennst, dessen Bedeutung für mich und meine lange Einsamkeit aber Dir unmöglich bekannt sein kann. Komm' und folge mir; ich will Dir mein Heiligstes zeigen und zugleich die Stätte, wo ich für Dich und Deine Seelenruhe, da ich Dich gestorben währte, beinahe zwanzig Jahre lang gebetet habe.«

Nach diesen Worten zündete er mit zitternder Hand, wie sie ihm immer gezittert, wenn er zu seinem Bilde ging, eine Kerze an, schloß die Thür der kleinen Kapelle auf und führte Angela in den zierlichen Raum, der seit so langer Zeit Zeuge seiner tiefsten Seelenschmerzen gewesen war. Als er aber alle Kerzen auf dem Altar und rings umher in Brand gesetzt, trat er auf die oberste Altarstufe und bald wich das schöne Christusbild in seine Nische zurück und zum Vorschein kam, zur höchsten Verwunderung Angela's, ihr eigenes Bild, welches sie ihm einst als heimlich verlobte Braut geschenkt und das er so treu bewahrt und als seinen schönsten Schatz betrachtet hatte, so lange er sie gestorben und ihm für ewig entrissen geglaubt.

»Sieh,« sagte er, neben ihr vor dem Altar knieend und ihre Hände fest in den seinen haltend, »hier habe ich oft gelegen in stiller Nacht, zu Gott gebetet und Deiner in unwandelbarer Liebe gedacht. Diese Andacht vor einem Menschenbilde wird mir der allmächtige Gott verzeihen, denn ich bin ja nur ein hinfälliger Mensch und habe der Gebrechen und Schwächen viele gehabt. Hier vor diesem Bilde aber habe ich auch gestern die Schlacken abgeworfen, die meine Thatkraft in Fesseln schlugen, und habe gelobt, wieder ein Mann zu sein und nochmals der Welt und dem Leben anzugehören, dem ich so lange abgestorben war. Zu diesem thatkräftigen, sich seiner bewußten und mit seinem Schicksal ausgesöhnten Mann aber hat

mich Felix, Dein wackerer Neffe, gemacht und dafür habe ich ihm das Schönste gegeben, was in meinem Besitz war, meine schöne, meine edle, meine gute Tochter. Willst Du nun hier von Neuem hören, daß ich Dein treuer Freund für's Leben sein will, so sage ich es, doch Du weißt es schon, ohne daß ich es sage; und so nimm nur noch einmal meinen Handschlag entgegen, das Pfand einer reinen und edlen Freundschaft, die uns unzertrennlich verbinden soll, so lange wir leben, obgleich Du im Thale wohnen wirst und ich auf dem Berge mein altes, mir lieb und werth gewordenes Asyl behalte. Tagtäglich aber werden wir zusammen sein und nichts wird unsre Freude trüben, selbst der Gedanke nicht, daß zwischen uns früher der blutige Schatten meines unglücklichen Bruders stand, der ja aber wohl jetzt mit mir ausgesöhnt sein wird, wenn er aus seiner Gruft hervor oder aus seinem Himmel herab auf mich niederschauen kann und die lauterer Gedanken und Empfindungen erkennt, die für Dich in meinem Herzen wohnen und die mich niemals, niemals wieder verlassen werden.«

»Ja, ich nehme das Pfand Deiner lauterer Freundschaft mit dankbarem Herzen an, theurer Clemens,« erwiderte Angela, »und verheiße Dir eine gleiche Freundschaft auch in meiner Seele. Mehr kann ich Dir nicht sagen und mehr wirst Du jetzt nicht hören wollen, denn es ist Alles, was in diesem Moment meine Lippen zu sprechen vermögen.«

Als aber bald darauf das Bild wieder in sein Behältniß zurückgebracht und die Kerzen gelöscht waren, kehrten

Beide mit gehobenen Gefühlen in die Bibliothek zurück, um hier eine neue Scene süßesten Glücks zu erleben. Denn während sie in der Kapelle knieten, waren Felix und Angela, die Jüngere, in die Bibliothek getreten und erwarteten hier mit namenloser Freude die Zurückkehrenden. Da standen denn die beiden Namensschwwestern, die sich noch nie gesehen und die dennoch ein so inniges Verhältniß mit tausend Banden umschlang, vor einander und blickten sich ernst prüfend, forschend, liebevoll an. Bald aber lagen auch sie Brust an Brust und es wäre schwer zu sagen gewesen, welche von Beiden die Andere mit größerer Innigkeit umfaßte und welche die Andere für schöner und liebreizender hielt, als sie erwartet hatte.

Wenige Worte nur wurden bei dieser ersten Begegnung zwischen ihnen gewechselt, aber es bedurfte der Worte auch nicht, um Beide erkennen zu lassen, daß keine sich in der Anderen getäuscht. Als man jedoch ihrer Zärtlichkeit und ihren gegenseitigen Liebkosungen eine Weile Raum gelassen, trat der Baron an sie heran, umschlang Beide mit seinen Armen und sagte:

»O mein Gott, wie danke ich Dir, daß ich diese Beiden so, wie sie hier stehen, in Liebe und Eintracht bei einander sehe. Ja, Ihr Beide seid die Sterne, die meine Jugend und mein Alter erleuchtet haben – möget Ihr auch die Engel sein, die mir einst die Augen zudrücken, denn von Euch Beiden soll nur Gott mich trennen, wenn meine Stunde auf Erden geschlagen hat. Das gelobe ich Euch

und mir feierlich! – Nun aber laßt uns den Berg verlassen und unsere Pflicht gegen Felix' Mutter erfüllen, die uns lange genug vergeblich erwartet hat.«

Bald darauf erschienen Fräulein Wanner und Treu und meldeten, nachdem die Baronin sie herzlich begrüßt, daß die Wagen bereit ständen, um Alle, die hier versammelt, unverweilt nach Schaumburg zu bringen und Frau von Rodenberg, nach der namentlich Angela, die Jüngere, eine unaussprechliche Sehnsucht empfand, aus ihrer Einsamkeit zu erlösen.

Wie dieser schöne Tag aber auf Schaumburg beschlossen wurde, wollen wir nicht weiter auszumalen versuchen. Man kann sich leicht denken, daß es ein Abend war, der viele Herzen froher schlagen machte und einen langen, endlos langen Zeitraum voll trauriger Erfahrungen abschloß, wie sie dem Kreise dieser edlen, durch den Schmerz geläuterten und durch mannigfache Schicksale geprüften Menschen von nun an auf immer fern bleiben sollten.

#### ZWÖLFTES CAPITEL. SCHLUSS.

Wenn wir nach Verlauf eines Jahres noch einmal zuerst nach Schaumburg zurückkehren, so finden wir daselbst sehr Vieles verändert, so daß der verstorbene Amtsrath Stephani, wenn er seine Augen noch einmal hätte erschließen und darauf richten können, in die größte Verwunderung und ein maaßloses Staunen gerathen sein würde. Es herrschte daselbst ein Leben wie nie zuvor, denn nie hatten auf dem schönen Gute so viele und so

glückliche Menschen neben und mit einander gelebt und eine solche herzinnige Eintracht, ein so friedfertiges Zusammenwirken, wie man jetzt an ihnen wahrnahm, bei allen ihren Unternehmungen gezeigt.

Im Garten und Park, wenn wir darauf zuerst unsere Blicke richten, die beide in höchster Blüthe und Schönheit prangten und von zahlreichen und umsichtigen Arbeitern in nie gesehener Frische und Sauberkeit gehalten wurden, bekundete sich überall reges Leben und ein durch sichtbare Freude am Schaffen und Wirken gesteigerter Fleiß. Auf dem großen Gehöft sodann, wo noch einige Gebäude und Ställe erstanden waren, ging es vom frühen Morgen bis zum späten Abend lebhaft und doch in der gehörigen Ordnung zu. Alle daselbst angestellten und fleißig arbeitenden Knechte und Mägde wirthschafteten mit allen Kräften unablässig und, von wachsamen Hütern beobachtet, that ein Jeder seine Schuldigkeit, wohl wissend, daß der Lohn für seine Mühe nicht ausbleiben und daß ein gütiger Herr sie nach vollbrachter Arbeit mit der wohlverdienten Ruhe und freundlichsten Fürsorge bedenken würde.

Der eigentlich regierende Herr, der alle Fäden der zu vollbringenden Geschäfte mit seltener Umsicht in fester Hand hielt, war Felix von Rodenberg, der mit seiner schönen jungen Frau auf dem Schlosse wohnte und die beiden großen Güter seines reichen Schwiegervaters als oberster Leiter mit voller Sachkenntniß und hingebender Neigung für Groß und Klein verwaltete. Erst vor vier Wochen hatte seine Trauung in der kleinen Kapelle auf dem

Schneckenberge stattgefunden und nur wenige auserlesene Personen waren Zeugen derselben gewesen, von denen wir nur die Herren von Wulffen, Doctor Camp, Cornelia Stephani, ihren Bruder Rudolf und den ehemaligen jungen Verwalter von Schaumburg nennen wollen.

Wie glücklich ein solches Paar ist, das sich so liebt, wie Felix und Angela sich liebten, bedarf keiner weiteren Beschreibung, da es sich von selbst versteht.

Mit diesem jungen Paare bildeten die Baronin von Hartenstein und ihre Schwester, Frau von Rodenberg, eine in herzlichster Eintracht lebende Familie; sie waren fast den ganzen Tag beisammen, wenn kein Besuch gegenwärtig war oder kein Besuch in der Umgegend gemacht wurde, und täglich fuhren sie nach dem schön bewaldeten und ihnen immer neuen Kegelberge zu dem alten Baron, wenn derselbe nicht schon frühzeitiger zu ihnen nach Schaumburg gekommen war und, wie er es jetzt oft that, den ganzen Tag bei ihnen verweilte.

Eine für uns ganz neue, früher jedoch schon oft genannte und bereits oben erwähnte Persönlichkeit in Schaumburg war die stattliche und seiner schönen Schwester Cornelia sehr ähnliche Gestalt Rudolf Stephani's. Wie wir wissen, hatte Felix von Rodenberg gleich nach seines Vaters Tode an ihn geschrieben und dieser Brief, nachdem er in wahrhaftester Form alle auf Schaumburg vorgegangenen Ereignisse geschildert, hatte etwa folgenden Inhalt gehabt.

Nach allem Vorgefallenen wolle der Baron von Hartenstein die unschuldigen Kinder des Amtraths nicht entgelten lassen, was ihr unglücklicher und durch die Vorsehung selbst bestrafter Vater verbrochen habe; ihn treibe vielmehr sein Herz dazu an, ihnen jetzt erst recht die nachhaltigste Stütze zu sein. Die Erben des Amtraths sollten Alles als ihr unantastbares Eigenthum behalten, was ihr Vater hinterlassen, auf welche Weise er es auch erworben haben möge, ja, der Baron wolle ihnen durch seine Freundschaft und sein erneuertes Vertrauen beweisen, daß er nicht mehr wisse, daß ihr Vater seinen Dienst nicht auf die Weise versehen, sein Amt nicht in der Art verwaltet, wie er es in seinem zu weit gehenden Vertrauen einst von ihm erwartet hatte.

Die Administration der Güter übernehme fortan im Namen des Barons Felix von Rodenberg-Hartenstein, nur in der Bewirthschaftung derselben habe er eine durch den Umfang der Arbeit gerechtfertigte Aenderung für nothwendig gehalten. Es solle von jetzt an ein Oberwirthschaftsinspector und ein Unterinspector angestellt werden. Die erstere Stelle biete er aus freien Stücken Rudolf Stephani an und solle Derselbe das gleiche Gehalt beziehen, welches sein Vater als ehemaliger Rentmeister bezogen und eben so solle er die Wohnung desselben mit allen Nebeneinkünften beibehalten, um seine Stellung nach wie vor mit dem gehörigen Nachdruck durchzuführen und in den Augen der ihm untergeordneten Leute als angesehenener Mann gelten zu können. Rudolf Stephani nahm



dieses hochherzige Anerbieten, welches ihm eine so vortheilhafte Stellung in der lieben Heimath zusicherte, nach kurzer Ueberlegung dankbar an und sagte seine baldige Ankunft zu, die auch in wenigen Monaten erfolgte, nachdem er sich von seiner Verpflichtung bei seinem Freunde in Amerika frei gemacht. Cornelia dagegen hatte der Baron die Oberaufsicht des Schlosses Schaumburg überwiesen, die auch ihr Vater gehabt, und auch sie nahm die ihr so zusagende und angenehme Stelle mit dem wärmsten Dank an, die ihr unter so gänzlicher Umgestaltung aller Verhältnisse so großmüthig dargeboten wurde, und um so lieber, da sie dadurch nun fest und für immer an die ihr so theure Familie des Barons geknüpft wurde, welcher sie ja von jeher von ganzem Herzen zugethan gewesen, und so blieb sie mit Freuden die Inhaberin ihrer bisherigen schönen Wohnung, überzeugt, daß Alles, wie es einmal gekommen, eine Fügung Gottes gewesen, und daß sie so endlich einmal durch die Pforte des Schmerzes in einen Ruhehafen eingezogen sei. Und wenn ihr gegenwärtiges Glück durch die Erinnerung an die eben vergangenen Zeiten auch noch bisweilen getrübt ward, so trug sie doch das schöne Bewußtsein mit sich herum, daß sie keine Schuld an dem Vergehen ihres Vaters trage, und in der Art und Weise, wie sie von allen sie umgebenden Mitgliedern der freiherrlichen Familie behandelt und geehrt wurde, fand sie den besten Beweis, daß keins derselben ihr irgend einen stillen Vorwurf mache, daß sie die Tochter eines Mannes sei, der sich gegen seinen gütigen Herrn

so undankbar erwiesen und so schwer an seinem Besitz versündigt hatte.

So war Rudolf Stephani also Oberinspector und der bisherige Verwalter, der sich so vortrefflich bewährt, der zweite Inspector von Schaumburg geworden, und unter Beider Leitung blühte das schöne Gut immer mehr auf und der Baron überzeugte sich durch seine bedeutend gesteigerten Einkünfte sehr bald, daß er die Verwaltung desselben den besten Händen anvertraut habe. Cornelia führte dem Bruder die Wirthschaft und im vertrauten Umgange mit der Familie ihres Gutsherrn fühlten sich Beide so glücklich und zufrieden, daß sie bald die traurigen Ereignisse der letzten Jahre vergessen hatten und sich mit ganzer Seele der schönen Gegenwart hingaben, die für sie von jetzt an nur Frieden und Freude in jeder Beziehung bot.

Die meisten Privatdiener des ehemals luxuriösen Haushalts des Amtraths, und unter ihnen Jean und Heinrich, waren zu ihrer größten Zufriedenheit in den Dienst Felix von Rodenbergs getreten, nur hatten sie ihre früheren prahlerischen Livréen gegen eine bei Weitem einfachere vertauschen müssen, was sie sich auch in Anbetracht der besseren Behandlung sehr gern gefallen ließen. Auch die kostbaren Wagen und Pferde, so wie manches Andere zu des Amtraths Haushalt Gehörige, hatte der Baron von den einfacher lebenden Erben desselben angekauft, denn man brauchte dieselben jetzt häufiger und mehr als sonst, da die Familie des reichen Herrn sich selbst beträchtlich vermehrt hatte und die Mitglieder derselben

alle Tage ausfahren, so daß die Pferde jetzt nicht mehr so lange müßig standen, wie es einst auf dem Berge der Fall gewesen war.

Wie glücklich sich Angela von Hartenstein in ihrer alten Behausung und im Verkehr mit ihren früheren Freunden und Bekannten fühlte, bedarf keiner Erwähnung; der Abend ihres Lebens hatte sich nach langen heftigen Stürmen so friedlich und freundlich gestaltet, wie sie es vor anderthalb Jahren nicht hatte vermuthen können, und Frau von Rodenberg, die so lange Zeit von ihrem vortrefflichen Sohn gänzlich getrennt gelebt, war über die Maaßen glücklich, ihn jetzt ganz nach Herzenslust genießen zu können, zumal sie alle Tage mehr erkannte, wie er es allein war, dessen Persönlichkeit, Geschick und Fähigkeit sie eigentlich Alle es zu verdanken hatten, daß sie in ihre jetzige günstige Lage gerathen waren.

Doctor Camp war nach wie vor ein treuer Freund und Berather der Familie geblieben und alle Sonnabende noch besuchte er wie früher den Baron auf dem Schneckberge, und wenn er den alten Herrn oder seine Gesellschaft daselbst nicht traf, kehrte er in Schaumburg ein, in der festen Zuversicht, auch hier stets ein hochwillkommener Gast und Freund zu sein. Jedoch ritt er jetzt seinen alten Schimmel nicht mehr, das Reiten behagte ihm bei seinem zunehmenden Alter nur noch sehr wenig. Dafür hatte ihm der dankbare Baron ein bequemes Wägelchen und zwei muntere Pferdchen als Beweis seiner alten Freundschaft geschenkt und damit fuhr der gute Doctor wohlgemuth zu seinen Patienten umher, überall

gern gesehen, auch wenn er nicht zu Kranken kam, die ihm wie in früheren Tagen ihr altes und wohlbegründetes Vertrauen bewahrt hatten.

Zwei Tage vor Angela's und Felix Hochzeit war eine Nachricht in Schaumburg eingetroffen, die wenigstens auf Cornelia einen tiefen Eindruck machte und ihr Herz abermals von einem gewissen Bangen befreite, das noch von Zeit zu Zeit von Neuem in ihr aufgetaucht war, sie aber von jetzt an für immer von einer ihrer traurigsten Erinnerungen befreite. Diese Nachricht betraf keinen Andern als den ehemaligen Secretair ihres Vaters, den Herrn Fuchs.

Die gerichtliche Untersuchung, die gegen denselben eingeleitet, hatte sehr bald ergeben, daß er fast allein der schuldige Theil der in den letzten Jahren vom Amtsrath Stephani verübten Mißgriffe war, wenn er diesem seinem einstigen Gönner, dem er so vielen Dank schuldete, auch die Hauptaction in die Schuhe schob. Sein Notizbuch, mit großer Genauigkeit geführt, war sein Hauptankläger und der durch nichts zu widerlegende Belastungszeuge seiner Ränke und Schwindeleien gewesen. So hatte er, da er nicht anders konnte, seine Schuld eingestanden und das öffentliche Gericht war dadurch dem Baron und den Seinigen erspart worden. Der ganze Prozeß nahm daher nur einen sehr kurzen und raschen Verlauf. Als Fälscher und Verläumder überführt, sollte er nach einer Haftanstalt gebracht werden, auf dem Wege dahin aber gelang es ihm, zu entwischen und so war er für's Erste den Augen und Händen seiner Richter verschwunden. Nur noch

einmal kam ein überaus frecher und an Cornelia gerichteter Droh- und Mahnbrief von ihm in Schaumburg an, worin er ihr unter den Betheuerungen seiner unvergänglichen Liebe feierlich erklärte, er halte sie, was auch geschehen sein möge, durch ihr Wort an ihn gebunden und er werde früher oder später wieder vor ihr erscheinen, um sein Recht in Anspruch zu nehmen, da sie ihm ein für alle Mal als Braut anverlobt sei.

So groß diese Frechheit war, die doch nur darauf berechnet sein konnte, Cornelia von Neuem in Angst zu setzen, so stimmte sie nur zu sehr mit seinem früheren Verhalten überein und Cornelia ward dadurch, trotz der Tröstung ihres Bruders, der allein von diesem ihrem erzwungenen Verhältniß mit dem Verbrecher wußte, in nicht geringe Sorge versetzt.

Natürlich wurden Steckbriefe hinter dem Entwichenen erlassen und alle Behörden aufgefordert, ein wachsames Auge auf ihn zu halten. Um seine Person kenntlich zu machen, hatte man in Schaumburg vorgefundene Photographien von ihm überall umhergesandt, aber es verging fast ein Jahr, bevor eine Kunde von ihm nach dem Schaumburger Thal gelangte. Da, wie gesagt, zwei Tage vor Angela's Hochzeit, traf diese Kunde ein und sie war ganz dazu angethan, Cornelia aller ihrer ferneren Sorge in Betreff seiner Person zu überheben.

Herr Fuchs war anfangs nach der Schweiz geflüchtet, hatte sich dort in verschiedenen Cantonen vagabundierend und mehrere Schwindeleien versuchend umhergetrieben; später aber, in übermäßiger Sicherheit sich wiegend, was ein alter Fehler von ihm, war er nach Baden zurückgekehrt und im Kurhause zu Baden-Baden beim Hazardspiel von einem Polizeibeamten erkannt und ergriffen worden, trotzdem er sich seinen rothen Bart abgeschnitten und seine Physiognomie so viel wie möglich entstellt hatte. Von Baden nach Bruchsal transportirt und dort einstweilen zur Haft gebracht, versuchte er abermals einen Ausbruch und da er dabei ertappt wurde und sich der militairischen Wache thätlich zur Wehre setzte, ward er von derselben auf der Stelle erschossen.

Bei Niemandem erregte diese Nachricht irgend ein Bedauern, höchstens die Befriedigung, daß endlich der Unthat ihr Recht widerfahren und die Welt von einem Menschen befreit sei, der, mit so vielen Fähigkeiten ausgerüstet, doch nicht im Stande gewesen war, sich auf der Höhe seiner Bildung zu behaupten und so endlich seiner eigenen Ruchlosigkeit und Hinterlist zum Opfer gefallen war.

---

Haben wir somit auf Schaumburg in seinen jetzigen Verhältnissen zuerst einen Blick geworfen, so müssen wir zuletzt auch noch einmal nach dem Schneckenberg zurückkehren, wo wir ja in früheren Tagen im Kreise der um

den alten Baron versammelten Personen die gemüthlichsten Stunden zugebracht und uns an dem wohlthuenden Stilleben erfreut haben, das in der letzten Zeit, namentlich seit Felix von Rodenberg's Anwesenheit daselbst, auf der schönen Höhe geherrscht hatte. Zum Theil wurde dasselbe auch jetzt noch fortgesetzt, wenigstens in den frühen Morgen- und den späteren Abendstunden, denn die lange Zwischenzeit wurde entweder durch Besuche auf Schaumburg ausgefüllt, oder der Baron fuhr selbst dahin und mit den Seinigen in weiteren Kreisen umher, um so oft und so lange wie möglich mit ihnen zusammen zu sein. In seiner nächsten Nähe beständig weilend, waren nur Fräulein Wanner und Treu auf dem Berge zurückgeblieben; sie waren gewissermaßen die menschlichen Penaten, die ihm seinen Heerd beschirmten und, indem sie seinen Haushalt in Ordnung hielten, mit unablässiger Sorgfalt und der hingebendsten Treue über sein Wohlbefinden wachten und ihn auch meist nach Schaumburg begleiteten, wenn er seine Kinder und seine daselbst wohnenden Freunde besuchte.

Kehren wir noch einmal an einem lieblich warmen und sonnenglänzenden Augusttage dahin zurück und werfen wir noch einen Blick von der waldigen Höhe herab in das Thal und dann in das innere Getriebe des noch immer wie sonst so einfachen und von allem Glanz sich fernhaltenden Haushalts.

Die Erndte war abermals vorüber und wieder konnte man mit ihrem Ertrage zufrieden sein. Alle Scheunen, in Schaumburg wie auf dem Berge, waren bis an die Dächer

mit den herrlichen Weizen- und Roggengarben gefüllt, ja man hatte auf freiem Felde zahllose Mieten von stattlicher Höhe und bedeutendem Umfang errichten müssen, die nun wie kleine Berge als Wächter auf den leeren Aeckern standen, da man die Fülle der Frucht bei Weitem nicht ganz in den sich abermals ungenügend erweisenden Vorrathshäusern hatte unterbringen können. In den geräumigen Tennen und Scheunen wurde von den dazu aufgestellten Maschinen vom Morgen bis Abend mächtig gedroschen und alle Tage fuhren vierspännige Wagen nach der nahen Eisenbahnstation, um das eifrig begehrte Korn an Ort und Stelle zu liefern.

Auf den leeren Ackern aber trieben kleine Jungen oder Mädchen ungeheure Heerden schneeweißer Gänse umher, welche die Nachlese der Erndte hielten, und ihr Geschrei und Geschnatter erfüllte ringsum das weite Gefild und tönte, die stille Luft leicht durchdringend, sogar bis auf die Höhe des Berges hinauf, während dazwischen schon bisweilen die Flinte des Försters knallte, um die Hasen und Rebhühner zu erlegen, deren schlimmste Zeit jetzt gekommen war, da sie in ihrer Naschhaftigkeit nur zu oft dem Appetit der Gutsbewohner zur Beute fielen.

Auf dieses gemüthliche Treiben in der Ebene sah nun der glückliche Einsiedler vom Berge mit freudiger Miene hinunter und mit täglich sich erneuernder Freude flog sein Auge noch weiter über das lachende fruchtbare Thal nach dem im Sonnenlicht blitzenden Strome hinüber, endlich mit Wohlgefallen auf den dunkelblauschimmernden Bergen und Felsen haftend bleibend, die



ihn begränzten und deren Reben den herrlichen Wein lieferten, der in der ganzen Welt als der duftigste und wohl-schmeckendste von allen Menschen so gern getrunken wird.

Der Baron hatte am Mittage dieses Tages bei seinen Kindern in Schaumburg gespeist und war unmittelbar darauf nach dem Berge zurückgekehrt, weil Felix und Angela noch einige nothwendige Besuche in der Nachbarschaft abstaten wollten, an denen er diesmal keinen Theil nehmen mochte; erst wenn sie ihre Rundfahrt vollbracht, hatten sie am Abend wieder zu ihm nach dem Berge zu kommen versprochen, um bis zum Einbruch der Nacht bei ihm zu bleiben, was er so gern sah, da ihm der Tag, erst wenn er seine Lieben um sich versammelt gehabt, für vollständig abgeschlossen und würdig hingebacht zu sein schien.

Als der alte Herr auf dem Berge angekommen war, ruhte er erst ein halbes Stündchen und dann ging er mit Fräulein Wanner und Treu nach seinem in üppigster Rebenfülle prangenden Weinberg, dem er jetzt eine größere Sorgfalt denn je widmete. Als er hier mit den alten Winzerleuten und den auf den Terrassen arbeitenden Frauen eine Weile geplaudert, wandelte er mit seinen Getreuen eine Strecke in den Wald hinein und zeigte ihnen, was er schon zehnmal gethan, die Stelle und die Bank, der riesigen alten Eiche gegenüber, auf der er mit Angela und Treu gesessen, als Felix von Rodenberg, hinter dem dicht-belaubten Gebüsch versteckt, ihn und Angela belauscht

und ihre Vögel gesehen, die nun natürlich auch mit nach Schaumburg gewandert waren.

Als die drei Menschen eine Weile auf der Bank gesessen und der Baron seine Blicke immer wieder voll Freude und Staunen nach dem großen Baum erhoben hatte, der seine gewaltigen Arme mit der ungeheuren Blätterfülle weit um sich herum ausstreckte, sagte er zu seinen Begleitern und nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf dabei:

»Ja, hier saßen und plauderten wir und wußten nicht, wer und was da hinter jenem Gebüsch verborgen war und wie das Schicksal bereits seine mächtige Hand ausgestreckt hatte, um uns aus unserer Versunkenheit emporzuziehen und uns das so lange nicht gesehene Licht und die Freude wirklichen Lebens zu zeigen. Wer doch damals Alles, was seit jenem Tage hier oben und dort unten geschehen, hätte voraussehen können! Wer hätte es gedacht, daß der neue Inspector von Schaumburg, als mir seine Ankunft daselbst gemeldet wurde und als er bald darauf selbst auf dem Berge erschien, der Neffe meiner Angela sei, daß er mein Sohn werden könne und daß er so Großes und Gutes im Schilde führe, wie er nachher wirklich zu Stande gebracht! Das Alles haben wir damals nicht gewußt und nicht gedacht, wie wir so Vieles nicht denken und wissen, was aus dem Schooß der Zukunft sich vor unseren Blicken entwickeln wird. Ja, liebe Wanner, ja, lieber Treu, es giebt eine große, geheimnißvolle Waltung da oben über den Sternen, und wenn wir kurz-sichtige Menschen nur öfter hinter den Schleier sehen könnten, den sie um sich gebreitet hat, was für Wunder

würden uns da nicht offenbar werden, die der Mensch in seiner Phantasie oft nur für Träume oder Truggestalten hält. Das größte Wunder aber, welches ich kennen gelernt, das lebt doch in des Menschen Brust und für mich ist es das allergrößte und mich am meisten beglückende, daß gerade die Liebe meiner kleinen Angela auf den Nefen der älteren Angela fiel. Ist das nicht in Wahrheit ein seltenes Wunder zu nennen?«

»O nein, für mich ganz und gar nicht,« erwiderte Fräulein Wanner mit ihrer alten Ehrlichkeit. »Ich finde es sogar sehr natürlich. Die beiden jungen Leute waren einander werth, beide waren schön, klug und lieb und so haben sie sich zu einander gefunden, wie andere Menschen auch, und da ist die Liebe in ihr Herz gefahren und sie sind, was ja so Viele werden, Mann und Frau geworden. Es ist nur der Zufall gewesen, der sie einander nahegebracht hat und eben so hätte, wenn der Zufall es anders gewollt, ein anderer Mann kommen und sich das Herz und die Hand Angela's erobern können.«

»Wie, Sie halten das für einen bloßen Zufall, liebe Wanner?« fragte der Baron mit großer Verwunderung und seine großen blauen Augen starr auf die gute Dame richtend, die mit halbem Lächeln und nur von einem weiblichen Widerspruchsgeist angeregt, das Lieblingsthema des Barons zur Sprache gebracht hatte. Und da sie, in ihrem neckischen Sinn verharrend, die an sie gerichtete Frage unbeantwortet ließ, fuhr der Baron nur um so eifriger zu sprechen fort.

»Aha,« sagte er mit einem triumphirenden Blick, »Sie wissen nichts darauf zu erwidern, und das ist mir lieb, denn nun betrachte ich mich in diesem alten Wortkampf entschieden als Sieger. Ja, wir wollen den Zufall ein für alle Mal beseitigen und es lieber bei'm Walten der Vor-schung lassen, das befriedigt mich mehr. Denn der Ge-danke, der göttlich schöne Gedanke, daß ein allsehendes Gottesauge von da oben hernieder schaut und seine ge-waltige Hand hier auf Erden wie überall regiert, ist mir Millionenthal schöner und größer und beruhigender, als wenn ich mir sagen muß, daß eine blinde Macht – Sie nennen sie Zufall – bald so, bald so, je nach Belieben, die Schicksale der Menschen durch einander wirft.« –

Unter solchen Gesprächen kehrten sie nach einiger Zeit gemächlich nach dem Schloß zurück und da Fräulein Wanner ihr Zimmer aufsuchte und Treu auch etwas für sich zu thun hatte, so blieb der Baron allein in seiner Bibliothek, setzte sich still an's offene Fenster und sah gedankenvoll in die herrliche Landschaft hinaus, die weit geöffnet und in ihrer abendlichen Dämmerbeleuchtung reizender denn je vor ihm lag.

Lange saß er so und dachte über sich und sein Leben nach, das er in allen seinen wunderlichen Phasen von Anfang an, so weit seine Erinnerung reichte, bis zu dem heutigen Tage durchging, eine Beschäftigung, der er jetzt häufig oblag, da sie ganz dazu geeignet war, ihn in den Beschlüssen und Vorsätzen, die er in der letzten Zeit gefaßt, zu bestärken. Als er aber darin bis in die letzten

Tage gekommen war, nahm seine Miene allmählig eine schwärmerische Innigkeit an und er sagte zu sich:

»Nein, Zufall ist es nicht, was mich erst so unglücklich und nun so glücklich gemacht hat. Ich kann es nicht denken, nicht fassen, daß wir ein Spiel des blinden Ungefährs sein sollen, was man insgemein Zufall nennt. Nein, nein, nein, es ist nichts, es kann nichts Anderes sein, als das Walten einer unbegreiflichen, unsichtbaren, aber doch in Wirklichkeit vorhandenen und sehr fühlbaren Vorsehung. Ja, ich bin sogar der Meinung, eine sogenannte zufällige Begegnung mit einem Menschen, zum Beispiel auf der Straße, ist kein zufälliger Umstand, sondern das Resultat einer unbegreiflichen, fest zusammenhängenden Kette eines undurchschaulichen, eine bestimmte Absicht verfolgenden, also thatkräftigen Verhängnisses, denn wie oft wird durch eine bloße Mittheilung, oft durch ein Wort eines solchen uns zufällig begegnenden Menschen unser Handeln bestimmt und in eine ganz besondere Richtung gelenkt. Nun, und auf mich und Felix angewandt, ist es im Großen auch nicht viel anders, als was uns so oft im alltäglichen Leben im Kleinen begegnet. Ich und Angela, wir sind ihm auch auf der Straße des Lebens begegnet, und sein Wort, sein Wille haben mich bestimmt, haben mein Schicksal in eine ganz besondere Richtung gelenkt, dadurch, daß er mir, dem schwachen Alten vom Berge, seine kräftige Hand lieh und die traurige Geschichte der sogenannten feindlichen Brüder zum endlichen Abschluß brachte. Hm, ja!

Das denke, das glaube, das meine ich, und wer es anders und besser weiß, der komme und sage es!«

Während er diese Worte leise vor sich hin sprach und dabei, wie so oft, in ein sinnendes Grübeln versunken war, das ihn die ganze Welt um sich her vergessen ließ, hatte er nicht bemerkt, daß die Thür der Bibliothek sich leise öffnete und eine leichte Gestalt, auf den Zehen schleichend, hinter ihn getreten war. Plötzlich legten sich zwei weiche Hände vor seine Augen und drückten sie sanft, doch fest zu, so daß er beim besten Willen nicht sehen konnte, wer hinter seinem Stuhl stand.

Sogleich griff er nach den beiden Händen und befühlte sie einen Augenblick, dann sagte er lächelnd: »Das kann nur die Hand eines Engels sein, so weich, so warm und zart ist sie!«

»Wenigstens die Hand einer Angela ist es,« sagte Angela von Hartenstein und trat in ihrer ganzen lieben Erscheinung dicht vor ihn hin und begrüßte ihn auf das Herzlichste.

Er stand sogleich auf und ihre Hand festhaltend, sagte er: »Ich danke Dir, Angela, Du hast mich aus meinen Träumen geweckt und dadurch wieder in's wache Leben und an Deine Seite zurückgerufen, aber denke nicht, daß Du mir, wie ich vor einem Jahre sagte, die Augen schon ganz zudrücken darfst, denn noch lebe ich und ich lebe gern und möchte noch recht lange leben, da ich jetzt so glücklich bin und Dich und die lieben Kinder zusammen bei mir habe. Hast Du sie etwa mitgebracht?«

»Ja, wir sind Alle ganz still heraufgekommen und haben uns leise hierher geschlichen, um Dich einmal wieder zu überraschen, wie Felix es liebt, Clemens, da wir uns wohl dachten, daß Du nicht gern lange allein wärest und Dich etwas nach uns sehnen würdest.«

Er nickte freudig und wollte eben etwas erwidern, als das junge Paar, von Frau von Rodenberg begleitet, mit strahlenden Gesichtern eintrat und sich nun wirklich freute, daß ihm die Ueberraschung völlig gelungen war.

Und ein schöner Familienabend war es, der in den nächsten Stunden alle Lieben um den Alten auf dem Berge vereinte, und er selbst war einer der Muntersten und Glücklichsten unter ihnen. Als aber die spätere Nachtstunde gekommen war, trieb er sie mit freundlichen Worten zum Aufbruch und befahl Treu, den Wagen vorfahren zu lassen, damit die Herrschaften nicht zu lange der nächtlichen Ruhe entbehrten.

Da aber sagte Angela, die junge Gattin Felix von Rodenberg's: »Da wir denn doch einmal aufbrechen müssen und das liebe Väterchen auch seine Ruhe haben muß, so wollen wir nicht länger säumen, aber zum Fahren habe ich heute keine Lust, ich habe lange genug gesessen. Mögen die beiden Schwestern fahren, so rasch sie wollen, um in das warme Nest zu kommen, wir jungen Leute aber wollen zu Fuß gehen, den sanft bergabführenden Weg hinab, es ist eine herrliche Nacht, der volle Mond scheint so prächtig, und seitdem Felix an meiner Seite geht, durchwandere ich die Felder gern, wenn sie vom

goldenen Sternen- und Mondenlicht so sanft beschienen sind.«

Felix stimmte sogleich ein, wie er fast alle ihre Wünsche auf der Stelle erfüllte, und so sagte man dem theuren Vater für heute eine gute Nacht, und während die beiden Schwestern in ihren Wagen stiegen, schritten die jungen Leute in freudigster Stimmung den Berg hinab und bald waren sie in ein süßes Geplauder versunken, wie es bei ihrem Alter, ihrem Verhältniß und ihrer Liebe so natürlich war.

Als sie aber, schon in die Ebene gelangt, geraume Zeit den gestirnten Himmel und den Vollmond betrachtet, die über das weite Thal ihre volle Schönheit und all' ihren Glanz ausgossen, und sie zur Genüge ihre Gedanken darüber ausgetauscht hatten, sagte Angela zu Felix, indem sie sich fest an seinen Arm preßte:

»Felix, wie schön, groß und erhaben ist doch diese Gotteswelt, auf der wir Menschen wohnen, nicht wahr? Und was für namenlose Schätze hat sie für uns, wenn man sich so liebt, wie wir uns lieben; meinst Du nicht auch? Aber Du armer Mann hast heute wieder, wie alle Tage, so viele Mühe gehabt und die Arbeit läßt nie nach und jeden Morgen ist sie von Neuem da!«

»O, das ist ja nicht anders, liebe Angela, und wozu leben wir, wenn wir nichts zu arbeiten hätten? Doch nicht vom Glück und Genuß allein? Nein, glaube mir, nichts Süßeres giebt es für mich auf der Welt, als recht, recht thätig zu sein und erst nach erfüllter Pflicht der Ruhe zu



pflügen, der Ruhe, die mir an Deiner Seite so voll, so genußreich geboten ist. So habe ich auch in jenen schlimmen Tagen vor einem Jahr gedacht, als ich für Deinen Vater arbeitete, aber nachdem ich meine Pflicht gegen ihn erfüllt, war mir stets die kurze Ruhe nachher um so süßer, zumal als ich erst dachte, dann glaubte und zuletzt wußte, daß Dein Beifall und Deine Liebe mich auf allen meinen Wegen begleiteten.«

»Ja, Du hast für meinen Vater Großes und unendlich Viel vollbracht, das sehe ich alle Tage mehr ein und Du hast nicht nur Dein Wort gegen mich gehalten, daß Du ihn glücklich machen würdest, sondern noch viel mehr, denn Dir ist ja Alles gelungen, was Du mit Deinem Kopf bedacht und mit Deinen Händen angefaßt hast. Wie glücklich mußt Du Dich selbst darüber fühlen und nicht umsonst haben Dir Deine Eltern den schönen Namen gegeben, den ich so gern und so oft wie möglich ausspreche.«

Felix umfaßte die sylphenhafte Gestalt an seiner Seite fester und drückte sie innig an sich. »Ja wohl nennst Du mich mit Recht glücklich,« erwiderte er, »aber ich bin es nicht durch mich allein geworden, sondern mir standen große Hülfquellen zu Gebote und gute Gedanken hoben und trugen mich, wenn ich einmal ermatten wollte. Aber erst durch Dich bin ich ganz glücklich geworden und so ist mir das Glück also nicht von innen, nicht durch mich, sondern von außen, durch Dich gekommen.«

»Du bist zu bescheiden, lieber Mann, und willst nicht allein vollbracht haben, was geschehen ist. Aber ich weiß

es besser und eben weil ich es weiß und auch fühle, darum bin auch ich in Deinem Besitz so glücklich, wie nur ein Weib an der Seite eines Mannes es werden kann.«

»Nun, dann sind wir ja Beide glücklich, und das ist es, was ich mir immer als mein letztes Ziel vorgesteckt. Ein Mensch ist nie *ganz* glücklich, wenn er allein ist, und nur wenn zwei gleichgestimmte und zwei gleichfühlende Menschen beisammen sind, das ihnen gebotene Glück mit einander theilen, dann hat es da, wo sie sind, seine Hütte wahrhaft fest und wohlbegründet aufgeschlagen.«

»Seine Hütte! Wie Du das sagst! Nun, ich denke, wir haben Beide eine schöne Hütte da unten vor uns. Sieh, wie die Fenster von Schaumburg so freundlich uns entgegenblinken und uns zu der gastlichen Stätte einladen! O mein Gott, ja, was für ein großes Glück ist es, eine solche schöne Heimath zu haben.«

»Und darin an der Seite eines solchen Weibes zu ruhen, mußt Du hinzufügen. Ja, das ist wahr, das unterschreibe ich gern. Schön ist Alles, was ich besitze, aber das Schönste von Allem, und dafür danke ich Gott in jeder Stunde meines Lebens – bist Du!«

Und sie standen einen Augenblick still und umschlossen sich fest unter dem klaren Sternenhimmel und dem friedlich und glanzvoll über sie hinziehenden Mond, die ihre überirdische Seligkeit auf sie herniederflackerten, eine Seligkeit, wie sie nur gute Menschen schon auf Erden empfinden können und die hauptsächlich darin besteht, daß sie das Bewußtsein in sich tragen, daß sie der großen

und vollen Gaben, womit sie das Schicksal so gnädig bedacht, nicht unwürdig sind.